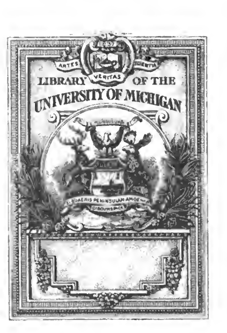



ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.



Band XXVI.

(Januar — Februar — März 1881.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capetown**, J. H. Rose. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp R. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lima**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Lissabon**, Edm. de Beaumont. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, R. Buchwald. A. Siegle. Trübner & Co. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, E. & H. Laemmert. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.





...ärz 1881).



Inhalts-Verzeichniß

zum

sechsundzwanzigsten Bande (Januar — März 1881).

(Fortsetzung umstehend.)

Das Sinngedicht.

Novellen

von

Gottfried Keller.

Erstes Capitel.

Ein Naturforscher entdeckt ein Verfahren und reitet über Land, dasselbe zu prüfen.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren, als die Naturwissenschaften eben wieder auf einem höchsten Gipfel standen, obgleich das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl noch nicht bekannt war, öffnete Herr Reinhart eines Tages seine Fensterläden und ließ den Morgenglanz, der hinter den Bergen hervorkam, in sein Arbeitsgemach, und mit dem Lichtgolde wehte eine frische Sommermorgenluft daher und bewegte kräftig die schweren Vorhänge und die schattigen Haare des Mannes.

Der junge Tagesschein erleuchtete die Studierstube eines Doctor Faustus, aber durchaus ins Moderne, Bequeme und Zierliche übersetzt. Statt der malerischen Öde der ungebräuchlichen Kolben und Kessel gab es da nur feine Spirituslampen und leichte Glasröhren, feine Porzellanschalen und Fläschchen mit geschliffenem Verschlusse, angefüllt mit Trockenem und Flüssigem aller Art, mit Säuren, Salzen und Krystallen. Die Tische waren bedeckt mit geognostischen Karten, Mineralien und hölzernen Krystallmodellen, Schichten gelehrter Jahrbücher in allen Sprachen belasteten Stühle und Tische, und auf den Spiegeltischchen glänzten physikalische Instrumente in schönstem Messing. Kein ausgestopftes Monstrum hing am räucherigen Gewölbe, sondern behaglich hockte ein lebendiger Frosch in einem Glase und harrte seines Stündleins, und selbst das übliche Menschengerippe in der dunkeln Ecke fehlte, wogegen eine Reihe von Menschen- und Thierschädeln so weiß und appetitlich aussah, daß sie eher den Aufsätzen eines Etagères glichen, als dem Inventar des Beinhauses eines alten Laboranten. Statt bestäubter Herbarien sah man einige feine Vasen mit Zweigen von Pflanzengewächsen, statt schweinslederner Folianten englische Prachtwerke in gepreßter Leinwand.

Wo man ein Buch oder Heft aufschlug, erblickte man nur den lateinischen Gelehrtendruck, Zahlensäulen und Logarithmen. Kein einziges Buch handelte von menschlichen oder moralischen Dingen, oder, wie man vor hundert Jahren gesagt haben würde, von Sachen des Herzens und des schönen Geschmackes.

So wollte also Reinhart sich wieder an eine stille, subtile Arbeit begeben, die er schon seit Wochen betrieb. In der Mitte des Zimmers stand ein sinnreicher Apparat, allwo ein Sonnenstrahl eingefangen und durch einen Kristallkörper geleitet wurde, um sein Verhalten in demselben zu zeigen und womöglich das innerste Geheimniß solcher durchsichtigen Bauwerke zu beleuchten. Schon viele Tage stand Reinhart vor der Maschine, guckte durch eine Röhre, den Rechenstift in der Hand, und schrieb Zahlen auf Zahlen.

Als die Sonne einige Spannen hoch gestiegen, verschloß er wieder die Fenster vor der schönen Welt mit Allem, was draußen lebte und webte, und ließ nur einen einzigen Lichtstrahl in den verdunkelten Raum, durch ein kleines Löchlein, das er in den Laden gebohrt hatte. Als dieser Strahl sorgfältig auf die Tortur gespannt war, wollte Reinhart ungesäumt sein Tagewerk beginnen, nahm Papier und Bleistift zur Hand und guckte hinein, um da fortzufahren, wo er gestern stehen geblieben.

Da fühlte er einen leise stechenden Schmerz im Auge; er rieb es mit der Fingerspitze und schaute mit dem andern durch das Rohr, und auch dieses schmerzte; denn er hatte allbereits angefangen, durch das anhaltende Treiben sich die Augen zu verderben, namentlich aber durch den unaufhörlichen Wechsel zwischen dem erleuchteten Kristall und der Dunkelheit, wenn er in dieser seine Zahlen schrieb.

Das merkte er jetzt und fuhr bedenklich zurück; wenn die Augen krank wurden, so war es aus mit allen sinnlichen Forschungen, und Reinhart sah sich dann auf beschauliches Nachdenken über das zurückgeführt, was er bislang gesehen. Er setzte sich betroffen in einen weichen Lehnstuhl, und da es nun gar so dunkel, still und einsam war, beschlichen ihn seltsame Gedanken.

Nachdem er in munterer Bewegung den größten Theil seiner Jugend zugebracht und dabei mit Aufmerksamkeit unter den Menschen genug gesehen hatte, um von der Gesetzmäßigkeit und dem Zusammenhange der moralischen Welt überzeugt zu werden, und wie überall nicht ein Wort fällt, welches nicht Ursache und Wirkung zugleich wäre, wenn auch so gering wie das Säuseln des Grashalmes auf einer Wiese, war die Erkundung des Stofflichen und Sinnlichen ihm sein All' und Eines geworden.

Nun hatte er seit Jahren das Menschenleben fast vergessen, und daß er einst auch gelacht und gezürnt, thöricht und klug, froh und traurig gewesen. Jetzt lachte er nur, wenn unter seinen chemischen Stoffen allerlei Komödien und unerwartete Entwickelungen spielten; jetzt wurde er nur verdrießlich, wenn er einen Rechnungsfehler machte, falsch beobachtete oder ein Glas zerbrach; jetzt fühlte er sich nur klug und froh, wenn er bei seiner Arbeit das große Schauspiel mit genoß, welches den unendlichen Reichthum der Erscheinungen unaufhaltsam auf eine einfachste Einheit zurückzuführen scheint, wo es heißt, im Anfang war die Kraft, oder so was.

Die moralischen Dinge, pflegte er zu sagen, flattern ohnehin gegenwärtig

wie ein entfärbter und heruntergekommener Schmetterling in der Luft; aber der Faden, an dem sie flattern, ist gut angebunden und sie werden uns nicht entwischen, wenn sie auch immerfort die größte Lust bezeigen, sich unsichtbar zu machen.

Jetzt aber war es ihm, wie gesagt, unbehaglich zu Muth geworden; in der Besorgniß um seine Augen stellte er sich alle die guten Dinge vor, welche man mittelst derselben sehen könne, und unvermerkt mischte sich darunter die menschliche Gestalt, und zwar nicht in ihren zerlegbaren Bestandtheilen, sondern als Ganzes, wie sie schön und lieblich anzusehen ist und wohllautende Worte hören läßt. Es war ihm, als ob er sogleich viel gute Worte hören und darauf antworten möchte, und es gelüstete ihn plötzlich, auf das durchsichtige Meer des Lebens hinauszufahren, das Schifflein im reizenden Versuche der Freiheit da oder dorthin zu steuern, wo liebliche Dinge lockten. Aber es fiel ihm nicht der geringste Anhalt, nicht das kleinste Verhältniß ein zur Uebung menschlicher Sitte; er hatte sich vereinsamt und festgerannt, es blieb still und dunkel um ihn her, es ward ihm schwül und unleidlich und er sprang auf und warf die Fensterläden wieder weit auseinander, damit es hell würde. Dann eilte er in eine Bodenkammer hinauf, wo er in Schränken eine verwahrloste Menge von Büchern stehen hatte, die von den halbvergessenen menschlichen Dingen handelten. Er zog einen Band hervor, blies den Staub davon, klopfte ihn tüchtig aus und sagte: Komm, tapferer Lessing! es führt dich zwar jede Wäscherin im Munde, aber ohne eine Ahnung von deinem eigentlichen Wesen zu haben, das nichts Anderes ist, als die ewige Jugend und Geschicklichkeit zu allen Dingen, der unbedingte gute Wille ohne Falsch und im Feuer vergoldet!

Es war ein Band der Lachmann'schen Lessingausgabe und zwar der, in welchem die Sinngedichte des Friedrich von Logau stehen, und wie Reinhart ihn aufschlug, fiel ihm dieser Spruch in die Augen:

Wie willst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen.

Sogleich warf er das Buch weg und rief: Dank dir, Vortrefflicher, der mir durch den Mund des noch älteren Todten einen so schönen Rath gibt! O, ich wußte wohl, daß man dich nur anzufragen braucht, um gleich etwas Gescheidtes zu hören!

Und das Buch wieder aufnehmend, die Stelle nochmals laut lesend, rief Reinhart: Welch' ein köstliches Experiment! Wie einfach, wie tief, klar und richtig, so hübsch abgewogen und gemessen! Gerade so muß es sein: erröthend lachen! Küß eine weiße Galathee, sie wird erröthend lachen!

Das wiederholte er beständig vor sich her, während er Reisekleider hervorsuchte und seinen alten Diener herbeirief, daß er ihm schleunig helfe, den Mantelsack zu packen und das erste beste Miethpferd bestelle auf mehrere Tage. Er anbefahl dem Alten die Obhut seiner Wohnung und ritt eine Stunde später zum Thore hinaus, entschlossen, nicht zurückzukehren, bis ihm der lockende Versuch gelungen.

Er hatte die artige Vorschrift auf einen Papierstreifen geschrieben, wie ein Recept, und in die Brieftasche gelegt.

Zweites Capitel.

Worin es zur einen Hälfte gelingt.

Als Reinhart eine Weile in den thauigen Morgen hineingezogen, wo hier und da Sensen blinkten und frische Heuerinnen die Mahden auf den Wiesen ausbreiteten, kam er an eine lange und breite, sehr schöne Brücke, welche der Frühe wegen noch still und unbegangen war, und wie ein leerer Saal in der Sonne lag. Am Eingange stand ein Zollhäuschen von zierlichem Holzwerk, von blühenden Winden bedeckt, und neben dem Häuschen klang ein klarer Brunnen, an welchem die Zöllnerstochter eben das Gesicht gewaschen hatte und sich die Haare kämmte. Als sie zu dem Reiter herantrat, um den Brückenzoll zu fordern, sah er, daß es ein schönes blasses Mädchen war, schlank von Wuchs, mit einem feinen, lustigen Gesicht und kecken Augen. Das offene braune Haar bedeckte die Schultern und den Rücken, und war wie das Gesicht und die Hände feucht von dem frischen Quellwasser.

„Wahrhaftig, mein Kind!" sagte Reinhart, „Ihr seid die schönste Zöllnerin, die ich je gesehen, und ich gebe Euch den Zoll nicht, bis Ihr ein wenig mit mir geplaudert habt!"

Sie erwiderte: „Ihr seid bei Zeiten aufgestanden, Herr, und schon früh guter Dinge. Doch wenn Ihr mir noch einige Mal sagen wollt, daß ich schön sei, so will ich gern mit Euch plaudern, so lang es Euch gefällt, und Euch jedesmal antworten, daß Ihr der verständigste Reiter seid, den ich je gesehen habe!"

„Ich sage es noch ein Mal; der diese schöne neue Brücke gebaut und das kunstreiche Häuschen dazu erfunden, muß sich erfreuen, wenn er solche Zöllnerin davor sieht!"

„Das thut er nicht, er haßt mich!"

„Warum haßt er Euch?"

„Weil ich zuweilen, wenn er in der Nacht mit seinen zwei Rappen über die Brücke fährt, ihn etwas warten lasse, eh' ich herauskomme und den Schlagbaum aufziehe; besonders wenn es regnet und kalt ist, ärgert ihn das in seiner offenen Kalesche."

„Und warum zieht Ihr den Schlagbaum so lang nicht auf?"

„Weil ich ihn nicht leiden kann!"

„Ei, und warum kann man ihn nicht leiden?"

„Weil er in mich verliebt ist und mich doch nicht ansieht, obgleich wir miteinander aufgewachsen sind. Ehe die Brücke gebaut war, hatte mein Vater die Fähre an dieser Stelle; der Baumeister war eines Fischers Sohn da drüben, und wir fuhren immer auf der Fähre mit, wenn Leute übersetzten. Jetzt ist er ein großer Baumeister geworden und will mich nicht mehr kennen; er schämt sich aber vor mir, die ich hübsch bin, weil er immer eine buckelige, einäugige Frau im Wagen neben sich hat."

„Warum hat er, der so schöne Werke erfindet, eine so häßliche Frau?"

„Weil sie die Tochter eines Rathsmannes ist, der ihm den Brückenbau ver-

schaffen konnte, durch den er groß und berühmt geworden. Jener sagte, er müsse seine Tochter heirathen, sonst solle er die Brücke nicht bauen."

„Und da hat er es gethan?"

„Ja, ohne sich zu besinnen; seitdem muß ich lachen, wenn er über die Brücke fährt; denn er macht eine sehr traurige Figur neben seiner Buckligen, während er Nichts als schlanke Pfeiler und hohe Kirchthürme im Kopfe hat."

„Woher weißt Du aber, daß er in Dich verliebt ist?"

„Weil er immer wieder vorüberkommt, auch wenn er einen Umweg machen muß, und dann mich doch nicht ansieht!"

„Habt Ihr denn nicht ein wenig Mitleid mit ihm, oder seid Ihr am Ende nicht auch in ihn verliebt?"

„Dann würde ich Euch Nichts erzählen! Einer, der eine Frau nimmt, die ihm nicht gefällt, und dann Andere gern sieht, die er doch nicht anzuschauen wagt, ist ein Wicht, bei dem nicht viel zu holen ist, meint Ihr nicht?"

„Sicherlich! Und um so mehr, als dieser also recht gut weiß, was schön ist; denn je länger ich Euch und diese Brücke betrachte, desto lauter muß ich gestehen, daß es zwei schöne Dinge sind! Und doch nahm er die Häßliche nur, um die Brücke bauen zu dürfen!"

„Aber er hätte auch die Brücke fahren lassen und mich nehmen können, und dann hätte er auch etwas Schönes gehabt, wie Ihr sagt!"

„Das ist gewiß! Nun, er hat den Nutzen für sich erwählt, und Ihr habt Euere Schönheit behalten! Hier seid Ihr gerade an der rechten Stelle; viele Augen können Euch da sehen und sich an dem Anblick erfreuen!"

„Das ist mir auch lieb und mein größtes Vergnügen! Hundert Jahre möchte ich so vor diesem Häuslein stehen und immer jung und hübsch sein! Die Schiffer grüßen mich, wenn sie unter der Brücke durchfahren, und wer darüber geht, dreht den Hals nach mir. Das fühl' ich, auch wenn ich den Rücken kehre, und weiter verlang' ich Nichts. Nur der Herr Baumeister ist der Einzige, der mich nie ansieht, und es doch am Liebsten thäte! Aber nun gebt mir endlich den Zoll und zieht Euere Straße, Ihr wißt nun genug von mir für die schönen Worte, die Ihr mir gegeben!"

„Ich gebe Dir den Zoll nicht, feines Kind, bis Du mir einen Kuß gegeben!"

„Auf die Art müßte ich meinen Zoll wieder verzollen und meine eigene Schönheit versteuern!"

„Das müßt Ihr auch, wer sagt etwas Anderes? Würde bringt Bürde!"

„Zieht mit Gott, es wird Nichts daraus!"

„Aber Ihr müßt es gern thun, Allerschönste! So ein Bischen von Herzen!"

„Gebt den Zoll und geht!"

„Sonst thu' ich es selbst nicht; denn ich küsse nicht eine Jede! Wenn Du's recht artig vollbringst, so will ich das Lob Deiner Schönheit verkünden und von Dir erzählen, wo ich hinkomme; und ich komme weit herum!"

„Das ist nicht nöthig; alle guten Werke loben sich selbst!"

„So werde ich dennoch reden, auch wenn Ihr mich nicht küßt, beste Schöne! Denn Ihr seid zu schön, als daß man davon schweigen könnte! Hier ist der Zoll!"

Er legte das Geld in ihre Hand; da hob sie den Fuß in seinen Steigbügel, er gab ihr die Hand und sie schwang sich zu ihm hinauf, schlang ihren Arm um seinen Hals und küßte ihn lachend. Aber sie erröthete nicht, obgleich auf ihrem weißen Gesicht der bequemste und anmuthigste Platz dazu vorhanden war. Sie lachte noch, als er schon über die Brücke geritten war und noch einmal zurückschaute.

Für's Erste, sagte er zu sich selbst, ist der Versuch nicht gelungen; die nothwendigen Elemente waren nicht beisammen. Aber schon das Problem ist schön und lieblich, wie lohnend müßte erst das Gelingen sein!

Drittes Capitel.

Worin es zur andern Hälfte gelingt.

Hierauf durchritt er verschiedene Gegenden, bis es Mittag wurde, ohne daß ihm eine weitere günstige Gelegenheit aufgestoßen wäre. Jetzt erinnerte ihn aber der Hunger daran, daß es Zeit zur Einkehr sei, und eben, als er das Pferd zu einem Wirthshause lenken wollte, fiel ihm der Pfarrherr des Dorfes ein, welcher ein alter Bekannter von ihm sein mußte, und er richtete seinen Weg nach dem Pfarrhause. Dort erregte er ein großes Erstaunen und eine unverhehlte Freude, die alsobald nach Schüsseln und Tellern, nach Töpfchen und Gläsern, nach Eingemachtem und Gebackenem auseinander lief, um das gewöhnliche Mittagsmahl zu erweitern. Zuletzt erschien eine blühende Tochter, deren Dasein Reinhart mit den Jahren vergessen hatte; überrascht erinnerte er sich nun wol des artigen kleinen Mädchens, welches jetzt zur Jungfrau herangewachsen war, deren Wangen ein feines Roth schmückte und deren längliche Nase gleich einem ernsten Zeiger andächtig zur Erde wies, wohin auch der bescheidene Blick fortwährend ihr folgte. Sie begrüßte den Gast, ohne die Augen aufzuschlagen, und verschwand dann gleich wieder in die Küche.

Nun unterhielten ihn Vater und Mutter ausschließlich von den Schicksalen ihres Hauses und verriethen eine wundersame Ordnungsliebe in diesem Punkte; denn sie hatten alle ihre kleinen Erfahrungen und Vorkommnisse auf das Genaueste eingereiht und abgetheilt, die angenehmen von den betrübenden abgesondert und jedes Einzelne in sein rechtes Licht gesetzt und in reinliche Beziehung zum Andern gebracht. Der Hausherr gab dann dem Ganzen die höhere Weihe und Beleuchtung, wobei er merken ließ, daß ihm die berufliche Meisterschaft im Gottvertrauen gar wohl zu Statten käme bei der Lenkung einer so wunderbarlichen Lebensfahrt. Die Frau unterstützte ihn eifrigst und schloß Klagen wie Lobpreisungen mit dem Ruhme ihres Mannes und mit dem gebührenden Dank gegen den lieben Gott, der in dieser kleinen, friedlich bewegten Familie ein besonderes, fein ausgearbeitetes Kunstwerk seiner Weltregierung zu erhalten schien, durchsichtig und klar wie Glas in allen seinen Theilen, worin nicht ein dunkles Gefühlchen im Verborgenen stürmen konnte.

Dem entsprachen auch die vielen Glasglocken, welche mannigfache Familiendenkmale vor Staub schützten, sowie die zahlreichen Rähmchen an der Wand mit Silhouetten, Glückwünschen, Liedersprüchen, Epitaphien, Blumenkränzen und

Landschaften von Haar, Alles symmetrisch aufgehängt und mit reinlichem Glase bedeckt. In Glasschränken glänzten Porcellantassen mit Namenszügen, geschliffene Gläser mit Inschriften, Wachsblumen und Kirchenbücher mit vergoldeten Schlössern.

So sah auch die Pfarrerstochter aus, wie wenn sie eben aus einem mit Spezereien durchdufteten Glasschranke käme, als sie, sorgfältig geputzt, wieder eintrat. Sie trug ein himmelblau seidenes Kleidchen, welches knapp genug einen rundlichen Busen umspannte, auf welchen die liebe, ernsthafte Nase immerfort hinab zeigte. Auch hatte sie zwei goldene Locklein entfesselt und eine schneeweiße Küchenschürze umgebunden; und sie setzte einen Pudding so sorgfältig auf den Tisch, wie wenn sie die Weltkugel hielte. Dabei duftete sie angenehm nach dem würzigen Kuchen, den sie eben gebacken hatte.

Ihre Eltern behandelten sie aber so feierlich und gemessen, daß sie ohne sichtbaren Grund oftmals erröthete und bald wieder wegging. Sie machte sich auf dem Hofe zu schaffen, wo Reinharts Pferd angebunden war, und in eifriger Fürsorge fütterte sie das Thier. Sie rückte ihm ein Gartentischchen unter die Nase und setzte ihm in ihrem Strickkörbchen einige Brocken Hausbrod, halbe Semmeln und Zwiebäcke vor, nebst einer guten Handvoll Salatblätter auch stellte sie ein grünes Gießkännchen mit Wasser daneben, streichelte das Pferd mit zager Hand und trieb tausend fromme Dinge. Dann ging sie in ihr Zimmerchen, um schnell die unverhofften Ereignisse in ihr Tagebuch einzutragen; auch schrieb sie rasch einen Brief.

Inzwischen ging auch Reinhart hinunter, um das Pferd vorläufig bereit zu machen. Dieses hatte sich das Gießkännchen an die Nase geklemmt und am Gießkännchen hing das Strickkörbchen, und beide Dinge suchte das verlegene Thier unmuthvoll abzuschlenkern, ohne daß es ihm gelingen wollte. Reinhart lachte so laut, daß die Tochter es augenblicklich hörte und durch das Fenster sah. Als sie das Abenteuer entdeckte, kam sie eilig herunter, nahm sich ein Herz und bat Reinhart beinahe zitternd, daß er ihren Eltern und Niemand Etwas davon sagen möchte, da es ihr für lange Zeit zum Aufsehen und zur Lächerlichkeit gereichen würde. Er beruhigte sie höflich und so gut er konnte, und sie eilte mit Körbchen und Kanne wie ein Reh davon, sie zu verbergen. Doch zeigte sie sich bald wieder hinter einem Fliederbusche und schien etwas Angelegentliches auf dem Herzen zu haben. Reinhart schlüpfte hinter den Busch; sie zog einen sorgfältig versiegelten, mit einer prachtvollen Adresse versehenen Brief aus der Tasche, den sie ihm mit der geflüsterten Bitte überreichte, das Schreiben, welches einen Gruß und wichtigen Auftrag enthielte, doch ja unfehlbar an eine Freundin zu bestellen, die unweit von seinem Reisepfade wohne.

Ebenso flüsternd und bedeutsam theilte ihr Reinhart mit, daß er sie in Folge eines heiligen Gelübdes ohne Widerrede küssen müsse. Sie wollte sogleich entfliehen; allein er hielt sie fest und lispelte ihr zu, wenn sie sich widersetze, so würde er das Geheimniß von der Gießkanne unter die Leute bringen, und dann sei sie für immer im Gerede. Zitternd stand sie still, und als er sie nun umarmte, erhob sie sich sogar auf die Zehen und küßte ihn mit geschlossenen Augen, über und über mit Roth begossen, aber ohne nur zu lächeln, vielmehr

so ernst und andächtig, als ob sie das Abendmahl nähme. Reinhart dachte, sie sei zu sehr erschrocken, und hielt sie ein kleines Weilchen im Arm, worauf er sie zum zweiten Male küßte. Aber ebenso ernsthaft wie vorhin küßte sie ihn wieder und ward noch viel röther, dann floh sie wie ein Blitz davon.

Als er wieder in's Haus trat, kam ihm der Pfarrherr heiter entgegen und zeigte ihm sein Tagebuch, in welchem sein Besuch bereits mit erbaulichen Worten vorgemerkt war, und die Pfarrfrau sagte: „Auch ich habe einige Zeilen in meine Gedenkblätter geschrieben, lieber Reinhart, damit uns Ihre Begegnung ja recht frisch im Gedächtnisse bleibe!"

Er verabschiedete sich auf's Freundlichste von den Leuten, ohne daß sich die Tochter wieder sehen ließ.

Wiederum nicht gelungen! rief er, nachdem er vom Pfarrhofe weggeritten, aber immer reizender wird das Kunststück, je schwieriger es zu sein scheint!

Viertes Capitel.

Worin ein Rückschritt vermieden wird.

Da das Pferd noch hungrig sein mußte, stieg er unweit des Dorfes nochmals ab, vor einem einsamen Wirthshause, welches am Saume eines großen Waldes lag und ein goldenes Waldhorn im Schilde führte. Aus dem Walde erhob sich ein schöner, grün belaubter Berg, hinein aber führte eine breite Straße in weitem Bogen.

Unter der schattigen Vorhalle des Wirthshauses saß ein stattliches Frauenzimmer und nähte. Sie war nicht minder hübsch, als die Pfarrerstochter und die Zöllnerin, aber ungleich handfester. Sie trug einen dunkelblauen, faltigen Rock mit rothem Mieder und blendend weiße Hemdärmel, deren gestickte weitläufige Säume offen auf die Handknöchel fielen. In den Flechten des Haares glänzte ein silberner Zierrath, dessen Form zwischen einem Löffel und einem Pfeile schwankte.

Sie grüßte lächelnd den Reisenden und fragte, was ihm gefällig wäre.

„Etwas Hafer für das Pferd," sagte er, „und da es sich hier kühl und lieblich zu leben scheint, auch ein Glas Wein für mich, wenn Ihr so gut sein wollt!"

„Ihr habt Recht," sagte sie, „es ist hier gut sein, still und angenehm und eine schöne Luft! So laßt's Euch gefallen und nehmt Platz!"

Als sie den Wein zu holen ging und mit der klaren Flasche wieder kam, bewunderte Reinhart ihre schöne Gestalt und den sicheren Gang, und als sie rüstig ein Maß Hafer siebte und dem Pferde aufschüttete, ohne an Reiz zu verlieren, sagte er sich: Wie voll ist doch die Welt von schönen Geschöpfen und sieht keines dem andern ganz gleich! — Die Schöne setzte sich hierauf an den Tisch und nahm ihre Arbeit wieder zur Hand. „Wie ich sehe," sagte Reinhart, „seid Ihr allein zu Haus?"

„Ganz allein," erwiderte sie voll Freundlichkeit, blanke Zahnreihen zeigend, „unsere Leute sind Alle auf den Wiesen, um Heu zu machen."

„Gibt es viel und gutes Heu dies Jahr?"

„So ziemlich; wenn das Frühjahr nicht so trocken gewesen wäre, so gäbe es noch mehr; man muß es eben nehmen, wie's kommt, Alles kann nicht gerathen!"

„So ist es! Der schöne Frühling war dagegen für andere Dinge gut, zum Beispiel für die Obstbäume, die konnten vortrefflich verblühen."

„Das haben sie auch redlich gethan!"

„So wird es also viel Obst geben im Herbst?"

„Wir hoffen es, wenn das Wetter nicht ganz schlecht wird."

„Und was das Heu betrifft, was gilt es denn gegenwärtig?"

„Jetzt, eh' das neue Heu gemacht ist, steht es noch hoch im Preise, denn das letzte Jahr war es unergiebig; ich glaube, es hat vor acht Tagen noch über einen Thaler gekostet. Es muß aber jetzt abschlagen."

„Verkauft Ihr auch von Euerem Heu, oder braucht Ihr es selbst, oder müßt Ihr noch kaufen, da Ihr ein Gasthaus führt?"

„In der Wirthschaft wird kein Heu, sondern fast nur Hafer verfüttert; für unser Vieh aber brauchen wir das Heu, und da ist es verschieden, das eine Jahr kommen wir gerade aus, das andere müssen wir dazu kaufen, das dritte reicht es so gut, daß wir Etwas auf den Markt bringen können; dies hängt von vielen Umständen ab, besonders auch, wie die anderen Sachen und Kräuter gerathen."

„Das läßt sich denken! Das läßt sich denken! Und also über einen Thaler hat der Zentner Heu noch vor acht Tagen gekostet?"

„Quälen Sie sich nun nicht länger, mein Herr!" sagte die Schöne lächelnd, „und sagen Sie mir die drolligen Dinge, die Ihnen auf der Zungenspitze sitzen, ohne Umschweif! Ich kann einen Scherz ertragen und weiß mich zu wehren!"

„Wie meinen Sie das?"

„Ei, ich seh' es Ihren Augen die ganze Zeit an, daß Sie lieber von Anderm sprechen, als von Heu, und mir ein wenig den Hof machen möchten, bis Ihr Pferd gefressen hat! Da ich einmal eine einsame Wirthstochter hier vorstelle, so wollen wir die wundervollen Dinge nicht verschweigen, die man sich unter solchen Umständen sagt, und der Welt den Lauf lassen! Fangen Sie an, Herr! und seien Sie witzig und vorlaut, und ich werde mich zieren und spröde thun!"

„Gleich werd' ich anfangen, Sie haben mich nur überrascht!"

„Nun, lassen Sie hören!"

„Nun also — beim Himmel, ich bin ganz verblüfft und weiß Nichts zu sagen!"

„Das ist nicht viel: Sollen wir etwa gar die verkehrte Welt spielen und soll ich Ihnen den Hof machen und Ihnen angenehme Dinge sagen, während Sie sich zieren? Gut denn! Sie sind in der That der hübscheste Mann, welcher seit Langem diese Straße geritten, gefahren oder gegangen ist!"

„Glauben Sie etwa, ich höre das ungern aus Ihrem Munde?"

„Das befürchte ich nicht im Geringsten! Zwar, wie ich Sie vorhin kommen sah, dacht' ich: Gelobt sei Gott, da nahet sich endlich Einer, der nach was Rechtem aussieht, ohne daran zu denken! Der reitet fest in die Welt hinein und trägt gewiß keinen Spiegel in der Tasche, wie sonst die Herren aus der Stadt, denen man kaum den Rücken drehen darf, so holen sie den Spiegel hervor

und beschauen sich schnell in einer Ecke! Wie Sie aber das Heugespräch führten und dabei Augen machten wie die Katze, die um den heißen Brei herum geht, dacht' ich: es ist doch ein Schulmeister von Art!"

„Sie fallen ja aus der Rolle und sagen mir Unhöflichkeiten!"

„Es wird gleich wieder besser kommen! Sie haben eine so tüchtige Manier, daß man froh ist, Sie zu nehmen, wie Sie sind, da wir armen Menschen uns ja doch unser Leben lang mit dem Schein begnügen müssen, und nicht nach dem Kern fragen dürfen. So betrachte ich Sie auch als einen schönen Schein, der vorüber geht und sein Schöppchen trinkt und ich benutze sogar recht gern diesen Scherz, um Ihnen in allem Ernste zu sagen, daß Sie mir recht wohl gefallen! Denn so steht es in meinem Belieben!"

„Daß ich Ihnen gefalle?"

„Nein, daß ich es sagen mag!"

„Sie sind ja der Teufel im Mieder! Ein starker Geist mit langen Haaren?"

„Sie haben wol nicht geglaubt, daß wir hier auch geschliffene Zungen haben?"

„Ei, als Sie vorhin den Hafer siebten, sah ich, daß Sie eine handfeste und zugleich anmuthige Dame sind! Ihre Ausdrucksweise dagegen kann ich nicht mit den ländlichen Kleidern zusammen reimen, die Ihnen übrigens vortrefflich stehen!"

„Nun, ich habe vielleicht nicht immer in diesen Kleidern gesteckt — vielleicht auch doch! Jeder hat seine Geschichte und die meinige werde ich Ihnen bei dieser Gelegenheit nicht auf die Nase binden! Vielmehr beliebt es mir, Ihnen zu sagen, daß Sie mir wohl gefallen, ohne daß Sie wissen, wer ich bin, wie ich dazu komme, dies zu sagen, und ohne daß Sie einen Nutzen davon haben. So setzen Sie Ihren Weg fort als ein Schein für mich, wie ich als ein Schein für Sie hier zurückbleibe!"

Diese Grobheiten und seltsamen Schmeicheleien sagte die Dame nicht auf eine unangenehme Weise, sondern mit großem Liebreiz und einem fortwährenden Lächeln des rothen Mundes, und Reinhart enthielt sich nicht, endlich zu sagen: „Ich wollte, Sie blieben nun ganz bei der Stange und es beliebte Ihnen, Ihr schmeichelhaftes Wohlgefallen auch mit einem Kusse zu bestätigen!"

„Wer weiß!" sagte sie, „in Betracht, daß ich in vollkommenem Belieben Sie küssen würde und nicht Sie mich, könnte es mir vielleicht einfallen, damit Sie zum Dank für die angenehme Unterhaltung mit dem Schimpf davon reiten, geküßt worden zu sein, wie ein kleines Mädchen!"

„Thun Sie mir diesen Schimpf an!"

„Wollen Sie still halten?"

„Das werden Sie sehen!"

Sie machte eine Bewegung, wie wenn sie sich ihm nähern wollte; in diesem Augenblicke wallte aber ein kalter Schatten über sein Gesicht, die Augen funkelten unsicher zwischen Lust und Zorn, um den Mund zuckte ein halb spöttisches Lächeln, so daß sie mit fast unmerklicher Betroffenheit die angehobene Bewegung nach dem Pferde hin ablenkte, um dasselbe zu tränken. Reinhart eilte ihr nach und rief, er könne nun nicht mehr zugeben, daß sie sein Pferd bediene! Sie ließ

sich aber nicht abhalten und sagte, sie würde es nicht thun, wenn sie nicht wollte, und er solle sich nicht darum kümmern.

Sie war aber in einiger Verlegenheit; denn die Sachen standen nun so, daß sie doch warten mußte, bis Reinhart ihr wieder Anlaß bot, ihn zu küssen, daß sie aber beleidigt war, wenn es nicht geschah. Er empfand auch die größte Lust dazu; wie er sie aber so wohlgefällig ansah, befürchtete er, sie möchte wol lachen, allein nicht roth werden, und da er diese Erfahrung schon hinter sich hatte, so wollte er als gewissenhafter Forscher sie nicht wiederholen, sondern nach seinem Ziele vorwärts streben. Dieses schien ihm jetzt schon so wünschenswerth, daß er bereits eine Art Verpflichtung fühlte, keine unnützen Versuche mehr anzustellen und sich des lieblichen Erfolges im Voraus würdig zu machen.

Er stellte sich daher, um auf gute Manier wegzukommen, als ob er den höchsten Respect fühlte und von der Furcht beseelt wäre, mit zu weitgehendem Scherze ihr zu mißfallen. In dieser Haltung bezahlte er auch seine Zeche, verbeugte sich höflich gegen sie, und sie that das Gleiche, ohne daß etwas weiteres vorfiel. Sie nahm alles wohl auf und entließ den Reiter in guter Fassung.

Auf diesem Waldhörnchen wollen wir nicht blasen! sagte er zu sich selbst, als ihm beim Wegreiten das Schild des Hauses in die Augen fiel: Vielleicht führt uns der Auftrag der Pfarrerstochter auf eine gute Spur, wie das Gute stets zum Bessern führt! Ich will den schalkhaften Seitenpfad aufsuchen, der irgend hier herum zu jenem Schloß oder Landsitz führen soll, wo die unbekannte Freundin haust!

Fünftes Capitel.

Herr Reinhart beginnt die Tragweite seiner Unternehmung zu ahnen.

Er fand bald diesen Seitenpfad; es war aber wirklich ein schalkhafter; denn kaum hatte er ihn betreten, so verlor er sich in einem Netze von Holzwegen und ausgetrockneten Bachbetten, bald auf und ab, bald in düsterer Tannennacht, bald unter dichtem Buschwerke. Er gerieth immer höher hinauf und sah zuletzt, daß er an der Nordseite des ausgedehnten Berges umher irre. Stundenlang schlug er sich im wilden Forste herum und sah sich oft genöthigt, das Pferd am Zügel zu führen.

Was mir in dieser Wildniß ersprießen wird, rief er unmuthig aus, muß wol eher eine stachlichte Distel, als eine weiße Galathee sein!

Aber unvermerklich entwirrte sich zugleich das Wirrsal in ersichtlich künstliche Anlagen, welche auf die Westseite des Berges hinüberführten. Der Weg ging zwar immer noch durch den Wald; noch immer ging er auf und nieder, hier einen Blick in die Ferne erlaubend, dort in dunkle Buchengänge führend. Immer deutlicher und schöner wurden die Anlagen und verriethen eine feine kundige Hand; da er aber durchaus nicht wußte, wo er war und nirgends einen Ueberblick gewinnen konnte, mußte er nun auch befürchten, als ein Eindringling und Parkverwüster zum Vorschein zu kommen. Das Pferd zerriß unbarmherzig mit seinen Hufen den fein geharkten Boden, zertrat Gras und wohlgepflegte Waldblumen und zerstörte die Rasenstufen, die über kleine Hügel führten. Indem

er sich sehnte, der traumhaften Verwirrung zu entrinnen, fürchtete er zugleich das Ende und verwünschte die Stunde, die ihn in solche Noth gebracht.

Plötzlich lichteten sich die Bäume und Laubwände, ein schmaler Pfad führte unmittelbar in einen offenen Blumengarten, welcher von dem jenseitigen Hofraume nur durch ein dünnes vergoldetes Drahtgitter abgeschlossen war. Gern hätte er sich über Garten und Zaun mit einem Satze hinweggeholfen; da dies aber nicht möglich war, so ritt er mit dem Muthe der Verzweiflung und trotzig, ohne abzusteigen, zwischen den Zierbeeten durch, die Schneckenlinien verfolgend, deren weißen Sand der Gaul lustig stäuben ließ.

Endlich war er hinter dem leichten Gitterchen angelangt, das den Garten verschloß, und das Pferd anhaltend übersah er sich zuerst den Platz, gleichgültig, ob er in dieser barbarischen Lage entdeckt wurde oder nicht; denn sich zu verbergen schien unmöglich.

Er befand sich auf einer großen Terrasse am Abhange des Berges, auf welcher ein schönes Haus stand; vor demselben lag ein geräumiger gevierter Platz, durch steinerne Balustraden gegen den jähen Abhang geschützt. Der Platz war mit einigen gewaltigen Platanen besetzt, deren edle Aeste sich schattend über ihn ausbreiteten. Unter den Platanen und über das Steingeländer hinweg, sah man auf einen in Windungen sich weithin ziehenden breiten Fluß und in ein Abendland hinaus, das im Glanze der sinkenden Sonne schwamm. An den zwei übrigen Seiten war der Platz von Blumengründen begränzt, auf deren einem der verlegene Reinhart hielt. Er sah nun zu seinem Verdrusse, daß vorn an der Balustrade zwei stattliche Auffahrten auf den Hof mündeten.

Unter den Platanen aber erblickte er einen Brunnen von weißem Marmor, der sich einem viereckigen Monumente gleich mitten auf dem Platze erhob und sein Wasser auf jeder der vier Seiten in eine flache, ebenfalls gevierte, von Delphinen getragene Schale ergoß. Theils auf dem Rande einer dieser Schalen, theils auf dem klaren Wasser, das kaum handtief den Marmor deckte, lag und schwamm ein Haufen Rosen, die in ein Körbchen zu ordnen eine weibliche Gestalt ruhig beschäftigt war, ein schlankes Frauenzimmer in weißem Sommerkleide, das Gesicht von einem breiten Strohhute überschattet.

Die untergehende Sonne bestreifte noch eben diese Höhe sammt der Fontaine und der ruhigen Gestalt, über welche die Platanen mit ihren saftgrünen Laubmassen ihr durchsichtiges und doch kräftiges Helldunkel hernieder senkten.

Je ungewohnter der Anblick dieses Bildes war, das mit seiner Zusammenstellung des Marmorbrunnens und der weißen Frauengestalt eher der idealen Erfindung eines müßigen Schöngeistes, als wirklichem Leben glich, um so ängstlicher wurde es dem gefangenen Reinhart zu Muth, der wie eine Bildsäule staunend zu Pferde saß, bis dieses, ein gutes Unterkommen witternd, urplötzlich aufwieherte. Stutzend forschte die schöne Gestalt nach allen Seiten und entdeckte endlich den verlegenen Reitersmann hinter dem goldenen Gewebe des leichten Gitterthörchens. Er bewegte sich nicht, und nachdem sie eine Weile verwunderungsvoll hingesehen, eilte sie zur Stelle, wie um zu erfahren, ob sie wache oder träume. Als sie sah, daß sich alles in bester Wirklichkeit verhielt, öffnete sie mit unmuthiger Bewegung das Gatter und sah ihn mit fragendem Blick an,

der ihn einlud: ob es ihm vielleicht nunmehr belieben werde, mit den vier Hufen seines Pferdes aus dem mißhandelten Garten herauszuspazieren? Zugleich aber zog sie sich eilig an ihren Brunnen zurück, eine Handvoll Rosen erfassend und der Dinge gewärtig, die da kommen sollten.

Endlich stieg Reinhart ab, und seinen Miethgaul demüthig hinter sich herführend, überreichte er der reizvollen Erscheinung, sie fortwährend anschauend, ohne zu reden mit einer Verbeugung den Brief der Pfarrerstochter.

Oder vielmehr war es nicht der Brief, sondern der Zettel, auf welchen er das Sinngedicht geschrieben:

Wie willst Du weiße Lilien zu rothen Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen.

Den Brief hielt er sammt der Brieftasche in der Hand und entdeckte sein Versehen erst, als die Dame das Papier schon ergriffen und gelesen hatte.

Sie hielt es zwischen beiden Händen und sah den ganz verwirrten und erröthenden Herrn Reinhart mit großen Augen an, während es zweifelhaft, ob bös oder gut gelaunt, um ihre Lippen zuckte. Stumm gab sie den Papierstreifen hin und nahm den Brief, den der um Nachsicht Bittende oder Stammelnde dafür überreichte. Als sie das große Siegel erblickte, verbreitete sich eine Heiterkeit über das Gesicht, welches jetzt in der Nähe wie ein schönes Heimatland aller guten Dinge erschien. Ein kluger Blick ihrer dunklen Augen blitzte auf, und als sie rasch gelesen, lachte sie und sagte mit schalkhaft bewegter Stimme:

„Ich muß gestehen, mein Herr! Das ist mir das seltsamste Ereigniß! Ein Unbekannter fällt, Mann und Pferd, vom Himmel und fängt sich wie eine Drossel an den schwachen Gitterchen meines Gartens, Beete und Wege zerwühlend! Er überbringt mir ein Schreiben, das mit dem Amtssiegel eines ehrwürdigen Geistlichen, mit Bibel, Kelch und Kreuz gesiegelt ist und in welchem mich meine Freundin im Thale, die Pfarrerstochter, in den flehendsten Ausdrücken beschwört, ja nicht zu vergessen, ihr von dem diesjährigen Rettigsamen zu senden! Wenn Sie in einiger Verfassung sind, sich zu vertheidigen und ihre wunderbare Herkunft zu erklären, so sollen Sie in dieser hochgelegenen Behausung willkommen sein, und ich, die ich zur Zeit das Wort führe, da mein gichtkranker Oheim das Zimmer hütet, will ernst und weise mit Ihnen zu Rath gehen über die fernere Entwickelung Ihres merkwürdigen Lebenspfades!"

Nicht nur vom Abglanz der Abendsonne, sondern auch von einem hellen inneren Lichte war die zierdolle Dame dermaßen erleuchtet, daß der Schein dem überraschten Reinhart seine Sicherheit wiedergab. Aber indem er sich sagte, daß er hier oder nirgends das Sprüchlein des alten Logau erproben möchte und erst jetzt die tiefere Bedeutung desselben völlig empfand, merkte er auch, mit welch' weitläufigen Vorarbeiten und Schwierigkeiten der Versuch verbunden sein dürfte.

Sechstes Capitel.

Worin eine Frage gestellt wird.

Er verbeugte sich abermals mit aller Ehrerbietung und sagte:

„Ich bin über mein Geschick nicht weniger erstaunt, als Sie, mein Fräulein!

nur daß ich in ungalanter Weise im Vortheil und auf das Angenehmste betroffen bin, während ich auf Ihrem Gebiete bis jetzt nichts als Schaden und Unheil angerichtet habe. Seit heute früh im Freien, um einer naturwissenschaftlichen Beobachtung nachzugehen, habe ich den Tag damit zugebracht, einen Brief von einer Dame zur andern zu tragen, worin, wie Sie sagen, um Rettigsamen gebeten wird; ich habe mich an diesem Berge verirrt, Gärten verwüstet und mich zuletzt da gefangen gesehen, wo ich schon freiwillig habe hingehen wollen! Welcher Meister hat diese schönen und witzigen Anlagen gebaut?"

„Ich selbst habe sie erfunden und angegeben, es sind eben Mädchenlaunen!" sagte die Dame.

„Respect vor Ihrem Geschmack! Da Sie aber so kunstreiche Netze ausbreiten, so haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn Sie einmal einen groben Vogel fangen, auf den Sie nicht gerechnet haben!"

„Ei man muß nehmen, was kommt! Zu dem freue ich mich zu sehen, daß meine Anlagen zu was gut sind; denn hätten Sie sich nicht darin gefangen, so wären Sie viel früher angekommen und wahrscheinlich längst wieder weggeritten; so aber, da es spät und weit bis zur nächsten Gastherberge ist, habe ich das Vergnügen Ihnen eine Unterkunft anzubieten. Denn Sie sind mir angelegentlich empfohlen von meiner Freundin und sie schreibt, Sie seien ein sehr beachtenswerther und vernünftiger Reisender, welcher mit ihren Eltern die erbaulichsten Gespräche führe!"

„Das wundert mich! Ich habe kaum zwei oder drei Mal das Wort ergriffen und einige Minuten lang geführt!"

„So muß das Wenige, das Sie sagen, um so herrlicher gewesen sein, und ich hoffe dergleichen auch mit Bescheidenheit zu genießen!"

„O mein Fräulein, es waren im Gegentheil zuletzt solche Dummheiten, die ich besonders der jungen Dame sagte, daß sie den gütigen Empfehlungsbrief schwerlich mehr geschrieben hätte, wenn es nicht schon geschehen wäre!"

„So scheint es denn bei Ihnen in keiner Weise mit rechten Dingen zuzugehen! Wenn ich meinen Zweck erreichen will, Sie hier zu behalten, muß ich am Ende, da alles verkehrt bei Ihnen eintrifft, Sie vom Hofe jagen, damit Sie uns um so sicherer von der andern Seite wieder zurückkommen!"

„Nein, schönstes Fräulein, ich möchte jetzo mit Ihrer Hülfe versuchen, der Dinge wieder Meister zu werden! Weisen Sie mir meinen Aufenthalt an, und ich werde ohne Abweichung stracks hinzukommen trachten und mich so fest halten wie eine Klette!"

„Das will ich thun! Aber dann halten Sie sich ja tapfer und lassen sich weder rechts noch links verschlagen, und wenn Sie sich nicht recht sicher trauen, so bleiben Sie lieber auf einem Stuhle sitzen, bis ich Sie rufen lasse! Auf keinen Fall entfernen Sie sich vom Hause, und wenn Ihnen dennoch etwas Ungeheuerliches oder Verkehrtes aufstoßen sollte, so rufen Sie mich gleich zu Hülfe! Läuft es aber glücklich ab und halten Sie sich gut über Wasser, so sehen wir uns bald wieder."

Mit diesen Worten grüßte sie den Gast und eilte mit ihrem Korbe in das Haus, um Leute herzusenden. Es erschien bald darauf ein alter Diener mit

weißen Haaren, der, als er das Pferd gesehen, einen Stallknecht aus dem weiter rückwärtsgelegenen Wirthschaftshofe herbeiholte. Dann kamen zwei Mädchen in der malerischen Landestracht, die er schon im Waldhorn gesehen, und führten ihn in das Haus. Als Reinhart in dem ihm angewiesenen Zimmer einige Zeit verweilt und sein Aeußeres in Ordnung gebracht hatte, erschien das eine der Mädchen wieder mit einer breiten Schale voll Rosen, im Auftrage der Herrschaft die Herberge etwas freundlicher zu machen, und das andere folgte auf dem Fuße mit einer schönen Kristallflasche, die mit einem dunkeln südlichen Wein halb gefüllt war, einem Glase und einigen Zwiebäcken, alles auf einem Brette von altmodig geformtem Zinn tragend.

Ueberrascht von dem Anblick der Gruppe, sowie auch etwas übermüthig von den fortgesetzt anmuthigen Begegnungen dieses Tages, verhinderte er die Mädchen, ihre Gaben auf den Tisch zu setzen, und führte sie mit wichtiger Miene vor einen großen Spiegel, der den Fensterpfeiler vom Boden bis zur Decke bekleidete. Dort stellte er sie, den Rücken gegen das Glas gewendet, auf, und die Jungfrauen ließen ihn einige Augenblicke gewähren, da sie nicht wußten, worum es sich handelte. Mit Wohlgefallen betrachtete er das Bild; denn er sah nun vier Figuren, statt zweier, indem der Spiegel den Nacken und die Rückseite der schmucken Trägerinnen wiedergab. Um sie festzuhalten, fragte er sie nach dem Taufnamen ihrer Gebieterin, obschon er denselben bereits kannte, und beide sagten: „Sie heißt Lucia!“ Zugleich aber verspürten die Mägde den Muthwillen, stellten die Sachen auf den Tisch und liefen erröthend aus dem Zimmer; draußen ließen sie ein kurzes schnippisches Gelächter erschallen, das gar lustig durch die gewölbten Gänge erklang. Bald aber guckten ihre zwei Gesichter wieder zu einer andern Thüre des Zimmers herein, und die Eine verkündigte mit so ziemlichen Worten, als ob sie nicht eben laut gelacht hätte: noch sollen sie dem Herren sagen, daß er unbedenklich in den nächsten Zimmern herumspazieren möge, falls ihm die Zeit zu lang werden sollte; es seien Bücher und dergleichen dort zu finden. Dann verschwanden sie, indem sie einen Thürflügel halb geöffnet ließen.

Reinhart that ihn ganz auf und trat in das anstoßende Gemach, das jedoch außer einer gewöhnlichen Zimmerausstattung nichts enthielt; er öffnete daher die nächste, blos angelehnte Thüre und entdeckte einen geräumigen Saal, welcher eine Art Arbeitsmuseum der Dame Lucia zu bilden schien. Ein Bücherschrank mit Glasthüren zeigte eine stattliche Bibliothek, die indessen durch ihr Aussehen bewies, daß sie schon älteren Herkommens war. An anderen Stellen des Saales hing eine Anzahl Bilder oder war zur bequemen Betrachtung auf den Boden gestellt. Es schienen meistens gut gedachte und gemalte Landschaften oder dann einzelne schöne Porträtköpfe, beides aber nicht von und nach bekannten Meistern, sondern von solchen, deren Gestirn nicht in die Weite zu leuchten pflegt oder wieder vergessen wird. Oefter sieht man in alten Häusern derlei Anschaffungen vergangener Geschlechter; kunstliebende Familienhäupter unterstützten landsmännische Talente, oder brachten von ihren Reisen dies oder jenes löbliche, durchaus tüchtige Gemälde nach Hause, von dessen Urheber nie wieder etwas vernommen wurde. Denn wie Viele sterben jung, wie Manche bleiben bei allem Fleiß und aller Begabung ihr Leben lang ungesucht und ungenannt. Um so

achtenswerther erschien die Bildung des Fräuleins, da sie ohne maßgebende Namen diese unbekannten Werke zu schätzen wußte und so eifrig um sich sammelte. Die weiß, wie es scheint, sich an die Sache zu halten, dachte er, als er bemerkte, daß alle die älteren oder neueren Schildereien entweder durch den Gegenstand oder durch das Machwerk einem edleren Geiste zu gefallen geeignet waren. Einige große Stiche nach Niclaus Poussin und Claude Lorrain hingen in schlichten hölzernen Rahmen über einem Schreibtisch; auf diesem lag eine Schicht trefflicher Radierungen von guten Niederländern friedlich neben einem Zusammenstoße von Büchern, welche flüchtig zu besehen Reinhart keinen Anstand nahm. Nicht eines that ein Haschen nach unnöthigen, nur Staat machenden Kenntnissen kund; aber auch nicht ein gewöhnliches sogenanntes Frauenbuch war darunter, dagegen manche gute Schrift aus verschiedener Zeit, die nicht gerade an der großen Leserstraße lag, neben edeln Meisterwerken auch ehrliche Dummheiten und Sachlichkeiten, an denen dies Frauenwesen irgend welchen Antheil nahm als Zeichen einer freien und großmüthigen Seele.

Was ihm jedoch am meisten auffiel, war eine besondere kleine Büchersammlung, die auf einem Regale über dem Tische nah zur Hand und von der Besitzerin selbst gesammelt und hochgehalten war; denn in jedem Bande stand auf dem Titelblatte ihr Name und das Datum des Erwerbes geschrieben. Diese Bände enthielten durchweg die eigenen Lebensbeschreibungen oder Briefsammlungen vielerfahrener oder ausgezeichneter Leute. Obgleich die Bücherreihe nur ging, so weit das Gestelle nach der Länge des Tisches reichte, umfaßte sie doch viele Jahrhunderte, überall kein anderes als das eigene Wort der zur Ruhe gegangenen Lebensmeister oder Leidensschüler enthaltend. Von den Blättern des heiligen Augustinus bis zu Rousseau und Goethe fehlte keine der wesentlichen Bekenntnißfibeln, und neben dem wilden und prahlerischen Benvenuto Cellini duckte sich das fromme Jugendbüchlein Jung Stilling's. Arm in Arm rauschten und knisterten die Frau von Sevigné und der jüngere Plinius einher, hinterdrein wanderten die armen Schweizerburschen Thomas Platter und Ulrich Bräcker, der arme Mann im Toggenburg, der eiserne Götz schritt klirrend vorüber, mit stillem Schritt kam Dante, sein Buch vom neuen Leben in der Hand. Aber in den Aufzeichnungen des lutherischen Theologen und Gottesmannes Johannes Valentin Andreä rauchte und schwelte der dreißigjährige Krieg. Ihn bildeten Noth und Leiden, hohe Gelahrtheit, Gottvertrauen und der Fleiß der Widersächer so trefflich durch und aus, daß er zuletzt, auf der Höhe kirchlicher Aemter stehend, ein nur in Latein würdig zu beschreibendes Dasein gewann. In seinem Hause verkehrten Herzöge, Prinzessinnen und Grafen; er mehrte und verzierte das gedeihlichste Hauswesen trotz der Bosheit, mit welcher eine neidische Verwaltung stets seine Besoldungen verkürzen wollte. Endlich kaufte er sogar zwei kostbare Uhren, „die der Künstler Habrecht gemacht hatte", und einen herrlichen silbernen Pokal, welchen vordem der Kaiser Maximilian der Zweite seinem Großvater zum Gnadenzeichen geschenkt und die Ungunst der Zeiten der Familie geraubt. Aber dem hochwürdigen Prälaten erlaubt das Wohlergehen, das Ehrendenkmal wieder an sich zu bringen und aufzurichten. Als er zu sterben kam, empfahl er seine Seele inmitten von sieben gelahrten, glaubensstarken Geistlichen in die Hände

Gottes. Unlang vorher hatte er freilich den letzten Abschnitt seiner Selbstbiographie mit den Worten geschlossen: „Was ich übrigens durch die tückischen Füchse, meine treulosen Gefährten, die Schlangenbrut, litt, wird das Tagebuch des nächsten Jahres, so Gott will, erzählen.“ Gott schien es nicht gewollt zu haben.

Diese ergötzliche Wendung mußte der Besitzerin des Buches gefallen; denn sie hatte neben die Stelle ein zierliches Vergißmeinnicht an den Rand gemalt. Aus allen Bänden ragten zahlreiche Papierstreifchen und bewiesen, daß jene fleißig gelesen wurden.

Auf einem andern Tische lagen in der That die Pläne zu den Anlagen, in welchen Reinhart sich verirrt hatte, und andere neu angefangene.

Diese Pläne waren nicht etwa auf kleine ängstliche Blätter, sondern mit fester Hand auf große Bogen von dickem Packpapier gezeichnet, und Reinhart wurde von allem, was er sah, zu einer unfreiwilligen Achtung und Verwunderung gebracht. Noch mehr verwunderte er sich, als er in einer Fensterecke noch einen kleineren Tisch gewahrte, wiederum mit Büchern und Schriften bedeckt, nämlich mit Sprachlehren und Wörterbüchern und geschriebenen Heften, die mühselig mit Vocabeln und Uebersetzungsversuchen angefüllt waren. Sie schien nicht nur Altdeutsch und Altfranzösisch, sondern auch Holländisch, Portugiesisch und Spanisch zu betreiben, Dinge, die Reinhart nur zum kleineren Theile verstand und auch da mangelhaft; und die Sache berührte ihn um so seltsamer, als es sich in dieser vornehmen Einsamkeit schwerlich um den Gewerbefleiß eines sogenannten Blaustrumpfes handelte.

Wie er so mitten in dem Saale stand, beinah eifersüchtig auf all' die ungewöhnlichen und im Grunde doch anspruchslosen Studien, ungewiß, wie er sich dazu verhalten solle, trat Lucie herein und entschuldigte sich, daß sie ihn so lange allein gelassen. Sie habe seine Gegenwart dem kranken Oheim gemeldet, der bedauere, ihn jetzt nicht sehen zu können, jedoch die Versäumniß noch gut zu machen hoffe. Als Reinhart die schön gereifte und frische Erscheinung wieder erblickte, trat ihm unwillkürlich die Frage, die sein Inneres neugierig bewegte, auf die Lippen, und er rief bedachtlos, indem er sich im Saale umsah: „Warum treiben Sie alle diese Dinge?“

Die Frage schien keineswegs ganz grundlos zu sein, obgleich sie ihm keine Antwort eintrug. Vielmehr sah ihn das schöne Fräulein groß an und erröthete sichtlich, worauf sie ihn mit etwas strengerer Höflichkeit einlud, sie zu begleiten. Reinhart that es nicht ohne Verlegenheit und ebenfalls mit einiger Röthe im Gesicht.

Siebentes Capitel.

Von einer thörichten Jungfrau.

Denn er fühlte jetzt, als er sie am Arme dahin führte, daß seine Frage eigentlich nichts anderes sagen wollte, als: Schönste, weißt du nichts besseres zu thun? oder noch deutlicher: Was hast du erlebt? darum schritt das sich gegenseitig unbekannte Paar in gleichmäßiger Verblüffung nach dem Speisezimmer,

und Jedes wünschte meilenweit vom Andern entfernt zu sein, wohl fühlend, daß sie sich unvorsichtig in eine kritische Lage hinein gescherzt hatten.

Doch verzog sich die Verlegenheit, als sie in das bereits erleuchtete Zimmer traten, wo die zwei Mägde mit dem Auftragen des Abendessens beschäftigt waren. Man setzte sich zu Tisch und die Mägde, nachdem sie ihren Dienst vorläufig gethan, nahmen desgleichen Platz, versahen sich ohne Weiteres mit Speise und aßen mit Fleiß und gutem Anstand.

„Sie sehen," sagte Lucia zu ihrem Gast, „wir leben hier ganz patriarchalisch, und hoffentlich werden Sie sich durch die Gegenwart meiner braven Mädchen nicht beleidigt fühlen!"

„Im Gegentheil," erwiderte Reinhart, „sie trägt dazu bei, meine Kur zu befördern!"

„Welche Kur?" fragte Lucie, und er antwortete:

„Die Augenkur! Ich habe mir nämlich durch meine Arbeit die Augen geschwächt und nun in einem alten ehrlichen Volksarzneibuche gelesen: kranke Augen sind zu stärken und gesunden durch fleißiges Anschauen schöner Weibsbilder, auch durch öfteres Ausschütten und Betrachten eines Beutels voll neuer Goldstücke! Das letztere Mittel dürfte kaum stark auf mich einwirken; das erstere hingegen scheint mir allen Ernstes etwas für sich zu haben; denn schon schmerzt mich das Sehen fast gar nicht mehr, während ich noch heute früh es übel empfand!"

Diese Worte äußerte Reinhart durchaus ernsthaft und eben so ehrlich, als jenes Heilmittel in dem alten Arzneibuche gemeint war. Indem er daher an nichts weniger als an eine Schmeichelei dachte, war es um so mehr eine solche und zwar eine so wirksame, daß die Frauensleute des Spottes vergaßen. Fräulein Lucie wurde auf's Neue verlegen und wußte nicht, was sie aus dem wunderlichen Gaste machen sollte, und die Mägdlein beäugelten ihn heimlich als eine kurzweilige und zuträgliche Abwechslung in diesem klosterartigen Hause. In der That war es ihm so wenig um grobe Schmeicheleien zu thun, daß er das Gesagte schon bereute und, um es zu mildern und davon abzulenken, hinzufügte, er habe auch einen glücklichen Tag gehabt und mancherlei Schönes gesehen. So erzählte er auch von der hübschen Wirthstochter im Waldhorn und fragte, welche Bewandtniß es mit dieser eigenthümlichen Person habe?

Vorher jedoch berichtete er mit der unklugen Aufrichtigkeit, welche ihn seit seiner Ankunft plagte, den vollständigen Hergang und die Beschaffenheit seines Ausfluges, die Entdeckung des weisen Sinngedichtes, die Begegnung mit der Zöllnerin und diejenige mit der Pfarrerstochter, sowie endlich mit der Waldhornstochter. Denn so lange er unter den Augen seiner jetzigen Gastherrin saß oder stand, trieb es ihn wie ein Zauber zur Offenherzigkeit, und wenn er die ärgsten Teufeleien begangen, so würde ihm das Geständniß derselben über die Lippen gesprungen sein.

Allein obgleich diese Wirkung Lucien nur zum Ruhme gereichte, schien sie sich dennoch nicht geschmeichelt zu fühlen. Sich des Zettels erinnernd, den ihr Reinhart erst statt des Briefes in die Hand gegeben hatte, röthete sich ihr Gesicht

in anmuthigem Zorn, und plötzlich stand sie auf und sagte mit verdächtigem Lächeln:

„So gedenken Sie wol Ihre eleganten Abenteuer in diesem Hause fortzusetzen und sind nur in dieser schmeichelhaften Absicht gekommen?"

Worauf sie anfing, ziemlich rasch im Gemach auf und nieder zu gehen, während die zwei Mädchen, als erbos'te Schleppträgerinnen ihres Zornes, ebenfalls aufsprangen und ihr folgten, höhnische Blicke nach dem unglücklich Aufrichtigen schleudernd. Reinhart säumte nicht, sich gleichermaßen auf die Beine zu stellen, und nachdem er mit Bestürzung eine kleine Weile dem Spaziergange zugesehen, sagte er:

„Mein Fräulein, wenn Sie es befehlen, so werde ich ohne Verzug das Haus verlassen und mit höflichstem Danke auch für kurzen aber denkwürdigen Aufenthalt augenblicklich meinen Weg fortsetzen!"

Ohne still zu stehen erwiderte die Schöne:

„Es ist zwar Nacht und kein Unterkommen für Sie in der Nähe; aber dennoch geht es unter den bewußten Umständen nicht an, daß Sie hier bleiben, in allem Frieden sei es gesagt! Auch kann die nächtliche Fahrt Ihrem unternehmenden Geiste nur willkommen sein, und überdies werde ich Ihnen einen Wegleiter sammt Laterne mitgeben."

Demnach blieb ihm nichts anderes übrig, als sich zu entfernen; bescheiden ging er der Dame entgegen, und im Begriff, sich ehrerbietig zu verbeugen, besann er sich plötzlich eines Besseren, richtete sich auf und sagte höflich:

„Ich überlege soeben, daß ich für Sie und für mich am besten thue, wenn ich mich doch nicht so schimpflich hier fortjagen lasse! Denn während ich durch mein Bleiben meine eigene Würde bewahre, gebe ich Ihnen Gelegenheit, auf die herrlichste Weise Ihre weibliche Glorie zu behaupten. Denn auch vorausgesetzt, daß ich irgend einen ungehörigen, wenn auch harmlosen Scherz im Schilde geführt hätte, so würde ich gewiß am empfindlichsten gestraft, wenn ich bei aller Freundschaft so respectvoll werde abziehen müssen, wie ein junger Chorschüler, und ohne im entferntesten jenen frechen Versuch gewagt zu haben! Aber fern seien von mir alle unbotmäßigen Gedanken! Doch von Ihnen, meine gnädige Wirthin! eben so fern der bedenkliche Schein, sich mit offener Gewalt und Wegweisung gegen einen ungefährlichen Abenteurer schützen zu wollen!"

Er bot ihr hiermit den Arm und führte sie wieder an ihren Platz, was sie ruhig und schweigend geschehen ließ. Sie setzten sich abermals gegenüber; dann reichte sie ihm die Hand über den Tisch und sagte:

„Sie haben Recht, machen wir Frieden! Und zum Zeichen der Versöhnung will ich Ihnen erzählen, was es mit der Waldhornjungfrau für eine Bewandtniß hat. Vorher aber liefern Sie mir als Beweis Ihrer redlichen Gesinnung jenen ruchlosen Reimzettel aus, den Sie bei sich führen! Und Ihr Mädchen nehmt Euere Rädchen und spinnt Eueren Abendsegen!"

Die Mädchen holten zwei leichte Spinnräder und setzten sich herzu; Reinhart suchte das Sinngedicht hervor und gab es Lucien; diese zeigte den Zettel den Mägden und sagte:

„Da seht, welche Thorheiten ein ernsthafter Gelehrter in der Tasche trägt!"

worauf sie das arme Papierchen unter dem Gekicher der Mädchen an eine der Kerzen hielt, verbrannte und die Asche in die Luft blies. Dann begann sie, während das sanfte Schnurren der Spinnräder für Reinharten eine ebenso neue wie trauliche Begleitung bildete, ihre Mittheilungen.

„Was nun die hübsche Wirthin vor dem Walde betrifft," sagte sie, „so ist sie allerdings eine eigenthümliche Erscheinung. Schon als Kind zeichnete sie sich sowol durch Schönheit und frisches Wesen, als auch durch eine ganz eigene Gescheidtheit und Witzigkeit oder Zungenfertigkeit aus, oder wie man es nennen will, und je mehr sie heranwuchs, desto glänzender schienen diese äußern und innern Eigenschaften sich auszubilden. Mit der äußern Schönheit schien es nicht nur, sondern war es auch wirklich der Fall; denn so hübsch sie auch jetzt noch aussieht, so ist sie für die, so sie früher gesehen, doch beinahe nur noch ein Schatten im Vergleich zu dem, was sie vor einigen Jahren gewesen. Die innere Schönheit oder vermeintliche Weisheit des Mädchens dagegen erwies sich als ein arger Schein; sie hat zwar jetzt noch ein so schlagfertiges Redewerk, als es sich nur wünschen läßt, allein es steckt eitel Thorheit und Unwissenheit dahinter. Nicht nur wurde sie von den Eltern, welches roh gleichgültige Wirths- und Landleute sind, nicht dazu angehalten, etwas zu lernen und in ihre Seele hineinzuthun, sondern sie empfand auch selber nicht den kleinsten Antrieb und blieb zu rechten Dingen so dumm, daß sie nicht einmal ordentlich schreiben lernte, und man sagt, daß ihr sogar das Lesen ziemlich Mühe mache. Aber auch in Hinsicht des natürlichen Verstandes, an irgend einem Verstehen des Erheblichen und Besseren im menschlichen Leben fehlte es ihr so sehr, daß sie als ein vollständiges Schaf in der dunkelsten Gemüthsfinsterniß verharrte, indessen sie doch durch ihre Zungenfertigkeit in lächerlichen Dingen und durch eine große Gewandtheit in Kindereien stets den Ruf eines durchtrieben klugen Wesens behielt. Doch nur in zahlreicher Umgebung, wo die Leute kommen und gingen und es auf kein Stichhalten ankam, bewährte sich ihre Weisheit; sobald sie mit einer halbwegs verständigen Person allein war, so dauerte die Herrlichkeit keine Stunde und sie gerieth auf's Trockene. Da erklärte sie dann die Leute für langweilige Einfaltspinsel, mit denen nichts anzufangen sei. Befand sie sich aber mit Menschen ihres eigenen Schlages allein, so entstand aus lauter Dummheit zwischen ihnen die trostloseste Stichelei und Zänkerei.

Dennoch hielt sie sich für einen Ausbund, strebte von jeher nach großen Dingen, worunter sie natürlich vor allem das Einfangen eines recht glänzenden jungen Herrn verstand. Da sie aber, wie gesagt, nur im großen Haufen ihre Stärke fand, so wollte es ihr nicht gelingen, ein einzelnes Verhältniß abzusondern und mit Klugheit durchzuleben, was sie in eine possierliche Lage versetzte.

Als meine Eltern noch lebten, gab es zuweilen viel junge Leute hier, die sich nicht übel belustigten und die Gegend unsicher machten. Vorzüglich gefielen sich die Herren darin, in Verbindung mit den Bewohnern und Gästen umliegender Häuser, das Waldhorn zum Sammelplatz auf Jagd- und Streifzügen zu wählen, dort Tage und Nächte lang zu liegen und der schönen Wirthstochter den Hof zu machen. Die wußte sich denn auch unter ihnen zu bewegen, daß es eine Art hatte und die Eltern vor Bewunderung außer sich geriethen.

Da war nun auch ein junger Vetter oft bei uns, ein hübsches aber durchaus unnützes Bürschchen, der von ein wenig Schule und Schliff abgesehen beinah so thöricht war, wie die Dame im Waldhorn. Reich, übermüthig und ein ganz verzogenes Muttersöhnchen, gab er, so leer sein Kopf an guten Dingen war, um so harmloser in allen Narrheiten den Ton an und war hauptsächlich im Waldhorn der Erste und der Letzte. Dies zu sein, war ihm auch Ehrensache, und wenn er einen Streich nicht angegeben hatte oder in den Zusammenkünften nicht die Hauptrolle spielte, so fragte er nichts darnach und that, als sähe er nichts, statt mit zu lachen. Am meisten machte er sich mit der Salome zu schaffen, belagerte sie unaufhörlich, behauptete, sie sei in ihn verliebt und er wolle sich besinnen, ob er um sie anhalten wolle, was selbstverständlich alles nur Scherz sein sollte. Sie widersprach ihm eben so unaufhörlich mit spitzigen Spottreden, die mehr grob als launig ausfielen, versicherte, sie könne ihn nicht ausstehen, und war inzwischen begierig, wie sie ihn an sich festbinden werde, woran sie nicht zweifelte; denn sie wünschte keinen herrlicheren Mann zu bekommen. Allein es wollte sich lange nicht fügen, daß die geringste ernsthafte Beziehung sich bildete; der Vetter Drogo (wie ihn seine Eltern närrischer Weise hatten taufen lassen) trieb immer nur Komödie, und sie desgleichen, da sie nichts anderes anzufangen wußte, bis seine eigene Narrheit ihr plötzlich zu einem verzweifelten Einfall verhalf.

Im Garten hinter dem Hause gab es eine dichte Laube, die außerdem noch von Gebüschen umgeben war. Dorthin verlockte Drogo eines Abends, als schon die Sterne am Himmel glänzten, die muthwillige Gesellschaft, indem er sich stellte, als ob er vorsichtig der Salome nachschliche und eine geheime Zusammenkunft mit ihr in's Werk setzte. Er glaubte sie sei schmollend schlafen gegangen, da sie sich den ganzen Abend derb geneckt hatten, und wußte es nun so gut zu machen, daß die Leute wirklich getäuscht wurden und meinten, er wolle sich unbemerkt nach der Laube hinstehlen. Sie winkten einander listig und schlichen ihm eben so pfiffig nach, als er voranhuschte, und als er in die dunkle Laube schlüpfte, umringten sie sachte das grüne Gezelt, um das Liebespaar zu belauschen und zu überfallen; denn es pflegte eben nicht sehr zartsinnig zuzugehen.

Als Meister Drogo nun drin saß und merkte, daß die Lauscher sich nach Wunsch aufgestellt hatten, begann er, dieselben zu äffen und neidisch zu machen, indem er ein trauliches Geflüster nachahmte, wie wenn zwei Liebende heimlich zusammen wären; er nannte wiederholt ihren Namen mit seiner eigenen halblauten Stimme, und dann den seinigen mit verstelltem Lispeln; die süßesten Wörtchen ertönten, Seufzer, und endlich fiel ein deutlicher Kuß, welchem bald ein zweiter folgte, dann mehrere, die sich zuletzt in einen förmlichen Küsseregen verloren, von zärtlichen Worten unterbrochen, so daß die Lauscher sich anstießen, vor Kichern ersticken wollten und dann wieder aufmerksam horchten, wie die Sperber.

Nun saß der gute Vetter Drogo mit seinen Possen keineswegs allein in der Laube; vielmehr saß niemand anders, als die Salome, auch darin, in eine Ecke gedrückt. Sie war nämlich nicht zu Bett, sondern hieher gegangen, um sich ein wenig zu grämen, da die närrische Unbestimmtheit ihres Schicksals sie doch zu quälen begann, und sie weinte sogar ganz gelinde, eben als der Possen-

reißer ankam. Sie konnte nicht erkennen, wer es war, und saß bewegungslos im Winkel, um sich nicht zu verrathen. Als jedoch die Komödie anfing, errieth sie bald ihren Widersacher und hörte auch gar wohl die Uebrigen heranschleichen; kurz, da es sich um eine Nichtsnutzigkeit handelte, vermerkte sie endlich den Sinn des ganzen Auftrittes, während sie etwas Ernsthaftes nicht errathen hätte, und sie verfiel stracks auf den Gedanken, den Spötter in seinem eigenen Garne zu fangen, jetzt oder nie!

Als er am eifrigsten dabei war, mit vieler Kunst in die Luft zu küssen, als ob er die rothen Lippen der Salome küßte, fühlte er sich unversehens von zwei Armen umfangen, und seine Küsse begegneten denjenigen eines leibhaftigen Mundes. Erschreckt hielt er inne und wollte aufspringen; allein Salome ließ ihn nicht, sondern erstickte ihn fast mit Küssen und rief laut: Sieh, Liebster, so viel Küsse ich dir jetzt gebe, so viel Blitze sollen dich treffen, wenn du mir nicht treu bleibst!

Zugleich brach jetzt das lauschende Volk los, bereit gehaltene Lichter wurden rasch angezündet und damit in die Laube geleuchtet, und unter rauschendem Gelächter und lauten Glückwünschen wurde das Paar entdeckt und umringt. Aber auch die Eltern des Mädchens kamen herbei, ein aus dem mehrjährigen Militärdienst heimgekehrter Bruder, der nicht heiter aussah, Ackerknechte und ländliche Gäste, die noch in der Wirthsstube gesessen. Diese alle machten jetzt unheimliche Gesichter; das Pärchen wurde an der Spitze der ganzen Schar in das Haus begleitet, wo die Eltern Erklärung verlangten. Salome weinte wieder und ihr war sehr bang; Drogo wollte sich sachte aus der Verlegenheit ziehen und sich abseits drücken, seine Freunde selbst jedoch verlegten ihm den Weg und mochten ihm aus Neid und Schadenfreude sein Schicksal gönnen; sie beredeten ihn ebenso ernsthaft, wie die Verwandten des Mädchens, sich zu erklären, während dieses, wie gebändigt, hold und traurig da saß und der junge Mensch noch das frische Gefühl ihrer Liebkosungen empfand. So verlobte er sich denn feierlich mit ihr und versprach ihr vor allen Zeugen die Ehe.

Es fiel ihm nun nicht schwer, die Zustimmung der Seinigen zu erlangen, die von jeher thun mußten, was ihm beliebte, und so wurde diese Mißheirath, die eigentlich nur äußerlich eine solche war, allseitig beschlossen. Aber, o Himmel! es wäre zehnmal besser gewesen, wenn es innerlich eine solche und die beiden Brautleute sich nicht vollkommen gleich an Narrheit gewesen wären! Die Braut wurde jetzt modisch gekleidet und ein halbes Jahr vor der Hochzeit in die Stadt gebracht, wo sie die sogenannte feinere Sitte und die Führung eines Hauswesens von gutem Ton erlernen sollte. Damit war sie aber auf ein Meer gefahren, auf welchem sie das Steuer ihres Schiffleins aus der Hand verlor. Eine ihren künftigen Schwiegereltern befreundete Familie nahm sie aus Gefälligkeit bei sich auf. Diese Leute lebten in großer Ruhe und voll Anstand und machten nicht viel Worte; schnelle, unbedachte Reden und Antworten waren da nicht beliebt, sondern es mußte alles, was gesagt wurde, gediegen und wohl begründet erscheinen; im Stillen aber wurden nicht liebevolle Urtheile ziemlich schnell flüssig. Salome wollte es im Anfang recht gut machen; da sie aber einen durchaus unbeweglichen Verstand besaß, so gerieth die Sache nicht gut. Ihre Gebarungen

und Manieren, welche sich in der freien Luft und im Wirthshause hübsch genug ausgenommen, waren in den Stadthäusern viel zu breit und zu hart, und ihre Witze wurden urplötzlich stumpf und ungeschickt. Sie patschte herum, wollte nach ihrer Gewohnheit immer sprechen und wußte es doch nicht anzubringen; bald war sie demüthig und höflich, bald warf sie sich auf und wollte sich nichts vergeben, genug, sie arbeitete sich so tief als möglich in das Ungeschick hinein und wurde von den feinen Leuten, die sie von vornherein schel angesehen hatten, unter der Hand nur das Kameel genannt, welcher Titel sich behende verbreitete und besonders in den Häusern beliebt wurde, wo man für die Töchter auf ihren Verlobten gerechnet hatte. Denn obgleich der auch kein Kirchenlicht vorstellte, so war er im bewußten Punkte doch ein unentbehrlicher Gegenstand, den man nur mit Verdruß durch die Bauerntochter aus der Berechnung gezogen sah. Die weibliche Gesellschaft versäumte nicht, die Mißachtung sichtbar zu machen, in welche die Arme gerieth, und sorgte dafür, daß der Ehrentitel dem Bräutigam zeitig zu Gehör kam, während sie gegen diesen selbst ein zartgefühltes, schonendes Bedauern heuchelte, wie wenn er als das edelste Kleinod der Welt auf schreckliche Weise einer Unwürdigen zum Opfer gefallen wäre. Selbst die Herren, welche der Salome auf dem Lande schön gethan und nicht verschmäht hatten, ihr Tage lang den Hof zu machen, wollten sich jetzt nicht bloßstellen und ließen sie schmählich im Stich.

So kam es dazu, daß der Bräutigam, wenn die Braut nicht gegenwärtig war, sich für einen armen unglücklichen Tropf hielt, der sein Lebensglück leichtsinnig vernichtet habe, und er bedauerte sich selbst; sobald sie sich aber sehen ließ, schlug ihre Schönheit solche Gedanken aus dem Felde, da er mit seinem leeren Kopfe nur dem Augenblick lebte. Salome aber, die sich überall verkauft und verrathen sah und nichts Gutes ahnte, suchte sich um so ängstlicher an die Hauptsache, nämlich an den Bräutigam zu halten und ihn mit vermehrten Liebkosungen zu fesseln; denn sie hatte keine andere Münze mehr auszugeben, und sobald sie aufhörten, sich zu schnäbeln, stand die Unterhaltung still zwischen diesen Leutchen, die sonst so rüstig an der Spitze gestanden hatten.

Salome hatte keine Ahnung davon, daß die Beschaffenheit ihres Geistes, ihrer Klugheit in Frage gestellt waren; sie schrieb den obwaltenden Unstern einzig ihrer ländlichen Herkunft und dem übeln Willen der Städter zu. Sie hüllte sich daher in ihr Bewußtsein, dachte, wenn sie nur erst Frau wäre, so wollte sie ihre Trümpfe schon wieder ausspielen, und hielt sich inzwischen an den Liebsten, um seiner Neigung sicher zu bleiben.

Da saßen sie nun eines schönen Nachmittags auch auf einem seidenen Sopha oder Divan, Salome in einem kirschrothen Seidenkleide, das sie selbst gekauft, mit dicken goldenen Armspangen, die ihr Drogo geschenkt, und in echten Spitzen, die von ihrer Schwiegermutter herrührten, Drogo aber im neuesten Aufputz eines Modeherren. Dergestalt hielten sie sich umfangen und gaben so dem Ansehen nach ein Bild irdischen Glückes ab; denn so jung, so schön und so hübsch gekleidet, wie beide waren, als Brautleute, denen ein langes sorgloses Leben lachte, der lieblichsten Muße genießend in einem stillen Empfangssaale, den sie zur Ruhe gewählt, schien ihnen nichts zu fehlen, um sich im Paradiese glauben zu

können. Sie waren über ihrem Kosen sänftlich eingeschlafen und erwachten jetzt wieder, gemächlich Eines nach dem Andern; der Bräutigam gähnte ein Weniges, mit Maß, und hielt die Hand vor; die Braut aber, als sie ihn gähnen sah, sperrte, unwiderstehlich gereizt, den Mund auf, soweit sie konnte und wie sie es auf dem Lande zu thun pflegte, wenn keine Fremden da waren, und begleitete diese Mundaufsperrung mit jenem trost-, hoffnungs- und rücksichtslosen Weltuntergangsseufzer oder Gestöhne, womit manche Leute, in der behaglichsten Meinung von der Welt, die gesundesten Nerven zu erschüttern und die frohsten Gemüther einzuschüchtern verstehen.

Sie müssen sich nicht wundern, unterbrach sich Lucie, daß ich diese Einzelheiten so genau kenne: ich habe sie sattsam von beiden Seiten erzählen hören, und es scheint außerdem, daß jenes unglückliche Gähnduett gleich einem unwillkürlichen, verhängnißvollen Bekenntnisse die Wendung herbeigeführt. Wenigstens verweilten Beide wiederholt bei diesem merkwürdigen Punkte. Der Bräutigam wurde auf einmal ganz verdrießlich und rief: „O Gott im Himmel! Ist das nun alles, was Du zu erzählen weißt?"

Salome wollte ihn küssen; allein er hielt sie ab und sagte: „Laß doch, und erzähle lieber etwas Feines!"

Da wurde die Abgewiesene von Röthe übergossen; sie sagte aber schnell: „Wie man in den Wald ruft, so tönt es heraus! Sag' mir etwas Feines vor, so werde ich antworten!"

„Ach, die Kameele sprechen nicht!" erwiderte Drogo unbesonnen mit einem Seufzer. Da wurde sie bleich, lehnte sich zurück und sagte: „Wer ist ein Kameel, mein Schatz?"

„O Liebchen," sagte er, „die ganze Stadt nennt Dich so!"

„Und Du hältst mich also auch für eines?" fragte sie, und er antwortete, indem er sie wieder an sich ziehen wollte: „Sicherlich, und zwar für das reizendste, das ich je gesehen!"

Da fühlte sich Salome von dem schärfsten Pfeil getroffen, den es für sie geben konnte; denn sie hielt ihre vermeintliche Klugheit für ihre eigentliche Ehre, für ihr Palladium und ihre Hauptsache. Aber das war gut für sie, weil sie dadurch eine Wehr und einen Halt gewann, sich vom Verderben rettete und ihre Schwäche gut machte.

Ohne ein ferneres Wort zu sagen, riß sie sich los, löste die Spangen von den Knöcheln, die Spitzen vom Halse, warf sie dem herzlosen Bräutigam vor die Füße und augenblicklich lief sie aus dem Hause, spuckte wie ein Bauer auf die Schwelle desselben und lief, wie sie war, ohne Hut und Handschuhe, aus der Stadt. Vor dem Thor erst brach sie in Thränen aus, und in einemfort weinend und schluchzend wanderte und eilte sie, mit dem seidenen Prachtkleide die Augen trocknend (denn sogar ein Taschentuch hatte sie nicht an sich genommen), durch Feld und Forst, bis sie tief in der Nacht im elterlichen Hause anlangte, mehr einer entsprungenen Zigeunerin ähnlich, als einer Braut. Sie gab den bestürzten Verwandten keine Antwort, sondern verschloß sich in ihre Kammer. Darin blieb sie mehrere Tage und erschien, als sie wieder hervortrat, in der alten Landtracht. Wo sie jenes rothe Seidenkleid hingebracht, hat man nie erfahren.

Einige sagen, sie habe es verbrannt, Andere, es sei vergraben worden, wieder Andere, sie habe es einem Juden verkauft.

Als sie eine Zeitlang zu Haus geblieben, schickte ihr die Stadtfamilie, bei der sie gewohnt, ihre Sachen nach ohne jegliche Nachricht oder Anfrage, und noch fernere Zeit verging, ohne daß ihr Bräutigam oder sonst Jemand nach ihr fragte. Die Ihrigen wollten einen Rechtshandel mit dem Vetter Drogo anheben; doch sie verwehrte es zornig, und so ist die Brautschaft der schönen Salome in Nichts verlaufen und die Jungfrau noch vorhanden, wie Sie dieselbe gesehen haben, theilweise etwas klüger und besser geworden, als früher, theilweise noch thörichter. Ihre Lieblingslaune ist, die Männer zu verachten und mit solchen zu spielen, wie sie wähnt, während sie ihre Gesellschaft doch allem Andern vorzieht. Aber ich glaube nicht, daß sie nochmals zu einer Verlobung zu bringen wäre."

Achtes Capitel.

Regine.

Als Lucia schwieg, wußte Reinhart nicht sogleich Etwas zu sagen, da eine gewisse Nachdenklichkeit ihn zunächst befangen und verlegen machte. Des Fräuleins ausführliche und etwas scharfe Beredtsamkeit über die Schwächen einer Nachbarin und Genossin ihres Geschlechtes hatte ihn anfänglich befremdet und ein fast unweiblich kritisches Wesen befürchten lassen. Indem er sich aber der Lieblingsbücher erinnerte, die er kurz vorher gesehen, glaubte er in dieser Art mehr die Gewohnheit zu erkennen, in der Freiheit über den Dingen zu leben, die Schicksale zu verstehen und Jegliches bei seinem Namen zu nennen. Bedachte er dazu die Einsamkeit der Erzählerin, so wollte ihn von Neuem die neugierige und warme Theilnahme ergreifen, die ihn schon zu einer unzeitigen Frage verleitet hatte. Dann aber, als Lucia von dem thörichten Küssen und Kosen in so überlegen heiterer Weise und mit einem Anfluge verächtlichen Spottes erzählte, war er geneigt, das als eine strafende Anspielung auf die Thorheit zu empfinden, mit der er selbst heute ausgezogen war. Solchen Angriff von sich abzuwehren, schritt er zum Widerspruche und sogar zu einer Art Schutzrede für die verunglückte Salome, indem er begann:

„Die stolze Resignation, zu welcher sie so unerwartet gelangte, scheint mir fast zu beweisen, daß auch Vorzüge, die nur in der Einbildung vorhanden sind, wenn sie beleidigt oder in Frage gestellt werden, die gleiche Wirkung zu thun vermögen, wie wirklich vorhandene Tugenden, so daß z. B. die Thorheit, wenn ihre eingebildete Klugheit angegriffen wird, in ihrem Schmerze darüber zuletzt wahrhaft weise und zurückhaltend werden kann. Uebrigens ist es doch Schade, daß die arme Schöne nicht einen Mann hat!"

„Sie ist nun zwischen Stuhl und Bank gefallen," erwiderte Lucie; „denn mit den Herren war es Nichts und mit den Bauern geht es auch nicht mehr, und doch hätte sie einen Mann ihres Standes sogar noch beglücken können, der bei gleichen Geisteskräften und täglicher harter Arbeit ihrer Unklugheit nicht so inne geworden wäre und vielleicht ein köstliches Kleinod in ihr gefunden hätte."

„Gewiß," sagte Reinhart, „mußte es irgend einen Mann für sie geben, dem sie selbst mit ihren Fehlern werth war; doch scheint mir die Gleichheit des Standes und des Geistes nicht gerade das Unentbehrlichste zu sein. Eher glaube ich, daß ein derartiges Wesen sich noch am vortheilhaftesten in der Nähe eines ihm wirklich überlegenen und verständigen Mannes befinden würde, ja sogar, daß ein solcher bei gehöriger Muße seine Freude daran finden könnte, mit Geduld und Geschicklichkeit das Reis einer so schönen Rebe an den Stab zu binden und gerade zu ziehen."

„Edler Gärtner!" ließ sich hier Lucia vernehmen; „aber die Schönheit geben Sie also nicht so leicht Preis, wie den Verstand?"

„Die Schönheit?" sagte er; „das ist nicht das richtige Wort, das hier zu brauchen ist. Was ich als die erste und letzte Hauptsache in den bewußten Angelegenheiten betrachte, ist ein gründliches persönliches Wohlgefallen, nämlich daß das Gesicht des Einen dem Andern ausnehmend gut gefalle. Findet dies Phänomen statt, so kann man Berge versetzen und jedes Verhältniß wird dadurch möglich gemacht."

„Diese Entdeckung," versetzte Lucia, „scheint nicht übel, aber nicht ganz neu zu sein und ungefähr zu besagen, daß ein wenig Verliebtheit beim Abschluß eines Ehebündnisses nicht gerade Etwas schade!"

Durch diesen Spott wurde Reinhart von Neuem zur Unbotmäßigkeit aufgestachelt, so daß er fortfuhr: „Ihre Muthmaßung ist sogar richtiger, als Sie im Augenblick zu ahnen belieben; dennoch erreicht sie nicht ganz die Tiefe meines Gedankens. Zur Verliebtheit genügt oft die einseitige Thätigkeit der Einbildungskraft, irgend eine Täuschung, ja es sind schon Leute verliebt gewesen, ohne den Gegenstand der Neigung gesehen zu haben. Was ich hingegen meine, muß gerade gesehen und kann nicht durch die Einbildungskraft verschönert werden, sondern muß dieselbe jedesmal beim Sehen übertreffen. Mag man es schon Jahre lang täglich und stündlich gesehen haben, so soll es bei jedem Anblick wieder neu erscheinen, kurz, das Gesicht ist das Aushängeschild des körperlichen wie des geistigen Menschen; es kann auf die Länge doch nicht trügen, wird schließlich immer wieder gefallen und, wenn auch mit Sturm und Noth, ein Paar zusammen halten."

„Ich kann mir nicht helfen," sagte Lucia abermals, „aber mich dünkt doch, daß wir uns immer auf demselben Fleck herumdrehen!"

„So wollen wir aus dem Kreise hinausspringen und der Sache von einer andern Seite beikommen! Hat es denn nicht jederzeit gescheidte, hübsche und dabei anspruchsvolle Frauen gegeben, die aus freier Wahl mit einem Manne verbunden waren, der von diesen Vorzügen nur das Gegentheil aufweisen konnte, und haben nicht solche Frauen in Frieden und Zärtlichkeit mit solchen Männern gelebt und sich vor der Welt sogar einen Ruhm daraus gemacht? Und mit Recht! Denn wenn auch irgend ein den Anderen verborgener Zug ihre Sympathie erregte und ihre Anhänglichkeit nährte, so war diese doch eine Kraft und nicht eine Schwäche zu nennen! Nun kann ich nicht zugeben, daß die Männer tiefer stehen sollen, als die Frauen! Im Gegentheil, ich behaupte: ein kluger und wahrhaft gebildeter Mann kann erst recht ein Weib heirathen

und ihr gut sein, ohne zu sehen, wo sie herkommt und was sie ist; das Gebiet seiner Wahl umfaßt alle Stände und Lebensarten, alle Temperamente und Einrichtungen, nur über Eines kann er nicht hinauskommen, ohne zu fehlen: das Gesicht muß ihm gefallen und hernach abermals gefallen. Dann aber ist er der Sache Meister und er kann aus ihr machen, was er will!"

„Dem Anscheine nach haben Sie immer noch nichts Außerordentliches gesagt," versetzte Lucie; „doch fange ich an zu merken, daß es sich um gewisse kennerhafte Sachlichkeiten handelt; das gefallende Gesicht wird zum Merkmal des Käufers, der auf den Sklavenmarkt geht und die Veredlungsfähigkeit der Waare prüft, oder ist's nicht so?"

„Ein Gran dieser böswilligen Auslegung könnte mit der Wahrheit in gehöriger Entfernung zusammentreffen; und was kann es dem einen und dem andern Theile schaden, wenn das zu verhoffende Glück alsdann um so längere Dauer verspricht?"

„Die Dauer des glatten Gesichtes, das der Herr Kenner sich so vorsichtig gewählt hat?"

„Verdrehen Sie mir das Problem nicht, grausame Gebieterin und Gastherrin! Von Vorsicht ist ja von vornherein keine Rede in diesen Dingen."

„Ich glaub' es in der That auch nicht, zumal wenn Sie, wie zu erwarten steht, sich eine Magd aus der Küche holen werden."

„Was mir beschieden ist, weiß ich nicht; ich geharre demüthig meines Schicksals. Doch habe ich den Fall erlebt, daß ein angesehener und sehr gebildeter junger Mann wirklich eine Magd vom Herde weggenommen und so lange glücklich mit ihr gelebt hat, bis sie richtig zur ebenbürtigen Weltdame geworden, worauf erst das Unheil eintraf."

„Der würde ja gerade gegen Ihre orientalischen Anschauungen zeugen?"

„Es scheint allerdings so, ist aber doch nicht der Fall, abgesehen von dem abscheulichen Titel, mit dem Sie meine harmlose Philosophie bezeichnen!"

„Und ist Ihre Geschichte ein Geheimniß, oder darf man dieselbe vernehmen?"

„So gut ich es vermag, will ich sie gern aus der Erinnerung zusammenlesen mit allen Umständen, die mir noch gegenwärtig sind, wobei ich Sie bitten muß, das Ergänzungsvermögen, das den Begebenheiten selbst innewohnt, wenn sie wiedererzählt werden, mit gläubiger Nachsicht zu beurtheilen!"

Da die zwei spinnenden Mädchen die Räder anhielten und ihre vier Aeuglein neugierig auf den Erzähler richteten, sagte Lucia zu ihnen: „Fahrt nur fort zu spinnen, Ihr Mädchen, damit der Herr, durch das Schnurren verlockt und unterstützt, den Faden seiner Erzählung um so weniger verliert! Ihr könnt Euch die Lehre, die sich ergeben wird, dennoch merken und lernen, die Gefahr zu meiden, wenn die furchtbaren Frauenfänger ihre Netze bis in die Küchen spannen!"

Reinhart begann somit, da die Rädchen wieder surrten, Folgendes zu erzählen:

„In Boston lebt eine Familie deutscher Abkunft, deren Vorfahren vor länger als hundert Jahren nach Nordamerika ausgewandert sind. Die Nachkommen bilden ein altangesehenes Haus, wie wenige in der ewigen Fluth der

Bewegung sich erhalten; und selbst das Haus im wirklichen Sinne, Wohnung und Geräthe, sollen bereits einen Anstrich alt vornehmen Herkommens aufweisen, insofern während eines kurzen Jahrhunderts dergleichen überhaupt erwachsen kann. Die deutsche Sprache erlosch niemals unter den Hausgenossen; insbesondere einer der letzten Söhne, Erwin Altenauer, hing so warm an allen geistigen Ueberlieferungen, deren er habhaft werden konnte, daß er dem Verlangen nicht widerstand, das Urland selbst wieder kennen zu lernen, und zwar um die Zeit, da er sich schon dem dreißigsten Lebensjahre näherte.

Er entschloß sich also, nach der alten Welt und Deutschland auf längere Zeit herüber zu kommen; weil er aber, bei einigem Selbstbewußtsein, sich in bestimmter Gestalt und auf alle Fälle als Amerikaner zu zeigen wünschte, bewarb er sich in Washington um die erste Secretärstelle bei einer Gesandtschaft, deren Sitz in einer der größeren Hauptstädte war. Mit nicht geringer Erwartung segelte er anher, vorzüglich auch auf das schönere Geschlecht in den deutschen Bundesstaaten begierig; denn wenn wir germanischen Männer uns mit Eifer den Ruf ausgezeichneter Biederkeit beigelegt haben, so versahen wir wiederum unsere Frauen mit dem Ruhm einer merkwürdigen Gemüthstiefe und reicher Herzensbildung, was in der Ferne gar lieblich und Sehnsucht erweckend funkelt gleich den Schätzen des Nibelungenliedes. Von dem Glanze dieses Rheingoldes angelockt, war Erwin überdies von seinen Verwandten scherzweise ermahnt worden, eine recht sinnige und mustergültige deutsche Frauengestalt über den Ocean zurückzubringen.

Er fühlte sich auch bald so heimisch, wie wenn sein Vater schon ein Jenenser Student gewesen wäre; doch begab sich das nur in der Männerwelt, und sobald die Gesellschaft sich aus beiden Geschlechtern mischte, haperte das Ding. Sei es nun, daß, wie in sonst gesegneten Weinbergen es gewisse Schattenstellen gibt, wo die Trauben nicht ganz so süß werden wie an den Sonnenseiten, er in eine etwas ungünstige Gegend gerathen war, oder sei es, daß der Fehler an ihm lag und er nicht die rechte Traubenkenntniß mitgebracht, genug, es schienen ihm zusammengesetzte Gebräuche zu walten, die zu entwirren er sich nicht ermuntert fand. Erwin sowol wie die übrigen Gesandtschaftsglieder waren von einfachen Sitten, klar und bestimmt in ihren Worten und ohne Umschweife. Sie stellten noch die ältere, echte Art amerikanischen Wesens dar und gingen den geraden Weg, ohne um die hundert kleinen Hinterhalte und Absichtlichkeiten sich zu kümmern oder sie auch nur zu bemerken; sie ließen es bei Ja und Nein bewenden und sagten nicht gern eine Sache zweimal.

Nun erstaunte Erwin, von dieser oder jener Schönen dann sich plötzlich den Rücken zugewendet zu sehen, wenn er auf eine Frage oder Behauptung nach seinem besten Wissen ein einfaches Ja oder Nein erwidert hatte; noch weniger konnte er sich erklären, warum eine Andere das selbst begonnene Gespräch nach zwei Minuten abbrach, in dem Augenblicke, wo er demselben durch eine ehrliche Einwendung festeren Halt gab; unbegreiflich erschien ihm eine Dritte, die wiederholt seine Vorstellung verlangt, ihn dann nach dem Klima seiner Heimat befragt und ohne die Antwort abzuwarten, mit Andern ein neues Gespräch eröffnete. Diese Schneidigkeit war allerdings mehr nur der Mantel für innere

Unfreiheit wie die Zurückhaltung überhaupt, mit welcher er mit seinen Gefährten behandelt wurde, wo er hinkam, während sie gelegentlich entdeckten, daß in ihrer Abwesenheit das breiteste Studium ihrer Personen stattfand. Wenn in diesen Gärten auch hie und da eine Pflanze blühte, die unbefangener und freundlicher dreinschaute, so war auch diese überwacht und sie hütete sich ängstlich, nicht durch die Hecke zu wachsen.

Erwin gab es daher auf, ein Meer von Putz zu befahren, in welchem so wenig persönliche Gestaltung auftauchen wollte, und um sich von den bestandenen Fährlichkeiten zu erholen, machte er längere Ausflüge. Er hielt sich bald in einer der schön gelegenen Universitätsstädte auf, um zugleich die berühmtesten Gelehrten kennen zu lernen und einige gute Studien mitzunehmen; bald machte er sich mit den Orten bekannt, wo vorzüglich die Kunst ihre Pflege fand, und schulte Sinn und Gemüth an dem festlichen Wesen der Künstler. Auf allen diesen Fahrten sah er sich in eine veredelte bürgerliche Welt versetzt, welche, die besseren Güter des Lebens wahrend, sich dieses Lebens mit ungeheucheltem Ernst erfreute. Hier wurden die Kenntnisse und Fähigkeiten mit Fleiß und Ehren geübt, schwärmten und glühten die Frauen wirklich für das, was sie für schön und gut hielten, pflegte jedes Mädchen seine Lieblingsneigung und baute dem Ideal sein eigenes Kapellchen; und weit entfernt, ein aufrichtiges Gespräch darüber zu hassen, wurden sie nicht müde vom Guten und Rechten zu hören. Dazu brachte der Wechsel der Jahreszeiten mannigfache Festfreuden, die bei aller Einfachheit von altpoetischem Zauber belebt waren. Die schönen Flußthäler, Berghöhen, Waldlandschaften wurden als traute Heimat mit dankbarer Zufriedenheit genossen, wobei sich die Frauen Tage lang in freier Luft und guter Laune bewegten; der Walddust schien ihnen von den Urmüttern her noch wohl zu behagen, und selbst die Bescheidenste scheute sich nicht, einen grünen Kranz zu winden und sich auf's Haupt zu setzen.

Das gefiel dem wackern Erwin nun ungleich besser. Das nähert sich, dachte er, schon eher den Meinungen, die ich herübergebracht habe; es ist nicht möglich, daß diese frohherzigen, sinnigen Wesen inwendig schnöd und philisterhaft beschaffen seien! Auch gerieth er zwei Mal dicht an den Rand eines Verhältnisses, wie man gemein zu sagen pflegt. Aber o weh! nun zeigte sich auch hier eine Art von Kehrseite. Es herrschte nämlich durch einen eigenen Unstern, wo er hinkam, eine solche Oeffentlichkeit und gemeinschaftliche Beaufsichtigung in diesen Dingen, daß es unmöglich war, auch nur die ersten Regungen und Blicke ohne allgemeines Mitwissen auszutauschen, geschweige denn zu einem Bekenntnisse zu gelangen, welches zuerst das süße Geheimniß eines Pärchens gewesen wäre. Man schien nur in großen Gesellschaften zu lieben und zu freien und durch die Menge der Zuschauer dazu aufgemuntert zu werden. Sobald ein junger Mann mehrmals mit dem gleichen Mädchen gesprochen, wurde das Verhältniß festgestellt und zur öffentlichen Verlebung gewaltsam in Beschlag genommen. Diese Art war aber für Erwin wie ein Gift. Was nach seinem Gefühle das geheime Uebereinkommen zweier Herzen sein mußte, das sollte gleich im Beginn der allgemeinen Theilnahme zur Verfügung gestellt und das Hausrecht des Herzens, der früheste Goldblick des Liebesfrühlings dahin gegeben sein. So wurde er

schon vor dem ersten Capitel seiner Romane zurückgeschreckt und trug nichts davon, als den Verdruß einiger Klatschereien. Das beweist freilich, daß er eine ordentliche Leidenschaft nicht erfahren hatte; sonst hätte er sich durch solche Schwächen, die dem braven Bürgerthum hie und da ankleben, nicht vertreiben lassen. Nichts desto minder empfand er Verdruß und setzte sich, Alles aus dem Sinn schlagend, im ausschließlichen Umgange mit Männern fest, die sich auf einander angewiesen sahen.

Um diese Zeit, es mögen etwa zwölf Jahre her sein, sah ich Erwin Altenauer in meiner damaligen Heimatstadt, wenn man den Sitz einer Hochschule so nennen darf, wo der Vater als Lehrer hinberufen worden ist, sich ein Haus gekauft und die Tochter des Ortsbankiers geheirathet hat. Ich selbst war kaum zwanzig Jahre alt, obgleich schon seit zwei Jahren Student, so daß ich die Gesellschaft des Deutsch-Amerikaners im Hause meiner Eltern und anderwärts zuweilen genoß. Es war ein nicht kleiner fester Mann mit einem blonden Kopf und trug nur neue Hüte, aber stets so, als ob es alte Hüte wären. Nur ein paar Sommermonate wollte er in unserer Stadt zubringen, um namentlich eine gewisse Partie älterer Geschichte anzuhören, die ein berühmter Historiker vortrug, und unter dessen Aufsicht die Urkunden zu studieren.

In einem stattlichen Hause, das indessen nur zwei Familien bewohnten, hatte er bei der einen derselben einige Zimmer gemiethet, in denen er nicht ermangelte, von Zeit zu Zeit seine Bekannten in der Weise der Junggesellen zu bewirthen; sonst aber verbrachte er die Abende gern im fröhlichen Umgange mit gereifteren jungen Leuten verschiedener Nationalität, wie sie mit Bürgerssöhnen aus gutem Hause vermischt in solchen Orten sich zusammen zu thun pflegen und von der Mützen tragenden Jugend leicht zu unterscheiden sind, wiewol sie nicht verschmähen, bei derselben zuweilen vorzusprechen.

In jenem Hause, das noch mit weitläufigen Treppen und Gängen versehen war, fiel ihm seit einiger Zeit bei Ausgang und Rückkehr eine Dienstmagd auf von so herrlichem Wuchs und Gang, daß das ärmliche, obgleich saubere Kleid das Gewand eines Königkindes aus alter Fabelzeit zu sein schien. Ob sie das Wassergefäß auf dem Haupte oder den gefüllten Holzkorb vor sich her trug, immer waren Glieder und Bewegung von der gleichen geschmeidigen Kraft und gelassenen Schönheit; alles aber war beherrscht und harmonisch zusammengehalten durch ein Gesicht, dessen ruhige Regelmäßigkeit durch einen Zug leiser unbewußter Schwermuth veredelt wurde, ein Zug so leicht und rein, wie der Schatten eines durchsichtigen Kristalles. Erwin begegnete der schönen Person nicht oft; jedesmal aber, wenn sie mit bescheiden gesenktem Blicke still vorüber ging, blieb die Erscheinung ihm stundenlang im Sinne haften, ohne daß er jedoch besonders darauf achtete. Eines Tages indessen, als sie auf den Stufen der unteren Treppe kniete und scheuerte und er eben herunter stieg, richtete sie sich auf und lehnte sich an das Geländer, um ihn vorbei zu lassen; er konnte sich nicht versagen, guten Tag zu wünschen und eine kleine flüchtige Entschuldigung vorzubringen, ohne sich aufzuhalten. Aber in diesem Augenblicke schlug sie ihr Auge so groß und schön auf und ein so mildes halbes Lächeln schwebte wie verwundert um die ernsten Lippen, daß das Bild der armen Magd nicht mehr aus seinen

Sinnen verschwand, so zwar, wie wenn Einer etwas Gutes weiß, zu dem seine Gedanken jedesmal ruhig zurückkehren, sobald sie nicht zerstreut oder beschäftigt sind. Sonst begab oder änderte sich weiter nichts, als daß er sie gelegentlich nach ihrem Namen frug, der auf Regine lautete.

Eines schönen Sonntags, den er im Freien zugebracht, kehrte er spät in der Nacht nach seiner Wohnung heim, mit langsamen Schritten und wohlgemuth die Sommerluft genießend. Da und dort schwärmten singende Studenten durch die Gassen, in welche der helle Vollmond schien; vor dem Hause aber, das er endlich erreichte, befand sich ein ganzer Trupp dieses muthwilligen Volkes und umringte eine einsame Frauensperson, die sich an die Hausthüre drückte. Ich kann den Auftritt beschreiben, denn ich stand selber dabei. Es war Regine, die auf der runden Freitreppe, drei bis vier Stufen hoch, mit dem Rücken an die Thüre gelehnt, dastand und lautlos auf die sehr angeheiterte Schar herabschaute. Sie hatte von ihrer Herrschaft die Erlaubniß erhalten, die Eltern in dem mehrere Stunden entfernten Heimatdorfe zu besuchen, bei der Rückkehr aber die Fahrgelegenheit verfehlt und den Weg in die Nacht hinein zu Fuß zurücklegen müssen. Allein auch die Herrschaft war auf eine Landpartie gegangen und noch nicht zurück, und da Regine keinen Hausschlüssel bei sich führte und überhaupt Niemand im Gebäude auf die Glocke zu hören schien, die sie schon mehrmals gezogen, so fand sie sich ausgeschlossen und mußte die Ankunft anderer Hausbewohner abwarten. So fiel sie ihrer Gestalt wegen den jungen Taugenichtsen auf, die nicht säumten, sie zu umringen und mit mehr oder weniger feinen Artigkeiten zu belagern. Der eine nannte sie Liebchen, der andere Schätzchen, dieser Gretchen, jener Mariechen; dann brachten sie ihr ein halblautes Ständchen, und was solcher Kindereien mehr waren; sowie aber Einer die Stufen hinan sprang, um eine Liebkosung zu wagen, lehnte sie den Angriff mit einer ruhigen Bewegung des freien Armes ab; denn mit der anderen Hand hielt sie den von ihr selbst blankgefegten Thürknopf gefaßt. Wenn nun Einer nach dem Andern die Stufen rückwärts hinab stolperte, so lachte der Haufen mit großem Geräusch, ohne daß die Bedrängte darüber ein Vergnügen empfand; vielmehr stieg sie jetzt selbst hinunter und suchte zu entkommen. Aber die Studenten riefen: Die Löwin will hinaus! Laßt sie nicht durchbrechen! und schlossen den Weg nur um so dichter.

In diesem Augenblicke drang Erwin, der dem Spiel schon ein Weilchen ganz erstaunt zugesehen, durch die Leute, ergriff die zitternde Magd bei der Hand und führte sie in das Haus, das er mit einer Drehung seines Schlüssels rasch öffnete und eben so rasch wieder verschloß. Das war so schnell geschehen, daß die Nachtschwärmer ganz verblüfft dastanden und nichts besseres thun konnten, als ihres Weges zu ziehen.

Auf dem Flur, wo jederzeit des Nachts Leuchter bereit standen, zündete Erwin sein Licht an und theilte das Flämmchen mit der aufathmenden Magd, welche froh war, sich geborgen zu wissen und die Herrschaft gebührlicher Weise in der Küche erwarten zu können. Und wie es der Welt Lauf ist, wurde sie von der Sprödigkeit verlassen, die sie soeben noch vor der Thüre aufrecht gehalten, und sie litt es, als Erwin ihr mehr schüchtern als unternehmend Hand und Wange streichelte und dies nur einen Augenblick lang; denn obgleich ihr

Sonntagskleid fast so dürftig war, wie der Werktagsanzug, vom billigsten Zeuge und der ärmlichsten Machenschaft, so verboten doch Form und Ausdruck des Gesichtes die unzarte Berührung Jedem, der nicht eben zu den angetrunkenen Gesellen gehörte, und dennoch schien dies Gesicht die Demuth selber zu sein.

Von diesem Abend an nahm die stille Erscheinung Erwin's Gedanken schon häufiger in Anspruch, und statt ihnen zum bloßen Ruhepunkt zu dienen, zog sie dieselben an sich, auch wenn sie anderwärts verpflichtet waren. Das verspürte er in wenigen Tagen, als er am Fuße der Treppe einen baumlangen Reitercorporal bei ihr stehen sah, der auf den schweren Pallasch gestützt mit Reginen sprach, während sie nachdenklich an einem Postamente des Geländers lehnte. Erwin bemerkte im Vorübergehen, daß ein leichtes Roth über ihr Gesicht ging, und schloß daraus auf eine Liebschaft. Das aber störte ihm so alle Ruhe, daß er nach einer halben Stunde das Haus wieder verließ, obgleich niemand mehr im Flur stand, und dermaßen in steter Bewegung den Tag zubrachte. Vergeblich sagte er sich, es sei ja der prächtigen Person nur von Herzen zu gönnen, wenn sie einen so stattlichen Liebsten besitze, der auch ein ernster Mann zu sein schien, wie er in der Schnelligkeit gesehen. Der Umstand, daß es in der Stadt keine Garnison gab und der Reitersmann also von auswärts gekommen sein mußte, ließ das Bestehen eines ernstlichen Liebesverhältnisses noch gewisser erscheinen. Aber nur um so trauriger ward ihm zu Muth. Umsonst fragte er sich, ob er denn etwas Besseres wisse für das Mädchen, ob er sie selbst heimführen würde? Er wußte keine Antwort darauf. Dafür wurde die schöne Gestalt durch das Licht einer Liebesneigung, die er sich recht innig und tief, so recht im Tone deutscher Volkslieder vorstellte, von einem romantischen Schimmer übergossen, der die erwachende Trauer des Ausgeschlossenseins noch dunkler machte. Denn an einem offenen Paradiesgärtlein geht der Mensch gleichgültig vorbei und wird erst traurig, wenn es verschlossen ist.

Früher als gewöhnlich verließ er am Abend seine Gesellschaft und suchte seine Wohnung auf. Da holte er vor der Thüre, die zu seinen Zimmern führte, unversehens die Regine ein, welche zu ihrer Schlafkammer in den Dachräumen hinaufstieg. Sie hielt neben dem Lichte einen kleinen Bogen Briefpapier in der Hand. Der war ihr soeben auf den Boden gefallen, dabei leicht beschmutzt und auch etwas zerknittert worden, und sie besah sich den Schaden, fügte aber sogleich noch einen Oelfleck hinzu von dem Küchenlämpchen her, das ihr von der Herrschaft gegönnt war.

„Was haben Sie da für einen Verdruß, gute Regine?“ fragte Erwin, indem er die Thüre aufschloß.

„Ach Gott,“ sagte sie, „ich soll einen Brief schreiben und habe mir ein Blatt Papier dazu erbeten; und jetzt ist es schon verdorben, eh' ich nur oben bin!“

„Kommen Sie mit mir herein, ich geb' Ihnen ein anderes!“ versetzte er, und sie ging in gutem Vertrauen mit ihm, blieb aber bescheiden an der Zimmerthür stehen, während er ein Büchlein des schönsten Papieres zurecht machte. „Haben Sie denn auch Tinte und Federn?“

„Etwas Tinte habe ich in einem Fläschchen, freilich halb eingetrocknet, und eine kritzlige, kratzlige Stahlfeder ist auch noch da!“ erwiderte sie.

„So nehmen Sie hier von diesen Federn mit und holen Sie sich Tinte oder nehmen Sie gleich die Flasche, die Sie ja wieder bringen können. Haben Sie auch einen Tisch zum Schreiben?"

„Leider nein, nur meine Kleiderkommode!"

„Ei, so schreiben Sie hier an diesem Tisch! Ich werde Sie nicht stören und Sie haben sich keineswegs zu scheuen! Oder mögen Sie am Pult schreiben, so sind Sie grade noch groß genug dazu."

Er zündete gleichzeitig eine Lampe an, die helles Licht verbreitete und wendete sich dann wieder zu der schweigenden Person, deren Gesicht, wie am Tage schon einmal, die leichte Röthe überflog, mit den Worten: „Sagen Sie, Regine, der schöne Dragoner, der heute bei Ihnen war, ist natürlich Ihr Schatz? Da ist Ihnen wahrhaftig Glück zu wünschen!" Welche Worte er mit veränderter, etwas unsicherer Stimme hervorbrachte, wie wenn er in Herzensangelegenheiten vor einer großen Weltdame stände.

Das Roth in ihrem Gesichte wurde tiefer und spiegelte sich in dem seinigen, das trotz seiner acht- oder neunundzwanzig Jahre ebenfalls röthlich anlief. Zugleich aber blitzten ihre Augen nicht ohne einige Schalkheit der harmlosesten Art zu ihm hinüber, als sie antwortete: „Das war ein Bruder von mir!" Ob sie im Uebrigen einen Schatz besitze oder nicht, vergaß sie zu sagen. Auch verlangte Erwin diesmal nichts Weiteres zu erfahren, sondern schien mit dem Bruder so vollkommen zufrieden, daß seine anbrechende Heiterkeit unverkennbar war und auch dem Mädchen das Herz leicht machte. Ehe sie sich dessen versah, stand sie an dem Stehpulte und schrieb ihren Brief. Sie schrieb, ohne sich zu besinnen, in schönen geraden Zeilen eine Seite herunter und faltete das Blatt, ohne das Geschriebene nochmals anzusehen. Erwin's Vergnügen, ihr von einem Sopha aus gemächlich zuzuschauen, war daher schon vorbei. Er gab ihr einen Umschlag und sie schrieb, wie er nun in der Nähe sah, mit regelmäßigen sauberen Zügen die Adresse an ihre Mutter.

„Wollen Sie gleich siegeln?" fragte er, was sie dankbar bejahte. Er bot ihr eine Achatschale hin, worin ein Siegelring und mehrere Petschafte lagen mit fein geschnittenen Wappen, Namenszügen oder antiken Steinen, und lud sie ein, sich ein Siegel zu wählen. Nach Jahren, als sich das Zukünftige begeben hatte, erinnerte er sich mit Wehmuth des zartsinnigen Zuges, wie das unwissende junge Weib sich scheute, eines von den kostbaren fremden Siegeln zu gebrauchen, und wünschte mit dem zinnernen Jackenknopfe zu petschieren, den sie zu diesem Zwecke aufbewahre. Es sei ein kleiner Stern darauf abgebildet.

„Damit kann ich auch dienen!" rief er und zog seinen goldenen Bleistifthalter aus der Tasche; das obere Ende desselben war wirklich mit einem runden Plättchen versehen, das einen Stern zeigte und zum Versiegeln eines Briefes tauglich war. Das ließ sich Regine gefallen. Erwin erwärmte das hochrothe Wachs und brachte es auf den Brief; Regine drückte den Stern darauf, und als das schwierige Werk vollbracht war, athmete sie bedächtig auf und sah ihn mit einem treuherzigen Lächeln an.

Den Brief in der Hand haltend, konnte sie jetzt füglich gehen; doch wußte der junge Mann sie noch mit einer Frage aufzuhalten, an die sich eine andere

und eine dritte reihte, und so stand Regine an derselben Stelle, bis eine gute Stunde verflossen war, und plauderte mit ihm, der an seinem Arbeitstische lehnte. Er frug nach ihrer Heimat und nach den Ihrigen und sie beantwortete die Fragen ohne Rückhalt, erzählte auch manches freiwillig, da vielleicht noch Niemand, seit sie unter Fremden ihr Brot verdiente, sich so theilnehmend nach diesen Dingen erkundigt hatte. Sie war das Kind armer Bauersleute, die einen Theil des Jahres im Tagelohn arbeiten mußten. Nicht nur die acht Kinder, Söhne und Töchter, sondern auch die Eltern waren wohlgestaltet große Leute, ein Geschlecht, dessen ungebrochene Leiblichkeit noch aus den Tiefen uralten Volksthumes hervorgegangen. Nicht so verhielt es sich mit der Beweglichkeit, der moralischen Widerstandskraft und der Glücksfähigkeit der großwüchsigen Familie. In Handel und Wandel wußten sie sich nicht zeitig und aufmerksam zu kehren und zu drehen, den Erwerb vorzubereiten und zu sichern, und statt der Noth gelassen aus dem Wege zu gehen, ließen sie dieselbe nahe kommen und starrten ihr rathlos in's Gesicht. Der Vater war durch einen fallenden Waldbaum verstümmelt, die lange Mutter voll bitterer Worte und nutzloser Anschläge; zwei Söhne standen im Militärdienste, der dritte half zu Hause, und die fünf Töchter lebten meistens zerstreut als Dienstmägde und mit verschiedenen Schicksalen, die nicht alle erfreulich oder kummerlos waren für sie und die Angehörigen.

Ungefähr so gestaltet sich das Bild, das Erwin den Worten der Magd entnahm, beinahe das Bild verfallender Größe, welche ihre Sterne verlassen haben, eines Geschlechtes, das im Laufe der Jahrhunderte vielleicht seine Freiheit dreimal verloren und wieder gewonnen hatte, zuletzt aber nichts mehr damit anzufangen wußte, da es über den Leiden des Kampfes das Geschick verloren. Oder war es zu vergleichen mit einem verkommenen Adelsgeschlechte, das sich in die Lebensart des Jahrhunderts nicht finden kann? Aus den unzusammenhängenden Mittheilungen schloß er aber auch, daß Regine, obgleich das jüngste der Kinder, gewissermaßen das beste, nämlich der stille, anspruchslose Halt der Familie war, an welchen sich Alle wendeten, und das deshalb so ärmlich gekleidet ging, weil es Alles hergab, was es aufbrachte, während die andern Schwestern nicht ermangelten sich aufzuputzen, so gut sie es vermochten.

Auch heute war sie wieder in Anspruch genommen worden. Erst neulich hatte sie fast ihren ganzen Vierteljahrslohn den Eltern gebracht, da eine der Töchter in übeln Umständen heim gekommen. Jetzt wurde der Vater von einer nicht eben großen, aber dringenden Schuld geplagt und hatte durch die Mutter dem Dragoner schreiben lassen, daß er entweder selbst etwas Geld zu entlehnen trachten, oder aber zur Regine gehen solle, daß diese helfe. Natürlich konnte der Soldat Nichts thun, denn der hatte genug zu schaffen, mit kümmerlichen Entlehnungen seinen Sold zu ergänzen. Darum war er zur Schwester herübergekommen, und diese empfand zur übrigen Sorge den Verdruß über die fruchtlosen Reisekosten des Bruders, so klein sie waren, weil sie im Augenblicke auch nicht helfen konnte. Sie hatte darum der Mutter geschrieben, man müsse unter allen Umständen einige Wochen Frist zu erlangen suchen; vorher dürfe sie ihre Herrschaft nicht schon wieder um Geld angehen. Dabei hatte sie bei diesen Aussichten bereits seit dem heutigen Vormittage auf den kühnen Plan verzichtet,

sich im Herbst einmal ein wollenes Kleid machen zu lassen, wie andere ordentliche Mädchen es im Winter trugen.

Als Erwin sie zum ersten Mal so viel hintereinander sprechen hörte, wurde er von der weichen Beweglichkeit ihrer Stimme angenehm erregt, da die traulichen Worte, je mehr sie in Fluß geriethen, immer mehr einen der schönen Gestalt entsprechenden Wohlklang annahmen, den vielleicht noch Niemand im Hause kannte. Aber noch wärmer erregte ihn der Gedanke, daß der Noth des guten Wesens so leicht zu steuern sei; um sie jedoch nicht allfällig sofort zu verscheuchen oder argwöhnisch zu machen, unterließ er für einmal jedes Anerbieten einer Hülfe und begnügte sich mit ein paar leichthin tröstenden Worten: das sei ja Alles nicht so betrüblich, wie es aussehe, und werde sich schon ein Ausweg finden, sie solle nur so gut und brav bleiben u. s. w. Ihr düster gewordenes Angesicht hellte sich auch zusehends auf, so freundlich wirkte der ungewohnte Zuspruch auf ihr einsames Gemüth, und gewiß zehnmal wohlthuender, als wenn er sofort die Börse gezogen und sie gefragt hätte, wie viel sie bedürfe.

Es lief indessen doch nicht ohne alle Bedenklichkeiten ab; denn als sie, über die so schnell verflossene Stunde erschreckend, sich entfernen wollte und die Zimmerthüre öffnete, hörte man von der Treppe her ein Geräusch von Weiberstimmen. Es waren die übrigen Dienstboten des Hauses, die ihre Schlafstellen aufsuchten, und es schien allerdings nicht gerathen, daß Regine in diesem Augenblicke aus der Thüre des fremden Herren und Hausgenossen trat. Sie drückte ängstlich die Thüre wieder zu und blickte dabei den Herrn Erwin Altenauer leicht erblassend an, ungefähr wie wenn es an einem Frühlingsabende schwach wetterleuchtet, und Erwin half ihr wortlos auf das Verhallen der Mädchenstimmen lauschen. In diesem Augenblicke sahen sie sich an und wußten, daß sie allein zusammen seien und ein Geheimniß hatten, wenn auch ein sehr harmloses. Als man nichts mehr hörte, öffnete Erwin sachte die äußere Thüre und entließ die schöne große Jungfrau mit ihrem Lämpchen. Mit milden klugen Augen, ein wenig traurig wie immer, nickte sie ihm gute Nacht; etwas Neuartiges lag in ihrem Blicke, das ihr wol selbst nicht bewußt war; doch flackerte das Flämmchen ihrer bescheidenen Lampe hell und tapfer in der Zugluft, welche durch das Treppenhaus wehte, weil die Vorgängerinnen wahrscheinlich die Bodenthüre offen gelassen.

Es vergingen nicht viele Tage, bis es Erwin gelang, das Mädchen mit seinem Lämpchen abermals in sein Zimmer zu locken, und bald stellte sich die Gewohnheit ein, daß Regine jeden Abend ein halbes oder auch ganzes Stündchen bei ihm eintrat, bald vor dem Aufstieg der anderen Mägde, bald nach demselben; wahrscheinlich war das bewahrte Geheimniß, die Heimlichkeit der vorzüglichste Anreiz, welcher der guten Freundschaft und dem Wohlgefallen der jungen Leute den Charakter einer Liebschaft gab. Regine war aber so ganz von Vertrauen zu dem stets besonnenen und an sich haltenden Manne erfüllt, daß sie alle Bedenken aus den Augen setzte und sich rückhaltlos dem Vergnügen hingab, die kurzen Stunden eines besseren Daseins zu genießen. Sie war, mit Verlaub zu sagen, Weib genug, um von ihrer günstigen Erscheinung zu wissen; aber mit um so größerer Dankbarkeit empfand sie zum ersten Mal die Ehre, die ein gesitteter Mann ihrer Schönheit anthat, ohne daß sie wie eine gescheuchte Katze

sich zu wehren brauchte. Erwin aber that ihr die Ehre an, weil er bereits den Gedanken groß zog, sich hier aus Dunkelheit und Noth die Gefährtin zu holen.

Also lebten sie in rein menschlicher Lebensluft so beglückt, wie zwei ebenbürtige Wesen in stiller Heimlichkeit es nur sein konnten; Regine nur die Gegenwart genießend, ohne Hoffnung für die Zukunft, Erwin zugleich von frohen Ahnungen dessen bewegt, was noch kommen mochte. Als er sie eines Abends bei guter Gelegenheit überredete, nur der Eltern wegen der ersehnten Hülfe zu gedenken, und sie zwang, zu schreiben und sogleich die nöthige Baarschaft zu verpacken, die ihm lächerlich klein erschien, da fügte sie sich mit geheimer Zärtlichkeit des Herzens nicht aus Eigennutz, sondern weil es von ihm und nicht von einem andern kam. Diesmal las er den Brief, den sie schrieb, und sah, daß die Sätze allerdings kurz und mager waren, wie eben das Volk schreibt; allein er entdeckte nicht einen einzigen Fehler gegen Rechtschreibung und Sprachlehre und auch keinen gegen Sinn und Gebrauch der Sprache.

„Sie schreiben ja wie ein Actuarius!“ sagte er, indem ein Strahl von Freude seine Augen erhellte.

„O wir hatten einen guten Schulmeister!“ erwiderte sie froh über sein Lob; „aber das ist nichts, ich habe eine Schwester, die schreibt im Umseh'n ganze Briefe voll Thorheiten ohne alle Fehler; wenn sie nur sonst recht thäte!“ schloß sie mit einem Seufzer. Wie sich später erwies, reiste nämlich die Schwester auf Liebschaften herum und stellte ihre Schönheit nicht unter den Scheffel. Auch war sie schon einmal mit einem kleinen Kinde heimgekommen.

Zum Schreiben hatte Regine jetzt gesessen, was sie in Erwin's Zimmer noch nie gethan. Sie nahm eine amerikanische Zeitung in die Hand, die auf dem Tische lag, und versuchte zu lesen.

„Das ist englisch!“ sagte Erwin, „wollen Sie's lernen? Dann können Sie mit mir nach Amerika kommen und einen reichen Mann heirathen!“

Sie erröthete stark. „Lernen möcht' ich es schon,“ sagte sie, „vielleicht fahr' ich doch einmal hinüber, wenn es hier zu arg wird.“

Erwin sprach ihr einige Worte vor; sie lachte, bemühte sich aber, in den Geist der wunderbaren Laute einzudringen, und es gelang ihr noch am gleichen Abend, eine Reihe von Worten richtig zu wiederholen und das Alphabet englisch auszusprechen. Ernstlich schlug er ihr nun vor, jeden Abend eine förmliche Unterrichtsstunde bei ihm durchzumachen. Sie that es mit ebenso viel Eifer als Geschick; kaum waren zwei Wochen verflossen, so sah Erwin, daß dieses höchst merkwürdige Wesen, das sich selbst nicht kannte, alles zu lernen im Stande war, ohne einen Augenblick die demüthige Ruhe zu verlieren. Er schlug plötzlich das Buch zu, über welchem sie zusammen saßen, ergriff ihre Hand und sagte:

„Liebe Regine, ich will nicht länger warten und säumen! Wollen Sie meine Frau sein und mit mir gehen?“

Sie zuckte zusammen, erbleichte und starrte ihn an, wie eine Todte.

„Nun ist es aus,“ sagte sie endlich, indem sie den Kopf auf die Hände stützte; „und ich war so vergnügt!“

„Wie so? was will das sagen, liebes Kind? Bin ich Dir zuwider, oder ist sonst etwas im Wege, das Dich bedrängt und hindert?“ rief Erwin und legte

unwillkürlich den Arm um sie, wie um sie zu schützen und aufrecht zu halten. Aber sie legte seinen Arm leidvoll und entschieden weg und fing an zu weinen.

Sei es nun, daß sie in ihrer geringen und aus trüben Quellen geschöpften Weltkenntniß den Augenblick gekommen wähnte, wo ein geliebter Mann sich mit einem Heirathsversprechen versündigte, das ja niemals ernst gemeint sein konnte; sei es, daß sie es für ihre Pflicht hielt, einem ernsten Antrag zu widerstehen, indem sie sich als Gattin eines vornehmen Herrn unmöglich dachte, oder sei es endlich, daß sie schon um ihrer Familienverhältnisse willen, die schlimmer waren, als sie bisher geoffenbart, sich scheute, den fremden Mann, der so glücklich lebte, an sich zu binden: sie wußte sich nicht zu helfen und schüttelte nur den Kopf.

„Ich glaubte, Du seiest mir ein wenig gut!“ sagte Erwin kleinlaut und betroffen.

„Es war nicht recht von mir,“ rief sie schluchzend, „es auch einmal ein bischen gut haben und etwa ein Stündchen ungestraft bei Einem sitzen zu wollen, den ich so gern habe! Mehr wollte ich ja nicht! Nun ist es vorbei und ich muß gehen!“

Sie stand gewaltsam auf, zündete das Lämpchen an und ohne sich halten zu lassen, eilte sie hinaus und so stürmisch die Treppe hinauf, daß das Flämmchen verlöschte und sie im Dunkeln verschwand. Am andern Tage, als er ihr zu begegnen suchte, war sie auch aus dem Hause verschwunden. Da er vorsichtig nachforschte, hörte er, sie sei plötzlich aufgebrochen und in ihre Heimat gegangen, und als sie nach mehreren Tagen noch nicht zurückgekehrt war, nahm er einen Wagen und fuhr hinaus, sie aufzufinden. Er traf sie auch in der ärmlichen Behausung der Ihrigen und zwar in großer Trauer sitzend. Gleich einem Türken bestaunten ihn die großen Leute, Weiber und Männer; aber er erklärte sich sogleich und verlangte die Tochter Regina zur Frau. Und um zu beweisen, wie er es meine, begehrte er den Stand ihrer häuslichen Angelegenheiten zu erfahren und versprach, ohne Verzug zu helfen. Nachdem die Leute sich erst etwas gesammelt und seine Meinung verstanden hatten, beeiferten sie sich, alles offen darzulegen, wobei aber der Alte die Weiber, mit Ausnahme Reginens, hinausschieben mußte, da sie Alles vermengten und verdrehten. Auch der Sohn benahm sich neben dem einbeinigen Alten vernünftig und schien doch nicht ohne Hoffnung. Es zeigte sich, daß das kleine Gütchen verschuldet war; allein die Auslösung erforderte eine Summe, die für Erwin's Mittel nicht in Betracht kam; es waren eben kümmerlich kleine Verhältnisse. Ließ er obenein noch eine ähnliche oder geringere Summe da, so gerieth das reckenhafte Völklein in einen ungewohnten kleinen Wohlstand, und die fernere Vorsorge war ja nicht benommen. Ueberdies versprach Erwin, seinen Einfluß dafür zu verwenden, daß die beiden im Dienste stehenden Söhne, deren Entlassung nahe bevorstand, ein gutes Unterkommen fänden, wo sie sich emporbringen könnten, bis er besser für sie zu sorgen vermochte, und was die Töchter betraf, so mischte er sich nicht in deren Geschäfte, sondern empfahl dieselben in seinem Innern der lieben Vorsehung. Kurz, es begab sich Alles auf das Zweckdienstlichste nach menschlicher Berechnung. Regine sah zu und redete nicht ein Wort, auch nicht, als Erwin

sie in die Kutsche hob, mit welcher er sie unter dem Segen der Eltern entführte. Erst als sie drin saß und die Pferde auf der Landstraße trabten, fiel sie ihm um den Hals und that sich nach den ausgestandenen Leiden gütlich an seiner Freude, sie nun doch zu besitzen.

Er fuhr aber nicht in unsere Stadt zurück, sondern nach der nächsten Bahnstation und bestieg dort mit Reginen den Bahnzug. In einer der deutschen Städte, darin er schon gelebt, kannte er eine würdige und verständige Officierswittwe, welche genöthigt war, fremden Leuten Wohnung und Kost zu geben. Er hatte selbst dort gewohnt. Dieser wackeren Frau vertraute er sich an, ließ Reginen für ein halbes Jahr bei ihr, damit sie gute Kleider tragen lernte und die von der Arbeit rauhen Hände weiß werden konnten. Dann trennte er sich, wenn auch ungern, von der wie im Traume wandelnden Regine, reiste in unsere Universitätsstadt zurück, um den dortigen Aufenthalt zu beendigen, und so weiter, bis nach Verfluß von weniger als sieben Monaten die brave schöne Regine als seine Gattin abermals neben ihm in einem Reisewagen saß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Darstellung der Bewegung durch die bildenden Künste.

Von

Prof. **Ernst Brücke** in Wien.

Die bildenden Künste sollen Action, sollen Bewegung darstellen, aber Alles, was sie geschaffen haben, ruht. Sie können die Bewegung nicht wiedergeben; nur andeuten. Daraus entstehen Schwierigkeiten und Conflicte, die den ausübenden Künstler oft mit Sorge und Zweifel erfüllen.

Man hat der Plastik gerathen, Bewegungen möglichst zu vermeiden, ruhende Stellungen aufzusuchen; aber die Geschichte lehrt, daß zu allen Zeiten nicht nur Maler, sondern auch Bildhauer ihrem inneren Drange folgend sich daran wagten, lebhaft bewegte Momente darzustellen. So zeigte schon das griechische Alterthum Reliefdarstellungen, die heftige, leidenschaftliche Bewegungen veranschaulichen, Kampfesscenen, wie solche z. B. im Tempel von Phigalia gefunden wurden. Auch vom Grunde vollständig losgelöste Figuren sehen wir schon frühzeitig und mit wachsendem Geschick bewegt. So zeigen schon die Giebelgruppen des Athenetempels von Aegina Kämpfe zwischen Griechen und Troern, und noch in die Blüthezeit hellenischer Kunst müssen wir den Untergang der Niobiden verlegen, in eine spätere die gewaltsam bewegte Gruppe, die unter dem Namen des farnesischen Stieres bekannt ist.

Schon vor den pergamenischen Funden befand man sich nicht im Einklange mit der Erfahrung, wenn man von der Ruhe in der antiken Plastik als von einem durchgehenden Charakter sprach. Wie wenig ist dies heutzutage gerechtfertigt! Daß Bildhauer der Renaissance und der Neuzeit sich nicht nur im Relief, sondern auch in freistehenden Figuren oft genug die Darstellung rascher und heftiger Bewegungen zur Aufgabe machten und dabei Erfolge erzielten, brauche ich nicht weiter zu erörtern. Es mag hier nur an den zu Florenz in der Loggia bei Lanzi aufgestellten Raub der Sabinerinnen von Giovanni da Bologna, und an den Herkules, der den Lichas fortschleudert, von Canova, erinnert werden.

Welche Mittel sind dem Künstler gegeben, um die Bewegung anzudeuten, um uns den Widerspruch nicht fühlen zu lassen zwischen der starren Ruhe des Bildes und der lebhaften Bewegung dessen, was dargestellt werden soll? Hier muß man unterscheiden zwischen verschiedenen Fällen.

Wenn auf unser Auge durch momentanen Reiz ein Eindruck gemacht wird, so verschwindet derselbe nicht sofort mit dem Aufhören des Reizes. Er überdauert den letzteren. Wenn also, ehe der Eindruck geschwunden ist, der Reiz sich wiederholt und wieder und wieder erneuert, so entsteht eine Gesichtsempfindung, welche dauert, so lange die Reizung sich wiederholt. Aber die Empfindung ist nicht so stark, wie sie sein würde, wenn der Reiz dauernd eingewirkt hätte. Sie ist um so schwächer, je größer die reizfreien Zwischenräume im Verhältniß zu der Dauer der einzelnen Reizmomente sind.

Wenn wir deshalb eine Scheibe mit schwarzen und weißen Sectoren bemalen und sie rasch um ihr Centrum drehen, so erscheint sie uns nicht schwarz, nicht weiß, sondern gleichmäßig grau, und das Grau ist dunkler oder heller, je nachdem wir die schwarzen oder die weißen Sectoren breiter gemacht haben. Haben wir die Scheibe, statt mit schwarzen und weißen Sectoren, mit farbigen bemalt, so mischen sich für unser Auge die Farben und treten in die entstehende Mischfarbe ein, je nach der Winkelgröße, die sie auf der Scheibe einnehmen.

Hieraus erklärt sich, wie bekannt, der Gesichtseindruck, den rasch umlaufende Räder hervorrufen. Wir sehen nicht die einzelnen Speichen des Rades, sondern wir sehen die Gegenstände, welche durch die Zwischenräume der Speichen hindurchblicken, wie durch einen Schleier aus mehr oder weniger deutlich gefärbtem Stoff. Die farbigen Speichen sind es, welche bei ihrer raschen Bewegung den Schleier hervorbringen, und seine Färbung ist um so deutlicher, je breiter und je besser beleuchtet die Speichen sind, und je lebhafter ihre Farbe.

In der Regel nehmen wir noch eine andere Erscheinung wahr, eine sectorenförmige Verstärkung und Schwächung in der Färbung, oder radiale Streifen, welche sich vom Ring gegen die Nabe hinziehen. Die ganze Erscheinung ist unstät und flimmernd, aber durch ihre periodische Wiederkehr bringt sie eine bestimmte Vorstellung hervor, welche der Maler beim Beschauer seines Bildes dadurch wieder erweckt, daß er undeutlich begrenzte, verwaschene Streifen radial gestellt in das Bild des umlaufenden Rades hineinmalt.

Die erwähnten Sectoren und radialen Streifen haben verschiedene Ursachen. Erstens können sie dadurch entstehen, daß das Rad sich nicht schnell genug dreht. Das Bild einer Speiche verblaßt dann, ehe die nächstfolgende Speiche in die Lage kommt ihr Bild an dieselbe Stelle zu setzen. Zweitens kann die Umdrehungsgeschwindigkeit nicht gleichmäßig sein, es können augenblickliche Verlangsamungen eintreten, in denen dann die Felgen ihr Bild als solches auf der Netzhaut entwerfen. Auch anderweitige Bewegungen des Rades, welche sich mit der Drehung um die Axe combiniren, haben einen Einfluß auf die Form des Gesichtseindrucks.

Fährt der Wagen auf unebenem Boden, so machen die Räder ruckweise Bewegungen nach aufwärts und abwärts, und diese geben Veranlassung zum Aufblitzen der Bilder von Speichen, in denen sich für den Augenblick die Be-

wegung des ganzen Rades nach aufwärts oder abwärts von der Drehbewegung subtrahirt.

Endlich spielen auch secundäre Erregungen und Erregbarkeitsveränderungen, sogenannte Nachbilder, eine Rolle; wir können aber ihre Wirkungen hier nicht im Einzelnen verfolgen.

Der Bildhauer besitzt keine Mittel um diese Dinge darzustellen, wohl aber der Maler. Er kann zwar auch die Wechsel im Eindruck nicht wiedergeben, aber aus dem Permanenten und aus dem Wechselnden bildet sich in uns eine Vorstellung von dem Gesichtseindrucke, den umlaufende Räder uns verursachen, und diese Vorstellung kann er in uns wachrufen. Darstellungen dieser Art sind jetzt so verbreitet, daß die gewöhnlichen Lithographien, die an den Schaufenstern aushängen, sie uns zeigen. Die alten Meister vermieden sie, selbst da, wo beträchtliche Geschwindigkeiten vorausgesetzt werden mußten; sie vermieden sie offenbar deshalb, weil dabei die Form zerstört worden wäre. Götter und Göttinnen fahren mit verhängten Zügeln und schäumenden Rossen durch die Wolken, und an den Rädern ihres Wagens ist jede einzelne Speiche scharf und deutlich gemalt.

So sehen wir es noch an Guido Reni's Aurora im Palazzo Rospigliosi in Rom. Guido Reni war ein später Meister (1573 bis 1642), der der Illusion schon manches Opfer brachte, das ihr ältere versagt haben würden; aber das Rad, das er schön und schmuckvoll zu gestalten wußte, als eine Scheibe ohne deutliche innere Contouren zu malen, dazu verstand er sich nicht. Das Rad mußte als integrirender Bestandtheil des Gefährtes klar und harmonisch ausgedrückt und vom Beschauer in seinen Formen verstanden werden.

Aber man hatte nicht mehr lange zu warten, bis auf diesem Gebiete die letzten Consequenzen des Naturalismus gezogen wurden. In Madrid befindet sich eine unter dem Namen las hilanderas, die Spinnerinnen, bekanntes Bild von Velasquez (1599 bis 1660), auf dem die Speichen eines Spinnrades wegen der Geschwindigkeit des Umlaufes verschwinden. Das Bild, welches zu sehen ich keine Gelegenheit gehabt habe, gehört nach der Unterschrift des Stiches von Muntaner der dritten Manier des Velasquez an und soll das Innere einer Fabrik von Teppichen oder gewebten Tapeten (tapices) darstellen. Der Stich ist in Rücksicht auf unseren Gegenstand nicht ganz genügend. Man sieht durch das Rad wie durch einen Ring. Deutlicher spricht eine nach dem Originale aufgenommene Photographie. Sie zeigt concentrische hellere und dunklere Streifen innerhalb des Ringes, das Dauerbild der sich schnell bewegenden Speichen. Früher als an umlaufenden Rädern ist der continuirliche Gesichtseindruck gemalt worden am Regen. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Auf den zahlreichen Sündfluthbildern durfte der Regen nicht fehlen. Der gesunde Sinn der Künstler rückte ihn aber meist in eine solche Ferne, daß er den im Vordergrunde dargestellten Figuren nicht mehr schaden konnte, also in den Mittelgrund oder in den Hintergrund. Wie sollte man aber den Regen anders als nach dem continuirlichen Gesichtsausdrucke darstellen in solcher Ferne, in der die einzelnen Tropfen nicht mehr als solche sichtbar gewesen wären, selbst wenn

sie sich viel langsamer bewegt hätten, als sich die Regentropfen thatsächlich bewegen.

Dagegen sind Pfeile in der Luft und geworfene Steine, wo sie vorkommen, immer als ruhend und mit ausgeprägten Contouren dargestellt. Ich sage, wo sie vorkommen; denn die Künstler vermeiden ihre Darstellung, weil sie wissen, daß sie kein Mittel haben in dem Beschauer wiederum den Eindruck hervorzurufen, den er in der That von einem geworfenen Steine oder von einem durch die Luft fliegenden Pfeile gehabt hat. Aus demselben Grunde wird es vermieden, fallende, selbst langsam fallende Gegenstände zu malen. Doch ist dies nicht immer beachtet worden. Das große Martyrium von Domenichino, Nr. 207 der Pinakothek von Bologna, ist entstellt durch die in der Luft schwebenden Rosen, welche das Christuskind auf die Märtyrer herabwirft. Die Blumen kleben am Bilde, man bringt es nicht zum Eindruck des Fallens. Es würde genügt haben, daß das Kind eine oder mehrere Rosen in der Hand hielt, die es hinabzuwerfen im Begriffe ist, und daß unten die bereits hinabgeworfenen Rosen lagen. Nur ein Motiv kann der Meister zur Vertheidigung seiner Darstellungsweise geltend machen. Er hat den ästhetischen Eindruck zurückgesetzt gegenüber der kräftigeren Ausdrucksweise für die Handlung. Er hat die große Menge der geworfenen Rosen zur Anschauung bringen wollen, die große Menge, bei der es keinen Augenblick gibt, in der nicht Rosen im Fallen begriffen sind, wie ja auch das Schneien immer so gemalt wird, daß Massen von Schneeflocken in der Luft schweben, weil wir bei der verhältnißmäßig geringen Fallgeschwindigkeit derselben vom Schneien kein anderes ruhendes Erinnerungsbild bewahren, als daß eine große Menge von kleinen, weißen Dingerchen in der Luft schwebt.

Eine besondere Betrachtung erheischen solche Bewegungen, bei denen die Geschwindigkeit periodisch, also je nach Ablauf einer bestimmten Zeit, so weit abnimmt, daß ihr Werth auf Null herabsinkt. Hier gibt es einen Moment, in dem der betrachtete Körper nicht fortschreitet, weder in derselben Richtung, in der er sich bisher bewegt hat, noch in der entgegengesetzten.

Mag uns das Pendel einer Uhr als das einfachste Beispiel einer solchen Bewegung dienen. Es ist ein Beispiel, das zugleich in den bildenden Künsten seine Verwendung findet. Ein Theil des modernen Publicums steht dem im engeren Sinne Künstlerischen in der Kunst, dem Ringen nach idealer Schönheit, nach ehrfurchtgebietender Hoheit oder nach dämonischer Gewalt in Formen, in Linien und in Farben, ziemlich kühl gegenüber; aber er schätzt die Erfindung, die ihm durch natürliche Anlage und Bildungsgang leichter zugänglich ist, er schätzt und kauft die gemalte Erzählung und die gemalte Anecdote.

Für die Deutlichkeit der Exposition in einem solchen erzählenden Bilde nun kann es sehr wesentlich sein anzudeuten, daß eine Wanduhr, die sich im Zimmer befindet, geht, oder daß sie steht. Es liegt nahe, daß dies dadurch geschieht, daß das Pendel im letzteren Falle in seiner Gleichgewichtslage, also senkrecht, im ersteren außerhalb seiner Gleichgewichtslage, also schräg, dargestellt wird. Aber es kommt noch Eins hinzu, was wir hier hervorheben müssen, weil es für das Folgende von wesentlichem Belang ist: Das Pendel muß nicht nur schräg dargestellt sein, sondern so weit aus der senkrechten Stellung heraus-

gerückt, daß seine Lage der größten Ausweichung entspricht, welche es bei seiner regelmäßigen Hin- und Herbewegung überhaupt erreicht.

Wenn das Pendel seine größte Ausweichung erreicht hat, soll es seinen Rückweg antreten; zwischen Hinweg und Rückweg muß offenbar ein Augenblick der Ruhe liegen, und in diesem Augenblick der Ruhe gibt es uns ein deutlicheres, ein leichter aufzufassendes Netzhautbild als während der Bewegung. Unser ruhendes Gedächtnißbild des bewegten Pendels ist deshalb das Bild eines Pendels im Maximum seiner Ausweichung, denn wir haben das Pendel im Maximum seiner Ausweichung stets deutlich gesehen und leicht auffassen können, und sein Bild hat sich so uns eingeprägt.

Diese Wahrnehmung läßt sich verallgemeinern und wir leiten aus ihr den Satz ab, daß bei allen Bewegungen die Lagen, die dem Minimum der Geschwindigkeit entsprechen, die Umkehrpunkte, Ausgangspunkte und Endpunkte, sich uns am deutlichsten und haltbarsten einprägen, und daß es deshalb diese Lagen sind, welche wir bei der bildlichen Darstellung benutzen müssen. Sie sind es ja, aus denen die ruhenden Gedächtnißbilder der Bewegungen hervorgehen, an welche wir bei dem Beschauenden durch die bildliche Darstellung anknüpfen müssen.

Ausnahmen hiervon kommen nur da vor, wo eine große Menge unter sich ähnlicher periodischer Bewegungen gleichzeitig zur Anschauung kommt, und die Bewegungen zugleich langsam genug sind, um auch in ihrem anderweitigen Verlaufe Bilder zu hinterlassen. So ist es z. B. bei den Meereswellen. Die Wasserwellen in ihrer einfachsten Form beruhen auf pendulirenden Bewegungen der Wassermassen nach aufwärts und nach abwärts; wenn wir aber das bewegte Meer ansehen, so folgen wir nicht der einzelnen Pendelbewegung mit den Augen, sondern wir überblicken das Ganze, und durch die Regelmäßigkeit, mit der sich die Einzelbewegungen einander ablösen, entsteht der Eindruck, als ob die Gestalt der Oberfläche im Allgemeinen dieselbe bleibe und sich nur in der Richtung des Windes fortschiebe. Diese Gestalt der Oberfläche, wie sie sich unseren Augen einprägt, ist es, welche gemalt wird und uns, weil sie eben unserem Erinnerungsbilde entspricht, den Eindruck der wogenden See macht.

Eigenthümlich ist die Art und Weise, in der sich die griechischen Bildhauer mit den Meereswellen abgefunden haben. Sie haben auf ihren Basreliefs einen schematischen Durchschnitt dargestellt, den man sich senkrecht auf die Richtung der Wellenkämme, also parallel mit der Windesrichtung, gelegt denken muß. Die so entstandene Figur ist ein stilisirtes Wellensystem, wie eine Rosette eine stilisirte Rose ist. Alle Stilisirung hängt ursprünglich zusammen mit der Beschränktheit der Mittel, innerer und äußerer, welche dem Künstler für die Darstellung zu Gebote standen, und mit dem Abfallen, dem Vergessenwerden, des Zufälligen von zahlreichen, oft wiederholten Sinneseindrücken, so daß zuletzt ein vereinfachtes, ein schematisches Erinnerungsbild zurückbleibt, das der Darstellung durch die zu Gebote stehenden beschränkten Mittel bis zu einem gewissen Grade zugänglich ist und das mit diesen Mitteln dargestellt wird, so weit es eben gelingt. So stilisirt der Wilde, so stilisirt das Kind; aber nur den höchstorganisirten unter den Erdenkindern ist es gegeben, sich im Stilisiren den Formen

reiner Schönheit anzunähern. In unserm Falle ist es interessant zu sehen, wie der alte hellenische Steinmetz ein mit seinen Mitteln an und für sich nicht darstellbares Erinnerungsbild durch innere Verarbeitung, durch eine Art von analytischem Proceß in etwas leicht darstellbares verwandelt hat. Freilich erkennen wir, die wir im vorgeschrittenen Naturalismus aufgezogen worden sind, darin kaum noch die Meereswellen; wir müssen erst durch die übrige Darstellung darauf geführt werden, daß solche gemeint sind.

Das Gehen ist eine periodische Bewegung wie die Pendelbewegung, ja es ist selbst Pendelbewegung. Die schwingenden Pendel sind unsere Beine; je nachdem sie kürzer oder länger sind, ist unsere natürliche Schrittdauer kürzer oder länger. Wenn wir stehen, muß die senkrechte durch den Schwerpunkt unseres Körpers, die sogenannte Schwerlinie, entweder durch eine unserer Fußsohlen gehen oder zwischen beiden Fußsohlen den Erdboden treffen. Wollen wir ein Bein für die Bewegung frei haben, so muß die Schwerlinie durch die Sohle des anderen gehen. Dies letztere heißt dann das Standbein, das zur Unterstützung des Körpers nicht mehr benützte heißt das Spielbein. Heben wir das Spielbein vom Boden ab und neigen unseren Körper nach vorn, so rückt auch der Durchschnittspunkt der Schwerlinie in der Sohle des Standbeins nach vorn und passirt den Ballen und die Zehen. Wir würden nach vorne überfallen, wenn nicht zu gleicher Zeit das vom Boden abgelöste Spielbein eine Schwingung nach vorne gemacht hätte. Dieses setzen wir nun auf den Boden und machen es zum Standbein, während dadurch das bisherige Standbein zum Spielbeine wird. Beim weiteren Verschieben des Körpers schwingt nun dieses wieder nach vorwärts, wird von neuem zum Standbeine und so fort. So ist das Gehen ein fortwährendes Fallen, das sich aber nie vollendet, weil das vorschwingende Bein stets zur rechten Zeit Unterstützung bietet. Es ist klar, daß sich hierbei die Beine eines um das andere und zwar stets nach vorwärts bewegen, aber daß dies nicht mit gleichförmiger Geschwindigkeit geschieht, sondern daß periodisch Hemmungen eintreten und zwar jedesmal, wenn das nach vorn gelangte Bein auf den Boden gesetzt, das zurückgebliebene aber noch nicht vom Boden abgelöst ist. Dies ist also der Moment, welcher uns das ruhende Erinnerungsbild des Gehenden einprägte, und dem entspricht auch die bildliche Darstellung. Man stellt die Gehenden nicht dar mit einem Beine am Boden, das andere in der Luft schwebend. Es gibt davon indessen eine auffällige Ausnahme. Man sieht oft marschirende Soldaten aus dem vorigen Jahrhundert so gemalt, daß das eine Bein nach vorn gehoben ist. Das ist wieder nur ein Beleg für das früher Gesagte. Man lehrte die Mannschaft damals einen Paradeschritt, bei dem sie das nach vorn schwingende Bein in die Höhe warf und erst dann auf den Boden setzte. Das Bein mußte also in der Luft umkehren, wie ein Pendel, das bei seiner größten Ausweichung angelangt ist und seinen Rückschwung antritt. Seine Geschwindigkeit mußte auf Null herabsinken, und damit mußte sich ein deutliches Netzhautbild entwickeln, welches sich der Erinnerung einprägte, und zwar ein Erinnerungsbild, das gerade für diesen Schritt, gerade für diese Art zu gehen, charakteristisch war. Die Geschwindigkeit im Fortschreiten drückt der Künstler aus durch die stärkere Neigung des Körpers nach vorwärts. Es ist dies

vollkommen richtig, denn je rascher wir gehen, um so schräger stellt sich unser Körper nach vorwärts. Je schräger unser Körper gestellt ist, um so schneller würde er nach vorne fallen, wenn ihm nicht fortwährend neue Unterstützung geboten würde, und diese Unterstützung muß stets rechtzeitig durch hinreichend weites Ausschreiten gesucht werden. Ueberdies drängen wir uns beim forcirten Gehen mit dem zurückgebliebenen Beine merklich vom Boden ab. Wird die Wirkung des hierbei ausgeübten Druckes in eine vertikale und in eine horizontale Componente zerlegt, so ist die horizontale Componente, die hier nutzbar verwendet werden soll, um so größer, je mehr der Körper nach vorn gerückt ist, denn die Wirkungsrichtung des Stoßes ist gegeben durch eine gerade Linie, welche man sich durch den Schwerpunkt des Gehenden gelegt denkt und durch das Gelenk, welches die große Zehe des abstoßenden Fußes mit dem Ballen verbindet.

Mit diesem Nachvornebringen des Schwerpunktes hängen die verschiedenen, zum Theil komischen Figuren zusammen, welche die Menschen je nach ihrem Körperbaue beim raschen Gehen darstellen. Leute mit dickem Bauch schieben diesen als den gewichtigsten Theil ihres körperlichen Ichs nach vorwärts, während sehr magere und schmächtige Menschen häufig beim schnellen Gehen den Kopf vorstrecken, weil dieser einen relativ bedeutenden Theil ihres Gesammtgewichtes ausmacht. Noch komischer wird die Figur, wenn die Kniee sich niemals vollständig strecken, bleibend schwach gebogen sind. Es hat letzteres für den Gehenden einen doppelten Zweck, erstens den, mit möglichst geringer Muskelanstrengung die Schrittlänge zu vergrößern, und zweitens die Pendellänge der Beine und damit die natürliche Schrittdauer zu verkürzen. Man sieht diesen Gang deshalb an Menschen, die viel und eilig auf ebenem Boden zu gehen haben, an Briefträgern, Barbieren u. s. w. Abgesehen von der Geschwindigkeit des Gehens wird die Lage des Körpers noch beeinflußt vom Winde, je nach seiner Richtung und Stärke. Es ist klar, daß ein Mensch, der gegen heftigen Wind geht, sich stärker nach vorn neigen muß, um der Kraft, mit der ihn der Wind nach rückwärts umzuwerfen sucht, entgegen zu wirken. Schon Lionardo da Vinci spricht hierüber wie über manches Andere, was in den Kreis unserer Betrachtungen fällt, indem er in Cap. CCXV sagt: „Eine Figur, welche sich in irgend einer Richtung gegen den Wind bewegt, zeigt nie die regelrechte Lage ihres Schwerpunktes über der Mitte ihrer Unterstützungsfläche." In der vom Buchdrucker Rispoli veranstalteten Ausgabe nach du Fresne (Neapel 1733), welche mir eben vorliegt, befindet sich dabei eine sehr instructive Zeichnung. Sie ist die Nachbildung einer der Figuren, welche der Maler Errard für die erste Ausgabe des Trattato machte, die von du Fresne 1651 der Königin Christine von Schweden dedicirt wurde. Diese Figuren waren ausgeführt auf Grund flüchtiger Contourzeichnungen von Nic. Poussin's Hand, die mit einem Manuscripte in Rafael Trichet du Fresnes Hände gekommen waren. Die bezeichnete unter ihnen stellt einen Mann dar, der schräg nach vorn geneigt, rüstigen Schrittes vorwärts geht, während der Wind sein flatterndes Gewand und die spärlichen Blätter eines neben ihm stehenden Baumes, sowie die Kräuter und Sträuchlein am Boden nach rückwärts treibt.

Der wesentliche Unterschied zwischen Gehen und Laufen liegt nicht in der

Geschwindigkeit der Fortbewegung, denn man kann schnell gehen und langsam laufen; aber beim Gehen berührt immer wenigstens ein Fuß den Boden, während das Laufen einen Moment hat, wo beide Füße vom Boden abgelöst sind, wo der Körper in der Luft schwebt. Der zurückgebliebene Fuß stößt sich früher vom Boden ab, ehe der nach vorne geworfene den Boden berührt. Der Künstler vermeidet es indessen diesen Moment darzustellen, er wählt den, wo die Action dadurch eine Hemmung erfahren hat, daß das nach vorne geworfene Bein eben den Boden erreichte, während das zurückgebliebene, im Knie mehr oder weniger gebeugt, erst den Impuls erwartet, der es nach vorn werfen soll. So ist zum Beispiel auf Rafael's Schule von Athen der herzulaufende Jüngling dargestellt, so viele andere Figuren von Laufenden, die wir auf Bildern großer Meister antreffen. Dagegen berühren die Füße der Racheengel, welche in der Bestrafung des Heliodor dem Reiter folgen, den Boden nicht, weil sie eben als schwebend, nicht als laufend dargestellt werden sollten. Nur auf Bildern komischen Inhaltes wird, wo die Eile, wenn ich so sagen darf, mit drastischer Emphase ausgedrückt werden soll, der Laufende gelegentlich so abgebildet, daß er das eine Bein weit nach vorne, das andere weit nach hinten gestreckt, in der Luft schwebt.

Auch bei der Darstellung Tanzender läßt man in der Regel einen Fuß die Erde berühren, und zwar aus demselben Grunde, aus dem man es bei der Darstellung Laufender thut. Es gibt indessen hiervon Ausnahmen. Wenn der Tanzende sich senkrecht emporschnellt, so hat er in der Luft einen Umkehrpunkt, wie das Pendel am Ende seines Ausschlages einen Umkehrpunkt hat. Einen solchen hat z. B. Canova im Tanze der Söhne des Alkinoos für seine Darstellung gewählt. Günstig ist freilich die Wirkung nicht, wenn man auch nicht leugnen kann, daß der Künstler das, was er ausdrücken wollte, verständlich ausgedrückt hat.

Dieselben Grundsätze, die wir für die Darstellung gehender und laufender Menschen kennen gelernt haben, gelten auch für die Darstellung gehender und laufender Thiere. So wird das trabende Pferd dargestellt mit einem rechten und einem linken Beine auf dem Boden stehend, die beiden anderen nach vorne geworfen. Das galoppirende Pferd wird dargestellt, auf den Hinterbeinen aufgestemmt und sprungbereit, während von den Vorderbeinen, wo Rechtsgalopp vorausgesetzt ist, das rechte mehr vorgestreckt, das linke etwas stärker im Kniegelenk gebeugt ist, wogegen für Linksgalopp das Umgekehrte eintritt.

Bei den alten Meistern findet man selbst Pferde im schnellsten Laufe noch mit den Hinterbeinen auf dem Boden stehend, während auf modernen Renn- und Jagdbildern die Thiere mit Vorliebe als in der Luft schwebend dargestellt werden. Es liegt dies nicht nur in der Verschiedenheit der Auffassung, sondern auch in der thatsächlichen Verschiedenheit der Objecte. Die modernen Renner lassen in ihrem schnellsten Laufe wol für Jeden wesentlich andere Erinnerungsbilder ihrer Bewegungen zurück, als die gedrungeneren, weniger flüchtigen Pferde, welche auf älteren Bildern dargestellt sind, je zurücklassen konnten.

Die Berechtigung der gangbaren Darstellungen trabender Pferde ist in neuerer Zeit auf Grund von exacten Versuchen bestritten worden, aber mit Unrecht. Wie man Instantan-Photographien von gehenden Menschen aufgenommen

hat, so hat man auch Instantan-Photographien vom trabenden Pferde aufgenommen. Im „Scientific American" vom 19. October 1878 ist eine Reihenfolge solcher Photographien wiedergegeben und der realistische Amerikaner, der sie mit einem Text begleitet hat, ist von ihrer geringen Uebereinstimmung mit den künstlerischen Darstellungen trabender Pferde so betroffen, daß er die letzteren nicht nur für unrichtig erklärt, wofür er ja in gewissem Sinne die Beweismittel in der Hand hat, sondern auch eine vollständige Reform (a radical change) in der bildlichen Darstellung laufender Pferde erwartet. Abgesehen davon, daß bei Figur 9 die beiden Vorderbeine in der Wiedergabe verwechselt sind, bietet sich ein naheliegender Grund für diesen Mangel an Uebereinstimmung dar. Der Künstler faßt das trabende Pferd voraussichtlich in einem bestimmten Momente auf, in dem Momente, dem sein Erinnerungsbild entstammt; die photographische Aufnahme aber erfaßt es in zufälligen Momenten, und es gehört also ein besonderer Zufall dazu, wenn einer derselben gerade mit dem der künstlerischen Aufnahme coincidirt. Eine genauere Untersuchung zeigt aber sofort, daß man mit dieser Erklärung nicht ausreicht. Man findet, daß auch zwischen den photographirten Stellungen keine liegen kann, welche den künstlerischen Darstellungen ganz entspräche. Letztere erweisen sich als eklektisch aus Stellungen, die nicht genau demselben Zeitmoment entsprechen, zusammengesetzt. So lange zwei Füße den Boden berühren, findet sich für die beiden vom Boden abgelösten Beine kein Moment relativ langsamer Veränderung, der besonders geeignet wäre ein Erinnerungsbild zu hinterlassen. Ein solcher tritt erst ein, wenn sich das zweite Vorderbein schon vom Boden gelöst hat, und das Pferd den letzteren nur noch mit einem Hinterbeine berührt. Aber der Zeitunterschied ist so gering, daß wir ihn nicht beachten und die Stellungen unmittelbar vor und unmittelbar nach dem Abstoßen des zweiten Vorderfußes in der Erinnerung mit einander combiniren: zwei alternirende Füße berühren den Boden, die beiden anderen sind nach vorn geworfen in einer Weise, wie sie es thatsächlich erst sind, nachdem der zweite Vorderfuß den Boden schon wieder verlassen hat. Uns ist nur der Eindruck geblieben, daß die Beine alternirend nach vorn geworfen werden, und Vorderbein und Hinterbein in nahezu denselben Zeiten ihre Bewegung vollenden. Dem entspricht die Darstellung. Soll sie nach den Photographien corrigirt werden? Gewiß nicht. Der Beschauer würde befremdet sein, er würde den Eindruck der Unnatur haben, wenn sie von seinem Erinnerungsbilde abwiche.

Das am besagten Orte nach Instantan-Photographien von Muybridge in San Francisco dargestellte Pferd trabt schnell, während die bildende Kunst, namentlich die Plastik, mehr langsam trabende als schnelltrabende Pferde darstellt, wie dies im Wesen der statuarischen Kunst begründet ist. Nur ausnahmsweise sieht man die Feldherren auf schnell trabenden Rossen einherstürmen, so die Farnese vor dem Palazzo del Commune auf der Piazza dei Cavalli in Piacenza.

Die Darstellung anderer periodischer Bewegungen des menschlichen Körpers unterliegt ähnlichen Regeln, wie sie in Rücksicht auf die Darstellung Gehender oder Laufender geltend gemacht worden sind. Es handelt sich immer darum, charakteristische Momente aufzusuchen, in denen die Bewegung eine solche Verlangsamung erleidet, daß sich ein dominirendes Erinnerungsbild entwickelt. Eine

periodische Bewegung, die besonders häufig dargestellt wurde, ist das Rudern der venezianischen Gondoliere. Man kann den Gondolier darstellen, wie er sich zurückgelegt hat und das Ruder an sich gezogen um den Schlag zu führen; man kann ihn aber auch darstellen, und dies ist mit Vorliebe geschehen, am Ende des Schlages, wo er sich weit nach vorn geneigt hat und an dem Punkte angelangt ist, wo sein Körper nun die rückgängige Bewegung antreten soll. Unter den zahlreichen Malern, welche venezianische Canalansichten und Canalscenen dargestellt haben, befinden sich begreiflicher Weise auch solche, die schwach waren im Figurenzeichnen und ebenso schwach oder schwächer in der Darstellung der Action. Da finden wir nun oft, daß die Lahmheit, mit der der Gondolier auf dem Bilde sein Ruder handhabt, seltsam contrastirt mit dem elastischen Schwunge, in dem wir an Ort und Stelle die braunen Kerle ihren Leib nach vorne werfen sahen. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich, daß der Maler den Gondolier nicht am Anfange oder am Ende der Bewegung aufgefaßt hat, sondern in irgend einem Momente zwischen beiden. Wenn wir ein aus seiner Gleichgewichtslage abgelenktes gemaltes Pendel sehen, so erscheint es uns immer als im Maximum seiner Ausweichung, denn an dieses knüpft sich aus dem früher auseinandergesetzten Grunde unser Erinnerungsbild vom gehenden Pendel. Es ist deshalb in uns auch keinerlei psychischer Impuls vorhanden, vermöge dessen wir uns vorstellten, das gemalte Pendel sei nur unterwegs, es werde sich noch weiter von seiner Gleichgewichtslage entfernen. Aehnlich ergeht es uns mit dem gemalten Gondolier, wir denken ihn schon am Schluß des Ruderschlages, und daher der Eindruck von Lahmheit und von Armseligkeit, den uns seine Bewegung macht.

Auch auf schnelle, begrenzte, nicht periodische Bewegungen ist unser Grundsatz anzuwenden. Es wird entweder die Anfangsstellung oder die Endstellung gewählt, nicht irgend eine Stellung im Verlaufe der Bewegung. Zunächst die Anfangsstellung; sie ist, wo es sich um Wurfbewegungen handelt, in der Regel die vortheilhafteste. Schon Lionardo da Vinci läßt sich im Trattato Cap. CLXXXII (ed. du Fresne) ausführlich über dieselbe aus. Wie ein Bogen, der nicht gespannt ist, so ist für ihn die Gestalt wirkungslos, die nicht zunächst und zwar gewaltsam, d. h. durch kräftige Muskelaction, in entgegengesetzter Richtung bewegt ist; das Ausholen zum Wurfe, nicht nur mit dem Arm, sondern mit dem ganzen Körper ist es, worauf er dringt. Zugleich ist der Stand der Figur von Bedeutung, weil er unter allen Umständen so gewählt werden muß, daß die Bewegung mit voller Kraft ausgeführt werden kann, ohne daß die Figur in Gefahr kommt umzufallen. Also nicht nur der Arm allein, der das Wurfgeschoß schleudert, sondern die ganze Gestalt spricht zum Beschauer von der Bewegung, die im Begriffe ist abzulaufen. Lionardo macht noch eine Bemerkung, welche von Wichtigkeit ist für die Wahl, ob Anfangsstellung oder Endstellung. Er sagt, wenn sich der Mensch in der Stellung befindet, die er annahm, als das Projectil seine Hand verließ, so ist er ohnmächtig für eine Bewegung in derselben Richtung; er kann mit Kraft nur eine Bewegung in entgegengesetzter Richtung ausführen.

Wählen wir nun die Anfangsstellung, wie sollen wir die Muskeln in Action

setzen? Sollen sie noch dem Ausholen, oder sollen sie schon dem Werfen dienen? Auf den ersten Anblick scheint das Letztere das allein Richtige; denn das Werfen ist ja die eigentliche Handlung, das Ausholen nur die Vorbereitung dazu. Die Sache ändert sich aber einigermaßen bei näherer Betrachtung. In dem Augenblicke, da die Muskeln für das Werfen in Action gesetzt sind, verläßt auch der Arm seine Stellung schon, die Bewegung beginnt, und es kann nunmehr wegen der Schnelligkeit der Bewegung kein deutlicher Gesichtseindruck mehr zu Stande kommen, höchstens noch der Eindruck vom Aufzucken der plötzlich in Action gesetzten Muskeln. Wenn also der Beschauer aus dem ruhenden Bilde der in Thätigkeit gesetzten Muskeln die Bewegung ableitet, auf die Bewegung schließt, so ist dies nicht einer jener unbewußten Schlüsse, die uns beim Verstehen der Werke der bildenden Kunst immer zunächst leiten, sondern ein Act bewußter Reflexion, wie ihn der Künstler nur da in Anspruch nehmen soll, wo es ihm nicht möglich ist, unmittelbar auf die sinnliche Vorstellung zu wirken. Von der Muskelaction beim Ausholen dagegen bleibt ein Erinnerungsbild, weil diese viel langsamer wirkt, ja der Körper durch die gespannten Muskeln einen Augenblick, manchmal sogar einen merklichen Bruchtheil einer Minute, in der Stellung des Ausholens erhalten wird.

Es kommt noch etwas Anderes in Betracht. In dem Augenblicke, in dem die Muskeln für den Wurf in Action gesetzt werden, erschlaffen alle ihre Antagonisten, das heißt alle Muskeln, die sie durch Wirkung im entgegengesetzten Sinne in der Action hindern könnten, vollständig. Es liegt dies in der Natur der Sache, denn nur so kann die Kraft der arbeitenden Muskeln für den Wurf vollständig ausgenutzt werden. Nun denke man sich, man zeige z. B. einen Speerwerfer von rückwärts eben indem er zum Wurfe ausgeholt hat. Wird es einen guten Eindruck machen, die Muskeln, deren Ursprünge und Ansätze in Folge der Stellung einander noch genähert sind, im erschlafften Zustande darzustellen? Gewiß nicht; der Künstler wird, um einen verständlichen und einheitlichen Eindruck hervorzubringen, die Muskelaction darstellen müssen, die der Stellung entspricht, das heißt diejenige, welche die Stellung mit Nothwendigkeit hervorgebracht hat.

Denken wir uns jetzt die vordere Ansicht von demselben Speerwerfer, so begegnen wir hier keinen solchen Nachtheilen, wie sie uns bei der Rückansicht erwachsen wären, wenn wir die Muskelaction des Werfens selbst correct dargestellt hätten. Die jetzt noch nicht in Action getretenen Muskeln machen schon nicht den Eindruck der Erschlaffung, weil sie gedehnt, weil sie durch Entfernung ihrer Ansätze von ihren Ursprüngen gespannt sind, und außerdem muß die Hand den Speer fest genug gefaßt haben, um ihn mit Sicherheit fortschleudern zu können, gleich viel ob er in der vollen Faust oder zwischen den Fingern geführt wird.

Da, wo nicht, wie bei freistehenden Figuren, gleichzeitig die Rückseite sichtbar ist, deren Behandlung dann die der Vorderseite mit Nothwendigkeit bedingt, ist dem Künstler in Rücksicht auf letztere ein gewisser Spielraum gegeben, ob er durch stärkere Anspannung der Muskeln schon den beginnenden Wurf andeuten will, oder nicht, und dieser Spielraum ist wünschenswerth, da je nach der

Führung der Linien und je nach der dargestellten Figur, ob alt, ob jung, ob männlich oder weiblich, eine solche stärkere Anspannung in ästhetischer Hinsicht förderlich oder nachtheilig sein kann. So würde sie z. B. der Künstler bei einer den Jagdspeer werfenden Nymphe der Diana kaum aufsuchen, da schärferes Hervortreten der einzelnen Muskeln die Schönheit des weiblichen Arms nicht erhöht.

Bei Allem was hier zu Gunsten der Anfangsstellung gesagt ist, kann die Endstellung vorgezogen werden, sei es der Abwechselung halber, da wo eine größere Anzahl von Kämpfenden dargestellt ist, sei es aus inneren Gründen der Handlung, z. B. weil man den einen der Kämpfer von vornherein als Sieger kennzeichnen will. Die Endstellung ist aber dann erst die, wo die werfende Hand geöffnet und ihr der Speer entflogen ist. Alle früheren Momente gehen zu schnell vorüber, um einen deutlichen Gesichtseindruck und somit ein Erinnerungsbild zu hinterlassen. Auch den durch die Luft fliegenden Speer wird man aus bereits bekannten Gründen nicht darstellen wollen. Man braucht zur vollständigen Exposition der Handlung den vom Speere Getroffenen, der sterbend zusammensinkt oder zusammengesunken ist.

Auch bei weniger gewaltsamen Bewegungen wird vielfältig die Anfangsstellung gewählt. So erscheint z. B. der Säende in schreitender Bewegung, das rechte Bein vorgesetzt, unter dem linken Arme den Saatbeutel. Die Rechte hat eben in denselben hineingegriffen und ist daran die Saat auszustreuen. Dieser Moment läßt keinen Zweifel über die Action und kann in Rücksicht auf die Führung der Linien größere Vortheile bieten als der des Ausstreuens selbst, wie man ihn wol an schwebenden, Reichthümer spendenden Glücksgöttinnen gemalt sieht, bei denen für die schwebende Gestalt gerade die hierher gehörige Armbewegung aus ästhetischen Gründen gesucht wurde. Auch hier kommen indessen häufig andere Darstellungsweisen vor. So hält z. B. Guido Reni's bekannte Fortuna mit dem Genius und dem Zauberstabe ein herabhängendes glockenförmiges Gefäß, aus dem Kostbarkeiten herausfallen, während andere Glücksgöttinnen die Schätze aus einem umgewendeten Füllhorn schütten.

Zu bemerken ist, daß bei den spendenden Glücksgöttinnen die fallenden Gegenstände als solche, das heißt als in der Luft schwebend, dargestellt werden. Es geschieht dies aus demselben Grunde, den ich schon früher für die fallenden Rosen auf dem erwähnten Martyrium von Domenichino geltend gemacht habe; nämlich um die Menge der fallenden Objecte zu versinnlichen, zum Theil auch, weil die Fortuna als hoch in den Lüften schwebend gedacht ist, und es deshalb an einem Boden fehlt, auf dem das bereits heruntergefallene dargestellt werden könnte.

Für eine Bewegung wird ausschließlich die Endstellung gewählt, für die Bewegung des Deutens. Es ist dies selbstverständlich. Erstens ist hier die Endstellung geradezu eine kürzere oder längere Zeit dauernde Ruhestellung und zweitens gibt es gar keine charakteristische Anfangsstellung, während die Endstellung das Deuten selbst und die Richtung des Deutens in unzweifelhafter Weise anzeigt.

Wie verhält es sich mit der Darstellung von Hieb und Stoß? Der Hieb

ist eine Art von Wurf, bei der man das Ding, mit dem man wirft, nicht losläßt. Dies paßt besonders auf solche Hiebwaffen, welche schwer, namentlich an dem der Handhabe entgegengesetzten Ende schwer sind. Deshalb gelten hier auch dieselben Grundsätze, wie beim Wurf, und die Anfangsstellung wird im Allgemeinen der Endstellung vorgezogen. Doch findet man auch letztere, schon der Abwechselung wegen und um gleichsam den Eindruck der Action zu vervollständigen, in Schlacht- und Gefechtsscenen häufig genug angewendet. Beim Stoße kommt zwar auch die Anfangsstellung vielfältig vor — man braucht nur einen der zahlreichen bethlehemitischen Kindermorde anzusehen, um die gezückten Schwerter und die gezückten Dolche überall zu finden — aber die Endstellung tritt hier viel mehr in den Vordergrund als beim Hieb. Die Ursache ist nicht schwer zu finden. Beim Hiebe ist in der Regel die Muskelaction erschöpft oder nahezu erschöpft in dem Augenblicke, wo die Waffe ihr Object erreicht, während beim Stoß ein kräftiges Nachdrängen stattfindet, das sich in der Gestalt des Stoßenden ausprägt und uns auf dem Bilde eine deutliche Vorstellung erweckt von der Kraft, von der Gewaltsamkeit, mit der die Handlung vollführt wird. Dem entsprechend sind dann auch die Muskeln stets in einer auf der Körperoberfläche deutlich und in ganz bestimmter Weise ausgesprochenen Thätigkeit dargestellt und müssen so dargestellt werden.

Wir haben uns bisher mit Bewegungen beschäftigt, die so schnell verlaufen, daß sie in ihrem Verlaufe keine deutlichen Gesichtseindrücke und somit auch keine ruhenden Erinnerungsbilder hinterlassen, mit Bewegungen, wo solche Erinnerungsbilder nur existiren von der Anfangsstellung und von der Endstellung, oder auch von Momenten, wo eine Hemmung oder doch eine beträchtliche Verlangsamung eintritt.

Anders ist es, wenn die Bewegung so langsam vor sich geht, daß man sie Schritt für Schritt verfolgen kann; dann steht die Wahl frei, welchen ihrer verschiedenen Momente man zur Darstellung bringen will. So ist es, wo schwere Lasten bewegt werden, oder wo man eine lässige Bewegung wiederzugeben hat, oder wo ein zum Tode Verwundeter unter dem Bestreben sich aufrecht zu erhalten langsam hinsinkt oder zusammenbricht. Aber wählen wird der Künstler auch hier, nicht auf gutes Glück zugreifen.

Zunächst haben auch hier die Hemmungspunkte noch einen gewissen Vorzug, indem sie das stärkere Erinnerungsbild hinterlassen. Einzelne typisch gewordene Stellungen sind fixirte Hemmungspunkte relativ langsamer Bewegungen, so die erhobenen Arme, durch welche die mittelalterliche Kunst Italiens heftigen Seelenschmerz auszudrücken pflegte. Aber es kann auch irgend ein Punkt aus dem Verlaufe der Bewegung herausgegriffen werden, weil er eine Stellung gibt, die für die Bewegung besonders charakteristisch ist, oder die sich aus ästhetischen Rücksichten besonders empfiehlt. So häufig sieht man auf Bildern Engel, welche Schriftrollen entwickeln. Sie sind mit der Handlung niemals völlig zu Ende, sondern stets nur so weit, daß die Schrift lesbar ist. Es müssen eben die schön geschwungenen Linien der unvollständig gestreckten Rollen erhalten werden. In den Loggien des Vatikan hat die ihr Haar kämmende Bathseba nicht den Kamm eben eingesetzt, sie ist auch nicht am Ende des Strichs, sondern im Verlauf des-

selben. In Titian's Jupiter und Antiope entblößt der Satyr, dessen Gestalt der Gott angenommen hat, die Schlafende, indem er das sie deckende Linnen abhebt. Der vorgestreckte Arm ist mitten in der Bewegung dargestellt, und gerade dadurch ist es gelungen, das Vorsichtige und Zögernde derselben besonders gut auszudrücken. In der Sixtinischen Capelle hat Judith das Tuch, mit dem sie das von ihrer Dienerin getragene Haupt des Holofernes bedeckt, schon bis zur Höhe desselben erhoben; der ganze Zweck der Bewegung ist deutlich ausgedrückt, vielleicht erleidet sie auch eine augenblickliche Verzögerung, indem Judith nach der Leiche zurückblickt; aber man kann über ihren weiteren Verlauf nicht in Zweifel sein. In einem späteren Stadium durfte sie nicht aufgefaßt werden, wenn man nicht die Wirkung des grausen Todtenhauptes auf dem Bilde verlieren wollte. Wo eine Bewegung deswegen langsam ist, weil sie eine bedeutende Anstrengung erfordert, gebietet der Künstler über zwei mächtige Hilfsmittel für ihre Versinnlichung, die Stellung, welche der Körper annehmen muß, um den Widerstand, welcher sich der Bewegung entgegenstellt, zu überwinden, und die Anspannung der Muskeln, welche hierfür in Action treten. Jede Aufgabe dieser Art läßt sich auf eine einfachere zurückführen. Denken wir uns, eine Figur solle irgend einen schweren Körper langsam in die Höhe heben, schon deshalb langsam, weil er eben sehr schwer ist; so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Körper in jedem Augenblick mit seiner Schwere nach abwärts wirkt, gleich als ob er in Ruhe wäre, nur gehalten würde: denn da er eben langsam gehoben werden soll, so kann ihm keine merkliche Wurfgeschwindigkeit mitgetheilt werden. Dieser Wirkung der Schwere hält die Action in jedem Augenblick nicht nur das Gleichgewicht, sondern überwiegt sie sogar um ein Geringes. Die Stellung und Muskelaction muß also eine solche sein, daß die Gestalt die Last, mit der sie dargestellt ist, auch ruhend halten könnte, wenn auch nur für eine verschwindend kurze Zeit. Wie soll der Künstler hier nun Ruhe und Bewegung unterscheiden? Das thut er durch die Wahl, die er unter den Stellungen trifft, welche die Gestalt vom Anfange bis zum Ende des Hebens nach einander annehmen muß. Er wählt hier, so weit es sich mit den ästhetischen Rücksichten, die er zu nehmen hat, vereinigen läßt, eine Stellung, welche die Gestalt, wenn sie lebte, sicher nicht gewählt haben würde, um die Last ruhend zu erhalten, aus der sie baldmöglichst in eine andere, bequemere, übergegangen wäre, die ihr dies unter geringerer Anstrengung gestattet hätte. Hierdurch wird für den Beschauer die Vorstellung des ruhigen Haltens ausgeschlossen, und es muß sich ihm die Vorstellung der Bewegung sofort darbieten. Daß dies gegenüber von so manchen für diese Action bewegten Figuren nicht geschieht, rührt daher, daß der Künstler einen von ihm gestellten und belasteten Act copirt hat. Künstler und Act hatten hierbei zusammengewirkt, die Sache so einzurichten, daß die Stellung möglichst lange ertragen werden konnte. Daher der Eindruck der Bewegungslosigkeit.

Beim Heben einer Last ist nur der specielle Fall behandelt worden, in dem die der Action entgegenwirkende Kraft mit ihrer Richtungslinie auf den Schwerpunkt der Erde zielt. Dieselbe Betrachtungsweise läßt sich aber auch auf andere Bewegungen anwenden, welche langsam sind in Folge der Anstrengung, die sie erheischen. Ein Mensch, der einen Gegenstand in horizontaler Richtung fort-

schiebt, kann des steten Wechsels wegen nicht als Modell dienen, wol aber ein Mensch, der einen Gegenstand fortzuschieben sucht; man hat nur darauf zu achten, daß man ihn die Stellung stets nur für ganz kurze Zeiten annehmen läßt, weil er sonst in Folge der Ermüdung in diejenige verfällt, in welcher er sich unter den gegebenen Umständen mit möglichst geringer Muskelanstrengung zu erhalten vermag. Es ist hier zweckmäßig, nicht einen festen Gegenstand zu wählen, gegen den sich das Modell stützen kann, sondern eine große Last an zwei Stricken aufzuhängen, welche Last dann das Modell aus seiner Gleichgewichtslage drängen muß. Hier übt die Ablenkung der Last stets die Controlle darüber, daß in dem Modelle auch diejenige Spannung der Muskeln vorhanden ist, welche dargestellt werden soll. Denselben Dienst würde ein mit einem Zeigerwerk verbundenes Object leisten, das durch die elastischen Kräfte einer oder mehrerer starker Federn in seiner Lage erhalten würde, so daß es nur mit Anstrengung aus derselben verschoben werden könnte.

Aehnlich wie es sich mit dem Schieben verhält, verhält es sich auch mit dem Ziehen. Der Mensch zieht eine Last fort, indem er, mit ihr durch eine Kette oder ein Seil, oder auch blos durch Arm und Hand in Verbindung gesetzt, seinen Schwerpunkt in der Zugrichtung so lange verschiebt, bis die Last nachfolgt. Seine Wirkung ist dann zu vergleichen der eines umkippenden Körpers, welcher im Fallen eine Last, mit der sein oberes Ende in Verbindung gesetzt ist, nach sich zieht. Wenn ein Arbeiter, das Gesicht gegen die Last gewendet, dieselbe ruckweise fortzieht, so sieht man, wie er sich bei jedem Ruck nach rückwärts wirft. Jeder Mensch von einem gewissen Gewichte braucht, um eine gegebene Last fortzuziehen, eine gewisse Neigung des Körpers nach der Richtung, in welcher die Bewegung erfolgen soll. Je größer die Neigung, um so größer die Anstrengung, denn um so schwieriger wird es, durch Anstemmen am Boden seine Stellung zu sichern. Der Grad der Anstrengung wird also nicht in erster Reihe durch die Anspannung der Muskeln ausgedrückt, sondern in viel auffälligerer Weise durch die veränderte Lage des Körpers. Es ist dies der Fall, der Mensch mag stehen oder gehen, denn auch im Gehen strebt er, indem er sich vom Boden abstemmt, stets wieder eine solche Verschiebung seines Schwerpunktes an, daß die Last nachfolgt.

Aehnliches gilt von Thieren. Ein Pferd, indem es einen Wagen fortzieht, ist zu vergleichen einem Parallelogramme, das in seinen Seiten starr, in seinen Winkeln beweglich ist. Die untere Horizontale des Parallelogramms liegt in der Bodenfläche, die obere ist belastet. Je mehr die obere nach vorn geschoben wird, so daß sie mit der vorderen absteigenden Seite einen spitzen, mit der hinteren einen stumpfen Winkel macht, um so wirksamer wird sie durch ihre Belastung nach vorwärts getrieben. Das eigene Gewicht des Pferdes, mit der diese Belastung wächst, ist also wiederum von wesentlicher Bedeutung. Wenn der Künstler ein leichtes Pferd zeichnet, das einen schweren Wagen zieht, so muß er dessen Rumpf stark nach vorn verschieben und die den Boden berührenden Beine schräg stellen. Es muß, wie die Fuhrleute sich ausdrücken, vor Anstrengung „lang werden“. Wenn er dagegen ein schweres Pferd zeichnet, das

einen leichten Wagen zieht, so hat er dies nur wenig mehr zu verschieben, als dies auch geschehen mußte, wenn das Pferd uneingespannt dieselbe Gangart ginge.

Blicken wir zurück nach dem wesentlichen Resultate unserer Untersuchung. Es lautet: Der Künstler stellt nicht einen beliebigen Moment der Bewegung dar, sondern denjenigen, welcher dem Beschauenden das deutlichste Erinnerungsbild hinterlassen würde, wenn die Bewegung thatsächlich abliefe; und wo er unter mehreren in dieser Hinsicht gleichwerthigen Momenten zu wählen hat, da wählt er entweder den, welcher am meisten charakteristisch für den Vorgang ist, am wenigsten zu einem Mißverständniß Veranlassung geben kann, oder den, welcher ihm aus künstlerischen, aus ästhetischen Rücksichten am besten paßt. Er muß hier wie anderswo dem Beschauer gegenüber an die Erinnerungsbilder anknüpfen, die demselben von früheren Gesichtseindrücken zurückgeblieben sind. Ist einmal so der Anstoß gegeben und in richtiger Weise gegeben, so ist es die psychische Thätigkeit des Beschauers, welcher dem Bildwerke Leben einhaucht.

Ja noch mehr, die Vergleichung künstlerischer Darstellungen mit Instantan-Photographien zeigt, daß sich die ersteren mehr den Erinnerungsbildern anschließen als den wirklichen Vorgängen. Sie müssen es thun, weil der Künstler sein Werk mit Hilfe seiner Erinnerungsbilder aufbaut und der Beschauer, wenn er von dem Kunstwerke befriedigt sein soll, nichts finden darf, dem seine Erinnerungsbilder widersprechen, nichts, was ihm dieselben als fremdartig und unnatürlich erscheinen lassen.

Moderne französische Romanschriftsteller.

Von
Georg Brandes.

I. Honoré de Balzac.
(1799—1850.)

Il peignit l'arbre vu du côté des racines,
Le combat meurtrier des plantes assassines.
Victor Hugo: La légende des siècles.

Nach den Umwälzungen der Revolution, den Kriegen des Kaiserreichs und der Erschöpfung während der Regierung Ludwig's XVIII. war eine Jugend aufgewachsen, die sich mit seltener Leidenschaft der so lange vernachlässigten höchsten Geistescultur widmete. Während der Revolutionszeit und der Napoleonischen Herrschaft hatten die jungen Franzosen Anderes zu thun gehabt als die Literatur und die Künste ihres Landes zu erneuern; die besten Kräfte der Nation waren in die Kanäle der Politik, des Soldatenlebens oder der Administration hineingeleitet worden. Nun wurde eine große Summe geistiger Kraft, die lange gebunden gewesen, frei.

Das Zeitalter der Restauration und des Julikönigthums läßt sich als das entscheidende Auftreten der bürgerlichen Gesellschaft auf der historischen Bühne bezeichnen. Die industrielle Periode der Geschichte fängt an. Dies beruht, was Frankreich betrifft, darauf, daß die neue Vertheilung des Nationalvermögens, welche die Revolution vollführt und Napoleon gegen Europa vertheidigt hatte, und die damit in Verbindung stehende Befreiung des Gewerbes und Verkehrs ihre Früchte zu tragen begann. Monopole und Privilegien waren gefallen, die parcellirten Kirchen- und Klostergüter, die zerstückelten und verkauften Majorate und Emigrantengüter waren auf mehrfach so viele Hände vertheilt worden. Das befreite, flüssig gewordene Kapital fing an, das Triebrad der Gesellschaft und dadurch das Ziel der Wünsche jedes Einzelnen zu werden. Nach der Julirevolution ersetzte allmälig die Geldmacht den Adel und unterwarf sich das Königthum. Der Reiche ließ sich in den Adelstand erheben, erwarb sich Pairsrechte und gebrauchte durch die Verfassung immer mehr die monarchische Staatsform zu seinem Besten. So wurde die Jagd nach dem Gelde, der Kampf um's

Geld, die Verwendung des Geldes zu großen industriellen und kaufmännischen Unternehmungen der vorherrschende sociale Zug der Zeit, und diese Prosa, die gegen die revolutionäre und kriegerische Begeisterung des vorigen Zeitraums so stark absticht, schreckte in auffallender Weise die Dichter und Künstler von dem Leben und Treiben der Zeitgenossen zurück und trug das Ihrige bei, der Poesie dieses Zeitalters ihr romantisches d. h. der umgebenden Wirklichkeit entfremdetes Gepräge zu geben. Man suchte und fand Poesie in der Vorzeit und der Fremde, oder man schuf, ungestört durch die unmittelbaren Umgebungen, erträumte Helden und Ideale.

Nur ein einziger der um das Jahr 1830 auftauchenden Dichter, einer der größten, fühlte sich nicht von dem Zeitalter abgestoßen, sondern machte unerschrocken die neugeborene Kapitalmacht, den neuen Beherrscher der Seelen, das Geld, zum Helden einer großen Epopee. Es war Honoré de Balzac.

Das Decennium vor und nach 1830 war, ästhetisch betrachtet, eine glanzlose und farblose Zeit. Es gruppirt sich um die Julirevolution, aber diese bildet, so zu sagen, nur einen Blutflecken in all dem Grau. In der Regierung Karls X. bezeichnen die drei klerikalen Ministerien nicht so sehr drei Stadien, als vielmehr drei verschiedene Tempo's der Reaction, Allegro, Andante und Allegro furioso. Das Königthum wurde so unpopulär, daß die einzige kriegerische That jener Zeit, die Eroberung Algier's, die dem Sturz der Dynastie unmittelbar vorausging, von dem Volk kalt aufgenommen und von der starken Opposition geradezu mit Trauer begrüßt wurde. Unter Louis Philipp folgten Friedensjahre, Herrschaft der wohlhabenden Mittelklassen, immer wiederholte Demüthigungen in der äußeren Politik, nach außen und innen hin eine Regierung ohne Würde und Größe, kurz eine im Vergleich mit der gewaltigen und schauderhaften Zeit um den Anfang des Jahrhunderts — künstlerisch aufgefaßt — ebenso uninteressante und ruhmlose Periode. Nach der Herrschaft der Kutten die Herrschaft des bürgerköniglichen Regenschirms. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn auf diesem Hintergrund — an welchem ein unsichtbarer Finger mit grauen Buchstaben in Grau das Wort „Juste-milieu" geschrieben hatte — eine flammende, polternde, die Leidenschaft und das Scharlachrothe anbetende Literatur und Kunst hervortrat. Die Dichter hatten in ihrer Kindheit von den großen Begebenheiten der Revolution gehört, hatten das Kaiserthum erlebt, und waren Söhne der Helden oder der Opfer. Ihre Mütter hatten sie in einer gewaltig bewegten Zeit zwischen zwei Schlachten empfangen und der Kanonendonner hatte ihr Eintreten in die Welt begrüßt. So geschah es, daß für die angehenden Jünger der Dichtung und der Malerei es damals nur zweierlei Arten von Menschen gab, die flammenden und die grauen. Sie träumten von einer Kunst, die das Blut, den Purpur, das Licht, die Bewegung, die Kühnheit vertreten sollte, sie verschmähten auf's Tiefste die bisherige correcte und farblose Literatur und Kunst. Alles um sie her in der zeitgenössischen Welt schien ihnen unpoetisch, utilitarisch, genieverlassen; sie wollten dieser Gegenwart ihre Geringschätzung zeigen und kehrten ihr den Rücken, um so nachdrücklich wie möglich ihren Haß gegen die Regel, die Einförmigkeit, die Spießbürgerlichkeit an den Tag zu legen.

Nur ein einziger zu der Zeit, wo die romantische Schule sich bildete, debu-

tirender Dichter, fühlte sich in dieser Gegenwart wenn nicht wohl, so doch vollständig zu Hause und betrachtete fast gleich von Anfang an die Zeitgenossen und die unmittelbar vorhergehende Generation als sein künstlerisches Eigenthum, seinen Stoff, seine unerschöpfliche Fundgrube, und dieser Eine war wieder Balzac.

I.

In der üppigen, saftreichen Provinz Touraine, „dem Garten Frankreichs", der Geburtsgegend Rabelais', wurde Honoré de Balzac an einem Frühlingstag 1799 geboren, eine sprudelnd reiche, vollkräftige, heißblütige und erfinderische Natur. Zugleich grob und zärtlich, derb und feinfühlend angelegt, zum ahnungsvollen Träumen und haarscharfen Beobachten veranlagt, vereinte er in seinem sehr zusammengesetzten Wesen die Fähigkeit, tief und innig zu empfinden, mit der Begabung des genialen Spähers, den Ernst des Forschers mit der heiteren Laune des Erzählers, die Genialität des Entdeckers mit dem Trieb des Künstlers, dem Beobachteten, Gefühlten, Entdeckten, Erfundenen den nackten und schamlosen Ausdruck zu geben, war insofern wie geschaffen, die Geheimnisse der Gesellschaft und der Menschheit zu errathen und auszuplaudern.

Kräftig gebaut, mittelgroß, breitschulterig, plump, mit den Jahren zur Beleibtheit neigend, hatte er einen schweren athletischen Hals, weiß wie der einer Frau, schwarze Haare, so hart wie Pferdehaare, endlich ein paar Löwenbändigeraugen, die wie zwei schwarze Diamanten strahlten, Augen, die durch die Mauern sahen, was in den Häusern vor sich ging, die durch einen Menschen in seinem Herzen lasen, wie in einem offenen Buch. Er hatte die Gestalt eines Sisyphus der Arbeit.

Arm und einsam kam Balzac als Jüngling nach Paris, von der unwiderstehlichen Neigung zur Literatur und der Hoffnung, sich einen Namen zu erwerben, geleitet. Der Vater, der wie alle Väter, es höchst ungern sah, daß der Sohn, dem Niemand Genie nachsagte, die juristische Laufbahn für die literarische aufgab, hatte ihn fast gänzlich sich selbst überlassen. So saß er denn in seinem unheimlichen Dachzimmer, von Niemand bedient, verfroren, in seinen Plaid gewickelt, mit dem Kaffeetopf auf der einen, dem Tintenfaß auf der anderen Seite und sah über die Dächer der ungeheueren Stadt, die zu schildern und geistig zu erobern er ausersehen war. Die Aussicht war weder weit noch schön, moosbewachsene Ziegel, bald von der Sonne bestrahlt, bald vom Regen gebadet, Dachrinnen, Schornsteine und Schornsteinrauch. Das Zimmer war weder behaglich noch hübsch, der kalte Wind pfiff durch Thür und Fenster. Den Fußboden zu fegen, die Kleider zu klopfen, mit größter Sparsamkeit die nöthigsten Einkäufe zu machen, waren die ersten Beschäftigungen, mit welchen der junge Poet, der eine große Tragödie „Cromwell" meditirte, jeden Tag, den Gott gab, einweihen mußte. Als Erfrischung ein Spaziergang auf dem nahen Kirchhof Père Lachaise, von wo man Paris überschaut. Von diesen Höhen hat der junge Balzac (wie später sein Rastignac), die gewaltige Hauptstadt mit den Augen messend, ihr die trotzige Wette angeboten, daß sie seinen unbekannten Namen zu nennen und zu krönen gezwungen werden solle.

Die Tragödie gab er bald auf; seine Begabung war allzu modern, allzu sehr auf das Concrete angelegt, um sich mit den Regeln und Abstractionen des französischen Trauerspiels abfinden zu können. Außerdem galt es für den jungen, aus dem väterlichen Hause nur so zu sagen probeweise entlassenen Einsiedler, sich möglichst schnell die Unabhängigkeit zu sichern. Er warf sich auf die geschwinde Production von Romanen. Er hatte noch nichts erlebt, das seinen Productionen Gehalt und wirklichen Werth geben konnte, aber er besaß eine rege, ewig gebärende Einbildungskraft und hatte genug gelesen, um den Erzeugnissen derselben eine leibliche Form, wie sie für Unterhaltungsstoffe die gewöhnliche war, mittheilen zu können. Schon im Jahre 1822 gab er unter verschiedenen Pseudonymen nichts weniger als fünf solche Romane heraus, in den Jahren 1823—25 folgen noch mehrere, die er trotz all seines Selbstgefühls ohne jegliche Ueberhebung selbst nur von dem pecuniären Gesichtspunkt aus betrachtete. Er schreibt 1822 an seine Schwester: „Ich schicke dir Birague nicht, weil es eine wahre literarische Cochonnerie ist . . . in Jean Louis wirst du einige recht drollige Scherze und eine Art Charaktere finden, aber der Plan ist abscheulich. Das einzige Verdienst dieser Bücher, Liebste, sind die tausend Francs, die sie mir einbringen; aber die Summe ist mir nur in Wechseln auf lange Sicht gegeben worden. Wird sie bezahlt werden?" Wer ein paar dieser Erstlingswerke Balzac's durchgepflügt hat, wird sein Urtheil nicht zu hart finden. Sie haben eine gewisse „verve", das ist all das Gute, was sich von ihnen sagen läßt. Ob das Verdienst, das Balzac ihr einziges nennt, jemals ein volles und wirkliches wurde, ist sogar sehr zweifelhaft, nicht allein weil die Schilderungen, die Balzac in seinen Romanen von Verlegern gibt, die mit Wechseln honoriren (man siehe Un grand homme de province à Paris), eine wenig schmeichelhafte ist; sondern weil wir sehen, daß er im Jahre 1825 in Verzweiflung über seine gedrückte Lage plötzlich die Idee erfaßt, die Literatur vorläufig aufzugeben und als Buchhändler und Buchdrucker sich sein Brod zu verdienen.

Er, dessen Gehirn unaufhörlich Pläne jeder Art ausheckte, kam auf den Einfall, einbändige Klassiker-Ausgaben zu veranstalten und war überzeugt, daß man mit solchen damals noch ungekannten Ausgaben ein gutes buchhändlerisches Geschäft machen könne. Diese an und für sich richtige Idee hatte jedoch das Schicksal, das allen späteren geschäftlichen Speculationen Balzac's vorbehalten war, Andere zu bereichern und dem Urheber nur Verluste zu bringen. Genau so ging es z. B. als er in Genua 1837, unter seinen Schulden zusammenbrechend, zufällig auf die Idee kam, daß die Römer die von ihnen geöffneten Silberminen auf Sardinien bei weitem nicht ausgenutzt hätten; er theilte einem Genueser diesen Einfall mit und beschloß die Sache zu verfolgen; als er aber 1838 eine schwierige und zeitraubende Reise nach der Insel unternahm, um die Schlacken der Bergwerke zu untersuchen, Alles ganz nach seiner Vermuthung vorfand und in Turin die Autorisation für die Ausbeutung nachsuchte, zeigte es sich, daß jener Genuese schon sofort die Autorisation erworben hatte und auf dem besten Wege war, ein reicher Mann zu werden. Gewiß waren viele der in Balzac's Gehirn unaufhörlich auftauchenden praktischen Speculationen chimärisch; aber doch

verräth sich auch in diesem Punkt sein Genie. Wie Goethe so ganz und gar eine Natur in der Natur war, daß sein Dichterauge bei der zufälligen Betrachtung einer Palme das Geheimniß der Metamorphose der Pflanze und bei der zufälligen Betrachtung eines halbzersprengten Schafschädels die Grundlage der philosophischen Anatomie entdeckte, so war Balzac so völlig Erfinder und Entdecker im Kleinen wie im Großen, daß er wie die Inspirirten im Mittelalter ein Vorgefühl hatte, wo Reichthümer verborgen seien, eine sich neigende Wünschelruthe in der Hand führte, die sich dem Golde, dem anonymen, neutralen Helden seiner Werke von selbst zuneigte. Freilich gelang es ihm nie den Schatz zu heben; er war eben ein Zauberer, ein Dichter, kein Geschäftsmann.

Schon in diesem ersten Falle war seine Idee so glücklich, wie sie umfassend war; denn er wollte auf einmal Schriftgießer, Buchdrucker, Buchhändler und Schriftsteller sein. Er schrieb selbst die Einleitungen zu seinen Klassiker-Ausgaben und war für den schönen Plan Feuer und Flamme. Nachdem er aber seine Eltern überredet hatte, ihm einen großen Theil ihres Vermögens für seine Zwecke anzuvertrauen, nachdem es ihm gelungen war, Schriftgießerei und Buchdruckerei zu gründen und gute, einbändige, illustrirte Ausgaben von Molière und La Fontaine zu drucken, zeigte es sich, daß die französischen Buchhändler wie ein Mann gegen den Eindringling Front machten, durchaus nicht seine Ausgaben verbreiten wollten und ruhig seine ökonomische Vernichtung abwarteten, um ihrerseits seine Idee aufzunehmen und fruchtbar zu machen. Nach drei Jahren war er gezwungen, seine Bücher als Maculatur und seine Buchdruckerei mit schwerem Verlust zu verkaufen, er selbst hat die Leiden seines armen erfinderischen Buchdruckers David Séchard in „Eve et David“ erlebt. Er ging aus dieser Krisis nicht allein als armer Mann, sondern mit Schulden derart belastet hervor, daß er sein ganzes Leben hindurch ohne Rast und Ruhe sich durch den Berg durchzuarbeiten hatte, um sich Unabhängigkeit zu erkämpfen und das Vermögen seiner Mutter wieder herzustellen. Aber die Schulden, zu deren Tilgung er keine andere Waffe als die Feder besaß, wuchsen wie Lawinen, da er lange Zeit eine Verschreibung nur durch eine andere decken konnte. So machte er die Bekanntschaft der verschiedenen Species der Pariser Wucherer, die er in Gobseck und den anderen verwandten Gestalten so typisch geschildert hat, und die Worte „Meine Schulden, meine Gläubiger!“ werden der stehende Refrain seiner Tage und selbst der völlig intimen Briefe, in welchen das warme Herz, das tiefe, innige Gefühlsleben des ewig gehetzten Mannes sich auf rührende Weise äußern. „Gewissensbisse,“ heißt es in einem seiner Romane, „sind nicht so schlimm wie Schulden, denn sie können Einen nicht in's Schuldgefängniß stecken.“ Er lernte nach vielen Jahren auch noch auf kurze Zeit das Schuldgefängniß kennen, und wie oft mußte er, um dem zu entgehen, mehrere Zufluchtsorte haben, den Aufenthalt wechseln und sich seine Briefe unter falschen Adressen zukommen lassen; Poet wie er war, lebte er mit seinen Schulden wie mit einer ewigen Quelle der Gemüthserregungen, fühlte täglich gleichsam einen Sporn des Fleißes und der Einbildungskraft, wenn der Gedanke an sie ihn weckte und er beim frühen Erwachen sie als Heuschrecken aus allen Ecken und über alle Möbel springen sah.

Mit Riesenkraft fing er an zu arbeiten, und arbeitete so zu sagen in einem Zuge seine Jugend und seine Mannheit hindurch, bis er fünfzig Jahr alt von Ueberanstrengung getödtet zusammenstürzt, so plötzlich wie der getroffene Stier auf einer spanischen Arena. Daß das Schaffen ihm so wenig ein Genuß und so ganz eine Arbeit wurde, beruhte darauf, daß der nie geschwächte Trieb seiner Einbildungskraft, der unaufhörlich zum Hervorbringen von Werken drängte, von keiner Leichtigkeit der Formgebung, keiner angeborenen oder früh erworbenen stilistischen Fertigkeit unterstützt wurde. Er war den romantischen Dichtern in der Herrschaft über die Sprache nicht ebenbürtig. Er vermochte nie ein wohllautendes Gedicht zu schreiben (die, welche in seinem Romane vorkommen, sind von Andern, von Frau de Girardin, Théophile Gautier, Charles de Bernard, Lassailly verfaßt), und kein Anderer als er selbst war der Autor jenes vielverspotteten hiatenreichen Verses, mit welchem sein Louis Lambert eine Epopee über die Inca's einleitet:

O Inca! ô roi infortuné et malheureux!

Er, der so viele pseudonyme Romane geschrieben und verworfen hatte, bevor er überhaupt sich einen Stil aneignete, bestand den härtesten und hartnäckigsten Kampf, um die französische Prosa in seine Macht zu bekommen, und es war eine der Sorgen seines Lebens, daß die jungen Romantiker, die Hugo folgten, ihn als Künstler lange Zeit nicht für voll ansahen. Der feinfühlende, bewundernde Gautier war der einzige, der ihn durch seine bereitwillige Anerkennung erfreute; aber Nichts kam dem Erstaunen Balzac's gleich, wenn er den jungen Gautier ohne Vorbereitung oder Anstrengung, ohne ein Wort zu verbessern, irgend einen schönen, formvollendeten Artikel an dem Rande eines Pultes bei dem Buchdrucker schreiben sah; er glaubte anfangs, daß Gautier in seinem Kopfe den Aufsatz fertig gehabt hätte, bis es ihm klar wurde, daß es mit Rücksicht auf die sprachliche Behandlung ein angeborenes Talent gebe, das ihm fehle. Wie hat er gearbeitet, um sich diese Fähigkeit zu erwerben! wie hat er Gautier, als die plastische und malerische Kraft seines Stils ihm aufging, bewundert! Ein sonderbarer Beweis dafür läßt sich noch aus einem so späten Jahre wie 1839 aufweisen, wo Balzac in den Beschreibungen der weiblichen Hauptgestalten seines Romans „Beatrix“ einige zwei Jahre früher erschienenen Artikel Gautier's (über die Schauspielerinnen Mademoiselle Georges und Jenny Colon) fast wörtlich benutzt hat. Man vergleiche z. B.:

Gautier.	Balzac.
Les cheveux .... scintillent et se contournent aux faux jours en manière de filigranes d'or brnni ...	Cette chevelure, an lieu d'avoir une couleur indécise, scintillait au jour comme des filigranes d'or brnni ...
Le nez, fin et mince, d'un contonr assez aquilin et presque royal ...	Ce nez d'un contour aqnilin, mince, avec je ne sais qnoi de royal ...
Elle ressemble à s'y méprendre à nne ... Isis des bas-reliefs éginétiqnes ...	Ce visage, plns rond qu'ovale, ressemble à celui de qnelque belle Isis des bas-reliefs éginétiques.
Une singularité remarqnable du col de Mademoiselle Georges, c'est qu'an lien de s'arrondir intérieurement dn côté de la nnqne, il forme un contour renflé et sontenu,	An lien de se creuser à la nuque le col de Camille forme un contour renflé qni lie les épaules à la tête sans sinnosité, le caractère le plus évident

Gantier.	Balzac.
qui lie les épaules au fond de sa tête sans aucune sinnosité, diagnostic de tempérament athlétique, développé au plus haut point chez l'hercule Farnése. L'attache des bras a quelque chose de formidable ... Mais ils sont très-blancs, très-purs, terminés par nn poignet d'nne délicatesse enfantine et des mains mignonnes frappées de fossettes.	de la force. Ce col présente par moments des plis d'une magnificence athlétique. L'attache des bras, d'un superbe contour, semble appartenir à une femme colossale. Les bras sont vigoureusement modelés, terminés par un poignet d'une délicatesse anglaise, par des mains mignonnes et pleine de fossettes.

Der aufmerksame Leser wird fühlen, wie gern sich Balzac etwas von dem künstlerischen Blick und der den ungewöhnlichen und distinguirten Worten Gautier's innewohnenden beschreibenden Kraft hat aneignen wollen, und wie die Bezeichnungen, die er aus seinem eigenen Wortschatz hinzufügt, sich gegen die geborgten vulgär und schlaff ausnehmen. Auf dem Feld Gautier's mußte er nothwendigerweise unterliegen. Und die Ursache ist die, daß er auf ganz andere Weise sieht und empfindet. Gautier ist ein Schriftsteller ersten Ranges, aber trotz seiner großen poetischen Eigenschaften als Dichter kalt, bisweilen arm; er ist ein außerordentliches, den bildenden Künsten angehörendes Talent, das sich in die Dichtkunst hinein verirrt hat. Balzac dagegen ist als Schriftsteller ganz untergeordnet, als Dichter nimmt er den höchsten Rang ein. Er kann seine Gestalten nicht in wenigen treffenden Worten charakterisiren, weil er sie nicht in einer einzelnen plastischen Situation vor sich sieht. Indem sie von seiner Phantasie geschaffen, seinem inneren Auge aufsteigen, sieht er nicht nach und nach, sondern auf einmal ihr ganzes Aeußeres und in den verschiedensten Anzügen, er überblickt ihren ganzen Lebenslauf, sieht sie in den verschiedenen Stadien des Lebens, er beobachtet den vollen Reichthum ihrer Bewegungen und Gesten, hört den besonderen Klang ihrer Stimme, und vor seinem inneren Ohre tönen, wie von einem Andern gesagt, Repliken, welche die Persönlichkeit so lebendig malen, daß, wenn wir sie hören, die Gestalt voll lebendig auf zwei Beinen uns vor Augen steht. Nicht wie bei Gautier eine einzelne, vielleicht feine aber trockene Ideenassociation, wie z. B. die einer äginetischen Isis illustrirt die Gestalt; nein, sie selbst ist von hunderttausend unbewußt zusammenströmenden Ideenassociationen gebildet, reich wie die Natur selbst, wie der wirkliche Mensch, der physiologisch und psychologisch durch eine eigenthümliche Mischung unzählicher körperlicher und geistiger Elemente als einziges Wesen besteht. Es ist fast unnöthig, Beispiele der unvergleichlichen Kraft anzuführen, mit der Balzac es fertig bringt, durch eine Replik oder einen Gestus, oder auch nur durch Sonderbarkeiten des Kostüms, der häuslichen Einrichtung u. s. w. in jedem gegebenen Augenblick eine Gestalt hervorzuzaubern, denn man müßte ein Buch mit Citaten füllen.[1]) Aber die Schwierigkeit für Balzac

[1]) Nur um meine Ansicht genau zu erklären, führe ich eine Replik an. Die Courtisane Josepha fragt den alten, durch Ausschweifungen völlig heruntergekommenen Baron Hulot, einen der Generale Napoleon's, ob es wahr sei, daß er den Tod seines Bruders und Onkels verursacht, seine Familie ruinirt und den Staat betrogen habe, um die Launen seiner Geliebten zu

lag darin, daß er sehr oft den Reichthümern gegenüber, welche Gedächtniß und Intuition ihm darboten, rathlos dastand. Entweder drängt er allzu viele, nur für ihn selbst gültige Ideeverbindungen in zwei Worte zusammen, wie wenn er von einer unschuldigen Frau sagt, daß ihre Ohren „Sclavinnen- und Mutterohren waren", oder er fühlte sich versucht, den ganzen Inbegriff der Beobachtungen und Einfälle, die bei der Vorführung einer erdichteten Persönlichkeit ihm zuströmten, nach einander aufzuzählen, er verlor sich in einen breiten, beschreibenden, räsonnirenden Stil, der doch nichts sehen ließ, weil in seinem Geist so zu sagen die elektrische Leitung, welche die dichterische Hallucination mit den Organen der dichterischen Beredsamkeit verbindet, mangelhaft und zeitweise wie unterbrochen war. Zehnfache Arbeit mußte dann für die von ihm selbst tief empfundene Schwerfälligkeit Buße leisten.

Da er nun in jenen Tagen der Collaboration nie einen Mitarbeiter für seine Romane und niemals auch nur einen Secretär hatte, begreift man, welche Resignation und welche Kraftanstrengung nothwendig war, um in zwanzig Jahren die mehr als hundert größeren und kleineren Romane und Dramen zu produciren, die von jetzt an aus seinem Gehirn hervorgehen.

Während Hugo schreibt, ungefähr wie Raphael malte, von der Schar junger Bewunderer und Schüler umgeben, lebt Balzac isolirt in seiner dichterischen Werkstatt. Er gönnt sich wenig Schlaf. Zwischen sieben und acht Uhr geht er zu Bett, steht um Mitternacht auf und schreibt in seiner weißen Dominicanerkutte mit einer goldenen Kette als Gürtel, bis der Morgen graut, eilt dann, da seine Constitution der Bewegung bedarf, selbst zur Druckerei, um das Geschriebene abzuliefern und seine Correcturen zu machen. Es sind nicht gewöhnliche Correcturen. Er braucht acht bis zehn für jeden Bogen, eben weil die Sicherheit des Ausdrucks ihm fehlt und er nicht gleich die endgültige Form zu finden weiß, endlich weil er zuerst das Gerippe seiner Erzählung fertig hat und erst nach und nach die Beschreibungen und die Details der Dialogen erfindet. Die Hälfte, anfangs manchmal mehr als die Hälfte, seines Honorars gibt er in Druckkosten aus, ohne daß jemals das härteste Bedürfniß ihn bewegen kann, sein Werk erscheinen zu lassen, bevor es ihm so vollendet vorkommt, wie er es zu machen vermag. Er ist die Verzweiflung der Setzer, aber die Correcturen sind ihm selbst die peinlichste Sorge. Der erste Entwurf wird mit großen Zwischenräumen zwischen den Absätzen und mit mächtig breiten Rändern gesetzt, und diese füllen und überfüllen sich nach und nach, bis der ganze Correcturbogen mit seinen nach rechts und links, nach oben und unten ausgehenden Radien,

---

befriedigen. „Le baron inclina tristement la tête. — Eh bien! j'aime cela! s'écria Josepha, qui se leva plein d'enthousiasme. C'est un brûlage général! C'est Sardanapale! c'est grand! c'est complet! On est une canaille mais on a du cœur. Eh bien! moi j'aime mieux un mange-tout passionné comme toi pour les femmes que ces froids banquiers sans âmes qu'on dit vertueux et qui ruinent des milliers de familles avec leurs rails ... Ça n'est pas comme toi, mon vieux, tu es un homme à passions, on te ferait vendre ta patrie! Aussi, vois-tu, je suis prête à tout faire pour toi! Tu es mon père, tu m'as lancée! c'est sacré. Que te faut-il? Veux tu cent-mille francs? On s'exterminera le tempérament pour te les gagner." — Wie sind hier in wenigen Worten die Redende und der Angeredete gemalt!



Bogen, Strichen und Sternen sich ungefähr wie ein Feuerwerk ausnimmt. Dann sieht man wieder die schwere, unordentlich angekleidete Gestalt mit dem weichen buckligen Hut und den leuchtenden Augen von der Druckerei nach Hause eilen, während manch Einer aus der Menge, der das Genie in ihm ahnt, auf seinem Wege scheu und ehrfurchtsvoll zur Seite weicht. Dann folgen neue Arbeitsstunden. Zuletzt schließen noch vor dem Diner entweder ein Besuch bei einer schönen geistvollen Dame oder eine Razzia in Antiquitätenläden, um seltene Möbel und alte Gemälde zu entdecken, den arbeitsamen Tag, und erst gegen Abend sucht der energische Arbeiter wieder Ruhe.

„Bisweilen," erzählt Théophile Gautier, „kam er am Morgen zu mir, stöhnend, erschöpft, schwindelig von der frischen Luft, wie der aus seiner Schmiede entflohene Vulkan, und ließ sich auf das Sopha fallen; sein langes Nachtwachen hatte ihn ausgehungert und er stieß Sardinen mit Butter zu einer Art Pomade, die ihn an ein gehacktes Gericht aus seinem Tours erinnerte und die er auf Brod strich. Das war sein Lieblingsgericht; er hatte nicht so bald gegessen, als er mit der Bitte, ihn in einer Stunde zu wecken, einschlief. Ohne mich um die Weisung zu kümmern, respectirte ich diesen so wohl verdienten Schlaf und sorgte dafür, daß kein Lärm im Hause ihn störte. Wenn er dann von selbst erwachte und die Abenddämmerung ihren grauen Schleier über den Himmel breiten sah, sprang er empor und überhäufte mich mit Schimpfworten, nannte mich Verräther, Dieb, Mörder; ich sei Schuld, daß er zehntausend Francs verliere, denn wach hätte er die Idee zu einem Roman haben können, der ihm diese Summe eingebracht hätte (von der zweiten und dritten Auflage gar nicht zu sprechen); ich sei Schuld an den fürchterlichsten Katastrophen und Unordnungen; ich hätte ihn die verschiedensten Stelldichein mit Banquiers, Verlegern, Herzoginnen verfehlen lassen; er werde an seinen Verfallstagen insolvent sein, dieser fatale Schlaf koste ihn Millionen — ich tröstete mich, indem ich seine frische Touraine-Farbe auf seine fahlen Wangen zurückkehren sah.

Wenn man ein kürzlich erschienenes bibliographisches Werk[1]), welches erlaubt, so zu sagen Tag für Tag die Arbeit Balzac's zu verfolgen, als Leitfaden benutzt, wenn man zugleich in seinen Briefen beobachtet, wie er, ohne sich jemals von den Zerstreuungen des Pariser Lebens stören oder von den literarischen Gewehrsalven seiner Neider und Kritiker erschrecken zu lassen, mit fester Hand Stein für Stein die Pyramide seines Lebenswerkes aufgeführt hat, nur besorgt, dieselbe so breit und hoch wie möglich zu machen, bekommt man Respect vor dem Manne und seinem Muth. Der gutmüthige, vierschrötige, polternde Balzac war kein Titan; er nimmt sich in jener Generation der den Himmel erstürmenden Titanen und Titaninnen wie an die Erde gebunden aus, aber er gehört der Race der Cyclopen an; er war ein gewaltiger, über Riesenkräfte verfügender Baumeister, und der ungeschlachte, hämmernde, Steine fügende Cyclop reichte zuletzt mit seinem Gebäude eben so hoch, wie die großen lyrischen Genien Victor Hugo und George Sand auf ihren Flügeln sich erhoben.

[1]) Charles de Lovenjoul: Histoire des œuvres de Balzac. 1879.

Er hat nie an seiner erstaunlichen Begabung gezweifelt; ein Selbstvertrauen, das dem Talente entsprach und das sich als naive Großsprecherei, aber nie als kleinliche Eitelkeit äußern konnte, trug ihn durch die Jahre der ersten Anstrengungen hindurch, und in den Augenblicken des Mißmuths, der Entmuthigung, die in keinem Künstlerleben fehlen, wurde er, wie seine Briefe ahnen lassen, von treuer heimlicher Liebe getröstet und beglückt. Eine Frau, deren Namen er seinen Freunden niemals nannte und von der er immer nur mit der höchsten Verehrung wie von einem „Engel", einer „sittlichen Sonne" spricht, die ihm mehr war „als eine Mutter, mehr als eine Freundin, mehr als ein Geschöpf dem andern sein kann", hielt ihn durch Wort und That, durch aufopfernde Hingebung in allen Stürmen seiner Existenz aufrecht. Er hatte, scheint es, sie schon 1822 kennen gelernt, und zwölf Jahre hindurch (sie stirbt 1837) hat sie, wie er kurz vor ihrem Tode schreibt, es verstanden „der Geselligkeit, der Familie, den Pflichten, allen Hemmnissen des Pariser Lebens" zwei Stunden zu rauben, um sie, ohne daß Jemand davon wußte, mit ihm zu verbringen [1]." Balzac, der im Loben immer überschwänglich ist, muß sich in der Liebe nothwendigerweise in starken Ausdrücken ergehen; was aber Beachtung verdient, ist die hier und sonst bei dem als cynisch und sinnlich verschrieenen Mann erscheinende Delicatesse der Gefühle, die einer Anbetung ähnliche Bewunderung und Dankbarkeit, welche die Form der wahren Liebe bei ihm ist.

II.

Sein erstes Vorbild ist ein Dichter gewesen, an den bei ihm gewiß Niemand gedacht hat und dem er zur Zeit seiner Reise unendlich fern steht, nämlich Walter Scott. Der große Schotte, der schon vorher in Deutschland, Italien und Dänemark Bewunderer gefunden hatte, die, von einem lebhaften Nationalgefühl inspirirt und mit volksthümlichen und sittlichen Idealen vor Augen, den Waverley-Romanen nacheiferten — La Motte-Fouqué, Manzoni, Ingemann — drang in den zwanziger Jahren auch über die Grenzen Frankreichs. Hier gefiel er aber der jungen Dichterschule besonders durch Eigenschaften, die man in den protestantischen Ländern nicht als seine höchsten gepriesen hatte, durch sein malerisch beschreibendes Talent und seinen mittelalterlichen Ton, und vor Allem, weil man bei ihm ein buntes Costüm, Koller und Degen und die romantische Architektur alter Burgen fand. Seine nüchterne Lebensanschauung, seine puritanische Sittlichkeit, die ihm in Deutschland und den nördlichen Ländern Leser gewann, machten hier auf die Jugend einen eher antipathischen Eindruck. Schon früh warf man ihm vor, was Balzac später öfter gegen ihn geltend macht, daß er das Weib und ihre Leidenschaften, die Fehler und die Züchtigungen, die aus der Leidenschaft entspringen, nicht zu schildern verstehe oder in einer der

[1]) Ihr Name war Madame de Berny. Man sehe: Balzac: Correspondance. Lettres à Louise, I. und XXII. Die Briefe an seine Mutter, Januar 1836, und an Madame Hanska, October 1836, zeigen deutlich, daß die Ungenannte, von der er an jene Dame schreibt, Madame de Berny war.

Heuchelei ergebenen Gesellschaft nicht darzustellen wage[1]). Man schlug es ihm aber hoch an, daß er die beiden Formen des Romans, die erzählende, deren Capitelüberschriften wahre Auszüge waren und in welcher der Erzähler immer selbst den Kopf emporstreckte, und die Briefform, die alles Plötzliche und Ueberraschende zwischen „Liebster Freund!" und „Dein ergebenster" hineinpreßte, durch den dialogischen, dramatischen Roman ersetzt hatte. Die größten Talente unter den jugendlichen französischen Dichtern ahmen ihm nach, Alfred de Vigny in „Cinq-Mars", Hugo in „Notre Dame de Paris", Mérimée in der „Chronique du règne de Charles IX", später Alexander Dumas in vielen Werken. Wie die Anderen wurde Balzac von dem in der Geschichte des Romans epochemachenden fremden Meister angezogen. Er wollte in seine Spuren treten, ohne jedoch ein bloßer Nachahmer zu sein. Er meinte in dem beschreibenden Genre, das die Romantik wieder zu Ehren brachte, recht wohl mit dem Schotten wetteifern zu können und vermochte jedenfalls in die Dialoge ein ganz anderes Leben einzuführen. Bei Walter Scott gab es nur einen Typus von Frauen. In Frankreich würde der Dichter historischer Romane die glänzenden Laster und bunten Sitten des Katholicismus den düsteren Gestalten des Calvinismus in der leidenschaftlichsten Periode französischer Geschichte entgegenstellen können. So war er gegen die Einförmigkeit gesichert. Endlich faßte er, da sein auf Riesenarbeiten sinnender Geist das systematisch Umspannende suchte, den Plan, jeden Zeitraum von Karl dem Großen bis zur damaligen Zeit in einem oder mehreren Romanen, die eine zusammenhängende Reihe bilden sollten, darzustellen; es war eine Idee, welche derjenigen verwandt ist, die Gustav Freytag in seinem Werke „Die Ahnen" hinsichtlich Deutschlands verwirklicht hat. Ein Glied in dieser Kette von Romanen sollte das erste Werk sein, das Balzac unter seinem eigenen Namen herausgab, „Les Chouans", in welchem die Kämpfe in der Vendée zur Revolutionszeit geschildert werden. Andere Bruchstücke des gedachten großen Ganzen sind die viel später erschienenen „Sur Cathérine Médicis" und „Maître Cornélius", ein Roman, in dem Balzac direct mit Walter Scott wetteifernd, Ludwig XI., dem der fremde Dichter nach seiner Ueberzeugung nicht Gerechtigkeit erwiesen hatte, eine Hauptrolle spielen läßt. Diese Bücher, die an und für sich betrachtet, von einem gewissen Werthe sind und lebhafte, gründliche Charakterstudien enthalten, zeigen jedoch, daß wenn Balzac an dem dichterischen Plan festgehalten hätte, die Vorzeit in's Leben zu rufen, seine Bedeutung in der Literaturgeschichte des Jahrhunderts eine völlig untergeordnete geworden wäre; man hätte ihn einfach unter die Schüler Walter Scotts eingereiht.

Er war ein allzu moderner Geist, um an dem historischen Genre festhalten zu können. Er hatte nach keinem entfernten Jahrhundert Heimweh, hatte einen ungeheueren Schatz von Beobachtungen gesammelt und suchte unwillkürlich solche Stoffe, wo er dieselben am leichtesten und besten verwerthen konnte. Er fühlte, ohne sich dessen klar bewußt zu sein, daß der Autor des geschichtlichen Romans entweder einfach die Modelle, die ihm die Umgebungen darbieten, in alte Costüme

[1]) Balzac selbst in „Avant-Propos à La Comédie humaine" und sein Alter-Ego, Daniel d'Arthez, in „Les illusions perdues".

stecken, oder mit Gewalt die Psychologie, die er aus Beobachtung kennt, zu einem primitiveren Standpunkt zurückschrauben müsse, ein schwieriges Experiment, dem zum Trotz die dichterische Schilderung vergangener Zeiten fast immer nur die Sitten oder wenigstens die Ansichten der Zeitgenossen darstelle. Er war nicht geschaffen in alten Chroniken mühsame Gelehrsamkeit zu sammeln, sondern unter dem freien Himmel, auf dem Terrain der Gegenwart, seine Studien zu machen und Studienköpfe zu zeichnen.

„Die Physiologie der Ehe", das erste Aufsehen erregende Werk Balzac's, gab auf das unschuldige Buch Brillat-Savarin's „La physiologie du goût" anspielend oder daran anknüpfend, eine halbwegs lustige, quasiwissenschaftliche, immer brutale Analyse der geselligen Einrichtung, die in der französischen Literatur seit unvordenklichen Zeiten als Zielscheibe des Witzes, als Gegenstand der ironischen Huldigung und schonungslosen Untersuchung, kurz als offene Wunde der Gesellschaft behandelt ward und die hier als tragikomische, sociale Nothwendigkeit nicht so sehr an und für sich vertheidigt als gegen die derselben drohenden Gefahren, die auflösenden Elemente, Launen und Leidenschaften, durch gute Rathschläge geschützt wird. Die Ehe ist Balzac besonders als das Schlachtfeld zweier Egoismen interessant; durch die grenzenlose Welt der Sympathien und Antipathien, die das Gebiet der Ehe ausmacht, stürzt er sich mit der Rücksichtslosigkeit eines wilden Ebers; er durchspürt und beschnüffelt alles. Die französische Ehe ist immer eine ziemlich äußerliche Einrichtung gewesen; kein Wunder, daß Balzac vor ihren Mysterien keine Ehrfurcht hegt. Er spricht sich über dieselben mit Molière'scher Derbheit aus; doch zeigt er sich schon hier in dieser frühen Schrift weit weniger frisch, weit pessimistischer und weit materialistischer als Molière. Das Buch ist voll guten, wenn auch groben Witzes, voll lustiger Anecdoten, oft reizend durch den Gegensatz, den der Professoren- und Beichtvater-Ton des jugendlichen Doctors der ehelichen Wissenschaft mit dem verfänglichen Inhalt bildet; aber es ist trotz alledem in erster Linie ein Werk der frühen Enttäuschung und ganz gewiß für die große Mehrzahl der Frauen ein widerliches Werk. Nichts von dem, was in Balzac von hochherziger und edler Gesinnung war, ist hier zu Worte gekommen; nur seine Begabung für die rücksichtslose Analyse glänzt. Es ist aber, als ob dies Buch, in dem die Ader seines Talents sich öffnete, ihn für lange lange Zeit von allem bösen Blut befreit habe. Von jetzt an läutert sich seine Weltanschauung oder richtiger sie theilt sich in eine ernsthafte und in eine scherzhafte; was in der „Physiologie du mariage" noch in ein unerquickliches Ganzes zusammengeronnen war, die ernste Auffassung des Menschenlebens und die sinnlich-cynische Betrachtung desselben, sondern sich aus einander ab, wie Trauer- und Satyrspiel. In demselben Jahr, 1831, schreibt er seinen ersten philosophischen Roman „La Peau de Chagrin," der seinen Ruf als Dichter begründete, und beginnt mit „La belle Impéria" die lange Reihe seiner „Contes drôlatiques", d. h. eine Sammlung Novellen in dem Stil der freiesten „Contes" der Renaissancezeit, die mit den Novellen Boccaccio's und der Königin Marguerite, mit den Anecdoten Brantôme's geistig verwandt und sprachlich am Nächsten von Rabelais inspirirt ist. In moderner Form würden diese Erzäh-

lungen platt und schmutzig vorkommen, durch die wunderbare, naiv-alterthümliche Sprache, die in noch höherem Grade als die strengste metrische Form den Inhalt künstlerisch adelt, sind diese Apotheosen des körperlichen Lebens echte Kunstwerke geworden, heiter wie die Scherze eines jener weltlich gesinnten, fröhlichen Mönche, die in den Volkslegenden aller Länder verherrlicht werden.

In einem meisterhaft geschriebenen Prologe dieser Novellensammlungen erzählt der Verfasser, daß als er in den Jahren der Jugend seine Axt, das heißt seine Erbschaft verloren hatte und sich völlig entblößt fand, habe er wie der Holzhauer in dem Prologe zu dem Buche seines lieben Meisters Rabelais zum Himmel geschrieen, in der Hoffnung von dem edlen Herrn dort oben erhört zu werden, und eine andere Axt zu erhalten. Da wurde ihm durch Mercur ein Schreibzeug zugeworfen, auf welchem die drei Buchstaben „AVE“ gravirt waren. Er drehte und wendete so lange das himmlische Geschenk, bis er die Worte von rückwärts „EVA“ las. Was war aber Eva? was anders als alle Frauen in einer? Also war durch eine göttliche Stimme dem Autor gesagt: „Denke an die Frau, die Frau wird deinen Kummer heilen, deine Jagdtasche füllen, sie ist dein Gut, dein Eigenthum. Ave, sei gegrüßt! Eva o Frau!“ Das hieß, es gelte für ihn, durch tolle und amüsante Liebesgeschichten ein Lächeln der vorurtheilsfreien Leser zu gewinnen. Und das ist ihm gelungen. Nie hat sein Stil einen solchen Glanz und einen solchen Furor erreicht; Rubens hat nicht kühnere und reichere Farben und keine so herkulische Heiterkeit in seinen Darstellungen dreister Faunen und betrunkener Bacchantinnen. Von keinem Meister der Sprache wird hier seine sprachliche Kunst übertroffen. Man lese z. B. das folgende Fragment einer Apostrophe an die Muse, in der Freude über die Vollendung eines neuen Bündels Novellen geschrieben:

„Lachende Dirne, wenn du immer frisch und jung bleiben willst, so weine nie mehr! Denke lieber daran, Fliegen ohne Bügel zu reiten, Deine chamäleonischen Chimären mit schönen Wolken aufzuzäumen, die Pferde der Wirklichkeit in regenbogenfarbige Gestalten zu verwandeln, die Decken aus carmoisinrothen Träumen und statt Stangengebiß dunkelblaue Flügel haben. Bei dem Körper und dem Blut, bei dem Rauchfaß und dem Siegel, bei dem Buch und dem Degen, dem Lump und dem Gold, bei dem Ton und der Farbe, wenn du in jene Elegien-Höhle zurückkehrst, wo die Eunuchen garstige Frauenzimmer für blödsinnige Sultane anwerben, so fluche ich dir, lasse dich Liebkosungen und Liebe entbehren, lasse dich ...

Bruff! Da sitzt sie hoch zu Roß auf einem Sonnenstrahl, von einem Dutzend Erzählungen begleitet, die vor Lachen in lustige Meteore bersten! Sie spiegelt sich in ihren Prismen, so derb, so hoch, so kühn, so widersinnig, widerspenstig, wider Alles eilend, daß man sie seit lange und genau kennen muß, um ihrem Sirenenschwanz mit den Silberfacetten, der bei den Ränken dieser neuen Scherze hin und her wedelt, zu folgen. So wahr Gott lebt! Sie hat sich hineingestürzt wie ein Hundert losgelassener Schuljungen zur Vesperzeit sich über eine Brombeerhecke werfen. Zum Teufel der Magister! Das Dutzend ist vollendet! Feierabend! Her, zu mir, Kameraden!“

Es ist nur billig, zu gestehen, daß es kaum in den sämmtlichen „Contes drôlatiques“ ein zweites so langes Stück gibt, das sich citiren oder laut vorlesen ließe.

„La Peau de Chagrin“ ist Balzac's erster dichterischer Waffengang mit der Wirklichkeit seines Zeitalters; es ist ein buntes, lebhaftes, keimenreiches Buch, das so zu sagen anticipando durch große einfache Symbole jenes umfassende Bild der modernen Gesellschaft zu geben versucht, welches erst

die Gesammtheit der Werke Balzac's annähernd darstellen sollte. In eine wunderbare phantastische Beleuchtung gerückt erscheinen hier die Extreme des modernen Lebens, das Spielhaus und das Boudoir der Modedame, die Zelle des Gelehrten und der Luxus des Reichen, die sehnsuchtsvolle und hoffnungslose Armuth des jungen Talents, das sich von der Fülle der irdischen Güter ausgeschlossen sieht, und die Orgien der Journalisten und Courtisanen, endlich in den weiblichen Hauptgestalten der Contrast von Welt und Herz. Die Schilderungen sind mit breitem Pinsel gemacht, das Ganze besteht aus wenigen an einander gereihten farbenschillernden Tableaux, es ist mehr Philosophie und Symbolik als individuelle Gestaltungskraft darin. Dem armen jungen Helden, der im Begriff steht, Selbstmord zu begehen, wird von einem uralten Trödler ein Stück Eselsfell gegeben, an welchem weder Feuer noch Eisen nagt und das dem Besitzer die Erfüllung jedes Wunsches sichert, das aber für jeden erfüllten Wunsch um einige Linien verkleinert wird, und an dessen Bestehen sein Leben geknüpft ist. Die Ueberredungskunst einer außerordentlichen Phantasie hat es vermocht, das Uebernatürliche in diesem tiefsinnigen Symbol glaubhaft zu machen; Balzac hat es verstanden, dem Phantastischen eine Form zu geben, in welcher es mit den Elementen der modernen Wirklichkeit sich noch vermischen kann. Die Lampe Aladdin's thut, wenn sie gerieben wird, unmittelbar Wunder, sie ersetzt (selbst bei Oehlenschläger) die natürliche Causalität; anders das Chagrinfell; es richtet direct nichts aus, es sichert nur den Erfolg und zieht sich dabei immer mehr zusammen, schwindet immer mehr; es scheint aus dem Grundstoffe gemacht, aus dem unser Leben besteht. „Der Mensch," sagt Balzac, „erschöpft sich in zwei instinctiven Handlungen, durch welche die Quellen seiner Existenz versiegen. Zwei Verben drücken alle Formen aus, welche diese zwei Ursachen seines Todes annehmen, Wollen und Können. Das Wollen brennt uns aus und das Können vernichtet uns." Das heißt: Wir sterben zuletzt, weil wir uns täglich tödten. Das Fell wird, ebenso wie wir, durch Wollen und Können vernichtet. Mit wirklicher Tiefe zeigt das Buch durch die energische Darstellung des Grundtriebs der ganzen Generation, aus der Fülle und über alle Maßen das Leben empfinden zu wollen, welche Leere in der Befriedigung gähnt und wie der Tod aus der Erfüllung der Begierden hervortritt. Jugendlich, fruchtbar, gedankenreich und abstract-melancholisch wie alle Bücher, die ein Genie vor der Detailerfahrung schreibt, machte „La Peau de Chagrin" auch außerhalb der Grenzen Frankreichs Aufsehen. Goethe las es noch in seinem letzten Lebensjahre. Bei Riemer (der naiv Victor Hugo für den Verfasser hält) sagt Goethe 11. October 1831: „Ich las „La Peau de Chagrin" weiter. Es ist ein vortreffliches Werk neuester Art, welches sich jedoch dadurch auszeichnet, daß es sich zwischen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Geschmack hin und her bewegt und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigsten Gesinnungen und Vorkommenheiten vorzuführen, sehr consequent zu brauchen weiß; worüber sich im Einzelnen viel Gutes würde sagen lassen." In einem Brief vom 17. Nov. 1831 schreibt er ferner über „La Peau de Chagrin": „Das Product eines ganz vorzüglichen Geistes deutet auf ein nicht zu heilendes Grundverderbniß der Nation, welches immer tiefer um sich greifen würde, wenn nicht die Departements, die jetzt nicht

lesen und schreiben können, sie dereinst wieder herstellen, insofern es möglich wäre [1])."

Das Buch enthält nicht wenig Selbstbiographisches. Aus eigener Erfahrung kannte Balzac die Empfindungen des armen Jünglings, der von seiner Mansarde aus in seinem einzigen Paar weißer seidener Strümpfe und eleganten Schuhen über die schmutzigen Steine balancirend sich zum Balle begibt, in tödtlicher Angst, von einem vorüberrollenden Wagen bespritzt, und dadurch des Anblicks der Geliebten beraubt zu werden. Interessanter ist jedoch die Summe innerer Erfahrung, die in dem Werke niedergelegt ist und die sich so ziehen läßt: Die Gesellschaft verabscheut Unglück und Schmerz, scheut sie wie ansteckende Krankheiten, zaudert nie zwischen einem Unglück und einem Laster. Wie majestätisch auch ein Unglück sei, die Gesellschaft versteht, es zu verringern, es durch ein Epigramm ein wenig lächerlich zu machen; nie hat sie mit dem gefallenen Gladiator Mitleid. Kurz die Gesellschaft erscheint Balzac sogleich von Anfang an als von jeder höheren religiösen oder moralischen Idee verlassen; sie läßt die Alten, die Armen, die Kranken allein, sie huldigt dem Erfolg, der Stärke, dem Gelde, sie verträgt kein Unglück, aus dem sie nicht einen Vortheil oder Nutzen ziehen kann. Ihre Devise ist: Tod den Schwachen!

Vor Balzac hatte der Roman wesentlich ein einziges Gefühl, die Liebe zum Gegenstand gehabt. Er sah mit seinem Genieblick, daß durchaus nicht die Liebe, vielmehr das Geld die Gottheit der Zeitgenossen war, und deswegen ist das Geld oder vielmehr der Mangel an Geld, das Bedürfniß des Geldes in seinen Büchern die Angel der Gesellschaft. Dieser Griff war kühn und neu. In einem Roman, in der Poesie mit völliger Genauigkeit die Einnahmen und Ausgaben der Personen anzugeben, überhaupt von dem Gelde als einer Hauptsache zu sprechen, das war unerhört, prosaisch, roh; denn es ist immer roh das zu sagen, was Alle meinen oder denken, und was man deswegen bisher zu verhehlen oder zu leugnen einig war, vor allem in einer Kunst, die oft genug als die der schönen Lüge aufgefaßt worden.

III.

Doch Balzac war noch jung; auch seine so früh enttäuschte Dichterseele hatte ihren Frühling; auch er fühlte den Beruf, die Liebe und das Weib zu dem Mittelpunkt einer Reihe von Romanen zu machen. Er behandelte das alte Thema mit einer Ursprünglichkeit, die es völlig neu erklingen ließ, und die Erzählungen, in welchen er es mit dem größten Erfolg variirte, bilden in seinen Werken eine Gruppe für sich.

Es war nicht die Schönheit, am wenigstens die plastische Schönheit, der er in dem Weibe huldigte. Er empfand überhaupt die Schönheit nicht am lebhaftesten durch das Medium der Kunst. Schon hierdurch trennt er sich von einer nicht geringen Zahl seiner Zeitgenossen. Ein großer Theil der romantischen Dichtung sowol in Deutschland und im Norden, wie in Frankreich hatte ja die Kunst zum Gegenstande. Ein in dem Grade kunstliebender Dichter wie Gautier

[1]) Goethe-Jahrbuch 1880. S. 289.

(bald Haupt einer ganzen Schule) wurde z. B. durch seine Liebe zur Kunst an der Erkenntniß der Wirklichkeit gehindert. Er hat selbst erzählt, wie enttäuscht er sich fühlte, als er zum ersten Mal in Rioult's Atelier nach einem weiblichen Modell malen sollte, und das, obwol das Modell schön, ihre Linien elegant und rein waren. „Ich habe immer," gesteht er, „die Statue dem Weib und den Marmor der Haut vorgezogen." Vielsagende Worte! Man denke sich Gautier und Balzac zusammen in dem Antikenmuseum des Louvre, im Allerheiligsten, wo die Venus aus Milo in einsamer Majestät strahlend steht. Dem plastischen Dichter wird aus dem Marmor die schönste Hymne der griechischen Kunst auf die Vollkommenheit der menschlichen Form ertönen und er wird Paris darüber vergessen. Balzac dagegen vergißt die Statue, die er zu betrachten im Begriff steht, über einer nach der Mode der damaligen Zeit gekleideten Pariserin, die mit ihrem Longshawl, der vom Halse bis zu den Hacken keine Falte schlägt, mit ihrem koketten Hut, ihren feinen, die Hand modellirenden Handschuhen vor der Göttin stehen geblieben ist. Er versteht mit einem Blick all die kleinen Kunstgriffe ihrer Toilette, deren Geheimnisse vor ihm keine sind.

Das ist der erste Zug: ganz und gar nichts von den Mythologien und Traditionen der Vorzeit stellt sich zwischen ihn und die zeitgenössische Frau. Er studirte keine Statue, betete keine Göttin an, hegte keinen Cultus der reinen Schönheit, sondern faßte die Frau auf, wie sie damals stand und ging, mit ihren Kleidern und Shawls, Handschuhen und Hüten, Launen und Tugenden, Versuchungen und Fehlern, Nerven und Leidenschaften, mit allen Spuren der Unnatur, der Ermüdung und der Kränklichkeit. Er liebt sie, wie sie ist. Und er begnügt sich, um sie zu studiren, nicht damit sie im Vorbeigehen zu beobachten; sein Blick dringt bis in das Boudoir, bis in den Alcoven; er begnügt sich auch nicht damit, ihre Seele zu erforschen; er forscht nach den physiologischen Gründen der seelischen Zustände, nach Frauenleiden, Frauenkrankheiten. Das ganze stumme Elend des schwachen und duldenden Geschlechts wird mehr als angedeutet.

Der zweite Zug ist dieser: Balzac stellt als Gegenstand der Liebe nicht das junge Mädchen, nicht einmal die ganz junge Frau dar; der Haupttypus seiner Frauengestalten ist der, den man nach seinem Roman „Die Frau von dreißig Jahren" genannt hat. Es bedurfte eines genialen Dichters, um die einfache Wahrheit zu entdecken und auszusprechen, daß in dem nördlichen Klima Frankreichs das weibliche Geschlecht mit achtzehn Jahren weder körperlich noch geistig seine höchste Blüthe hat. Er schilderte die Frau, die schon die erste Jugend hinter sich hat, die schon tiefer und reicher fühlt und denkt, die schon Enttäuschungen erlitten hat und noch einer ganzen Leidenschaft fähig ist. Sie ist schon von dem Leben gebrandmarkt: hier ein schmerzlicher Zug, da eine Runzel; der Wurm hat an der üppigen Frucht genagt; aber sie wirkt noch mit der vollen Allmacht ihres Geschlechts. Sie ist schwermüthig, sie hat gelitten, sie hat genossen, sie ist unverstanden oder vereinsamt, oft getäuscht, noch immer erwartend, fähig, die tiefen glühenden Leidenschaften einzuflößen, die in dem Mitleid wurzeln. Und eigenthümlich genug, sie wird nie von dem Standpunkt des gleichaltrigen Mannes aus betrachtet; nein, sie wird so aufgefaßt und so geschildert, wie ein beträchtlich jüngerer, noch von dem Leben wenig belehrter Mann sie von seinem

Standpunkte aus auffassen muß. Die frische Empfindung, die brennende Begierde, die naive Begeisterung, das unbewußte Idealisiren einer jugendlichen Erotik legt eine Glorie um die nicht mehr ganz frische Stirn, verschönert, vergöttlicht, verjüngt die noch immer anziehende und mit allen Grazien der Feinheit, der Erfahrung, des weiblichen Ernstes und der echten Leidenschaft ausgestattete Frau[1]). Idealistisch (wie in den zum Vergleich sich bietenden Erzählungen von George Sand) ist die Darstellung nie; denn Nichts ist verschwiegen von dem, was die Frauen, wenn sie von ihrem eigenen Geschlechte sprechen, zu verschweigen pflegen und was auch jene genialste Darstellerin bei den Frauengestalten, für die sie Sympathie erregen will, übergeht. Für George Sand ist die Frau vor Allem ein moralisches Wesen, eine Seele, für Balzac eine physiologisch-psychologische Thatsache; deswegen bei ihm weder körperlich noch geistig ohne Makel. Seine Idealisirung der Gestalt ist entweder rein äußerlich (das Idealisirende der Beleuchtung, der erotischen Situation z. B.) oder es ist die Leidenschaft der dargestellten Persönlichkeit, welche, immer nur für eine Zeit, alles Andere und Frühere annulirt oder verklärt und so durchscheinend idealisirt. Die Liebe der Gattin, die Mutterliebe, die schüchterne Neigung des jungen Mädchens wird zu dieser Zeit von Balzac mit gleicher Meisterschaft, wie die freie Erotik der liebenden Geliebten geschildert.

Die französische Frau tritt bei ihm in vier verschiedenen Epochen der Geschichte hervor.

Zuerst in der Revolutionszeit. In einem kleinen Meisterwerk „Le Réquisitionnaire“, eine von den wenigen seiner Erzählungen, die nicht nur als Sitten- und Herzensgemälde, sondern durch die vollendet novellistische Form der Handlung glänzt, behandelt er auf dem Hintergrund der Schreckenszeit die Liebe einer Mutter zu dem Sohne. Die abgeschiedene kleine Stadt, der eigenthümliche Salon Madame de Dey's sind mit wenig Strichen gemalt. Die Furcht für das Leben des zum Tode verurtheilten Sohnes; die Erwartung seines Kommens in der Verkleidung als einquartierter Soldat; die von Stunde zu Stunde bis in die späte Nachtzeit gesteigerte Spannung des Wartens; die anscheinend geheimnißvolle Ankunft des jungen Soldaten, der auf das für ihn sorgfältig bereitete Zimmer ungesehen hinaufgeführt wird; die verzweifelte Unruhe und tolle Freude der Mutter, die von unten seine Schritte über sich hört und aus Furcht sich zu verrathen ihr Gespräch im Salon fortführen muß, endlich ihr Hineinstürzen ins Zimmer und die fürchterliche Entdeckung, daß der Ankömmling ein Anderer, ein wirklicher Rekrut ist — alles dies, auf einen Bogen zusammengedrängt, ist mit unvergleichlicher Macht und Wahrheit ausgeführt.

Demnächst hat Balzac die Frauen unter der Herrschaft Napoleon's geschildert.

Der Hintergrund ist hier die ungeheure Entfaltung militärischer Pracht, die Atmosphäre ist die Gluth der Bewunderung, die den siegreichen Kriegern von den Frauen entgegengebracht wurde, die rücksichtslose und genußsüchtige Hast des

[1]) Man lese besonders „Le Message“, „La Grenadière“, „La femme abandonnée“, „La grande Bretèche“, „Madame Firmiani“ und „La femme de trente ans“, eine Sammlung ursprünglich nicht zusammengehörender Studien.



Lebens zu einer Zeit, wo das junge Weib „zwischen einem ersten und einem fünften Bulletin der Großen Armee nach einander Braut, Gattin, Mutter und Wittwe sein konnte“ und wo die Aussicht auf ein nahes Wittwenthum oder eine Dotation oder einen unsterblichen Namen die Frauen leichtsinniger und die Officiere verführerischer machte. Die Revue in dem Tuilerienhof 1813, welche die Einleitung zu „La femme de trente ans“ bildet, und die Abendgesellschaft zur Zeit des Sieges bei Wagram, die in „La Paix du ménage“ den Lesern vorgeführt ist, malen eine Epoche und einen Frauentypus.

Doch sein wahres Gebiet und seine am schärfsten beobachteten Typen der Frauen und der Frauenliebe erreicht Balzac erst in den Darstellungen aus der Restaurationszeit. So unerschrocken auch sein Auge und so hart seine Hände waren, so sehr er auch geschaffen war die nüchterne und corrumpirte Periode der bürgerlichen Herrschaft zu schildern, er war doch immer Poet genug, um unter der prosaischen Plutokratie des Julikönigthums nach dem verschwundenen Zeitalter der Eleganz und der freieren, heitereren Sitte der Restauration mit einer gewissen Wehmuth zurück zu blicken. Die Restaurationszeit war noch aristokratisch gewesen, und Balzac, der sich selbst zu dem Adel rechnete, hegte eine nicht geringe Verehrung vor der Aristokratie; die vornehm geborene und erzogene schöne Frau schien ihm die Blüthe der Menschheit. Gewiß gehört er der Generation an, die für Napoleon schwärmte; dieser Name kommt auf jeder zweiten oder dritten Seite bei ihm vor und er träumte (wie Victor Hugo) davon, in der Literatur mit der Weltherrschaft des Kaisers zu wetteifern; hatte er doch in seinem Arbeitszimmer eine Statuette Napoleons stehen, auf deren Degenscheide er geschrieben hatte: „Was er mit dem Schwerte erkämpft hat, werde ich mit der Feder erobern“; aber mit all seinen Träumen, seinen Schwächen, seinen verfeinerten und eitlen Neigungen gehörte er dem legitimen Königsthum an, dessen Zeit außerdem die Zeit seiner Jugend war und als solche mit wärmeren Gefühlen umfaßt wurde. Unter der Herrschaft der gepuderten Könige und der altnationalen Tradition hatte noch in dem neunzehnten Jahrhundert ein Stück des achtzehnten, des Zeitalters der Humanität und der freieren Denkweise in Religion und Sitte nachgeblüht; es verschwand mit der Thronbesteigung des Geldbeutels, der groben Genüsse und der gesellschaftlichen Heuchelei. Die geistvollen Salons, die Zierde der Hauptstadt des guten Tons, wurden geschlossen, die Sitten wurden äußerlich strenger, mehr englisch geprägt, innerlich roher; die gesellschaftliche „Opinion“ wurde den Kunstgriffen des Millionärs gegenüber tolerant und trat den Verirrungen des weiblichen Herzens ernst und pharisäerhaft entgegen. Kein Wunder also, daß Balzac die schönen Sünderinnen des Faubourg St. Germain mit zarter Hand und schmeichelnden Farben malte. Wohl war die schöne Delphine de Girardin, die anmuthige Dichterin und Schöpferin des originellen Pariser Feuilletons, die einen vielbesuchten Salon hatte, ihm wie Hugo und Gautier eine treue und kluge Freundin; aber mehr als von ihr hat er für sein Dichten gewiß von jenen zwei Herzoginnen gelernt, die ihm die Größe der Kaiserzeit und den Glanz des heiteren und feinen alten Régimes personificirten, und denen er schon zum Anfang seiner Laufbahn nahe trat, von Madame Junot, der Herzogin von Abrantes, der er

literarisch behülflich war, und von der Herzogin von Castries, die ihm zuerst anonym ihr Interesse für seine schriftstellerische Wirksamkeit mittheilte und an die ihn eine Zeit lang eine nicht erwiderte Leidenschaft fesselte. Sie kommt in seiner Romanfolge „Histoire des Treize“ unter dem Namen der Herzogin de Langeais vor.

An die Gesellschaft des Julikönigthums, die Frauen und die Passionen derselben rührt Balzac selbstverständlich in den ersten der Dreißiger Jahre noch nicht. Das geschieht erst später. Und man kann ziemlich durchgehend die Beobachtung machen, daß er dem neuen Stoff gegenüber und überhaupt mit den reiferen Jahren strenger und schwärzer sieht. Der Frühlingshauch ist verschwunden. In vielen Büchern ist noch immer die Frau und die Liebe der Mittelpunkt. Aber die Neigung ist Leidenschaft und die Leidenschaft Laster geworden. Wenig uneigennützige Empfindungen und unschuldige Sympathien; Berechnung überall, auch bei der Frau, besonders bei der Frau und sogar in der Liebe, noch mehr da wo nur Surrogate für die Liebe geboten werden. Die Courtisane drängt in vielen der Romane die Weltdame in den Hintergrund und bisweilen findet sich bei der ersteren weniger Eigennutz als bei der letzteren. Die Abgründe des Egoismus und des Lasters öffnen sich vor den Augen des Lesers.

IV.

Unter den in den Jahren 1833, 1834 erschienenen Büchern sind besonders zwei hervorzuheben, die feine und klassische Erzählung „Eugénie Grandet“ und der gewaltige, gestaltenreiche Roman „Père Goriot“. In dem erstgenannten Werke wetteifert Balzac mit Molière (L'avare), in dem zweiten mit keinem geringeren als Shakespeare (King Lear).

„Eugénie Grandet“ gibt nicht den Maßstab für Balzac's Talent, obwol er lange Zeit hindurch den Ehrentitel des Verfassers dieser Novelle trug. Das Buch interessirte durch die Sorgfalt und die Wahrheitstreue, mit welcher das Leben der Provinz, die eigenthümlichen Laster und Tugenden des Provinzlebens getroffen sind; es ließ sich als Familienlectüre empfehlen, weil die Heldin ein edles und keusches junges Mädchen war; es ist jedoch besonders durch die Genialität merkwürdig, mit welcher Balzac das Laster der Habsucht und des Geizes, dem die Alten nur eine komische Seite abzugewinnen gewußt hatten, begreiflich, ja imponirend zu machen versteht. Balzac hat gezeigt, wie der Geiz, den man als lächerlichen Trieb verspottet hatte, nach und nach alle menschlichen Gefühle tödtet, um fürchterlich, tyrannisch seinen Medusenkopf über die Umgebungen des Geizigen zu erheben; und er hat uns zugleich den Geizigen menschlich näher gebracht. Für ihn ist der Habsüchtige nicht der Komödienspießbürger, sondern ein machtliebender Monomane, ein verhärteter Schwärmer, ein Poet, der beim Anblick des Goldes in gesättigter Begierde und doch in wilden Träumen schwelgt. Er ist sich nur intensiver als alle Anderen der Wahrheit bewußt, daß das Gold alle menschlichen Kräfte und Freuden vertritt. In einer solchen Charakterschilderung zeigt sich schon die Stärke Balzac's, welche die ist, ohne große, prahlende Sujets aufzusuchen, mit dem Kleinen, von

Andern Uebersehenen und Verschmähten eine große Wirkung zu erzielen. Symbolisch aufgefaßt ist in „Eugénie Grandet“ die Welt nicht eng. Doch war sie für Balzac's specielle Anlagen eine zu enge.

Im „Père Goriot“ erweitert sich das Lebensbild. Nicht ein entlegener Winkel der Provinz, sondern das ungeheure Paris wird hier studirt, wird wie ein Panorama dem Auge aufgerollt, und hier ist Nichts mehr wie in „La Peau de Chagrin“ abstract und allgemein; jede Gesellschaftsklasse, jede Gestalt innerhalb derselben ist mit den individuellsten Zügen ausgestattet. Ich nannte „König Lear“; aber das Verhältniß der beiden kaltherzigen Töchter zum Vater, so tief es auch angelegt und empfunden ist, macht nur im äußerlichen Sinne den Gegenstand aus. Das wahre Sujet ist das Eintreten des relativ unverdorbenen, aus der Provinz ankommenden Jünglings in die Pariser Welt, seine gradweise Entdeckung der wahren Beschaffenheit dieser Welt, sein Schrecken bei dieser Entdeckung, sein Widerstreben, seine Versuchungen, endlich seine schrittweise wenn auch schnelle Erziehung für das Leben, das um ihn her geführt wird. Die Charakterentfaltung Rastignac's gehört zum Tiefsten, was Balzac und überhaupt irgend ein moderner Romandichter hervorgebracht hat. Mit großer Kunst hat Balzac es klar gelegt, wie von den verschiedensten Seiten, überall wo nur keine Heuchelei und keine Naivetät die Aeußerungen dictirt, dieselbe Auffassung der Gesellschaft und dieselben Lehren dem jungen Manne entgegentreten. Seine Verwandte und Beschützerin, die reizende und vornehme Madame Beauséant sagt ihm: „Je kälter Sie berechnen, um so weiter werden Sie kommen. Schlagen Sie ohne Mitleid, so werden Sie gefürchtet werden. Betrachten Sie Männer und Frauen nur als Postpferde, die Sie bis zu jedem Umspann-Ort zu Schanden fahren . . . . . . wenn Sie aber ein wahres Gefühl haben, so hüten Sie sich es zu verrathen, sonst werden Sie Amboß statt Hammer . . . . Finden die Frauen Sie erst geistreich, so werden die Männer es glauben, wenn Sie sie nicht aus dem Irrthum reißen . . . . dann werden Sie wissen, was die Gesellschaft ist, eine Versammlung von Gimpeln und Schuften. Gehören Sie weder zu den einen noch den andern.“ Und der entwichene Galeerensclave Vautrin sagt ihm: „Man muß in die Menschenmasse entweder wie eine Kanonenkugel sich Bahn brechen oder sich wie eine Pest hineinschleichen. Die Rechtlichkeit nützt zu Nichts. Man beugt sich unter der Macht des Genies, man haßt es, versucht es zu verleumden, weil es nimmt ohne zu theilen, aber man beugt sich, wenn es aushält; mit einem Wort, man betet es auf den Knien an, wenn man es nicht im Koth zu begraben vermochte . . . . . . ich wette, daß Sie in Paris nicht zwei Schritt machen können, ohne ganz teuflischen Schlichen zu begegnen . . . . Deshalb ist der rechtschaffene Mann der allgemeine Feind. Aber wer, glauben Sie, ist der rechtschaffene Mann? In Paris ist es der, welcher schweigt und zu theilen sich weigert.“

Rastignac ist der typische junge Franzose jener Zeit; er ist wohlbegabt, aber durchaus nicht ungewöhnlich und hat keinen anderen Idealismus als den, der auf der Unerfahrenheit seiner zwanzig Jahre beruht. Erschüttert, ergriffen durch Alles, was er täglich sieht und erlebt, fängt er an, nach den Gütern des Glücks mit immer geringerer Gewissenhaftigkeit, immer heftigerem Verlangen

zu trachten. Wie sträubt er sich, als Vautrin zum ersten Male ihm die bekannte alte Frage vorlegt, ob er, wenn er durch den bloßen Willensact es vermöchte, einen von ihm nie gesehenen Mandarinen in China tödten würde um die Million, die er begehrt, zu erhalten! und wie bald danach liegt der „Mandarin" schon röchelnd im Todeskampf! Er sagt sich zuerst wie Alle, daß um jeden Preis groß oder reich sein zu wollen, dasselbe ist als den Entschluß zu fassen, lügen, nachgeben, kriechen, schmeicheln, täuschen zu wollen, dasselbe als darin einzuwilligen, der Diener derer zu sein, die gelogen, nachgegeben, gekrochen haben; dann entschlägt er sich dieser Gedanken mit der Wendung, er wolle gar nicht denken, sondern seinem Herzen folgen. Es gibt einen Moment, wo er noch zu jung ist, um sich Berechnungen hinzugeben, aber schon alt genug dazu, daß unbestimmte Ideen und nebelhafte Träume durch sein Gehirn schießen, die, — hätte man sie chemisch verdichten können — kein allzu reinliches Residuum hinterlassen würden. Sein Verhältniß zu der Weltdame, Delphine von Nucingen, der Tochter Goriot's, vollendet seine Erziehung. Er überschaut die Summe der kleinen und großen Misèren, aus welchen das Leben der höheren Gesellschaft besteht, während er gleichzeitig von dem spöttischen Cynismus Vautrin's bearbeitet wird. „Noch zwei oder drei hochpolitische Reflexionen," sagt Vautrin, „und Sie sehen die Welt wie sie ist. Der bedeutende Mensch befriedigt, wenn er nur ab und zu einige kleine Tugendscenen spielt, jede seiner Launen unter dem Beifallsdonner der Einfallspinsel im Parterre .... Ich erlaube Ihnen gern, mich noch heute zu verachten, da Sie mich doch später lieben werden. Sie werden in mir jene klaffenden Abgründe, jene großen concentrirten Gefühle finden, welche die Dummköpfe Laster nennen, aber Sie werden mich niemals feige noch undankbar finden." Seine Augen sind geöffnet, und zwar für das ganze Scheingepränge der Umgebungen; er sieht, wie die Sitten und Gesetze den Frechen nur Schirmbretter sind, hinter denen ihr Handeln frei ist; wohin er schaut: nur Scheinwürde, Scheinliebe, Scheingüte, Scheinehen. Mit seltener Gewalt hat Balzac diesen Moment in dem Leben jedes begabten Jünglings geschildert, wo beim Anblick des Weltgetriebes das Herz ihm schwillt und so sonderbar schwer wird, daß ihm zu Muthe ist, als trage er einen Brunnen voll Verachtung in seinem Herzen. „Während er sich anzog, gab er sich den traurigsten, den entmuthigendsten Erwägungen hin. Er sah die Gesellschaft als einen Ocean von Koth, in welchen Der, welcher nur den Fuß hinein taucht, bis zum Halse versinken müsse. Es werden dort nur kleinliche Verbrechen begangen, sagte er sich. Vautrin ist größer." Dann, zuletzt, nachdem er den Schlund dieser Hölle gemessen hat, richtet er sich wohnlich in ihr ein, und bereitet sich vor, zu den Spitzen der Gesellschaft, zu dem Ministerposten zu steigen, als Inhaber dessen wir ihn in späteren Romanen wiedertreffen.

Fast alle Vorzüge Balzac's sind ihm in diesem groß angelegten Werke zu Gute gekommen. Seine fast animalische Lebhaftigkeit, seine unerschöpfliche, schneidende Suada stimmen wunderbar zu der Ausdrucksweise, die für die ganze vulgäre, verlumpte, plumpwitzige, geniale Tischgesellschaft in der Pension Vauquer die natürliche ist. Es kommen fast keine edlen Gestalten vor und es ist

folglich wenig Anlaß da, sich einem geschmacklosen Pathos hinzugeben, dagegen hat der Leser unaufhörlich Gelegenheit, sich an der Festigkeit des Auges und der Hand zu erfreuen, mit der Balzac die Seele eines Verbrechers, einer Coquetten, eines Geldmannes, einer alten neidischen Jungfrau zerlegt. Der alte, von den Töchtern verleugnete und vergessene Vater, nach dem das Buch seinen Namen hat, ist freilich eine nicht voll gelungene Gestalt. Er ist ein Opfer, und Balzac entwickelt den Geopferten gegenüber immer eine übertriebene, maßlose Sentimentalität. Er ist z. B. geschmacklos genug, Goriot „ce Christ de la paternité" zu nennen. Er gibt außerdem der Liebe Goriot's zu den Töchtern (wie in „Le Réquisitionnaire" der Liebe der Mutter zum Sohn) einen so sinnlichen Charakter, daß sie uns in ihrer Hysterie fast anwidert [1]. Aber doch hat dadurch, daß dieser alte verlassene Mann, dessen Herz die eigenen Töchter mit Füßen treten, in dem Mittelpunkt des Buches angebracht ist, Alles eine Einheit und Festigkeit der Composition gewonnen, die besonders wohlthuend wirkt. Wie in ein Epigramm spitzt sich die ganze Juvenalische Satire über die Gesellschaft zu, als Delphine den sterbenden Vater nicht besuchen will, weil sie, um gesellschaftlich eine Stufe zu ersteigen, absolut die so lange vergeblich gehoffte Einladung benutzen und auf dem Ball der vornehmen Madame Beauséant erscheinen will — auf diesem Balle, zu welchem „tout Paris" nur hinstürzt, um in den Mienen der Wirthin mit grausamer Neugierde die Qual über die ihr erst am selben Morgen mitgetheilten Verlobung ihres treulosen Geliebten auszuspüren. Wir folgen Delphine, wie sie in ihrer Equipage an der Seite Rastignacs zum Balle fährt. Der junge Mann, der es fühlt, daß sie im Stande wäre, über den Körper ihres Vaters zu gehen um sich auf diesem Balle, zu zeigen aber nicht mehr die Kraft hat, mit ihr zu brechen, nicht einmal den Muth, ihr durch Vorwürfe zu mißfallen, kann doch nicht lassen, den traurigen Zustand ihres Vaters mit ein paar Worten ihr zu schildern. Die Thränen treten ihr in die Augen. „Ich werde häßlich werden, dachte sie, und ihre Thränen trockneten. — Ich will morgen meinen Vater pflegen, ich will von seinem Kopfkissen nicht weichen, sagte sie." Und sie meint, was sie sagt; sie ist nicht böse, nicht einmal schlecht, aber sie ist ein lebendes Bild der gesellschaftlichen Disharmonien, unadlig geboren, reich, ihres Reichthums durch eine schlechte Ehe beraubt, genußsüchtig, leer und ehrgeizig. Die poetische Kraft und Art Balzac's reichte nicht hin, um eine Cordelia in Shakespeare'scher Reinheit und Einfachheit darzustellen, denn die Sphäre des Edlen ist die seine nicht; aber er hat es verstanden, eine Regan und eine Goneril menschlicher und wahrer als der große Britte zu bilden.

V.

Eines Tages im Jahre 1836 trat Balzac in voller Erregung und Freude bei seiner Schwester ein, schwang mit den Armbewegungen eines Tambourmajors seinen dicken Stock mit dem Karneolknopf, auf welchen er in türkischer

---

[1] „Mon Dieu! pleurer, elle a pleuré? — La tête sur mon gilet, dit Eugéne. — Oh, donnez le moi, dit le père Goriot."

Sprache diese Devise eines Sultans hatte graviren lassen: „Ich bin Zerbrecher von Hindernissen" und rief, indem er das Accompagnement einer Militärmusik und das Rollen von Trommeln nachahmte, in fröhlichem Ton der Familie zu: „Begrüßt mich, Kinder, denn ich stehe ganz einfach im Begriff ein Genie zu werden." Er hatte die Idee gefaßt, alle seine schon geschriebenen und zukünftigen Romane unter einander zu verbinden und zu der „Comédie humaine" zu gestalten.

Der Plan war grandios und so eigenartig, daß er in der Geschichte der sämmtlichen Literaturen noch nicht aufgetaucht war; er war eine Ausgeburt desselben systematischen Geistes, der im Anfange seiner Laufbahn Balzac die Idee einer die Jahrhunderte umspannenden Reihe geschichtlicher Romane inspirirt hatte, freilich ein viel interessanterer und fruchtbarerer Plan. Denn falls er gelang, wurde seinen dichterischen Erzeugnissen eine Macht der Illusion, eine solche überzeugende Kraft zu Theil, als ob sie geschichtliche Thatsachen gewesen wären; und es wurde ferner nicht nur ein kleiner Ausschnitt des Lebens, ein Stück Welt symbolisch und künstlerisch zum Spiegelbild des Ganzen erweitert, sondern das Geleistete hätte einen berechtigten Anspruch darauf erheben können, im wissenschaftlichen Sinne ein Ganzes zu sein. Dante hatte in der „Göttlichen Comödie" die Weltanschauung und Lebenserfahrung des Mittelalters in einen poetischen Brennpunkt gesammelt, sein ehrgeiziger Nebenbuhler wollte durch zwei bis drei Tausend lebendiger Gestalten, die als Typen jede für sich Hunderte von ähnlichen vertraten, die vollständige Psychologie aller Gesellschaftsklassen seines Landes, indirect seines Zeitalters liefern.

Man kann nicht leugnen, daß das Resultat ein ganz einziges wurde. Der Staat Balzac's hat wie der wirkliche seine Minister, seine obrigkeitlichen Personen, seine Generale, seine Finanzmänner, Gewerbtreibenden, Kaufleute und Bauern. Er hat seine Priester, seine hauptstädtischen und Land- Aerzte, seine Weltmänner, Modeherren, Maler, Bildhauer und Zeichner, Dichter, Schriftsteller und Journalisten, seine altadligen Familien und seine noblesse de robe, seine eitelen und verderbten wie seine liebenswürdigen und geopferten Frauen, seine genialen Schriftstellerinnen wie seine provinziellen Blaustrümpfe, seine alten Jungfern und seine Schauspielerinnen, endlich sein Heer von Courtisanen. Und die Illusion ist überraschend. Denn da die Personen aus einem der zahlreichen Romane immer in dem anderen wieder vorkommen, da wir sie auf den verschiedensten Stadien ihres Lebens treffen und die Veränderungen, die mit ihnen vorgehen, beobachten können; da sie, selbst wenn sie nicht auftreten, doch unaufhörlich in den Gesprächen der handelnden Personen auf die Scene gebracht werden, da die Angabe ihres Aussehens, Anzugs, Aufenthaltsorts, ihrer täglichen Lebensweise und ihrer Gewohnheiten nicht nur umständlich und genau, sondern zugleich so lebhaft ist, daß es Einem vorkommt, als müsse man die beschriebene Persönlichkeit in der bestimmten Straße, die sie bewohnt, oder bei jener der ganzen Aristokratie der Romane bekannten Dame, die sie Nachmittags zu besuchen pflegt, finden können — so scheint es fast unmöglich, daß all diese Gestalten Hirngespinnste sein könnten, und man denkt sich unwillkürlich das Frankreich der damaligen Zeit von ihnen bevölkert.

Und zwar ganz Frankreich! Denn er hat nach und nach fast alle die verschiedensten Städte und Gegenden seines Vaterlandes beschrieben. [1]) Weit davon entfernt, die Provinz zu verschmähen, sucht er seine Ehre darin, die Eigenthümlichkeiten, die in die Resignation ausmündenden Tugenden und in der Kleinlichkeit fußenden Laster ihres stagnirenden Lebens mit vertrauter Kenntniß darzustellen. Doch vor Allem lebt in seinen Werken Paris, und sein Paris ist nicht das Paris von vor vierhundert Jahren aus „Notre-Dame de Paris", auch nicht das ideale Paris Victor Hugo's, das abstracte Jerusalem des Geistes und der Aufklärung, sondern die wirkliche moderne Stadt mit all ihrer Freude, ihrem Elend und ihrer Schmach, das einzige Weltwunder der modernen Zeit, das die sieben des Alterthums weit hinter sich läßt, der große Polyp mit den hunderttausend Armen, der Nahes und Fernes an sich zieht, der große Krebsschaden, der Frankreich verzehrt. Das Paris seiner Zeit lebt in seinem Werke mit seinen engen Straßen, die er wie ein anderer Rembrandt radirt, mit seinem Lärm und Geschrei, mit seinen Straßenrufen des frühen Morgens und seinen vielstimmigen Abendchören, die er mit der unglaublichen Gewalt eines Musikers wiedergibt, der wie die Eingeweihten der antiken Mysterien, Trommeln gegessen und Cymbeln getrunken hat. [2]) Er kennt Alles von Paris, die Architektur seiner Häuser, die Möbel seiner Wohnungen, die Atmosphäre seiner Bureaux und Werkstätten, die Genealogie seiner Vermögen, die Reihenfolge der Besitzer seiner Kunstgegenstände, die Toiletten seiner Damen, die Schneiderrechnungen seiner Dandies, die Processe der Familien, den Gesundheitszustand, die Ernährung, die Bedürfnisse, die Wünsche aller Schichten der Bevölkerung. Er hatte die Stadt durch alle Poren eingesogen. Während die zeitgenössischen Romantiker sich immerfort aus der schwachen nebelumhüllten Sonne von Paris und fort von seinen modernen Spießbürgern nach Spanien, Afrika, dem Orient sehnten, war ihm keine Sonne lieber als die von Paris und kein Gegenstand als Stoff interessanter. Während man rings um ihn die Schatten einer fernen oder vergangenen Schönheit emporzuzaubern strebte, wirkte das wirklich Häßliche so wenig abstoßend auf ihn wie die Nessel auf den Botaniker, die Schlange auf den Naturforscher oder die Krankheit auf den Arzt. An Faust's Stelle würde er gewiß niemals die altgriechische Helena aus dem Grabe beschworen haben; weit lieber hätte er nach seinem Freund Vidocq, dem einstigen Verbrecher, jetzigen Polizeipräfecten von Paris geschickt, um sich von ihm seine Erlebnisse und Beobachtungen erzählen zu lassen.

Wohl sammelt er eine Unendlichkeit von einzelnen Zügen durch Beobachtung, und die Aufrechnung all des Beobachteten wirkt in seinen Einleitungen oft

---

[1]) Issoudun in „Un ménage de garçon", Douai in „Le Recherche de l'absolu", Alençon in „La vieille fille", Besanzon in „Albert Savarus", Saumur in „Eugénie Grandet", Angoulème in „Les deux poètes", Tours in „Le curé de Tours", Limoges in „Le curé de village", Sancerre in „La muse du département" u. s. w.

[2]) Man lese z. B. die bewunderungswürdige Einleitung der leider ein so widerliches und anstößiges Thema behandelnden Erzählung „La fille aux yeux d'or", in welcher die Hast, die Stimmung und der Reichthum des Pariser Lebens mit einer Wortkunst wiedergegeben ist, die orchesterartig wirkt.

ermüdend und verwirrend; lange, lange beschreibt er bisweilen eine Häuslichkeit, eine Gestalt, ein Gesicht, ja eine Nase, und der Leser sieht Nichts, langweilt sich vielmehr. Aber dann kommt ein Punkt, wo eine eigentlich schöpferische, glühende Phantasie all' die dem treuen Gedächtnisse entlehnten vulgären Elemente so umbildet und verschmilzt wie Benvenuto Cellini die Teller und Löffel bei dem Guß seines Perseus. Goethe sagt (Tagebuch 26. Februar 1780): „Durch Aggregation begreife ich nichts. Aber wenn ich recht lang Holz und Stroh zusammengeschleppt habe und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen darunter liegen und es überall raucht, so schlägt doch endlich die Flamme in einem Wink über's Ganze zusammen." Bei Balzac ist der Rauch und Qualm in den beschreibenden Partien des fertigen Werks noch immer spürbar, aber die Flamme bleibt niemals aus.

Denn er war nicht allein ein Beobachter, sondern ein Seher. Wenn er Nachts zwischen 11 und 12 einem Arbeiter mit seiner Frau begegnete, die von dem Theater nach Hause gingen, so amüsirte es ihn, Straße auf, Straße ab ihnen bis zu dem Hause jenseits der äußeren Boulevards, das sie bewohnten, zu folgen. Während die Mutter ihr Kind an der Hand nach sich zog, tauschten sie zuerst ihre Gedanken über das Stück aus, das sie gesehen hatten, dann sprachen sie vom Gelde, das sie am folgenden Tage in Zahlung erhalten sollten und gaben es im Gespräch auf zwanzig Weisen wieder aus; sie wurden uneinig und verriethen in dem Schimpfen ihre Charaktere, und Balzac hörte so eindringlich ihren Klagen über die Länge des Winters und den Preis der Kartoffeln und das Steigen der Feuerung zu, daß er, um seinen energischen Ausdruck — in der Einleitung zu „Facino Cane" — zu gebrauchen „ihr Leben mitlebte, ihre Lumpen auf seinem Rücken empfand und mit seinen Füßen in ihren löcherigen Schuhen ging." Ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse gingen in seine Seele über, die mit der ihrigen verschmolz, bis er wie in einem wachen Traum wandelte. Er theilte ihre Entrüstung über die Werkstattsvorsteher, die sie tyrannisirten, und über die schlechten Kunden, welche sie immer wiederkommen ließen, ohne sie zu zahlen. In diesem Rausch des Gemüthes legte er alle seine eigenen Gewohnheiten ab und wurde ein Anderer, wurde sein Zeitalter. Er dichtete nicht nur, er lebte die Personen seiner Werke; sie wurden ihm selbst nach und nach so gegenständlich, daß er zu seinen Bekannten von ihnen wie von wirklichen Persönlichkeiten sprach. Er sagte, wenn er eine seiner Reisen nach den darzustellenden Localitäten antrat: „Ich reise nach Alençon, wo Fräulein Cormon, nach Grenoble, wo der Doctor Bénassis wohnt." Er theilte seiner Schwester Nachrichten aus seiner gedichteten Welt wie aus einem realen Bekanntenkreis mit: „Weißt Du, wen Felix de Vandenesse heirathet? Ein Fräulein de Grandville. Es ist eine sehr glückliche Heirath, die er da eingeht, die Grandville sind reich trotz alledem, was Fräulein de Bellefeuille dieser Familie gekostet hat." Ja eines Tages, als Jules Sandeau ihm von seiner kranken Schwester sprach, und Balzac ihm einige Zeit zerstreut angehört hatte, brach er mit den Worten ab: „All das ist gut, lieber Freund; aber kehren wir zu der Wirklichkeit zurück, sprechen wir von Eugénie Grandet." Es war nothwendig, mit solcher Macht die Illusion selbst zu empfinden, um sie Andern

annähernd mächtig mittheilen zu können. Seine Phantasie hatte die gebieterische Gewalt, die keinen Zweifel aufkommen läßt, τὸ πιϑανόν nannten es die Griechen. Man unterwarf sich ihr auch im gewöhnlichen Leben. Unter den hundert Projecten, die er erfand um aus seinen Schulden los zukommen, war einmal auch dieses: das kahle und baumlose Feld des kleinen Landeigenthums Les Jardies, das er, um seiner Mutter ein Unterpfand zu geben, gekauft hatte, in ungeheure Treibhäuser zu verwandeln, die, eben weil keine Bäume den Brand der Sonne hinderten, sehr wenig Feuerung brauchen würden. In diesen Treibhäusern wollte er hunderttausend Ananas pflanzen, die, für fünf Francs anstatt wie sonst für zwanzig verkauft, mit Abzug der Kosten dem glücklichen Besitzer eine prächtige jährliche Einnahme von 400,000 Francs sichern würden, „ohne daß er das geringste Manuscript zu liefern habe." Balzac athmete schon in Gedanken den tropischen Geruch der Treibhäuser ein, und mit solcher Ueberzeugungskraft stellte er seinen Plan dar, daß seine Freunde buchstäblich auf dem Boulevard ihm einen passenden Laden für den Verkauf der noch nicht gepflanzten Ananas suchten, und die Form und Farbe des Schildes mit ihm erörterten. Ein anderes Mal glaubte er, ich weiß nicht durch welchen Vernunftschluß, den Ort entdeckt zu haben, wo Toussaint Louverture vor Paris an der Seine seine Schätze vergraben hatte, und so unwiderstehlich schilderte er seinen zwei Vertrauten, Jules Sandeau und Théophile Gautier, die Wahrscheinlichkeit, sie dort ausgraben zu können, daß diese zwei doch sonst keineswegs naiven Freunde sich um fünf Uhr Morgens, mit Hacken bewaffnet, wie Verbrecher aus Paris herausschlichen und die Erde aufzuwühlen begannen, natürlich ohne das Geringste zu finden. Für keine Phantasie ist das Wort Einbildungs*kraft* so bezeichnend gewesen.

Und diese Phantasie, die die Andern beherrschte, war sein eigener Tyrann. Sie ließ ihm keine Ruhe, begnügte sich nie mit der Erfinnung eines Plans, mit den süßen aber zwecklosen Freuden der künstlerischen Gedanken und Träume, sie zwang ihn unaufhörlich sich in der Stimmung der Ausführung, in der schöpferischen Gewohnheit zu erhalten, ohne welche die flüchtige Inspiration verfliegt. Wenn er in seinem Roman „La Cousine Bette" mit Rücksicht auf die Faulheit des genialen Wenzelas Steinbock das Wort eines großen Dichters citirt: „Ich setze mich in Verzweiflung an die Arbeit und verlasse sie in Trauer", so ist das augenscheinlich nur eine quasibescheidene Form des Selbstcitates. Und er fügt hinzu: „Mögen die Uneingeweihten es wissen! Wenn der Künstler nicht ohne zu überlegen sich in sein Werk versenkt wie Curtius in den Schlund, wie der Soldat in die feindliche Schanze sich stürzt, und wenn er in diesem Krater nicht arbeitet wie der Minengräber, der durch einen Einsturz verscharrt ist; wenn er die Schwierigkeiten betrachtet, statt sie eine nach der andern zu überwinden, so wird er Zeuge des Selbstmordes seines Talents." Die Productionsweise, die er schildert, ist seine eigene, aber nicht die einzige, nicht einmal die höchste. Ruhigere, weniger moderne Künstler, haben sich den Kopf frei und die Augen unumwölkt oberhalb des siedenden Kraters der Arbeit bewahrt. Sie haben sich dadurch das sichere Urtheil erhalten, das sie verhinderte, jemals stoffartig und langweilig wie der Verfasser des „Curé de village" und des „Médecin de campagne" zu wirken. Aber das ist wahr: eine gewisse dunkle

Gluth, etwas Packendes, das den modernen Nerven ein Bedürfniß geworden, fehlt wiederum allzu oft ihren Werken.

In der großen Vorrede zu „La Comédie humaine" sprach sich Balzac über seine Absicht und sein Ziel aus. Er fängt damit an, seine Geringschätzung der gewöhnlichen Geschichtsschreibung zu äußern. „Wenn man", sagt er, „die trockenen und widerlichen Register liest, welche die Geschichte genannt werden, so bemerkt man, daß die Schriftsteller in allen Ländern und zu allen Zeiten es vergessen haben, uns die Geschichte der Sitten zu liefern." Diese Lücke will er, so weit er es vermag, ausfüllen; er will das Inventar der Leidenschaften, Tugenden und Laster der Gesellschaft durch das Zusammendrängen der gleichartigen Charaktere zu Typen aufstellen und so mit vieler Geduld und Ausdauer über das Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts das Buch schreiben, das unglücklicherweise Rom, Athen, Tyrus, Memphis, Persien, Indien uns nicht hinterlassen haben. Man sieht, wie gering er über die Geschichte dachte; seine geringen historischen Kenntnisse erleichterten ihm das harte Urtheil. Er war in Wirklichkeit auch nicht der Historiker, sondern wie er selbst es richtig und schlagend ausgedrückt hat: der Naturforscher seines Zeitalters. Er beruft sich auf Geoffroy St. Hilaire, der die Einheit der Composition in den verschiedenen Arten nachwies. Er fühlt sich dem Gelehrten der Naturwissenschaft gegenüber als ein Doctor der socialen Wissenschaften. „Die Gesellschaft macht aus dem Menschen, je nach den Umgebungen, in denen sich seine Handlungsweise entfaltet, ebenso viele verschiedene Menschen wie es in der Zoologie Varietäten gibt. Die Unterschiede zwischen einem Soldaten, Arbeiter, Beamten, Advocaten, Müßiggänger, Gelehrten, Staatsmann, Kaufmann, Seemann, Dichter, Armenhäusler, Prediger sind, obwol schwerer zu ergreifen, ebenso bedeutend wie die, welche einen Wolf, Löwen, Esel, Raben, Hai, Seehund, Schaf von einander trennen." Die Analogie ist mehr geistreich als zutreffend, besonders weil Balzac selbst gleich einräumen muß, daß in der socialen Welt die Frau durchaus nicht immer das Weibchen des Gatten ist, und überhaupt weil dasselbe Individuum in dem socialen Reiche aus dem einen Stand in den anderen übergehen kann, während der Uebergang vom Hai zum Raben im Laufe einer Haiexistenz unbekannt ist. Was Balzac eigentlich meint, und zu meinen Recht hat, ist: daß seine Betrachtungsweise der Menschenwelt in der Regel durchaus derjenigen des Naturforschers entspricht. Er moralisirt und verdammt niemals, er ist niemals Prediger oder Rhetor, er vergißt nie vor Ekel oder Begeisterung wahrhaft darzustellen, es gibt für ihn, wie für den Naturforscher, nichts was zu klein und nichts was zu groß wäre, um analysirt und erklärt zu werden. Durch das Mikroskop gesehen, ist die Spinne größer und reicher organisirt als der größte Elephant; wissenschaftlich betrachtet ist der majestätische Löwe nur ein Paar Kiefer, das auf vier Beinen geht. Die Art der Ernährung, die Form des Zahns zieht die des Kiefers, des Schulterblattes, der Muskel und der Klauen nach sich und erklärt die Majestät. Genau so wird das, was unter gewissen Verhältnissen beobachtet, als widerliches und schmutziges Verbrechen erscheint, anders aufgefaßt, als Reduction der großen glänzenden Laster erscheinen, und Balzac hat den Blick dafür. Schon in „Eugénie Grandet" kommen Wendungen vor,

die es zeigen. Wenn der Zeitpunkt sich nähert, da Eugenie ihrem Geizhals von Vater gestehen muß, daß sie ihre Dukaten nicht mehr besitzt, sie sogar verschenkt hat, schreibt er z. B.: „In drei Tagen sollte eine fürchterliche Handlung sich abspielen, eine bürgerliche Tragödie ohne Gift und Dolch und Blutvergießen, die sich aber grausamer gestalten würde, als alle die in der berühmten Familie der Atriden vollführten Dramen.“ Das heißt: Mein bürgerlicher Roman ist tragischer als Eure classischen Trauerspiele. In einem andern Roman, wo die Vorsteherin einer erbärmlichen Pension sich in Wehgeschrei über das Wegziehen ihrer Pensionäre ergießt, sagt Balzac: „Obwol Lord Byron Tasso recht schöne Klagen in den Mund gelegt hat, so sind sie doch weit entfernt die tiefe Wahrheit derer zu erreichen, die Madame Vauquer entschlüpften.“ Das heißt: Die kleinliche Gemeinheit, die ich schildere, ist energisch aufgefaßt, interessanter als alle edlen Abstractionen. In „Größe und Verfall Cäsar Birotteau's“ spielt er nicht allein in dem Titel scherzhaft auf das Buch Montesquieu's über das Römerreich an, sondern vergleicht mit genialer Tollkühnheit seine detaillirte Schilderung der erfolgreichen Arbeit und des Falliffements eines braven Pariser Parfumeurs mit den Wechselfällen der trojanischen Kriege und der Napoleonischen Schicksale: „Troja und Napoleon sind nur Epopeen. Möchte diese Geschichte das Epos bürgerlicher Schicksalsfälle sein, an welche kein Dichter gedacht hat, so entblößt jeglicher Größe scheinen sie, während sie eben die großartigsten sind; es handelt sich hier nicht um einen einzelnen Mann, sondern um eine ganze Heerschar von Qualen.“ Das heißt: Nichts ist in der Poesie an und für sich groß oder klein; ich vermag in den Kämpfen eines Parfumeurs ein Heldengedicht zu lesen, ich empfinde und beweise, daß die Handlungen eines unscheinbaren Privatlebens, wenn man sie mit ihren Ursachen und Principien verknüpft, ebenso wichtig und spannend sind, wie die größten Umwälzungen in dem Leben der Völker. Als in seinem Meisterwerk: „Un ménage de garçon“ der hübsche und schlaue Raufbold Maxence Gilet im Duell gefallen ist, sagt der Dichter endlich: „So starb einer jener Männer, die im Stande sind Großes zu leisten, wenn sie in den ihnen günstigen Umgebungen verbleiben, ein Mann, der von der Natur als verzogenes Kind behandelt war, denn sie gab ihm den Muth, die Kaltblütigkeit und den politischen Sinn eines Cäsar Borgia.“ So schlagend ist dies letzte Wort, daß es dem Leser scheint, als verstehe er erst jetzt Max vollständig, wenn er sein Wesen in der Beleuchtung dieses Namens sieht. — Und wie das Laster, so ist bei Balzac immer die Tugend ein Product; obwol er die Schwäche hat, in seinen ziemlich katholisch gefärbten Darstellungen der Pflichttreue und der Aufopferung bisweilen schwülstig und sentimental zu werden, versäumt er nie auf die verschiedenen Quellen der Tugend vor unsern Augen hinzuweisen, es sei nun angeborene Kälte der Sinne, Stolz, halbunbewußte kluge Berechnung, angeerbter Adel der Gesinnung, weibliche Reue, männliche Naivetät, oder devote Hoffnung auf Vergeltung in einem zukünftigen Leben.

Um den vollen Eindruck zu erhalten, wie seine dichterischen Kräfte noch in der späteren Periode seines Lebens wachsen, lese man „Un ménage de garçon“, „Cousine Bette“ und „Illusions perdues“.

Der erstgenannte Roman, einer seiner weniger bekannten und gelesenen, gibt

in einem großartig düsteren Gemälde die Psychologie einer ganzen kleinen Stadt und einer dort und in der Hauptstadt verzweigten Familie. Die Hauptgestalt ist ein heruntergekommener roher Officier aus Napoleon's Garde, in dem der brutale, gewaltthätige Egoismus eines kräftigen Naturells verkörpert ist. Er ist der miles gloriosus, der statt feige zu sein, verbrecherartig entwickelt ist. Der zweite Roman, eins seiner bekanntesten und gelesensten Werke, stellt mit unübertroffener Wahrheit die vernichtende Macht des Erotismus dar. Shakespeare's „Antonius und Cleopatra" hat dies Thema nicht mit größerer Virtuosität und kaum mit so überzeugender Kraft behandelt. „Illusions perdues" endlich ist dem Mißbrauch der Presse als demoralisirendem Princip gewidmet.

Der Titel dieses merkwürdigen Romans ist für Balzac bezeichnend; gewissermaßen könnte er der Titel seiner sämmtlichen Werke sein. Aber kein anderes einzelnes Werk von ihm gibt seine Ansicht der modernen Cultur in so umfassender Weise wie dieses. Die verderbliche Seite des Journalismus ist hier als Nachtseite des öffentlichen Lebens überhaupt behandelt.

Wie die Mehrzahl der großen Schriftsteller, die nicht das Greisenalter erlebten, hatte Balzac wenig Ursache, sich an der Kritik, die ihm in der Presse zu Theil wurde, zu erfreuen. Man verstand ihn nicht; selbst die Besten, wie Sainte-Beuve, standen ihm in der Zeit zu nahe, um seine Größe überschauen zu können, und er seinerseits lebte allein, that gegen alle Pariser Gewohnheit durchaus keinen Schritt, um ein Lob seiner Bücher zu erlangen, und hatte durch seine Erfolge viel Neid erregt. Er gab jetzt in „Illusions perdues" ein Bild der sogenannten kleinen Presse, das die Journalisten, die sich getroffen fühlten, ihm niemals verziehen. Unter diesen war Jules Janin, der in dem Roman als Etienne Lousteau nicht eben gehässig, aber wahrheitsgetreu porträtirt war, der bedeutendste. Um so pikanter war es und ist es noch, seine Kritik des Buches zu lesen. Sie erschien 1839 in der „Revue de Paris", an welcher Balzac selbst stetiger Mitarbeiter gewesen war, die aber, nachdem er einen Proceß gegen sie gewonnen hatte, ihn natürlich als vogelfrei behandeln ließ. Die Kritik ist boshaft, kleinlich, witzig und hat den Roman, den sie tödten möchte, nicht überlebt.

Ein ganz junger, armer Poet der Provinz, schön wie ein Gott, ein schwacher Charakter und ein halbes Talent, wird von der maßgebenden Dame der Provinzstadt, einem eleganten und vornehmen Blaustrumpf, nach Paris mitgebracht. Ein Liebesverhältniß war eben im Begriff, durch den gemeinsamen Aufenthalt in der Hauptstadt besiegelt zu werden, als die Dame plötzlich, in der großen Welt von Paris als ebenbürtig aufgenommen, sich selbst und ihren Ritter mit völlig anderen Augen ansieht. Entfremdung und Bruch ihrerseits; Lucien wird von einem fünfzigjährigen Dandy überstrahlt. Wir erleben jetzt die Erziehung des Provinzialen zum Pariser. Es ist seine Absicht gewesen, als Dichter zu debutiren, er hat einen Roman und einen Band Gedichte geschrieben und er hat die Bekanntschaft eines kleinen Kreises junger strebender Elitegeister gemacht. Aber die Monate der Armuth, der Resignation, der anstrengenden Studien und ideellen Hoffnungen werden ihm zu lang, er sehnt sich zu sehr nach dem augenblicklichen Genuß und dem Tagesruhm, nach Rache an all denen, die den ungeschickten Ankömmling gedemüthigt haben. Die kleine Presse bietet ihm die

Möglichkeit, diese Sehnsucht vollständig zu befriedigen, und wir sehen, wie ihm der Kopf schwindlig wird, bis er kopfüber in den Journalismus hinunterstürzt.

Lousteau führt ihn in den Laden eines großen Buchhändlers und Zeitungsbesitzers des Palais-Royal. „Bei jedem Satz, den der Buchhändler sagte, wuchs er in den Augen Lucien's, der die Politik und die Literatur in diesem Laden wie in einem Punkt zusammenlaufen sah. Aus dem Anblick eines ausgezeichneten Dichters, der dort einem Journalisten seine Muse preisgab . . . . zog der große Mann aus der Provinz eine fürchterliche Lehre. Geld! Dies war das Wort jedes Räthsels. Er fühlte sich allein, unbekannt, nur durch den Faden eines zweifelhaften Freundes mit dem Erfolg verknüpft. Er klagte seine wahren, seine zärtlichen Freunde des literarischen cénacle an, ihm die Welt mit falschen Farben gemalt, und ihn verhindert zu haben, mit der Feder in der Hand sich in das Handgemenge zu werfen." Aus der Buchhandlung gehen die Freunde in's Theater. Lousteau ist als Journalist überall willkommen. Der Director erklärt ihnen, wie eine gegen das Stück arrangirte Kabale eben von den reichen Bewunderern zweier seiner schönsten Schauspielerinnen durch Ueberbezahlung gesprengt worden. „Seit zwei Stunden löste sich vor Lucien's Ohren Alles in Geld auf. Im Theater wie in der Buchhandlung, bei dem Verleger wie in dem Zeitungsbureau war von Kunst und wahrem Verdienst keine Rede. Es war, als ob der große Prägstock der Münze seinen Kopf und sein Herz mit immer wiederholten Schlägen bearbeitete." Sein literarisches Gewissen schmilzt; er wird Literatur- und Theaterkritiker an einer kleinen principienlosen Zeitung. Von einer jungen Schauspielerin geliebt und unterhalten, sinkt er immer tiefer in die Existenz hinunter, die man führt, wenn man seine Feder verkauft hat. Seine Erniedrigung gipfelt in der Scene, wo er, von dem Chefredacteur gezwungen, einen boshaften Angriff gegen das von ihm selbst bewunderte Buch seines edelsten und größten Freundes zu schreiben, noch vor dem Druck des Artikels an der Thür dieses Schriftstellers anklopft, um Verzeihung zu erhalten. Seine Geliebte stirbt; er ist so heruntergekommen, daß er, um sie beerdigen zu können, schmutzige Lieder bei ihrem Todbette schreiben muß. Zuletzt nimmt er das von ihrer Kammerzofe auf schmachvolle Weise erworbene Geld als Geschenk an, um sich in seine Provinz zurücktreten zu können. All dieses ist schauerlich, aber es ist wahr, schauerlich wahr. In diesem einzigen Werke allein hat Balzac die Unparteilichkeit des Naturforschers aufgegeben. Er, der immer sonst seinen Gleichmuth bewahrt, hat hier in voller Entrüstung mit Skorpionen gepeitscht.

VI.

Michelet datirt in seiner Geschichte Frankreichs eine neue Epoche des französischen Geistes von dem Zeitpunkt, wo der Kaffee allgemeines Getränk wird. Die Sache ist auf die Spitze gestellt, doch könnte man ohne Uebertreibung wol behaupten, daß man in Voltaire's Stil und Schreibart die Inspiration des Kaffees wie bei so vielen früheren Dichtern die des Weines spürt. Die Arbeitsweise Balzac's veranlaßte ihn, durch übermäßiges Kaffeetrinken die Kräfte zum anstrengenden Nachtwachen zu erneuern. Er richtete sich dadurch körperlich zu Grunde. Ich weiß nicht wer von ihm einmal das treffende Wort sagte: „Er hat von 50 000 Tassen Kaffee gelebt und ist an 50 000 Tassen Kaffee gestorben."

Man fühlt durch seine Werke die rastlose Eile der Arbeit und die Ueberreiztheit seiner Nerven; aber wahrscheinlich ist es, daß seine Schriften, bedächtiger ausgeführt, nie dieses Leben erhalten oder sich bewahrt hätten. Das ungeheure Durcheinander einer Weltstadt, die rasende Concurrenz, das Fieber des Erfindens und der Genüsse, das schlaflose Sausen des großen Webstuhls, das Feuer all jener Essen und Lampen hat ihnen seine Flamme mitgetheilt. Er lebte wie in seinem Element mit der Arbeit hinter sich, vor sich, um sich, sah, wie der Seemann nur Meer sieht, soweit sein Auge reichte, nur seine Arbeit.

In den letzten siebzehn Jahren seines Lebens wurde jedoch sein Eremitenleben in der Arbeit durch den täglichen geistigen Verkehr mit einer in weiter Ferne wohnenden Frau, der er über jeden Tag seines Lebens Bericht erstattete, unterbrochen und belebt. Der Roman „Albert Savarus" stellt in leichter Verkleidung das Verhältniß dar. Auf einer Reise hatte Balzac die Bekanntschaft der Madame Hanska, einer russischen Gräfin, gemacht. Ein, nur durch seltenes Zusammentreffen irgendwo in Europa, unterbrochener Briefwechsel zwischen ihnen, der von 1833 an datirt, wurde immer inniger und führte 1850 zu Balzac's Verheirathung mit der so lange bewunderten, damals seit einigen Jahren verwittweten Dame, deren Einfluß auf Balzac sich nur schwer bestimmen läßt, da man ihr so verschiedenartige Erzeugnisse wie den swedenborg'schen Roman „Séraphita" und die feine, verständige Erzählung „Modeste Mignon" verdankt. Obwol Balzac Jahre lang diese Verbindung mit glühender Sehnsucht gewünscht hatte, schob er sie doch aus eigenem Antrieb auf, bis seine famosen Schulden vollständig bezahlt waren, um sie mit Ehren eingehen zu können. Er ließ ein schönes Haus für seine Braut in Paris einrichten und begab sich als glücklicher, wenn auch nicht mehr jugendlicher Bräutigam nach ihrem Gut in Kleinrußland. Da stellte, noch bevor die Hochzeit in Berditschew gefeiert war, eine durch vieljährige Ueberanstrengung hervorgerufene tödtliche Krankheit sich bei ihm ein. Das eheliche Zusammenleben der beiden Liebenden war ein kurzes. Im März 1850 erfolgte die Hochzeit, drei Monate später war Balzac eine Leiche. Wenn das Haus fertig ist, sagt ein türkisches Sprichwort, so kommt der Tod.

Er kam, als Balzac eben auf dem Gipfel seiner geistigen Höhe stand. Nie hatte er bessere, tiefere Bücher geschrieben als in den letzten Jahren vor seinem Tod. Er stand deswegen auch auf der Höhe seines Ruhms. Derselbe war langsam gestiegen. Als er zwanzig bis dreißig Romane geschrieben hatte, ohne noch eine ausgebreitetere Anerkennung gewonnen zu haben, fingen die Talente der jüngeren Generation an, sich ihm zu nähern und seiner literarischen Laufbahn mit Respect zu folgen. Er empfahl ihnen Fleiß, einsames Leben, vor Allem Keuschheit, wenn sie es in der Literatur zu etwas bringen wollten — doch gestattete er Briefe an den geliebten Gegenstand, „weil sie den Stil bildeten". Es wunderte sie, diesen Rath von den Lippen eines Mannes zu hören, dessen Werke regelmäßig von der Presse mit einem in allen Tonarten variirten Geschrei über ihre Immoralität empfangen wurden; sie wußten nicht, daß dies immer die erste und letzte Injurie der literarischen Ohnmacht gegen das ist, was in der Literatur Lebens- und Manneskraft hat. Trotz der Anfeindungen erhielt sein Name immer volleren Klang; es ging nach und nach den Zeitgenossen auf, daß sie in Balzac einen

der wahrhaft großen Schriftsteller besaßen, die einer Kunstart ihren Geist aufprägen. Er hatte nicht nur die moderne Form des Romans begründet, sondern als echter Sohn eines Jahrhunderts, in welchem die Wissenschaft immer mehr in die Kunst hineindrängt, eine Methode der Beobachtung und Beschreibung inaugurirt, die von Andern ergriffen und angewandt werden konnte. Sein Name war schon an sich groß; aber wer eine Schule stiftet, dessen Name ist Legion.

Daß er jedoch bei Lebzeiten nicht seinen vollen Ruhm erwarb, das beruht auf zwei verschiedenartigen Mängeln seiner Werke.

Sein Stil war unsicher, bisweilen gewöhnlich, bisweilen schwülstig, und der Mangel an stilistischer Vollendung ist immer ein schwerwiegender, weil, was die Kunst von der Nicht-Kunst sondert, eben jene Verbannung des Approximativen ist, die man Stil nennt; dieser Mangel ist besonders den rhetorisch so fein fühlenden Franzosen ein Aergerniß. Nach seinem Tode drangen aber seine Werke auch im Auslande durch und hier wurde jener große Mangel nur als ein sehr geringer empfunden. Wer eine Sprache genügend versteht, um sie zu lesen, nicht genau genug um alle Feinheiten derselben zu würdigen, der vergibt leicht stilistische Fehler, wenn große und fesselnde Eigenschaften Ersatz für sie bieten. In dieser Lage war eben das große europäische, romanlesende Publicum. Die gebildeten Italiener, Oesterreicher, Polen, Russen u. s. w. lasen mit ungemischtem Vergnügen Balzac und nahmen an den Gebrechen seiner Formgebung wenig Anstoß. Hiermit soll jedoch nicht gesagt sein, daß diese Gebrechen der Dauer seiner Werke keinen Eintrag thun werden. Im Verlauf der Zeiten besteht nichts Formloses oder nur theilweise Geformtes. Die ungeheure „Comédie humaine“ wird, wie das zehntausend Stadien lange Gemälde, von dem Aristoteles spricht, nicht als ein einziges Kunstwerk angesehen werden und die Fragmente des Ganzen werden nur nach dem Verhältniß ihrer künstlerischen Vorzüge in der Weltliteratur stehen bleiben. Als culturhistorisches Material allein wird man sie nach Jahrhunderten nicht lesen.

Zu den Mängeln der Form kam bei Balzac die noch größere Schwäche des reinen Ideengehalts. Er konnte zu seinen Lebzeiten nicht vollständig gewürdigt werden, weil er nur als Dichter groß war; man hatte sich gewöhnt, in dem Dichter einen geistigen Führer zu sehen, und Balzac war keiner. Sein bleibender Mangel an Verständniß der großen religiösen und socialen Fortschrittsideen des Zeitalters, die Victor Hugo und George Sand und viele Andere so früh und so mächtig ergriffen, verdunkelte den Eindruck seiner großen Gaben als Naturforscher des menschlichen Geistes. Seine politischen und religiösen Doctrinen, die rein absolutistisch waren, wirkten abschreckend. Anfangs lächelte man wol, wenn der sensualistisch und revolutionär angelegte Romandichter sich auf die Doctrinäre der weißen Fahne, Joseph de Maistre und Bonald berief; nach und nach sah man ein, daß er völlig unklar war.

Die starke Sinnlichkeit seines Wesens und die zügellose Kraft seiner Phantasie führten ihn zur Mystik in der Wissenschaft und in der Religion. Der thierische Magnetismus, der nach 1820 in der Literatur eine so große Rolle spielte, war als Erklärungsgrund der seelischen Vorgänge ein Gegenstand seiner besonderen Vorliebe. In „La Peau de Chagrin“, „Séraphita“, „Louis Lam-

bert" wird der Wille als eine Kraft wie die des Dampfes, als „ein Fluidum, das nach Belieben Alles, sogar die absoluten Gesetze der Natur modificiren könne," definirt. Balzac war trotz des modernen Charakters seines Geistes Romantiker genug, um sich „den geheimen Wissenschaften" zuzuneigen.

Er war durch Natur und Erziehung darauf angewiesen, die Fülle des Lebens verstehend zu genießen. Aber schon jung in die Corruption der Gesellschaft eingeweiht, sah er sich erschreckt und ordnungsliebend nach Zaum und Zügel für die verwilderte Menschheit um und fand keinen anderen als die bestehende Kirche. Deswegen bei Balzac der oft so peinliche Widerspruch sinnlicher Instincte und ascetischer Tendenzen, besonders wo er über das Verhältniß der beiden Geschlechter reflectirt; es ist dieser Contrast, der seine Romane „Le lys dans la vallée", welches er für sein Meisterwerk hielt, und „Les mémoires de deux jeunes mariées", so unangenehm und unrein wirken läßt. Deswegen ferner ein bei ihm allzu häufig vorkommender Widerspruch zwischen philosophischen Grundansichten und clerikalen Tendenzen. In der Vorrede seiner sämmtlichen Werke erklärt er zuerst, daß der Mensch an sich weder gut noch schlecht sei, und daß die Gesellschaft ihn immer nur besser mache, äußert sich also unbewußt so scharf wie möglich gegen die Grundansicht der Kirche; wenig Zeilen später preist er den Katholicismus als das einzige „vollständige Unterdrückungssystem der verderbten Tendenzen der Menschheit," und fordert, daß der ganze Unterricht in die Hände der Geistlichkeit gelegt werde. Die Ueberzeugung von diesen „verderbten Tendenzen" führte ihn dazu, das Volk, das Gesinde, die Bauern fast nur als den gemeinsamen Feind der Besitzenden zu betrachten und zu schildern (man sehe sein komisches Pathos gegen die Dienstboten in „Cousine Bette", seine Bauern in „Les Paysans") und er gefiel sich in Ausfällen gegen die Demokraten, die Liberalen, die beiden Kammern, die parlamentarische Regierungsform überhaupt.

Mit all seinen großen und glänzenden Vorzügen fehlte ihm ein Etwas, für welches die Franzosen kein Wort haben, das aber die Deutschen Bildung nennen; es fehlte ihm an ruhiger Bildung, oder genauer: der Ruhe, welche die Bildung bedingt, hatte sein rastloser, immer phantastisch hervorbringender Geist nie genossen. Aber er besaß, was für den Dichter wichtiger als alle Bildung ist, ein wahrheitsliebendes, in die Tiefe gehendes Genie. Wer nur das Schöne sucht, der schildert von der menschlichen Vegetation nur den Stamm und die Krone; er hat die menschliche Pflanze mit ihren Wurzeln gemalt und ihm war es besonders wichtig, daß das Netzwerk der Wurzel, das unterirdische Leben der Pflanze, welches das überirdische bedingt, in seiner ganzen Originalität dem Auge entfaltet wurde. Die Lücken seiner formellen und ideellen Bildung können die Nachwelt nicht verhindern, sich an seinem Genie zu erbauen. Er wollte nichts ausschmücken, wollte reinen Wein einschenken; und nachdem er uns den starken Wein des beobachtenden und naturforschenden Romans eingeschenkt hat, kann man uns jedenfalls nicht mehr die Eau de Cologne der poetischen Schönthuerei zu trinken geben.

Die mexicanische Gesellschaft.

Von

Karl Lamp.

Das mexicanische Gebiet erscheint als ein massiges Gebirge, welches auf seinem Rücken eine absolute Höhe von 5000—8000' hält, in Stufen nach den beiden Meeren hin sich absenkt und fast den ganzen Raum zwischen ihnen ausfüllt.

Auf dieser Gesammterhebung werden durch hochragende Berge und noch mehr durch tief einschneidende Klüfte Hochflächen (mesas, „Tafeln" im Lande genannt) gebildet, welche theils wagerecht, theils schief geneigt sind, durch weite Oeffnungen und durch Pässe mit einander in verhältnißmäßig bequemer Verbindung stehen und ein zusammenhängendes Tafelland bilden.

Je nachdem die mesas höher oder niedriger über dem Meeresspiegel liegen, genießen sie einer kühleren oder einer wärmeren Temperatur und gehören nach der im Lande üblichen Eintheilung der „kalten" (tierra fria), oder der „heißen Zone" (tierra caliente) an.

Wie die Temperaturen, so sind auch die Erzeugnisse dieser Zonen verschieden. Auf dem Rücken des Gebirges kommen nur nordische Nährpflanzen fort, in seinen Einsenkungen und an seinen Abhängen gedeihen die Früchte der Tropen.

Da die beiden Zonen dicht übereinander, oft nur durch wenige Stunden Weges getrennt liegen, so besteht zwischen ihnen ein äußerst lebhafter Verkehr.

Der Oberländer der tierra fria bringt seinen Mais, sein Weizenmehl, seine baumwollenen und wollenen Gewebe, seine Töpferwaaren und andere Erzeugnisse des Gewerbfleißes, der von jeher seinen Sitz oben hatte, nach unten und holt dafür von der Küste rohe Baumwolle, Cacao, Producte der Viehzucht, von den tropischen Hochthälern Zucker, Tabak und Früchte.

So ausgedehnt der Austausch inländischer Güter, so beschränkt ist der Verkehr mit dem Auslande. Die Natur des Landes erschwert ihn außerordentlich. Schiffbare Ströme fehlen in dem Tafellande völlig. Die Flüsse sind nicht für den Verkehr, sondern nur für den Ackerbau, nämlich für die im Lande übliche künstliche Bewässerung von Zuckerrohr, Weizen u. s. w. von Nutzen. Die Ent-

wickelung der Küsten ist so arm, wie etwa die Arabiens. Sie bieten nur sehr wenige sichere Ankerplätze und sind zudem äußerst heiß und ungesund, weswegen sie von den Eingebornen, die an die reine dünne Luft der Hochebenen gewöhnt sind, mehr als selbst von den Europäern gemieden werden.

Diese Umstände zusammen mit den weiten Entfernungen erschweren die Verbindung mit dem Auslande so sehr und vertheuern den Transport von Waaren von und nach der Küste so ungemein, daß man im Wesentlichen nur für den inländischen Verbrauch Güter schafft, nur inländische Güter verbraucht und an fremden Waaren kaum mehr einkauft (jährlich nur für 80—100 Millionen Mark auf 10 Millionen Köpfe), als man mit dem Silber der Bergwerke gut machen kann.

Mexico ist also eine abgeschlossene wirthschaftliche Einheit. Das ist das Bleibende inmitten der wechselvollen Schicksale des Landes. Niemals sind fremde Sitten, so wenig wie fremde Waaren, in die Masse des Volkes eingedrungen.

Dies Land ist eine Welt für sich. Wenn es an dem Verkehr der übrigen Welt kaum Antheil nimmt, so hat es dafür alle ihre Erzeugnisse. Freilich, was die Menge anbetrifft, in der dieselben gewonnen werden können, ist es keineswegs reich.

Mexico ist ein ungeheurer Felsblock. An vielen Stellen liegt das Gestein nackt zu Tage. An den meisten anderen ist es nur mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt. Doch trägt diese während der kurzen Regenzeit Mais, der das hauptsächlichste, zum Theil das einzige Nahrungsmittel der Masse bildet. Dafür fordert der Boden aber auch von den Bauern weit mehr Arbeit, als sonst der Bewohner der Tropen aufzuwenden nöthig hat. So z. B. wird die Erdschicht da, wo sie auf Abhängen liegt, leicht von den zwar kurzen, aber heftigen Gewitterregen thalwärts geschwemmt. Um sie festzuhalten, bedarf es der Anlegung von Terrassen und Steinmauern. Einer nachhaltigen und reichen Ertragsfähigkeit erfreuen sich nur die zwischen den Felsen eingesenkten Thalmulden, in denen sich Erde und Wasser ansammeln. In ihnen wird, je nachdem sie in der tierra fria, oder in der tierra caliente liegen, Weizen oder Zuckerrohr angebaut. Wo sie am Fuße hoher Berge nach dem Meere zu gelegen und daher mit reichlichen Niederschlägen gesegnet sind, da zeigen sie Laubwald. Im Uebrigen bietet Mexico das Bild einer felsigen, wasserarmen braunen Steppe, in der sich mehr als die sonstige Pflanzendecke die wunderlichen Formen von Agaven und Cacteen geltend machen.

Einer echt mexicanischen Landschaft fehlt lebendige wechselvolle Anmuth durchaus. Ihr Charakter ist träge Großartigkeit. Der Beschauer wird sich oft in das tatarische Asien, so wie es von neueren Forschern geschildert wird, versetzt glauben. Zu diesem Eindruck stimmen die meist aus ungebrannten Ziegeln, wie in Turkestan, errichteten Wohnungen. Um die Einbildung vollkommen zu machen, fehlen nur die Kameele.

Allem Anschein nach sind auch die Menschen Mexico's mit denen des tatarischen Asien's eng verwandt. Sie sind wahrscheinlich über die Behringstraße aus Asien gekommen. Die Einwanderung erstreckte sich über einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten. Deßwegen gab und gibt es zahlreiche grundverschiedene Sprachen im Lande. Da außerdem jeder neu ankommende

Stamm sich mit Gewalt einen Platz unter den schon angesiedelten erringen mußte, so war Mexico in unzählige Gemeinschaften zerrissen, unter denen die Stadt Mexico die gefürchtetste war. Daher kam es, daß eine Handvoll spanischer Abenteurer sich des Landes zu bemächtigen vermochte. Durch den Beistand seiner Bewohner selbst war es, daß sie sich als Herren einrichteten. Die Tlaskaltekeu thaten das Beste bei der Bezwingung der Mexicaner, diese halfen ihrerseits den Norden und den Süden unterwerfen und zum Theil besiedeln. Um dann Alle im Gehorsam zu erhalten, dazu diente die Kirche. Ihr die Gemüther gänzlich unterthan zu machen, waren die Spanier eifrig beflissen. Im Uebrigen suchten sie keineswegs sehr auf die Stämme durch Neuerungen einzuwirken. Sie hätten sie dadurch zu einem Volke vereinigt. Das lief gegen ihr Interesse. Sie herrschten sicherer über Getheilte. Zudem waren sie auch bei Weitem nicht zahlreich genug, um die Eingebornen umformen zu können. Sie sind nach Mexico niemals als Arbeiter, sehr selten als Handwerker, fast immer nur als Soldaten, als Priester, als Speculanten, kurz als Herren gekommen. Sie übernahmen mit den Landgütern im Ganzen auch die hergebrachte Weise der Bestellung, die hergebrachten Culturen. Für diese fanden sie hinlängliche Arbeitskräfte unter den Indianern, so daß sie keine Neger einzuführen brauchten. Daher blieb die Bevölkerung im Ganzen bei den alten Sprachen und Sitten.

Fremde Herren geboten an Stelle der einheimischen: das ist die ganze Veränderung, welche Mexico durch die Eroberung erfuhr. Dieser Zustand dauerte in Ruhe dreihundert Jahre lang. Erst dann trat eine Aenderung ein. Sie ging nicht von den Eingebornen aus. Diese bedürfen, gleichgültig, wie sie sind, des Anstoßes. Ein solcher kam ihnen 1810 von ihren Herren, die sich entzweit hatten. Nämlich die eingewanderten Altspanier behielten sich alle großen Stellungen vor. Das ertrugen natürlich ihre im Lande gebornen Nachkommen, die Creolen, mit Unwillen. Der Erfolg der amerikanischen und der französischen Revolution erweckte ihnen Hoffnung und der wirre Zustand, der im Gefolge der letzteren in Spanien eintrat, gab ihnen Muth, es zu ändern. Sie verlangten einen Antheil an der Gewalt und, als man ihnen diesen nicht gutwillig zugestehen wollte, verschworen sie sich, ihn zu erobern. Als aber die Verschwörung entdeckt ward, zogen sie den Kopf aus der Schlinge. Da nun traten die Indianer ein. Es war das erste Mal seit der Eroberung, daß sie in Masse handelnd auftraten. Jetzt aber zeigte sich, welcher Art ihre Bestrebungen sind. Ein Dorfpfarrer, d. h. ein Mann, der aus ihren Reihen stammte und doch über ihnen stand, war es, der sie unter die Waffen zu bringen vermochte. Das Bild der braunen Jungfrau von Guadalupe diente ihnen als Feldzeichen. Sie verschonten keinen Spanier, mochte er eingewandert oder im Lande geboren sein. Das vereinigte die erschreckten Creolen wieder mit den Altspaniern. Daran und an ihrer eigenen Unbehülflichkeit scheiterten die indianischen Massen. Als der erste große Schlag, auf den Alles ankam, mißlang, verliefen sie sich, und die Creolen, die von ihnen nichts mehr zu fürchten hatten, nahmen ihre alten Pläne wieder auf. Durch einen Compromiß zwischen ihrem Führer, der zugleich Befehlshaber des spanischen Heeres war, und den letzten Aufständischen ward Mexico unabhängig und, weil kein König da war,

eine Republik. Diese Republik unterschied sich von der Colonie zunächst nur dadurch, daß sie, anstatt wie jene von einem spanischen Vicekönige verwaltet zu werden, unter dem Einflusse der aristokratischen Körperschaften spanischer Gründung und Gesinnung stand. Einige große Familien und der reichbegüterte Clerus behaupteten vierzig Jahre lang ein durchaus vorwaltendes Ansehen. Erst 1860 erlagen sie der Habgier und der Neuerungssucht der Reformpartei. Sie riefen darauf Frankreich zur Hilfe, das ihnen aber auf die Dauer nicht aufhelfen konnte. Dem inneren Kampfe hatten die Ureingebornen theilnamlos zugeschaut, dem gegen die Fremden setzten auch sie sich entgegen. Hinter ihnen aber stand Amerika. Vor diesem mußte Frankreich weichen.

Die Kirche als eine aristokratische Körperschaft war der Grundpfeiler des spanischen Systems. Da sie nun ihres Besitzes, ihrer Machtmittel durch den Reformkrieg beraubt ward, so ist dieser als der Anfang des Endes des spanischen Systems überhaupt anzusehen. Der Zustand, in welchen er die mexicanische Gesellschaft versetzt hat, soll im Folgenden geschildert werden.

I.

Die mexicanische Gesellschaft spaltet sich in zwei grundverschiedene Classen. Die bei Weitem zahlreichste derselben besteht aus der indianischen, seßhaften Bevölkerung der Dorf- und Gutsgemeinden. Sie lebt noch fast in denselben Anschauungen und Sitten und bietet in Kleidung wie in Typus noch fast denselben Anblick wie ihre Vorfahren vor dreihundert Jahren. Von dieser schwer beweglichen Masse lebt parasitisch das leicht bewegliche, in den größeren Städten fluctuirende Element altspanischer Speculanten, creolischer Rentner und Politiker, proletarischer Mischlinge.

Die politische Herrschaft ist nach der Reform denen zugefallen, welche letztere durchgeführt haben. Es ist ein Theil der Creolen. Nur diese participiren an dem Gemeinwesen. Um ihre Stellung und ihre Art zu verstehen, müssen wir auf ihren Ursprung zurückgehen.

Alljährlich wandern einige Hundert junger Spanier ein. Sie kommen fast alle aus der gebirgigen Umgegend von Santander. Dort ist die Bevölkerung dicht und betriebsam, das Grundeigenthum sehr zerstückelt. Wer in dem Lande sein gutes Auskommen nicht hat, geht nach den „indischen Ländern (las Yndias), mit Vorliebe nach Mexico. Das ist schon seit Jahrhunderten so gewesen. Die Lust und die Fähigkeit, in Amerika Glück zu machen, hat sich von einer Generation auf die andere vererbt. Die in Mexico es zu etwas gebracht haben, lassen ihre Brüder, Vettern, Freunde nachkommen. Diese finden dann in den Kramläden, den Bäckereien und sonstigen Unternehmungen ihrer Verwandten Anstellung. So unter sich lebend, halten sie ihre heimische einfache Weise mit Bewußtsein aufrecht. Sie sind sparsam, selbst geizig, auch wenn sie schon zu Reichthum gelangt sind: selbst dann sieht man sie in unscheinbarer Kleidung, in ihren nationalen Jacken. Sie sind gut kirchlich, die Kirche muß für ihre geistigen Bedürfnisse und Sorgen aufkommen. Im Uebrigen richten sie ihr Streben ungetheilt auf den Erwerb. Mit Arbeitsamkeit und Sparsamkeit läßt sich überall

ein kleines Capital gewinnen. Hier werden diese Eigenschaften ganz besonders angestachelt und belohnt. Wie viel mag nicht zu dem glücklichen Gedeihen von Auswanderern der Umstand beitragen, daß sie, um für das Verlassen der Heimath einen Entgelt zu haben, um vielleicht einmal in ihr mit dem Erworbenen sich brüsten zu können, mit verdoppeltem Eifer arbeiten. Das ist der Fall bei den Spaniern. Daß sie so eng zusammenhalten, gibt ihnen in der zerrissenen mexicanischen Gesellschaft Ansehen. Concurrenz haben sie nicht zu befürchten, weder von den Eingebornen, die auf dem Lande zu sehr an die Scholle gebunden und in den Städten zu proletarisch sind, um ihren Sinn auf den Handel zu richten; noch von den Creolen, die sich, wie wir gleich sehen werden, mit ganz anderen Dingen abgeben. So stehen die Spanier ohne Nebenbuhler da. Der ganze Kleinhandel ist in ihren Händen. Keine reiche Familie wird ihre täglichen Bedürfnisse anderswo als bei einem Spanier einkaufen. Nicht als ob die Creolen die Spanier liebten. Im Gegentheil, in dem geheimen Gefühl, daß sie ihnen nicht gewachsen sind, hassen sie dieselben. Aber die kurzangebundene Weise der Altspanier imponirt ihren wortreichen mexicanischen Nachkommen. Sie scheint ihnen für die Ueberwachung der eingebornen Arbeiter sehr dienlich zu sein. Schon in der Stadt behandeln die spanischen Krämer das eingeborne, dort freilich auch feig unverschämte Proletariat mit unverhohlener Verachtung. Den ländlichen Arbeitern gegenüber, die eher durch allzugroße Demuth eine schlechte Behandlung herausfordern, zeigen sie sich als Aufseher höchst herrisch. Gerade darum vertrauen die Creolen die Verwaltung ihrer Landgüter gern den Spaniern an, ebenso geben sie den letzteren mit Vorliebe ihre Töchter in die Ehe. Durch solche Vortheile begünstigt, erwerben viele Spanier, die als unwissende, schmutzige, verspottete fünfzehnjährige Jungen herübergekommen sind, mit der Zeit große Vermögen. Die größten Capitalien, die schönsten Landgüter, die einträglichsten industriellen Unternehmungen sind in ihren Händen.

Die Altspanier beherrschen das wirthschaftliche Leben Mexico's. Das könnten sie unmöglich trotz aller ihrer Tüchtigkeit erreichen, käme ihnen nicht die Untüchtigkeit ihrer im Lande gebornen Nachkommen sehr zu Hilfe. Diese schlagen vollkommen aus der Art. Das Klima trägt nur einen Theil der Schuld daran. Von seiner erschlaffenden Wirkung kann kaum die Rede sein, da auf trocken heiße Tage zu allen Jahreszeiten kühle, ja kalte Nächte folgen. Der Hauptgrund der Entartung der Creolen ist in den Verhältnissen zu suchen. Die Spanier übertragen einen Theil der Verachtung, mit der sie auf die braunen Eingebornen herabsehen, auf ihre eigenen Nachkommen; sie pflegen zu sagen, daß diese die verderbteste Classe im Lande seien. Da nun aber die Menschen der Art sind, daß sie wol von den Söhnen Anderer schlecht, von ihren eigenen jedoch, wenn dieselben auch in gleicher Lage sind, dennoch immer das Beste denken, so geben sich die Spanier die größte Mühe mit ihren Kindern, so gut sie es verstehen. Sie selbst sind unwissend: gerade deshalb wollen sie ihre Kinder zu Gebildeten machen; sie selbst haben sich in dem zwar gewinnreichen, aber wenig angesehenen Berufe eines Krämers oder in dem schmutzigen Gewerbe des auf Pfänder leihenden Wucherers abgemüht: gerade darum sollen ihre Kinder „Caballeros“ (Gentlemen) sein. Die Hoffahrt des Emporkömmlings kommt darin zum Vorschein. Und,

wie es mit den Söhnen von Emporkömmlingen zu gehen pflegt, die Kinder der Spanier lassen häufig gerade die Eigenschaften vermissen, durch welche der Vater emporkam. Daß sie sich keinem bestimmten Berufe widmen, darf nicht Wunder nehmen: auch ihre Väter hatten nichts gelernt und waren blutjunge Bursche, da sie aus Spanien kamen. Man wirft es den spanischen Einwanderern oft genug vor, daß sich kein einziger Handwerker unter ihnen findet, daß sie dem Lande keinerlei nutzbringende Kenntnisse zuführen. Aber die Spanier sind doch wenigstens arbeitsam und setzen alle ihre Kraft ein, um ihren Kindern ein Vermögen zu hinterlassen. Diese dagegen scheinen nur darauf bedacht zu sein, es zu verschleudern. Es tritt gleichsam ein Rückschlag ein. Dachten die Spanier nur an Arbeit, so denken die Creolen nur an Genuß. Sie sind geistige Epikuräer, Dilettanten in allen Zweigen des Wissens und Könnens, Meister in keinem. Sie wissen auch gar anmuthig über Alles und Jedes zu plaudern. Ueberhaupt verstehen sie es, sich nach außen zu geben. Das würde nun einer herrschenden Aristokratie wohl anstehen. Allein diesen reichen Familien fehlen völlig die anderen nothwendigeren Eigenschaften einer herrschenden Aristokratie: die Dauer und die Mannhaftigkeit.

Die Großen leben ohne Ausnahme fern von ihren Besitzungen in den Städten; wenn sie die Mittel dazu haben, in der Hauptstadt. Sie könnten als kleine Könige auf ihren großen Gütern leben, ein Leben voller persönlicher Unabhängigkeit, voller persönlicher Einwirkung auf Tausende von Menschen. Indem sie in der Stadt wohnen, geben sie die wirkliche Macht für den glänzenden Schein derselben hin. Sie genießen dort die Art von Ansehen, in der gute Käufer bei den Verkäufern, Leute, die Etwas aufwenden können, bei der staunenden und neidischen Menge stehen. Die Freuden der Eitelkeit gelten ihnen höher als die des Stolzes. Indem sie unter ihres Gleichen leben, geben sie ihre Unabhängigkeit auf. Denn was schlägt mehr in Fesseln, als die Gesellschaft Gleicher? Jeden Morgen, an die Häuser in den Hauptstraßen gelehnt, die zur Messe gehenden Damen Revue passiren zu lassen, jeden Nachmittag zur Promenade, auf der die ganze schöne Welt sich ein Rendezvous gibt, hinauszufahren, jeden Abend, wieder in derselben Gesellschaft, die französische komische Oper zu hören: alles das scheint ihnen zum Leben unentbehrlich. Der Kreis der europäisch gekleideten und gebildeten Gesellschaft ist selbst unter den 200,000 Seelen der Hauptstadt so eng, daß es keinen Stutzer von siebzehn Jahren gibt, der nicht jede Dame kennt und anzugeben weiß, wie viel eine Jede mitbekommt. An übler Nachrede fehlt es natürlich nicht. Alles dies vermissen die Creolen auf dem Lande, unter dem indianischen Volk. Sie langweilen sich dort und unterlassen auch, den Gütern irgend welchen Comfort zu geben. Ohne Gärten, ohne Bäume, ohne Schatten liegen die weiß angestrichenen Wirthschaftsgebäude, die nicht einmal wohnliche Räume enthalten, in der glühenden Sonne da. Jagdbares Wild findet sich selten, Fischfang gar nicht. Die Landeigenthümer sind übrigens auch nicht für körperliche Uebungen eingenommen. Sie sind gewohnt, sich in ausgesucht modischer Tracht zu bewegen und erinnern in ihrem Aussehen durchaus nicht an kernhafte Gutsbesitzer. Sie, die Landherren in diesem Lande guter Pferde und Reiter, verstehen nicht einmal ein Pferd zu lenken und sind das

Gespött der Bauern, wenn sie es versuchen. Viele Familien haben in den verschiedensten Gegenden Besitzungen, die sie oft nicht einmal kennen. Das ist für einige, für andere ist die auf dem platten Lande herrschende Unsicherheit weniger ein Grund, als ein Vorwand, es zu meiden. Wenn überhaupt, hält man sich nur möglichst kurze Zeit auf seiner Besitzung auf. Wenn einmal eine Familie einen längeren Aufenthalt auf ihrem Gute nimmt, dann heißt es, sie sei in Geldverlegenheit und man nimmt an, sie wolle durch die nothgedrungene Sparsamkeit des Landlebens neue Kräfte für die Arena des wetteifernden Luxus in der Stadt sammeln. Wer, ohne es nöthig zu haben, sich selbst mit der Verwaltung seiner Güter befaßt, wird als ein Narr verlacht. Allenfalls läßt man es hingehen, daß ein Reicher seine Söhne in kaufmännischen Geschäften unterbringe. Man scheint es für ehrenhafter zu halten, daß sie etwa in der Wäschehandlung eines Fremden, als daß sie auf den ausgedehnten Besitzungen des eigenen Vaters sich beschäftigen. Da eben liegt der Kernpunkt der Frage. Der Ackerbau wird deshalb vernachlässigt und gering geschätzt, weil das bewegliche Capital in der Wirthschaft und in den Augen dieser Menschen den ersten Rang einnimmt. Seit der Eroberung spielt der Bergbau, dessen Betrieb den Besitz beweglichen Capitals voraussetzt und bewegliches Capital zu Tage fördert, eine bevorzugte Rolle. Alle großen Vermögen kommen von Spaniern und anderen Fremden, die Speculanten und nicht Ackerbauer waren. Endlich bietet die Zerrüttung des Landes den Wirthschaftsgebäuden und den Ernten der Güter geringe Sicherheit, dagegen dem Wucher ein reiches Feld. Aus allen diesen Gründen nimmt der Mexicaner lieber Hundert Thaler in baar, als Tausend in Grundbesitz. Daher schlägt er seine Landgüter los, sobald sich eine Gelegenheit bietet. Sie sind Objecte der Speculation und als solche viel weniger begehrt als andere. Man hört häufig mit Erstaunen, daß ein Gut um den doppelten oder den dreifachen Betrag seines nachweisbaren jährlichen Reinertrags verschleudert worden ist.

Gleich den spanischen Einwanderern selbst sind ihre Nachkommen eine rein städtische Classe, welche theils gar nichts thut, als das von den Vätern Erworbene genießen, theils auch in Minen, in Landgütern, in Wucher, in Politik speculirt. Sie schlagen deshalb nicht Wurzel im Lande, verlieren vielmehr den Boden unter den Füßen. Eine reine Capitalwirthschaft bietet viel geringere Bürgschaften für das Verbleiben eines Vermögens in derselben Familie, als ein Haushalt, der, ohne sich auf etwas Anderes einzulassen, nur mit dem rechnet und nur auf das Acht gibt, was der Grundbesitz einträgt. Wenn das überall der Fall ist, so gilt es doppelt für Mexico, dessen Hauptindustrie, der Bergbau, ihrer Natur nach ein Hazardspiel und dessen Politik nichts als ein Kampf um die Macht ist. Jähe Glückswechsel sind sehr häufig und treffen weit eher als die Eingewanderten die Creolen, welche viel weniger leisten und viel höhere Ansprüche haben als Jene. Das Capital, welches ihre spanischen Väter den Creolen hinterließen, fällt immer wieder in die Hände der frischen erwerbslustigen Einwanderer aus Spanien. Ein mexicanisches Sprichwort sagt: „El padre tendero, el hijo caballero, el nieto pordiosero". In der That, das Vermögen, das der Vater als Krämer erworben, verschleudert der Sohn als Cavalier, um den Enkel

als Bettler zurückzulassen. Es ist höchst selten, daß ein Vermögen auch nur auf die dritte Generation gelangt. Es gibt keine einzige Familie, welche ihren Stammbaum bis auf die Eroberer, kaum eine, welche ihn bis in das vorige Jahrhundert zurückführen könnte.

Diese Unsicherheit der Vermögensverhältnisse ist so verderblich für das ganze Land, wie für die Einzelnen, die von ihr betroffen werden. Sie öffnet dem Wucher Thür und Thor. Sie entfernt alles Vertrauen und alle Stätigkeit aus den Beziehungen der Menschen zu einander. Die Landgüter wechseln jeden Augenblick ihren Herrn und lernen ihn oft nicht einmal kennen. Mexico wäre besser daran, wenn es in feudalem Geiste verwaltet würde. Zwischen einem Herrn, der auf ererbtem Gute sitzt, und seinen Hintersassen bildet sich von selbst ein Verhältniß gegenseitiger Anhänglichkeit. Die Gewohnheit bindet zusammen, selbst wenn der Herr etwas hart ist. Ueber einen harten Vater murrt man freilich, aber man würde sich die Dazwischenkunft eines Dritten doch verbitten. Es ließe sich denken, daß auf diesem Wege die Classe der Herren und die der Knechte, die nun einmal in Mexico da sind, sich einander näherten und dazu kämen, eine lebensfähige Nationalität herauszubilden. Aber wie weit entfernt ist man von so einfach natürlichen Verhältnissen. Die Landgüter gelten den Großen nur so viel, als sie ihnen ohne ihr eigenes Zuthun an Renten einbringen. Nicht wenige reiche Familien gehen nach Europa, um jahrelang sich dort aufzuhalten. Manche unter ihnen haben ihren bleibenden Wohnsitz in Paris genommen. Wenn diese ihr Land ganz aufgeben, so entfremden sich diejenigen, welche in Mexico bleiben, ihm kaum minder.

Seit dem Reformkriege ist der „Absenteism" allgemeiner geworden denn je. Früher gab es, wenn auch nicht auf dem platten Lande, so doch in den Provinzialstädten eine locale Aristokratie. Damals ging selten Jemand nach der Hauptstadt. Jetzt dagegen drängen Alle nach Mexico, die reichen Creolen, um größere Sicherheit zu finden, die armen von Ehrgeiz, beide von der Gier nach verfeinerten Genüssen getrieben, die sie voll nur in der Hauptstadt befriedigen können. Denn außer in der Hafenstadt Veracruz läßt sich nur hier in europäischer civilisirter Weise leben. Die Provinzialstädte veröden immer mehr. Man rechnet nach, daß z. B. aus Oaxaca seit den Erhebungen (1872 und 1876) der benachbarten Zapoteken sich gegen achtzig, d. h. fast alle begüterten creolischen Familien nach der Hauptstadt gezogen haben. In der Stadt Mexico strömen das Capital und die Intelligenz des ganzen Landes zusammen. Die Vereinigung von so viel Reichthum und Schönheit hat etwas Aufregendes für den Ehrgeizigen. Als Politiker kann er sich alles das dienstbar machen. Der Politiker betrachtet, wenn er auch Gouverneur in Oaxaca oder Zollbeamter in Veracruz ist, die Hauptstadt doch immer als seine wahre Heimath. In ihr vereinigt sich nicht nur die Coterie, welche gerade im Genusse der Macht, sondern auch diejenige, welche aus ihr verdrängt ist. Jene trägt übermüthig ihren ephemeren Glanz zur Schau, diese conspirirt, um ihn wieder zu erlangen. Man sieht die „brujas" (Hexen), so nennt der Volksmund diese Heruntergekommenen, wie sie in lange Mäntel gehüllt, welche die Blöße decken, auf den öffentlichen Plätzen herumlungern und mit neidischen Augen das Glück der Nebenbuhler ansehen.

Was sie in den Tagen des Glücks anschafften, um einen Luxus zu treiben, der schroff von der bettelhaften Armuth der Masse des Volks absticht, das müssen sie jetzt bei dem Wucherer versetzen, um nur das Leben zu fristen. Man mag denken, mit welchem Grimm sie darauf warten, daß das Glück wieder an sie komme. So lange eine regierende Partei Geld hat, hält sie sich. Sobald sie aber mit ihren Mitteln am Ende ist, dann ist die Zeit, ihr Glück zu versuchen, für die Zurückgesetzten gekommen. Sie verschwinden plötzlich aus der Stadt. Nach einigen Tagen hört man, daß dieser „General", jener Doctor der Rechte (licenciado) sich in irgend einer Gebirgsgegend zu Gunsten eines phrasenreichen Planes gegen die Regierung erklärt haben. In kurzer Zeit hat sich, weniger aus der Landbevölkerung als aus dem städtischen Proletariat, eine Schar banditenähnlicher Freiheitskämpfer um sie gesammelt. Sie unterhält sich dadurch, daß sie den Gütern Zwangsanleihen auferlegt und den Maulthiertreibern Wegegelder abnimmt. Für die Ausrüstung der Bewegung mit Waffen und Munition und für ihren Zusammenhang sorgen ihre Eingeweihten in der Stadt, denen das Capital in der erfahrungsmäßigen Annahme, daß jede Revolution siegen müsse, Vorschüsse macht. Den Kampf vermeidet man möglichst. Vielen Führern ist mehr an der Fortdauer als an dem Siege der Umwälzung gelegen und überdies wird die Regierung am Sichersten durch Kampflosigkeit besiegt. Denn, zieht sich der Aufstand in die Länge, so erschöpfen sich ihre Mittel. Sie kann ihre Soldaten nicht mehr bezahlen. Diese, die überhaupt als mit Gewalt Gepreßte ungern dienen, entlaufen oder gehen über. Damit ist Alles vorbei. Die Aufständischen rücken siegreich in die Hauptstadt ein, was den Ausschlag gibt und setzen sich mit dem Heißhunger, den lange Entbehrungen geben, an die Krippe des Staatshaushalts.

Die Entblößung ist es vornehmlich, welche die Politiker in den Kampf um die Macht treibt. Die wenigen creolischen Familien, welche haushälterisch ihren Besitz zusammenhalten und öffentliche Schaustellung vermeiden, ziehen sich vom politischen Leben überhaupt zurück. Vor dem Reformkriege waren alle hohen Stellen im Heere und in der Verwaltung mit Mitgliedern der ersten Familien besetzt. Jetzt dagegen gilt es fast für eine Schande für den, der einen eigenen Haushalt hat, sich in den des Staates zu mischen, fast für einen Ruhm, sich von ihm fernzuhalten. Daß man niemals „auch nur die Stelle eines Stadtraths" bekleidet hat, will man als Beweis der Wohlanständigkeit angesehen wissen. In welche Hände geräth dadurch die Leitung des Gemeinwesens! Es ergreifen sie von der spanischen Rasse, die hier heimathlos ist, vorwiegend nur die Besitzlosen. Sehr Viele unter ihnen sind Söhne aus früher reichen, dann durch einen der häufigen Glückswechsel verarmten Familien. Man muß sich in die Lage dieser Leute versetzen. Sie sind im Ueberfluß erzogen worden, von einer zahlreichen schmeichlerischen Dienerschaft umringt gewesen. Mit einem Schlage sehen sie sich dem Mangel und der Verachtung preisgegeben. Und in welchen Abgrund fallen sie von ihrer Höhe!

Es gibt in der städtischen mexicanischen Gesellschaft keine vermittelnden Uebergänge von dem üppigsten, selbstbewußtesten Reichthum, dem Alles zu Gebote steht, vor dem Alle, auch die Regierungsmänner, die ihm in der Regel

verschuldet sind, sich beugen, zu der schmutzigsten, elendesten Dürftigkeit. Und diese Contraste zeigen sich hier viel greller als anderswo. In den nordischen Gegenden dient der Luxus in erster Linie der Häuslichkeit und dort wagt sich das Elend wie das Verbrechen nur bei Nacht aus seinen Schlupfwinkeln. In diesem sonnigen Lande treten die schroffsten Gegensätze unverhüllt an das Tageslicht. Man will vor allen Dingen sehen und gesehen werden. Alle Freuden sind öffentliche. Man legt geringen Werth auf häuslichen Comfort, verwendet dagegen auf Kutschen, Pferde, eine reichgekleidete zahlreiche Dienerschaft Alles, was man hat und oft mehr als das. Eine Familie wird eher ihrem Mittagsmahl entsagen, als der Eitelkeit, sich in der Kutsche zu zeigen. Die Kinder werden von früh auf in erster Linie dazu angehalten, sich als junge Herren und Damen zu betragen. Ebenso herausfordernd wie der Reiche seinen Luxus, ebenso schamlos trägt der Bettler, schon um Mitleid zu erregen, seinen Schmutz, seine Lumpen, seine Gebrechen zur Schau. Das Eine scheint das Andere zu bedingen. Aus dem Elend des Proletariats zieht das wuchernde Capital seine beste Kraft. Denn wer durchaus Nichts hat, versteht sich gern zu jeder Bedingung, wenn man ihm nur gibt. Den Pfandleihern — die ohne Ausnahme Altspanier sind — geben die Bedürftigen für jeden Thaler, den sie auf eine Woche entleihen, einen Real, d. h. 12½ %, also 650 % für das Jahr. Auch bei größeren Geschäften wird ein überaus hoher Zins bedungen. Selbst für städtische Hypotheken, die sichersten aller Capitalanlagen hier zu Lande, ist Geld in der Regel nicht unter 2 % für den Monat zu haben. So hoch wie der Zinsfuß, so niedrig ist der Arbeitslohn. Er reicht kaum hin, um das Leben zu fristen. Daher muß ein Capital sich reißend schnell vermehren, ist freilich auch großer Unsicherheit ausgesetzt. Wer nur Tausend hat, pflegt man in Mexico zu sagen, bringt es leicht zu einer Million. Zwischen solchen Extremen kann sich ein Mittelstand nicht bilden. Das Handwerk, das anderswo den Kern der Bürgerschaften ausmacht, wird hier völlig von dem großen Capital beherrscht. Selbst solche Gewerke wie die Schustereien, Schneidereien, Bäckereien, Schlachtereien werden mit dem Capitale reicher Spanier oder Creolen sehr im Großen betrieben. Die Handwerker selbst sind zwar etwas besser gestellt als die zahllosen Bettler, die Verkäufer von Lotteriebilleten und andern Hausirer, die Lastträger, die Bedienten, welche die Masse der städtischen Bevölkerung bilden und sie stehen sittlich etwas höher als die Banditen, welche gerade aus dem städtischen Pöbel hervorgehen und vorwiegend nur in der Umgegend der größeren Städte zu fürchten sind; aber dennoch sind und bleiben auch sie echte Proletarier. Denn, Bastarde von Spaniern und Eingeborenen ihrem Ursprunge nach, erheben sich diese Menschen selten über die unreine Sphäre ihrer Herkunft. Sie kennen nicht das Leben in der Familie, lernen daher nicht für die Zukunft sorgen. Wilde Ehen sind unter ihnen nicht Ausnahme, sondern herrschende Regel und der Verkehr der Geschlechter ist so zügellos, daß Geschlechtskrankheiten zu den allergewöhnlichsten Uebeln zählen.

Um nicht in dem Sumpf dieses elenden und verächtlichen Pöbels zu versinken, strengen die heruntergekommenen Creolen alle Kraft an. Worauf sollen sie aber ihre Kraft richten? Zum Handel haben sie weder Neigung noch Ge-

schick. In die Häuser der Fremden als Commis einzutreten, widerstrebt ihrem Stolze. Die Importgeschäfte sind, wie natürlich, ohne Ausnahme, die Fabriken und die Häuser, welche die Erzeugnisse derselben in den Verkehr bringen, größten Theils in den Händen von Eingewanderten. Die kirchliche Laufbahn lohnt nicht mehr, seitdem die Reform den Clerus seiner reichen Pfründen beraubt und auf Sporteln gesetzt hat. Nur die liberalen Professionen bleiben den Creolen. Sie studiren denn auch in sehr großer Anzahl. In jedem Menschen, den man mit einem Rocke bekleidet sieht, kann man einen Doctor der Rechte oder der Medicin vermuthen, wenn er nicht ein General ist. Nun kann aber die wenig zahlreiche wohlhabende und nach europäischer Weise lebende städtische Classe, die einzige, welche Aerzte und Rechtsanwälte in Anspruch nimmt, nur wenigen Beschäftigung geben. Der Rest will aber doch auch und zwar in großem Stile leben. Es bleibt diesen Leuten nichts, als sich auf die Politik zu werfen. In dieser haben sie einen Mitbewerb der überlegenen Fremden nicht zu fürchten. Sie ist ihre Domäne, auf die sie von der Geburt an ein Anrecht zu haben glauben. Sie befriedigt ihre „ambicion“, mit welchem Worte der Spanier Habgier und Ehrgeiz zusammen bezeichnet.

II.

Heimath- und meist auch besitzlose Gebildete, gebildete Proletarier machen die politische Classe in Mexico aus. In Verbindung damit steht die unter den obwaltenden Verhältnissen übertrieben hohe Achtung, mit der literarische Leistungen angesehen werden. Wenn die Entblößung dazu antreibt, den Beruf eines Politikers zu ergreifen, so ist das Talent eines Dichterlings eine Empfehlung für ihn. Wer einen phrasenreichen Leitartikel geschrieben oder ein schwülstiges Gedicht an seine Dulcinea gerichtet, hat damit in seinen eigenen und des Publicums Augen den besten Beweis seiner Befähigung für die höchsten Stellungen erbracht.

Fast alle Politiker sind zugleich Dilettanten in der Schriftstellerei. Der Journalismus hat sehr zahlreiche Vertreter. In der Hauptstadt erscheinen mehr denn zwanzig Zeitungen, jede mit einem festen Stab von mindestens einem halben Dutzend Redacteuren ausgestattet. Nun versorgt freilich die Hauptstadt das ganze Land mit Tageblättern. Dennoch muß ihre große Anzahl den in Erstaunen setzen, der da weiß, daß das lesende Publicum des ganzen Landes nur nach wenigen Tausenden zählt. Sie erklärt sich daraus, daß sämmtliche Zeitungen Parteiblätter sind, die ganz oder theilweise mit den Mitteln einer bestimmten Partei erhalten werden, und daß zweitens fast die ganze literarische Production des Landes, sei sie politischer oder schöngeistiger Art, in ihnen niedergelegt wird.

Daher muß man, will man den Geist der politischen Kreise verstehen, die Zeitungen studiren. Man sieht dann mit Erstaunen, wie weit er von dem Sinne der Eingebornen entfernt ist, wie wenig er ihre Interessen beachtet und kennt. Die Zeitungen sind voll von akademischen Abhandlungen über ganz allgemeine staatsrechtliche Fragen und von dichterischen Versuchen. Daneben öffnen sie ihre Spalten dem hauptstädtischen Klatsch. Ueber die Dinge, welche in Wirklichkeit die mexicanische Gesellschaft in ihrer Tiefe bewegen, über die

Verhältnisse des Eigenthums und der beiden Rassen, bringen sie nie etwas. Deshalb ist es so schwer, den mexicanischen Dingen auf den Grund zu gehen: der Beobachter ist ganz auf sein eigenes Talent gestellt. Mit den Eingebornen finden sich die Politiker ab, indem sie erklären, sie schämten sich des spanischen Blutes in ihren Adern; indem sie, sei es aus Lust an Phrasen oder auch aus Neid gegen die in der Regel begüterten Spanier, das Andenken des Cortez und der Eroberer, ihrer eigenen Vorfahren, beschimpfen, dagegen von den alten aztekischen Sultanen als von Freiheitshelden reden. Mit den Eingebornen theilen sie nur den Haß gegen die Spanier, im Uebrigen verachten sie sie gleich diesen. Wenn Jemand einen politischen Gegner, dessen Abstammung von der reinen europäischen Rasse zweifelhaft ist, recht empfindlich ärgern will, so nennt er ihn höhnisch einen Blondköpfigen (Güero). Uebrigens wollen die wenigen Indier selbst, welche sich einen Platz innerhalb der Oligarchie errungen haben, nicht mehr Indier sein. Juárez, der doch aus einem Dorfe zapotekisch sprechender Indier stammte, soll denen, die ihn an seinen Ursprung erinnerten, dies sehr übel genommen haben. Aus dieser Richtung erklärt es sich, daß er, wenn er auch viel Antinationales zerstört und damit die Bahn für weitere Entwickelung freigemacht, dennoch solche Einrichtungen, wie sie im Sinne seiner Rasse gewesen wären, nicht getroffen hat, sondern vielmehr, als es aufzubauen galt, dem Geiste des Kreises, in dessen Mitte er herausgekommen war, gefolgt ist. Dieser Geist aber war und ist der von Fremden.

Möglichst viele fremde Sprachen reden zu können, gilt in Mexico als das höchste Ziel der Bildung. Namentlich das Französische wird sehr gepflegt. In den Buchhandlungen sieht man mitunter mehr französische als spanische Bücher. Die Werke der medicinischen Wissenschaft — welche hier die Wissenschaft überhaupt vertritt, nachdem die Bergbauschule seit der Einziehung ihrer Fonds durch die Reform sehr heruntergekommen ist — sind fast ausnahmslos französische. Wenn ein Mexicaner Europa besucht, dann geht er gewiß in erster Linie nach Paris, nicht etwa nach Spanien. Ueberall genießt das französische Wesen in Dingen des Geschmacks und des Tons ein gewisses Uebergewicht. Was die Creolen noch besonders anzieht, ist das rednerische Pathos französischer Schriftsteller. Die Neigung zu bombastischer Ausdrucksweise ist den Nachkommen der Spanier angeboren und wird geflissentlich groß gezogen. Die Schulexamina sind öffentliche Schaustellungen: achtjährige Jungen treten als Declamatoren und Redner in ihrer eigenen oder in einer fremden Sprache auf und ernten begeisterten Beifall. Sich gegenseitig überschwänglich zu loben, gehört zum guten Ton und ist eine Pflicht der Höflichkeit. Wollte man der Kritik Glauben schenken, so wäre dieser Poetaster ein Dichter gleich Homer, jener politische Wegelagerer ein Feldherr gleich Cäsar, die mexicanische Nation aber wäre die glorreichste der Welt. Wenn einmal zehn oder zwanzig Galgenstricke im „Kampf für die Freiheit gegen die Tyrannenknechte“ gefallen sind, dann sprechen die Zeitungen davon, daß „das kostbare mexicanische Blut in Strömen floß“ (la preciosa sangre mejicana corrió en torrentes). Wenn eine neue Partei sich in den Genuß der Macht gesetzt hat, dann heißt es jedesmal, jetzt werde ein Zeitalter octavianischen Friedens anbrechen. Bei solcher Lust an Phrasen darf

es nicht Wunder nehmen, daß man in den tragikomischen Aufführungen der französischen Revolution schwelgt. Man hat ihr „citoyen“ hier allen Ernstes adoptirt und nennt officiell den Präsidenten „el ciudadano presidente“ (den Bürger-Präsidenten). Den Politikern klingt keine Schmeichelei gleich angenehm, wie wenn man sie mit Danton oder St. Just vergleicht.

Neuerdings ist das Englische sehr in Mode gekommen. Zwar die Amerikaner haßt man, aber man fürchtet sie auch und vor den Engländern hat man Respect. Lehrer der englischen Sprache werden hoch bezahlt. Englisch zu radebrechen, die Kinder in England erziehen zu lassen, auf englischem Sattel zu reiten, den Bart nach englischer Manier zu tragen, ist jetzt guter Ton.

Haltlos schwanken die creolischen Kreise hin und her. Das Einheimische zu verachten oder doch zu verkennen, das Fremde zu vergöttern, liegt in ihrer Natur. Das Fremde ist die Quelle ihrer Inspiration. Von daher holen sie sich auch ihre politische Weisheit.

Die mexicanische Verfassung, die famose constitucion de 1857, ist eine Zusammenstellung aus sehr allgemeinen, sehr wohlklingenden, vor allem sehr modernen Grundsätzen und Folgerungen. Die Menschenrechte stehen an ihrer Spitze.

Die Zeitungen geben mitunter ganz naiv ihrer Verwunderung Ausdruck, daß das Land so schlecht fahre, da es doch eine so vorzügliche Verfassung habe. In der That ist die Verfassung so symmetrisch, wie eben nur ein fertiges System sein kann. Dafür ist sie aber auch ein System und kein Organismus. Wie sie theils ganz wirkungslos bleibt, theils geradezu Schaden anrichtet, das läßt sich in jedem einzelnen Zweige der Regierungsthätigkeit verfolgen.

Für die Verwaltung hat man das föderalistische System adoptirt. Die einzelnen Staaten sollen souverän sein und von gesetzgebenden Versammlungen, welche ihrerseits die Gouverneure zu ernennen haben, geleitet werden. Die Führung der allgemeinen Angelegenheiten soll drei Gewalten, der ausführenden des Präsidenten, der richterlichen eines höchsten Gerichtshofes und der gesetzgebenden eines Nationalcongresses zustehen. Jede dieser Gewalten soll im Bereich ihrer Befugnisse völlig unabhängig sein

So das geschriebene Gesetz. In der Wirklichkeit macht sich die Sache ganz anders.

Die Trennung der Gewalten existirt nur auf dem Papier. Innerhalb einer Parteiregierung kann das gar nicht anders sein. Der Executive, dem Haupte der Partei, ist der Congreß und in der Regel auch der höchste Gerichtshof durchaus zu Willen. Und wenn einmal Mitglieder des letzteren ihren eigenen Willen durchsetzen wollen, so ist der Erfolg kein anderer, als daß sie neidisch und nergelnd die Executive hemmen.

Der Föderalismus setzt eine locale Aristokratie, welche Ehrenämter zu übernehmen willig ist, oder eine in Sitte und Bildung gleichartige Bevölkerung voraus. Beides fehlt in Mexico. Die Bevölkerung spaltet sich in zwei grundverschiedene Rassen und die politischen Kräfte der herrschenden Rasse ziehen sich insgesammt nach der Hauptstadt. In der Hauptstadt wird die Politik des ganzen Landes gemacht und ihr gegenüber besteht eine Selbständigkeit der Staaten in keiner Weise. Die Staaten sind die früheren spanischen „Intendanzen“,

mechanisch eingetheilte große Bezirke, welche die Spanier weniger der Verwaltung, als der Oberaufsicht derjenigen Städte unterstellten, in denen eine größere Anzahl von Menschen ihrer Rasse lebte. Sie entbehren nach unten jedes wirksamen Einflusses, nach oben jeder Selbständigkeit. Von ihrer Selbständigkeit kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil sie so ausgedehnt und dabei so schwach bevölkert sind, daß ihr Einkommen in der Regel nicht hinreicht, die Unkosten des Verwaltungsapparats zu decken. Zugleich mit der Centralregierung fallen stets auch die Regierungen der Staaten. Die Gouverneure werden thatsächlich von der herrschenden Coterie ein- und abgesetzt, bezw. von der die Herrschaft anstrebenden Partei im Voraus für die Stellungen, die sie sich dann auf dem Wege der Gewalt erobern müssen, designirt. Ebenso tragen die Brüder, die Verwandten, die Freunde der maßgebenden Männer ihre Ernennungen zu Zollbeamten, Abgeordneten u. s. w. schon in der Tasche, ehe sie durch die Farce der Wahl bestätigt werden.

Die Leitung der allgemeinen Angelegenheiten liegt also thatsächlich unbeschränkt in der Hand einer hauptstädtischen Coterie und wenn ihr Chef ihrer Herr ist, in seiner Hand. Auch die Verwaltung innerhalb der zusammenhanglosen Bevölkerung der großen Städte wird mit Berufspolitikern aus den Reihen der herrschenden Partei besetzt. Die Regierung könnte daher mit der Zeit stark werden. Die bewaffnete Macht, die zu ihrer Verfügung steht, ist keineswegs ganz zu verachten. Ihr Menschenmaterial ist nicht schlecht. Zwar in sittlicher Beziehung steht es nicht hoch. Die Armee darf sich gesetzlich nur durch Anwerbung und durch zwangsweise Einstellung von Herumstreichern ergänzen. Daneben weist man ihr wegen leichter Vergehen Verurtheilte zu. Im Bedarfsfalle greift sie alle Männer auf, die sie gerade auf der Straße antrifft. Nur die gente de levita, die mit Röcken, d. h. überhaupt die europäisch gekleideten Leute werden stets verschont. Die Soldaten bleiben in der Regel ihr Lebelang im Dienste. Er wird ihr Beruf. Jeder von ihnen hat seine eigene Haushaltung. Die Weiber folgen ihren Gefährten bis auf das Schlachtfeld. Wenn die Regierung die Soldaten nicht bezahlt, hat sie nicht nur mit diesen, sondern auch mit den Weibern zu thun. An Ausdauer und Entbehrungsfähigkeit übertreffen die Mexicaner vielleicht jede europäische Truppe. Sie legen häufig 20 Leguas = 80 Kilometern auf den schwierigsten Pfaden zurück, ohne etwas Anderes als trockene Maisfladen zu genießen. Dem Feinde halten sie gut Stand, wenn sie gut geführt werden. Darauf kömmt Alles an. Einem Führer, auf den sie Vertrauen setzen, folgen sie blindlings, gegen wen es auch gehen und was es auch gelten möge. Nun sind aber die Führer häufiger Intriguanten als Soldaten. Zwar gibt es einige kenntnißreiche und einige pflichtgetreue Officiere. Aber gerade, weil sie das sind, fahren sie schlecht. Wären sie Verräther und gingen rechtzeitig über, so würden sie eines schnellen Hinaufrückens sicher sein. So aber kommen diese Leute vom Fach nicht leicht über den Rang eines Obersten hinaus, während jeder Advocat, der in der Kriegskunst dilettirt, sich nach einem kurzen Cursus in der Wegelagerei den Titel eines Generals und überdies eine politische Stellung erwirbt.

So ist das Heer in der traurigen Lage, stets nur mit inneren Feinden

kämpfen und schließlich zu ihnen übertreten zu müssen. Anstatt die Parteiungen niederzuhalten, ist es deren Werkzeug und es vermag nicht einmal, die Sicherheit von Person und Eigenthum zu verbürgen. Ueberall und zu jeder Zeit, namentlich aber in der Nähe der größeren Städte und in Zeiten einer Umwälzung, sind Raub und Mord an der Tagesordnung. Das nach den neuesten Grundsätzen abgefaßte, überaus milde Criminalrecht verbürgt dem Verbrecher Straflosigkeit. Es ist nichts Seltenes, daß ein Mörder, der unter den Augen von Hunderten am hellen lichten Tage seine That verübte, wegen mangelnden Beweises freigesprochen werden muß, weil die Augenzeugen aus Furcht vor seiner Rache, wenn er aus dem schlecht verwahrten Gefängniß entspringen sollte, oder aus Gleichgültigkeit oder um nicht mit den ihrer Bestechlichkeit und ihres langwierigen Verfahrens halber übel beleumundeten Gerichten in Berührung zu kommen, nichts gesehen zu haben behaupten. Es kommt vor, daß das Geschwornengericht — ein Institut, das bis jetzt glücklicherweise nur in dem hauptstädtischen Bezirk eingeführt worden ist — einen schweren Verbrecher, der sich selbst unumwunden zu seiner Schuld bekannt hat, dennoch lospricht.

Viel größer, als die Einwirkung der Behörden, ist noch immer der Einfluß der Geistlichkeit. Es ist ein starker Beweis ihrer Macht, daß sie ihre ganze hierarchische Organisation aufrecht erhalten kann, trotzdem sie vom Staate getrennt und auf Sporteln, also auf freiwillige Beiträge der Gläubigen angewiesen ist. Der kleine Bauer glaubt sich und seinen Sohn nicht höher ehren zu können, als wenn er ihn in dem Seminar Theologie studiren läßt. Die Pfarrer sind die Gebildetsten, häufig auch die Mannhaftesten in den ländlichen Gemeinden. Wie häufig zwingt sie nicht ihr Beruf, bei Nacht und schlechter Witterung, auf erbärmlichen Pfaden reitend, den meilenweit entfernt Wohnenden Hilfe und Trost zu bringen. Gerade seit dem Reformkriege ist ein frischer Eifer über die Geistlichen gekommen. Sie erinnern sich ihres Berufs und werden durch ihr Interesse gezwungen, Hüter ihrer Gemeinden zu sein. Dadurch sind sie wieder volksthümlich geworden auch da, wo sie es eine Zeit lang nicht waren. In den größeren Städten hat der Glaube abgenommen, ist aber nicht geschwunden. Allen Frauen und vielen Männern der begüterten Classe ist der häufige Besuch der Kirche, wenn nicht Religion, so doch Sitte. Aus einer Schule, die nicht irgend einen beliebten Prediger als Religionslehrer hielte, würde jede anständige Familie ihre Kinder sofort herausnehmen. Nämlich die unseren Gymnasien entsprechenden Schulen sind, keineswegs zu ihrem Vortheil, sämmtlich Privatanstalten, seitdem die Reform, als sie die Klostergüter einzog, damit zugleich die Klosterschulen, die eigene Mittel hatten, daher von den Eltern unabhängig waren und die Kinder in strenger Zucht halten konnten, aufhob. Das Proletariat ist weniger kirchlich, seitdem es weniger durch kirchliche glänzende Feste angezogen wird. Allein die Lücke wird nur durch vermehrte Liederlichkeit, nicht durch ein neues Bekenntniß ausgefüllt. Mag es nun Stumpfheit sein oder was es sonst ist: es hat sich keine der religiös-politischen Parteiungen gebildet, wie sie anderswo in banger Zeit aufzutauchen pflegen. Die amerikanischen Missionäre, welche seit der Reform in der Hauptstadt ihren Sitz genommen, haben trotz reichlicher Mittel nur einige Waisenkinder, die sie ernähren und erziehen und einige Ver-

lorene, die sie für den Uebertritt bezahlen, zu ihren Secten hinüber zu ziehen vermocht. Dem Volke genügt offenbar der katholische Cultus, so wie er ist. Da hat denn freilich die Trennung der Kirche vom Staat gar keinen Sinn. In Amerika, dessen Beispiel man nachgeahmt hat, ist das ganz anders. Dort gibt es hundert Secten, von denen keine überwiegt. In Mexico dagegen existirt nur ein einziger Cultus, der seit Jahrhunderten fest gewurzelt ist, zu dem Alle sich bekennen. Anstatt seine Diener, die jetzt, da ihnen die Mittel genommen sind, nicht mehr Politik auf eigene Hand zu treiben vermögen, sich durch Dienste zu verpflichten und dafür ihren Einfluß sich dienstbar zu machen, thut die Regierung vielmehr Alles, um sie in der Ausübung ihres Berufes zu stören und in ihren Einkünften zu schädigen. Sie hat daher an der Geistlichkeit einen Feind, der stets bereit ist, seinen Einfluß gegen sie in die Wagschale zu legen. Einem Manne, der eine dauernde Herrschaft aufzurichten vorhätte, würde die Geistlichkeit eine willige und eine unentbehrliche Stütze sein.

III.

Gewährt nun die regierende Classe für die Vernachlässigung der Kirche sich und dem Lande einen Ersatz durch die Beförderung der materiellen Interessen? Die unselige Eitelkeit, Alles nach dem Muster der europäischen Civilisation einzurichten, ist die einzige Triebfeder, welche die mexicanischen Politiker außer ihren rein persönlichen Absichten in die Leitung des Gemeinwesens bringen. Die Regierung hatte für das Jahr 1880 eine allgemeine Weltausstellung vor. Sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, die ganze civilisirte Welt in Mexico versammelt zu sehen und hatte schon Einladungen an alle Nationen, Rundschreiben an sämmtliche Gemeinden des Landes geschickt. Die Preisrichter waren schon ernannt; das Ausstellungsgebäude hatte sich schon über seine Grundmauern erhoben. Da fing das Geld, das von Anfang an knapp gewesen war, gänzlich zu mangeln an. Nachdem man sich compromittirt und in einer Zeit, da Beamte und Soldaten seit Monaten keinen Sold empfangen hatten, Tausende für ein Project weggeworfen hatte, gab man es wieder auf und nahm die Einladungen zurück. Die von den Spaniern errichteten nützlichen Bauten, wie fahrbare Straßen und Wasserleitungen, läßt man verfallen. Wenn wirklich einmal eine armselige Brücke geflickt worden ist, dann unterläßt es der Minister der öffentlichen Arbeiten gewiß nicht, seinen Namen, begleitet von einer pomphaften Inschrift, darauf zu setzen. Man vernachlässigt das unscheinbare Nützliche, um das Glänzende, das nach Außen hin Eindruck macht, zu befördern. Es sind weit mehr Telegraphenlinien vorhanden und weit mehr Eisenbahnen im Plan, als sich irgendwie rentieren können und das Land nöthig hat. Ein anderes sehr beliebtes Thema der Erörterung ist die Ansiedelung europäischer Einwanderer. Obwol das Land da, wo es gesund, in der Regel nicht fruchtbar und da, wo es fruchtbar, in der Regel nicht gesund ist — nicht einmal für die Eingebornen der tierra fria, wie denn eine Colonie aus diesen, die man in der fruchtbaren, aber feuchtheißen Umgegend von Suchil ansiedelte, in kurzer Zeit ausstarb oder auseinanderlief — so hat dennoch die Regierung nach so manchen mißlungenen Versuchen kürzlich wiederum mit einem fremden Handelshause einen Vertrag ab-

geschlossen, wonach dieses gegen Einräumung gewisser Rechte sich verpflichtete, eine bestimmte Anzahl belgischer Ackerbauer in das Land zu ziehen. Käme der Vertrag wirklich zur Ausführung, so würde der Erfolg der sein, daß im Lande die Anzahl der Abenteurer und besten Falls der Krämer sich vermehrte. Denn die Eingewanderten würden bald inne werden, daß man in Mexico es den Eingebornen überläßt, sich im Schweiße des Angesichts mit der Hacke zu plagen.

Man sieht, dieser ganze Regierungsapparat, der nach europäischem Muster eingerichtet ist und den in Europa die Bevölkerungen, nahe an einander gerückt, wie sie sind, erhalten müssen und, weil sie reich sind, zu erhalten vermögen, schwebt in Mexico völlig in der Luft und dient zu nichts, als die Regierenden zu erhalten: materiell hat er feste Wurzeln geschlagen. Damit gehen wir zu dem Finanzwesen über.

Die Regierung deckt ihre Bedürfnisse fast ausschließlich durch Auflagen auf den Verbrauch. Nur in dem hauptstädtischen, dem sogenannten föderalen Bezirk, in dem die großen Familien des ganzen Landes sich zusammenfinden, erhebt sie eine directe Abgabe. Im Uebrigen besteht ihr Einkommen aus dem größeren Theile des Ertrages der Stempelsteuer — von dem ein Theil an die Staaten fällt — aus einem Theile der hauptstädtischen Verbrauchssteuer, aus der Rente der Münzanstalten, die meistens verpachtet sind, aus der Abgabe von dem Silber, das in die Fremde geht, endlich und vor Allem aus dem hohen Zoll, den die vom Auslande — zur größeren Hälfte über Veracruz nach der Hauptstadt — einkommenden Waaren bezahlen. Es fällt auf, welche Bedeutung die Hauptstadt mit ihrer Hafenstadt Veracruz auch in finanzpolitischer Beziehung hat: bei Weitem der größte Theil der Regierungseinkünfte gelangt dort zur Einzahlung.

Das System der indirecten Steuern ist in Mexico das allein anwendbare. Es empfiehlt sich schon dadurch, daß es für die Bevölkerung nichts Ungewohntes mehr hat. Es ward von den Spaniern eingeführt. Die Verfassung von 1857 will es ausdrücklich aufgehoben wissen. Jede Partei, die nicht am Ruder ist, verspricht es aufheben zu wollen. Aber sobald sie zur Herrschaft gelangt ist, behält sie es bei. Mit Recht! Denn auf welchem anderen Wege sollte sie das zahlreiche völlig mittellose Proletariat der großen Städte zu den Staatslasten heranziehen? wie sollte sie die Gebirgsdörfer dazu zwingen? Wollte sie zehn Thaler direct von einem Dorfe einfordern, es würde murren, gelegentlich sich widersetzen. Kommen aber seine Insassen mit ihrem Gemüse, ihren Holzkohlen, ihrem Geflügel einzeln in die Stadt, dann bezahlen sie anstandslos im Laufe des Jahres das Zehnfache. Den Steuerzahlern selbst ist diese Weise der Zahlung viel bequemer als eine feste Schatzung. Denn in Mexico sind die Quellen des öffentlichen Wohlstandes größerer Unsicherheit ausgesetzt, als anderswo. Der Ertrag des Bergbaues ist seiner Natur nach ein sehr schwankender und was den Ackerbau anbetrifft, so kommt es nicht selten vor, daß der Mais, wenn einmal die Regen ausbleiben, gänzlich mißräth und daß der Weizen bei zu großer Nässe durch eine Art von Rost (chahuixtle) verdirbt.

Wenn das System der Auflagen auf den Verbrauch hier als für Mexico passend erachtet wird, so soll damit keineswegs der Mißbrauch, der mit ihrer

Hebung verknüpft ist, noch die Art, wie sie Verwendung finden, entschuldigt werden. Ein schwerer Mißbrauch ist es, daß die einzelnen Staaten an ihren Grenzen Zölle erheben. Der Ertrag, der aus ihnen einkommt, reicht in vielen Fällen nicht hin, die Hebungsbeamten bezahlt zu machen. Die Anstellung von Beamten ist hier also Selbstzweck. Sie ist es in vielen Fällen. Es ist eine sehr wichtige Frage für jeden Parteiführer, wie er unter seine Anhänger, die ihm zum Siege verholfen haben, die Beute so vertheile, daß alle befriedigt werden. An der Unmöglichkeit, alle Verpflichtungen, die er eingegangen ist, zu erfüllen, kann er leicht zu Grunde gehen. Gleich dem Orientalen betrachtet der Mexicaner sein Amt nicht als Pflicht, sondern als ein nutzbares Recht. In Mexico wird nur deshalb nicht in so riesigem Maßstabe gestohlen, weil es lange nicht so viel zu stehlen gibt. Das Gemeinwesen stände sich vielleicht besser, wenn es seine Gefälle verpachtete, wie die Römer es thaten und wie die Türken es noch thun. Freilich würde dadurch dem Wucher Vorschub geleistet. Allein jetzt fällt jede mexicanische Regierung dem Wucher schließlich doch in die Hände. Ehe sie die Regierung überhaupt antritt, ist eine Partei schon mit Schulden belastet. Sie soll die Anleihen, die sie während der Revolution aufgenommen hat, um Waffen und Munition zu kaufen oder etwa um zu bestechen, mit Wucherzinsen heimzahlen; sie soll den Hunger ihrer Anhänger sättigen; sie hat Verpflichtungen dem Auslande gegenüber.

Als Ende 1876 die bis jetzt herrschende Coterie durch eine Umwälzung in den Genuß der Macht gelangte, war es ihr vornehmstes Bestreben, den Vereinigten Staaten, die auf der Lauer lagen, keinen Grund zur Einmischung zu geben. Nun schuldete man denselben 300,000 Pesos, die gerade damals fällig waren. Es kostete viel Mühe, diese geringfügige Summe aufzutreiben. Um sie voll zu machen, mußte man zu Sammlungen schreiten, an den Patriotismus oder vielmehr an das Interesse der Parteiinteressenten appelliren. Es zeigte sich, wie wenig Zutrauen man der Regierung schenkte, daß man ihr nicht einen Thaler auf Treu und Glauben geliehen hätte. Daher wäre größte Sparsamkeit eine Pflicht der Selbsterhaltung gewesen. Statt dessen gab die Regierung den Ueberbringern der 300,000 Pesos 25,000 als Belohnung: es waren Nepoten eines einflußreichen Würdenträgers.

In dieser Weise fährt man fort und so muß der Beamte immer reicher, und die Regierung immer ärmer werden. Sie lebt aus der Hand in den Mund. Wenn dann einmal ein Schiff, auf dessen Zolleinzahlung sie rechnete, ausbleibt, so muß sie sogleich die Mittel, welche in der Zukunft einkommen und deren Bedarf decken sollen, vorwegnehmen. Natürlich kann sie das nicht anders als mit großen Verlusten. Sie schreibt eine Zwangsanleihe aus, deren Beitreibung sie gegen eine Abschlagszahlung, um nur sofort Geld zu bekommen, einer Genossenschaft von Capitalisten überläßt, oder sie verpfändet einer solchen die Zölle oder sie gesteht ihr gegen eine gewisse Summe die zollfreie Einfuhr gewisser sonst hochbelasteter Artikel zu. Das letzte Hilfsmittel der Regierung besteht darin, daß sie ihre Beamten nicht bezahlt. Zuerst werden die Gehälter der Wittwen und der sonstigen Pensionsberechtigten, dann die der Lehrer und Gerichtsbeamten einbehalten. Diese Classen können nicht gefährlich werden; mögen

sie also murren. Das Heer dagegen bezahlt man, so lange man irgend kann. Denn wenn erst die Soldaten unzufrieden werden, dann ist Alles vorbei: die herrschende Partei muß der in der Opposition befindlichen weichen.

In diesem traurigen Kreislauf bewegt sich die mexicanische Politik: zwei hauptstädtische Parteien leben abwechselnd von dem Genusse der Macht. Die Regierung ist stets räuberisch und doch stets arm!

Wie ist es nun möglich, daß eine regierende Classe, welche so viel fordert und so wenig leistet, dennoch geduldet wird?

Es liegt nicht an ihrer Mannhaftigkeit. Den Creolen ist keineswegs noch die Unerschrockenheit ihrer erobernden Vorfahren eigen. Sie hängen gar sehr am Leben: es ist unerhört, daß ein Creole, der von einem der hier so zahlreichen unerwarteten und schrecklichen Glückswechsel betroffen ward, deshalb sich das Leben genommen hätte. Sie führen ihre Kriege keineswegs mit grausamer, durchgreifender Härte, der Ueberwinder schont des Ueberwundenen, denn wie leicht und wie schnell kann er in dessen Lage kommen! Auch fehlt dieser Gesellschaft, die ebenso zerrüttet ist, wie die italienische des fünfzehnten Jahrhunderts war, die heroische Verschlagenheit jener Italiener; die anscheinende Falschheit des Creolen ist nichts als das Ausflüchtesuchen eines Menschen, der aus schwächlicher Höflichkeit oder auch aus Noth mehr versprochen hat, als er irgend halten kann. Es liegt auch nicht an der Ueberredungskunst der creolischen Politiker; für ihre schönen Redensarten hat das Volk gar kein Gehör. Es liegt an der asiatischen Gleichgültigkeit des Volkes. Die ungemein starke Bewegung innerhalb der herrschenden Kreise hat zur Voraussetzung und als Grund die völlige Bewegungslosigkeit der beherrschten. Nicht das Ueberschäumen, sondern vielmehr der gänzliche Mangel politischer Leidenschaft ist Schuld an den unseligen Zuständen Mexico's.

Vor einigen Jahren trug eine Abordnung der Gemeinde Xoxocotla einem Spanier die Bitte vor, ihr bei dem spanischen Könige den Erlaß einer vom mexicanischen Präsidenten ausgeschriebenen Steuer auszuwirken. Diese Leute wohnen nicht ganz fünfzehn Meilen von der Hauptstadt entfernt und arbeiten häufig auf den benachbarten Zuckerhaciendas, kommen daher häufig mit aufgeklärtem Volk (gente de razon) in Berührung. Dennoch wußten sie nicht anders, als daß die spanische Herrschaft, die bereits vor fünfzig Jahren ein Ende genommen hatte, noch bestände.

Niemals haben die Leiter selbst der ärgsten Mißregierung Etwas von der Erregung der Volksleidenschaft zu befürchten gehabt. Eine Volksversammlung zur Besprechung politischer Fragen hat noch nie stattgefunden. Zu den Wahlen erscheint von Hundert Berechtigten kaum Einer und der geht nicht hin aus Interesse an der Sache, sondern weil er sich einen Vortheil davon verspricht und im Dienste einer Partei handelt.

IV.

Gibt es also gar Nichts, was diese träge Masse in Bewegung zu setzen vermag? Wird sie ewig in leidender Unthätigkeit gegenüber den Spaniern beharren? Sie hat doch auch ihre Triebe. Zum Theil liegen sie eben in ihrer beharrenden Trägheit.

Wenn die Indier die große Politik ganz und gar den Creolen überlassen, so halten sie dafür desto zäher an ihren örtlichen Sitten und Interessen fest. In diese lassen sie sich nicht hineinreden. Aus diesem Punkt heraus drohen sie sogar mit einer Gegenwirkung, die, ausgeführt, das Ganze auf einen durchaus verschiedenen Boden stellen würde.

So wenig sich die Nachkommen der Spanier an einen festen Aufenthaltsort binden, so sehr hängen die Eingeborenen an ihrer engsten Heimath. Ein Mexicaner ist ihnen nur der Bewohner der Stadt Mexico. Sie selbst nennen sich nicht Mexicaner, sondern Nachbarn (vecinos) dieses oder jenes Dorfes.

In den Dörfern nun hat sich seit der Eroberung wenig geändert. Ihre Insassen reden unter sich noch ihre alten Sprachen, die freilich mit vielen spanischen Ausdrücken gemischt sind, wogegen die Spanier für die zahlreichen Thiere, Früchte, Geräthschaften, Arbeitsweisen, die sie hier zum ersten Male antrafen und für die sie daher keinen Namen hatten, die indischen Bezeichnungen angenommen haben. Die Kunstfertigkeiten der Indier sind nicht vom europäischen Geschmack beeinflußt worden. Die Form ihrer aus Thon und aus Kürbisschalen hergestellten Gefäße und die mitunter sehr hübschen Malereien, welche sie auf ihnen anbringen, erinnern eher an asiatische Muster. Während die Nachkommen der Spanier keinen Gegenstand schätzen, der nicht aus der Fremde kommt, finden die Eingebornen nur an den Erzeugnissen des einheimischen Gewerbfleißes Gefallen. Ein Spanier hatte einst eine Partie Indier, die auf seinem Gute arbeitete, mit Kleidung nach städtischem Schnitt ausgerüstet. Am folgenden Tage erschienen sie wieder in der nationalen Tracht ihres Dorfes und brachten die geschenkte zurück. Als Grund gaben sie an, man habe sie ob ihrer modernen Kleidung geprügelt und mit Steinen beworfen. So wenig duldet die Sippe ein Abweichen von den ererbten Sitten. Der Einzelne ist gleichsam ihr Leibeigener.

Der Grund dieses Beharrens liegt in dem System des collectiven Grundbesitzes, das in den Dörfern herrscht. Nach uralter Sitte gehört der Grund und Boden nicht dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit der Gemeindemitglieder. Der Einzelne ist nicht Eigenthümer, sondern nur Nutznießer des Bodens, den er bestellt. Nun kann er zwar je nach seiner Arbeitskraft und Arbeitslust ein größeres oder kleineres Stück Land bebauen, also einen entsprechend größeren oder kleineren Ertrag erzielen, dieser ist unbedingt sein. Verläßt er aber sein Dorf, so verliert er sein Recht. Nur die Verbesserungen, die er etwa angebracht hat, werden ihm vergütet. So ist Jeder an das Dorf gebunden, der Arme sowol, der in ihm wenigstens immer seines Unterhalts sicher ist, als der Reiche, der, wenn er es verließe, zugleich die Bedingung seines Reichthums verlieren würde.

Die Spanier beließen diese Verhältnisse so, wie sie sie fanden. Das war überhaupt ihr System. Ihre Verwaltung war keineswegs das, was wir darunter verstehen. Sie beschränkte sich im Wesentlichen darauf, die Indier im Gehorsam gegen die herrschende Rasse zu erhalten, dieser für den Bergbau und sonstige Unternehmungen die Arbeitskraft der Indier dienstbar zu machen. Für beide Zwecke durchaus bequem war ihnen das bestehende Verhältniß, wonach jedes

Dorf gleichsam ein Gemeinwesen für sich bildete, das sich nicht leicht mit den anderen vereinigte, von dem sich leichter als von den Einzelnen beitreiben ließ, was man von oben her verlangte.

Die in der Republik maßgebende Reformpartei dagegen, welche keine Corporationen, sondern nur die Einzelnen als gleiche Staatsbürger kennen will, gebot, daß die Gemeinheiten der Dörfer aufzutheilen seien und daß der Einzelne nach Ermessen über sein Land verfügen, es also auch verkaufen könne.

Davon wollen die Indier nichts wissen. Von ihrem Standpunkte aus haben sie gewiß Recht. Kein Zweifel, wenn der Gemeindebesitz aufgetheilt wäre, und damit auch fremde, spanische Käufer sich in die Dörfer zögen, so würden diese, gleich den großen Städten, bald in die harte Knechtschaft des wuchernden beweglichen Capitals gerathen. Auch der fremde Beobachter wird sagen, daß in den indischen Dörfern in Folge der Einrichtung des Gemeinbesitzes die Sittlichkeit verhältnißmäßig hoch steht. Was ist diese denn anders als ein Maßhalten des Einzelnen unter der Aufsicht und zum Besten der Genossen? Sie kann, scheint mir, nur in kleinen Verbänden, in denen Alle sich kennen, und zwar nur unter Gleichstehenden statthaben. Denn der Höherstehende schämt sich nicht vor dem niedriger Stehenden, dieser wiederum nicht vor jenem und jeder Stand hat seine besondere Ehre. Wenigstens gilt das für solche Verhältnisse, wie die mexicanischen sind.

Nun ist es aber klar, daß über solche fest zusammen haltende Gemeinden eine Regierung, die gesetzlich alle vier Jahre, thatsächlich aber noch öfter wechselt und deren Mitglieder fern von dem Volke in den großen Städten aufwachsen, in fremden Anschauungen erzogen werden, durchaus keinen Einfluß gewinnen kann. In der That nehmen die Indier ihr Recht nicht von den officiellen Gerichten. Ebensowenig kümmern sie sich um die Erlasse der Verwaltungsbehörden. Vielmehr regeln sie, unter vorwiegendem Ansehen der Begütertsten und Begabtesten, wie es natürlich ist, ihre Angelegenheiten selbst nach örtlicher Sitte.

Eigen ist es aber, daß die regierende Partei gerade da anstößt, wo sie, über den bloßen Genuß der Macht sich erhebend, zum Besten der Indier, sowie sie es versteht, etwas thun will.

Die örtliche Gewohnheit, verquickt mit dem kirchlichen Wesen, das ist die einheimische mexicanische Gesittung. Die Kirchenfeste, besonders das Fest des Ortsheiligen, sind dem Volke gebotene Sitte und machen zugleich seine Vergnügungen aus. Nun bringt aber nichts die aufgeklärte hauptstädtische Presse mehr in Harnisch, als die Nachricht, daß da oder dort öffentliche kirchliche Aufzüge „zum Hohne der Civilisation" abgehalten worden seien. Die Eingebornen der Dörfer feiern sie dennoch, den Reformgesetzen zum Trotz, und haben sich schon mehrfach mit Gewalt widersetzt, wenn man es ihnen wehren wollte. In der Religion wie in allem Uebrigen beharren sie bei dem Hergebrachten. So duldsam und geduldig auch sonst dies Volk ist, es ist dennoch vorgekommen, daß Einheimische, welche zum Protestantismus übergetreten waren, deshalb erschlagen wurden.

Weit gefährlicher, als diese religiöse Erregung, ist eine andere Gegen-

wirkung der Dörfer, welche ihren Interessen entspringt und in den Grundbesitz- verhältnissen wurzelt.

Nach der Eroberung nahmen die Spanier die wasser- und erdreichen Thal- mulden für ihre großen Gutswirthschaften in Besitz. Die Dörfer wurden auf das Gestein verwiesen. Das ertrugen sie, so lange sie durch die Herrschaft Alt- spaniens niedergehalten wurden. Doch vergaßen sie ihre Rechte nicht. Man berichtet von Grenzstreitigkeiten zwischen Dörfern und Gütern selbst aus der Zeit der spanischen Herrschaft. Bei dem gebrochenen Terrain und der großen Aus- dehnung der Besitzungen sind ihre Grenzen nie sehr genau festgesetzt gewesen. Eine solche Unsicherheit bietet der Sucht, Land an sich zu bringen, Anlässe und den weitesten Spielraum. Keine andere Leidenschaft ist aber in dem Eingebornen gleich mächtig. Sind sie doch sämmtlich Bauern. Es treibt sie dazu theilweise auch die Noth.

Da nämlich die Indier, indem sie ruhig in ihren Dörfern leben, nicht gleich den politisirenden und proletarischen Nachkommen der Spanier durch Kriege und Krankheiten decimirt werden, sondern sich stark vermehren, so genügt ihnen in vielen Fällen ihr zwar ausgedehnter, aber wenig einträglicher Grund und Boden nicht mehr. Nun helfen sie sich auf, indem sie zeitweise in die Thäler hinuntersteigen, um während der Ernte als Tagelöhner auf den Gütern zu arbeiten oder deren Erzeugnisse auf ihren Thieren nach den Märkten zu schaffen oder auch, indem sie kleine Gewerbe treiben, wie das Weben von Decken, die Anfertigung von Strohhüten. Seit der Reform aber suchen sie sich direct da- durch zu helfen, daß sie ihren Anbau über die Ländereien der Güter ausdehnen. Sie sprechen ganz offen die Ansicht aus, die sie sich gebildet haben, daß alles Land von Rechtswegen ihnen gehöre.

Die Reform, welche alle Unterschiede ausgleichen wollte, hat im Gegentheil erst recht in den Indiern das Bewußtsein ihres ursprünglichen Gegensatzes ge- weckt. In der Gesammtheit des Jahrhunderte lang unverändert Bestehenden, so aristokratisch es war, hatten auch sie eine, wenngleich niedrige, so doch aner- kannte ein für allemal angewiesene Stelle, in der sie nach ihrer Weise ganz be- haglich lebten, aus der herauszutreten sie nicht wagten noch gedachten. Jetzt hingegen, da alles Bestehende in Frage gekommen ist, wissen sie nicht, wieviel sie zu fürchten, was sie zu hoffen haben. Um das Eine abzuwehren und das Andere zu erlangen, müssen sie nach Außen um sich greifen. Vor ihren jetzigen Machthabern, welche Unruhe mit Ohnmacht verbinden und als ihren Rechtstitel eine aus der Fremde geholte Doctrin zeigen, haben sie keinen Respect. Von ihren Herren selbst sind sie mit Waffen ausgerüstet worden. Der jetzige Präsident ist vornehmlich mit Hilfe der Indier des Gebirgs von Oaxaca zur Herrschaft gelangt. Täglich hatten diese Leute blutige Händel mit dem hauptstädtischen Pöbel. Man fragte sich mit Schrecken, was daraus werden sollte, wenn erst alle „Barbaren" so wohl bewaffnet wären und so waffenkundig wie diese.

Die Indier machen sich Nichts aus den politischen Fragen. Aber die mit einer politischen Umwälzung sich bietende Gelegenheit, ihre Ansprüche auf die Ländereien der Güter geltend zu machen, lassen die Dörfer nicht leicht ungenutzt vorübergehen. Häufig führen sie auch in friedlicher Zeit blutige Fehden. Solche

Fälle kommen selbst in der Nähe der Hauptstadt vor. So war im August 1878 die im Thale von Mexico liegende Hacienda „La Canada" der Schauplatz einer Metzelei. Die Bewohner des angrenzenden Dorfes San Bernabé hatten seit Jahren ein Anrecht auf diesen Besitz zu haben behauptet und deswegen einen Proceß anhängig gemacht. Als sie nun inne wurden, daß man sie nur hinhielt und betrog, überfielen sie in der Nacht das Gut und erschlugen Alles, was sich vorfand, auch die Familie des Besitzers.

Im ganzen Lande sind die Streitigkeiten um Land (cuestiones de terrenos) an der Tagesordnung. Wie das Gebirge über dem Thal, so hängen drohend die Gebirgsdörfer über den Thalgütern. Die Fehden sind bis jetzt nur local und darum weniger gefährlich. Doch sind schon Ansätze zu einer Einigung der Gemeinden vorhanden. Im vorigen Jahre (1879) erschienen Abgeordnete von achtzig Gemeinden der Sierra del Nayarit, die nördlich von Tepic am Stillen Meere liegt, in Mexico. Sie stellten an die Regierung das Ansinnen, ihnen ihre Ansprüche auf Ländereien der angrenzenden Güter durchsetzen zu helfen. Diese Gegend hatte sich schon einmal unter einem gewissen Lozada 1872 erhoben und nur mit schweren Opfern an Geld und Blut beruhigt werden können. Als nun die Regierung, wie es ihre Art ist, die Sache in die Länge zu ziehen Miene machte, kehrten jene Abgeordneten in ihre Heimath zurück und riefen sie wiederum zu den Waffen. Diese Bewegung hat bis jetzt nicht gedämpft werden können. Die Eingebornen werden von der nahen Küste her mit Waffen wohl versorgt. Sie führen häufig glückliche Schläge gegen die Güter, gegen vereinzelte Truppenabtheilungen. Zuweilen enden ihre Streifzüge auch mit Mißerfolgen. Aber selbst dann rückt die Sache ihrem Ende nicht näher. Denn die Flüchtigen werden von fast unzugänglichen Bergen aufgenommen.

Kämen die Gemeinden dazu, sich zu einigen, sie würden zweifellos den Sieg davontragen. Die Gutsleute, die durch nichts an den entfernten Herrn gebunden werden und die gleiche Interessen und Anschauungen mit den Bauern haben, würden sich ihnen anschließen. Diese Masse ist überlegen nicht nur an Zahl, sondern, was wichtiger ist, durch Gleichartigkeit in Sitte und Interesse. Die städtische Bevölkerung dagegen ist ohne jeden Zusammenhang in sich. Auf das Proletariat, in welchem schon hie und da socialistische Ideen europäischen Ursprungs Platz greifen, ist gar kein Verlaß. Die Politiker und die Capitalisten treten nur dann miteinander in Verbindung, wenn es Geldgeschäfte gilt; im Uebrigen hassen und verachten sie sich gegenseitig. Die schmächtig schlanken Creolen sind den untersetzten derben Indiern nicht gewachsen. Man nimmt an, daß die eingeborne Bevölkerung stetig wachse, die spanische dagegen abnehme. Aus zuverlässigen, an mehreren Orten von Privatleuten angestellten Aufnahmen ergibt sich, daß das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geschlecht dort unter den Creolen wie 100 : 113 ja 115, unter den Indiern aber ein normales sei. Erhielten die Creolen nicht stets einigen Zufluß frischen Bluts aus Spanien, dann schlügen sie bald völlig aus der Art. Sie verfallen in Fehler, welche nicht die ihrer Rasse und daher um so häßlicher sind. Man hört häufig die Klage, daß unter der creolischen Jugend die Trunksucht und in ihrem Gefolge die Rohheit selbst im Benehmen Eingang gewinne.

Wenn nun die Indier das Land in ihre Hand bekommen, in welchem Sinne werden sie es einrichten?

Darüber gibt die Proclamation, mit der Lozada 1872 seinen Aufstand ankündigte, Aufschluß. Sie erklärt, daß die Mitglieder der herrschenden Classe, die „Blutigel der Nation", an dem Elend derselben schuld und daher zu beseitigen seien. Dann geht sie zu Vorschlägen über. Sie will, daß Abgeordnete aus den Gemeinden (pueblos) zusammentreten, um die Frage zu entscheiden, ob einem Kaiser oder einem König oder wem sonst die Leitung des Gemeinwesens zu übergeben sei. Die Regierungsform ist diesen Leuten gleichgültig. Sie würden bereitwillig als Herrn den anerkennen, der ihnen verschaffte, was sie fordern: daß den Gemeinden eine Berichtigung der Grenzen zugestanden, und daß das Gesetz, welches auf die Kirche drückt, aufgehoben werde.

Wie man sieht und wie es natürlich ist: die Eingebornen wollen das Gemeinwesen in dem Sinne der Formen eingerichtet wissen, in denen sie selbst leben. Von dem Gegensatz der Rassen an und für sich ist nicht die Rede. Die Bewegung ist eine sociale. Freilich fällt der sociale Gegensatz im Ganzen mit dem der Rassen zusammen und wird durch ihn verschärft. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß der Indier, jedesmal wenn er einen Weißen sieht, die Faust balle. Es ist sogar möglich und nicht unerhört, daß ein Weißer an die Spitze der Bewegung tritt. Sie ist im Grunde eine sehr berechtigte Reaction der ländlichen conservativen Bevölkerung gegen eine seit Jahrhunderten räuberische, neuerdings auch, zu ihrem eigenen Verderben, neuerungssüchtige Hauptstadt. Hätte die Bewegung Erfolg, dann würde sich der öffentliche Zustand Mexico's so gestalten, daß Gemeinden mit collectivem Grundbesitz, also mit einer gewissen Selbständigkeit, seine Grundlage bildeten und daß die Aufgabe, sie nach außen und gegen einander zu schirmen, sie mit einander in Verbindung zu bringen, einem Selbstherrscher zufiele. Ein Zustand, wie er früher in Paraguay herrschte, wie er noch jetzt im Ganzen in Rußland besteht.

Die Brüder Grimm.

Von

Julian Schmidt.

„Lieber Wilhelm! wir wollen uns einmal nie trennen, und gesetzt, man wollte einen anderswohin thun, so müßte der andre gleich aufsagen. Wir sind diese Gemeinschaft so gewohnt, daß mich schon das Vereinzeln zum Tode betrüben könnte."

So schreibt Jacob Grimm, 12. Juli 1805, aus Paris an seinen Bruder. Er war damals zwanzig Jahre alt, Wilhelm gerade ein Jahr jünger.

In solchen Jahren hat brüderliche Liebe wol öfters so empfunden; Jacob fügt sofort eine scherzhafte Wendung hinzu, um nicht „zu rührend zu werden". Aber diesmal hielt die Empfindung ein ganzes reiches Leben hindurch Stich.

Fünfundfünfzig Jahre später, in der Denkrede auf seinen Bruder, gehalten in der Berliner Akademie, 5. Juli 1860, sagt Jacob Grimm:

„In den langsam schleichenden Schuljahren nahm uns Ein Bett auf und Ein Stübchen; da saßen wir, an einem und demselben Tisch arbeitend; hernach in der Studentenzeit standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern neben einander; immer unter Einem Dach, in gänzlicher, unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unserer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die Jedem gleich zur Hand liegen mußten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unsere letzten Betten, hat es allen Anschein, werden wieder dicht neben einander gemacht sein: erwäge man, ob wir zusammengehören!"

Von diesem innigen Zusammensein zweier der edelsten und bedeutendsten Männer unseres Jahrhunderts ein lebendiges Bild zu schaffen, wäre wol eine herrliche Gabe für das deutsche Volk. Freilich fließt eben bei dem ununterbrochenen Zusammensein die Hauptquelle für ein solches Bild, die Correspondenz, sehr spärlich: wer in einer Stube mit dem Andern arbeitet, hat nicht nöthig, an ihn zu schreiben. Es ist ein Glück, daß wenigstens ein paar Momente eintraten, wo die Brüder Grimm genöthigt wurden, zur Feder zu greifen.

Diese Momente sind die Veranlassung zu einem der anziehendsten Bücher, die ich in der letzten Zeit gelesen habe, ich kann wol sagen, mit Erhebung und Erbauung, so wenig auch die Briefsteller auf Rührung ausgehen: „Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, herausgegeben von Herman Grimm und Gustav Hinrichs" (Weimar, Böhlau).

Januar bis September 1805 begleitete Jacob Grimm seinen Lehrer Savigny nach Paris, während Wilhelm in Marburg zurückblieb; das ist die erste Periode des Briefwechsels.

Im Frühjahr 1809 ging Wilhelm, um wegen eines Herzleidens den berühmten Arzt Reil zu consultiren, nach Halle; von da September bis December mit Brentano nach Berlin. Für literarische Angelegenheiten ist diese Periode die ausgibigste.

Januar bis Juni 1814 ging Jacob in diplomatischen Aufträgen nach Paris, September 1814 bis Juni 1815 nach Wien, September bis December 1815 wieder nach Paris, „an den verwünschten Ort".

Ergänzt werden diese Blicke in das Leben der beiden Brüder durch Görres' „Freundesbriefe". Die Bekanntschaft zwischen Wilhelm und Görres wurde angeknüpft durch Brentano während des Aufenthalts Wilhelms in Halle; der Briefwechsel beginnt im nächsten Jahr 1810 und wird sehr vertraut und eingehend, hauptsächlich über literarische Angelegenheiten. Seit 1814, da Görres den „Rheinischen Mercur" herausgibt, mischt sich auch die Politik hinein. In der Regel schreiben beide Brüder, ihr Stil unterscheidet sich sehr bestimmt. Mit 1820, da Görres' ultramontane Gesinnung immer mehr hervortritt, erlahmt der Briefwechsel allmälig und beschränkt sich mehr und mehr auf Empfehlungsbriefe; doch klingt zuweilen noch ein herzlicher Ton durch. Hier eine kleine Probe, 14. September 1825. „Wilhelm hat vorigen Mai Hochzeit gehalten mit einem braven, uns allen längst bekannten Mädchen ... Unser Beisammenleben und Wohnen hat darunter nichts gelitten. Wir drei Brüder (der dritte der Maler Ludwig) wohnen und essen zusammen, und stoßen Einnahme und Ausgabe zusammen, um uns leichter durchzuschleppen ... So verschleißen wir das Leben, äußerlich leidlich, innerlich nach alter Weise arbeitsam und vergnügt, Tage, Wochen und Monate fliegen wie Pfeile davon."

Eine weitere Ergänzung geben die „Freundesbriefe von W. und J. Grimm, mit Anmerkungen herausgegeben von Prof. Reifferscheid". Es sind Briefe an die Familie Haxthausen, welche die Brüder bei der Sammlung von Märchen unterstützt, vom Januar 1812 an bis März 1859: höchst innig, anmuthig und selbst zierlich.

Die Briefe Achims von Arnim an die Brüder werden in der nächsten Zeit erscheinen. — Der Briefwechsel des Frhn. von Meusebach mit J. und W. Grimm, herausg. von Camillus Wendeler, ist in diesen Blättern bereits angezeigt; er beginnt mit dem Jahr 1820 und geht bis Juli 1846, hauptsächlich gelehrten Inhalts. Eine willkommene Zugabe sind die Actenstücke zur Berufung der Brüder Grimm nach Berlin, von höchstem Interesse für die damaligen Culturzustände des preußischen Staats.

Wenn uns durch diese Publicationen die Brüder mit ihrem Leben, Denken und Empfinden sehr nahe treten, so lernen wir ihr Schaffen durch die fünf Bände „kleinere Schriften“ Jac. Grimm's verstehen, denen sich in nächster Zeit die „kleineren Schriften Wilh. Grimm's“ anschließen werden; jene beginnend mit 1807, diese mit 1808, also noch aus sehr früher Jugendzeit; bisher den Fachmännern zwar wohl bekannt, aber dem größeren Publicum, dem sie doch mannigfache köstliche Belehrung bieten, in Zeitschriften, die zum Theil kaum mehr zu haben sind, unzugänglich. Das Publicum wird erstaunen, was für ein Schatz echter Bildung hier vergraben lag!

Die Jugendbriefe geben schärfer als irgend eine andere Publication ein Bild von der Art, wie die Brüder arbeiteten und wie sie die Welt ansahen und beurtheilten. Ihr Horizont ist sehr weit, ihre Theilnahme erstreckt sich schlechthin über Alles, was im Reich des Geistes vorgeht, Poesie, sittliche Zustände, selbst Politik; nach Island blicken sie eben so aufmerksam, wie nach Indien, nach der Völkerwanderung wie nach dem, was in nächster Nähe vorgeht. Aber sie beobachten dies Weltgewirr aus dem sichern Port, aus der stillen Klause. Ihr Arbeitszimmer ist ihr Leben, jeder Schrank darin, die alte Wanduhr, gehört zu ihrem Heim; was ihnen einmal auf einem Spaziergang begegnet, ein bescheidenes Blümchen oder was sonst, heben sie auf und übertragen es in ihr trauliches Zuhause. Ihre sittliche Basis ist angeboren, fest, unzweifelhaft, es sind die Ueberlieferungen einer innig zusammenhängenden edlen Familie, in der nur das Gute und Echte gedeiht. In dies stille Heimwesen wagt sich nichts Unreines: selbst die Beschränktheit, ja die Dürftigkeit erhöht die Liebe und Sicherheit in dem Eignen. Diese guten Menschen fühlten sich recht zu Hause, von Reisen halten sie Nichts, wenn nicht ein besonderer Zweck vorliegt; sie haben Achtung vor den Schönheiten des Südens und des Nordens, aber in Kurhessen, wo die Wiege stand, wo die Gräber der Eltern liegen, ist es doch am besten.

Innige, vertraute Anhänglichkeit und Liebe, aber keine Spur von Sentimentalität. Die Brüder arbeiten gemeinsam, aber Jeder hat sein Wesen für sich, Jeder lebt sich aus und kehrt auch wol gegen den Andern eckige Seiten heraus. Jacob namentlich hat bei aller Milde seines Gemüths etwas Despotisches, es ist nicht ganz leicht, mit ihm zu kramen; jene falsche Bescheidenheit, die starke Eigenart unterdrücken zu müssen glaubt, hat er nicht, und auch Wilhelm kann das Lachen kaum unterdrücken, wenn selbst bei sehr guten Freunden ihm falsche Empfindsamkeit begegnet.

Pietät in allen menschlichen Beziehungen, echte, herzinnige Frömmigkeit; nicht blos Glaube an Gott, sondern persönliches Verhältniß zu ihm, Fähigkeit zum Beten bis zum spätesten Alter, wie in der Kindheit, als es die Mutter lehrte; dabei aber eine kräftige protestantische Gesinnung, die aller Geistesknechtschaft absagt. Grimm ist, soviel ich weiß, der erste, der den Protestantismus aus dem innersten Kern des deutschen Geistes, wie er schon vor der Bekehrung war, hergeleitet hat.

Ueber das Alles hinaus aber liegt das Interesse an dem Studium der Brüder. Wie groß sie in der Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland

stehen, weiß heute Jeder; hier eine freilich nur flüchtige Andeutung, wie sie sich zur Weltliteratur verhalten. — —

Die Richtung der Brüder Grimm drückt am positivsten und reinsten den Geist des 19. Jahrhunderts aus, wie er namentlich in Deutschland sich dem Geist des 18. Jahrhunderts entgegensetzt.

Die Signatur des 18. Jahrhunderts war Aufklärung, Liberalismus und Rationalismus. Es hat damit viel Segen gestiftet, und will man seine Einseitigkeit bekämpfen, so muß man es zugleich in seiner Berechtigung begreifen.

Das Jahrhundert der Aufklärung beginnt mit der englischen Revolution und der Locke'schen Philosophie; es hatte aber wichtige Vorgänger.

Lord Bacon erkannte, daß wahre Bildung erst aufblühen würde, wenn man die angebliche Bildung, die seit einem Jahrtausend auf Europa lastete, die scholastische, mit Stumpf und Stiel ausrottete. Er gründete seine Lehre auf die Breite der Erfahrung, und wies alle Einmischung theologischer Vorstellungen in das Gebiet der Erkenntniß streng zurück.

Dasselbe versuchte Hugo Grotius auf dem Gebiet der Rechtswissenschaft. Ihm kam es darauf an, durch Feststellung des Nutzens, welchen das Recht für die Menschen haben soll, zunächst die Rechtsbegriffe aufzuhellen und damit auf die Verbesserung der barbarischen Rechtspraxis hinzuwirken. Selten hat sich ein Schriftsteller um den Fortschritt der Menschheit so große Verdienste erworben. Freilich war er genöthigt, seine Lehren auf Fictionen zu stützen, die leicht mißbraucht werden konnten.

Grotius hat den Gesellschaftsvertrag nicht eigentlich erfunden, aber populär gemacht: rechtlich kann mich kein Gesetz verbinden, zu dem ich nicht meine Stimme gegeben habe. Dieser Ansicht liegt, wenn auch unausgesprochen, die Voraussetzung zu Grunde, das Individuum müsse das Recht und die Fähigkeit haben, seine Weltstellung zu wählen.

Philosophisch wurde diese Lehre von Spinoza auf die Spitze getrieben.

Der Name Spinoza ist durch „Wahrheit und Dichtung" sehr populär geworden; weniger werden seine Schriften gelesen. Will man ihn aber recht kennen, so muß man sich nicht auf die Ethik beschränken, deren anscheinend mathematische Form alles Persönliche verwischt, sondern den theologisch-politischen Tractat heranziehen, ein sehr schön geschriebenes Buch, dessen kritische Betrachtungen noch heute Stich halten.

Man nennt diese Philosophie jüdisch, und sie beruht in der That auf jüdischer Geschichte und Tradition. Eben so gut aber könnte man sie antijüdisch nennen, denn sie ist der härteste Angriff gegen die Grundlagen der jüdischen Weltanschauung. Spinoza war wegen seiner ketzerischen Gesinnungen von der Synagoge ausgestoßen und betrachtete als den eigentlichen Feind echter Humanität gerade das, worauf die jüdische Geschichte stolz war: die Festigung des Nationalgefühls durch die Idee des auserwählten Volkes. Im Gegensatz gegen diesen Glauben geht nun Spinoza's Philosophie darauf aus, das Individuum von den engen sittlichen Banden der Geschichte, Stamm und Nation, völlig zu lösen. Das Individuum steht in Beziehung nur zu Gott, oder zur Substanz, oder wie man es sonst nennen will, alle mittleren Beziehungen sind nur schein-

bar und sollen und können abgeworfen werden. Freilich sieht auch bei Spinoza das Individuum sich genöthigt, um seiner persönlichen Zwecke willen Gemeinschaft zu suchen und Verträge zu schließen, in denen es, um wichtigere Interessen zu erreichen, auf einen Theil seiner natürlichen Interessen verzichtet; aber die Gültigkeit dieser Verträge dauert nur so lange, als das alte Verhältniß der Interessen fortbesteht. Die wahre Staatskunst muß sich also bemühen, auf mechanische Weise eine Verfassung herzustellen, in welcher die verschiedenen Interessen möglichst in der Schwebe gehalten werden. Von einer geschichtlichen nationalen Basis dieser Staatsform ist keine Rede; die Individuen finden sich wie Atome zusammen und trennen sich, je nach dem Wechsel ihrer Interessen. So ist der Begriff des Weltbürgers gefunden.

Bei allen diesen Philosophen trat die Idee nur als Postulat ein; Locke's Philosophie machte darum Epoche für Europa, weil sie sich auf etwas Wirkliches stützte. Die britische Nation ordnete selbständig ihre Thronfolge nach Grundsätzen der Zweckmäßigkeit und legte dem neuen Fürsten ein Grundgesetz vor, auf das er sich verpflichten mußte. Die bisherigen Lehrer des Staatsrechts suchten eine Theorie dessen, was sein sollte, Locke trat als Ausleger und Anwalt einer Thatsache auf.

Locke ist der leitende Kopf des 18. Jahrhunderts, nicht allein für die Staats- und Rechtslehre: er hat zuerst die volkswirthschaftlichen Ideen des 18. Jahrhunderts geweckt, er hat die Reform der Erziehung angebahnt, die Richtung auf die Realien, das Praktische und Gemeinnützige.

Die Tendenz des achtzehnten Jahrhunderts ist also, durch Aufklärung, Erziehung und Gesetzgebung einen Zustand der Welt herbeizuführen, in welchem alle Menschen, oder wenigstens ein großer Theil von ihnen sich wohl fühle. Die Geschichte betrachtet es als seinen Feind, als einen Wust von Ungerechtigkeiten und Vorurtheilen, von denen die fortschreitende Menschheit sich möglichst bald zu befreien habe. Die Naturwissenschaft ist ihm das sicherste Mittel, die Welt ihrem eigentlichen Zweck dienstbar zu machen. Dem Begriff der Menschheit gegenüber leugnet er allen Unterschied der Stämme, Stände und Religionen. Der Staat hat nur für die äußere Ordnung und Sicherheit zu sorgen, die wirklichen Interessen werden von Associationen in die Hand genommen. Die Religion, so weit sie Bedürfniß der Individuen ist, soll Privatsache sein.

Nach seiner Ueberzeugung haben alle menschlichen Individuen, nur mehr oder minder, dieselben Anlagen, dieselbe Bestimmung. Daß sie diese Bestimmung nicht erreichen, liegt an äußern Hindernissen. Es gibt aber Zeiten, wo diese Hindernisse verschwindend klein werden, das sind die klassischen Zeitalter der Menschheit. Solche Zeitalter sind z. B. das des Perikles, des Augustus, des Trajan, der Mediceer, vielleicht das Ludwigs XIV. Ueber alle hinaus aber ragt, nicht an Productivität aber an reiner unverfälschter Bildung, unser eigenes Zeitalter. Wie der Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts denkt und empfindet, so würde zu jeder Zeit jedes normale Individuum denken und empfinden, wenn es eben nicht durch äußerliche Hindernisse in Vorurtheile verstrickt wäre. Alle großen und der Menschheit wichtigen Einrichtungen gehen aus dem Bewußtsein hervor. So weit allerdings versteigen sich nur wenige von den Aufklärern, die

erste Erfindung der Sprache ungemischt aus dem Bewußtsein herzuleiten: an der Möglichkeit und Nothwendigkeit aber, die Sprache durch das Bewußtsein zu berichtigen und fortzubilden, zweifelte Niemand.

Noch weniger an der bewußten Gründung der Staaten, der Rechtsbücher, der Kirche, der Religion. Die Gesetzgebung, die Staatenbildung, die Kirchenverfassung kann und soll nach Principien der reinen Vernunft gemacht werden.

Nicht anders ist es mit der Kunst, namentlich mit der Poesie. Die Schönheit eines Kunstwerks geht aus dem bewußten Plan, aus der zweckvollen Ausführung hervor. Vorbilder leisten dabei um so wesentlichere Dienste, wenn aus ihnen mit Bewußtsein allgemein gültige Regeln abstrahirt werden. Je gebildeter der Geschmack, desto voller blüht die Dichtung. Es gibt in der Kunst einen normalen Geschmack, dem sich die verschiedenen Zeiten mehr oder minder nähern: die Kritik hat zu untersuchen, wie weit die einzelnen Kunstwerke sich ihm genähert haben, um danach ihren absoluten Werth zu bestimmen.

Diese Ansichten, angebahnt in England durch Locke's Philosophie, werden Gemeingut Europa's erst, als sich die Franzosen der Sache annehmen.

Um 1720—1730 hielten sich mehrere hervorragende Franzosen, namentlich Voltaire, Montesquieu und Maupertuis in England auf, sie studirten die Lockische Philosophie an der Quelle und machten dafür Propaganda. Die Werke von Bacon, Grotius, zum Theil auch die von Locke waren zu weitläufig, um einen größeren Kreis zu erregen: nun wurde von geistvollen Schriftstellern die Sache journalistisch betrieben. Voltaire's, Diderot's, Rousseau's Schriften, vor allem aber die Encyklopädie ergriffen das gesammte europäische Publicum; bald zweifelte kein Gebildeter mehr daran, daß die bisherige Scheidung der Menschen in Stämme und Religionen auf Lug und Vorurtheilen beruhe; daß es sehr wohl angehe, nach Beseitigung dieser Vorurtheile die Gesellschaft nach Principien der reinen Vernunft von neuem zu construiren: dann werde das wahre Glück auf Erden einkehren.

Zuerst freilich galt es mit dem alten aufzuräumen: écrasez l'Infâme! rottet den Aberglauben aus! war das Stichwort dieser Philosophen.

Man hat in den letzten Jahren die französische Revolution nüchtern zu betrachten gelernt; aber man soll ihre welthistorische Bedeutung nicht abschwächen wollen: dieser Versuch mußte einmal gemacht werden, und daß die gebildetste Nation Europa's, die Tonangeberin im Reich der Mode und der Cultur, ihn machte, drückt ihm das Gepräge einer Weltbewegung auf.

Alle Individuen frei und gleich, alle Ordnungen nach Principien der reinen Vernunft eingerichtet, der Unterschied der Stände, Stämme, Staaten und Religionen verwischt, nur noch Weltbürger und freie Verehrer der einen gestaltlosen Gottheit! Wohl war es der Mühe werth, die neue Epoche der Menschheit mit einer neuen Zeitrechnung zu eröffnen.

Condorcet's Verfassung vom Jahr 1793 war in der That nach Principien der „reinen Vernunft" eingerichtet, man fand es indeß sofort für nöthig, sie zu suspendiren und mit Hilfe der Guillotine eine Dictatur einzurichten. Die freie Verbrüderung aller Völker war verkündet, aber die Befreier brachen plündernd und raubend in Deutschland ein. Zuletzt unterwarf man sich in

Frankreich selbst, da man keine andere Hilfe fand, einem Despotismus, wie er in der Stärke noch nicht dagewesen war. Die Revolution war gescheitert, und mit ihr meldete die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, als deren letztes Resultat sie sich ankündigte, Concurs an.

Betrachtet man das achtzehnte Jahrhundert im Licht seines Ausgangs, so macht es den Eindruck des harten, absoluten, radicalen Forderns. Aber es hat auch eine Kehrseite. Gerade weil alle gegebene sittliche Bestimmtheit abgeschwächt wurde, weil man human selbst gegen das Schlechte war, wenn es sich nur psychologisch aus dem Glückseligkeitstrieb erklärte, zeigt es zugleich eine weichliche Laxität in den Grundsätzen und im Urtheil, die uns heute seltsam anmuthet. Niemals wurde so viel geweint und geküßt als im achtzehnten Jahrhundert: es ist von allen Perioden die empfindsamste.

Während nun dieser Proceß in Europa und Amerika, hauptsächlich aber in Frankreich sich vollzog, hatte die Aufklärung in Deutschland ganz eigenthümliche Erscheinungen hervorgerufen.

Im Gegensatz gegen seine Zeitgenossen Locke und Spinoza hatte Leibnitz, der Begründer des deutschen Idealismus, man darf wol sagen, der modernen deutschen Bildung überhaupt, einen weltumspannenden historischen Blick. Für ihn gehörte zur wahren Bildung die Fähigkeit, auch abgelegene, ja dem Herkömmlichen entgegengesetzte Anschauungen gründlich zu verstehen. Er war von der Einseitigkeit der gesammten abendländischen Bildung überzeugt, und eine seiner leitenden Ideen war die geistige Verbindung Europa's mit dem Morgenland. Wenn auch Bürger des siebzehnten Jahrhunderts, hatte er Fühlfäden nach allen Jahrhunderten hin; er suchte alle zu begreifen, um ihre Berechtigung herauszufinden, während es den Philosophen der Aufklärung, um mit allen Vorurtheilen aufzuräumen, sehr gleichgültig war, ob dieselben zu irgend einer Zeit Berechtigung gehabt.

Diesen kam es nur darauf an, was war und was sein sollte, sie waren durchaus auf die Gegenwart gerichtet, es fehlte ihnen der historische Sinn. Leibnitz dagegen wollte, daß von den würdigen wenn auch einseitigen Gedanken, die einmal gedacht waren, ebenso wenig etwas verloren gehe aus dem Schatzkästlein des menschlichen Geistes, wie irgend eine organische Form aus dem Schatzkästlein der Natur. Alle Trümmer der wirklichen Geschichte waren ihm heilig und der Erhaltung werth. Das Göttliche zeigte sich ihm nicht im Sein, sondern im Werden: die wahre Philosophie suchte er in der Geschichte der Philosophie, das wahre Recht in der Geschichte des Rechts, die wahre Religion in der Geschichte der Religionen.

Die Leibnitz'sche Philosophie wurde die Philosophie Deutschlands, aber in einer Form, in der man ihn kaum wieder erkennt.

Wolf, der sie durchsetzte, hatte einen pädagogischen Zweck, es lag ihm daran, seinen Schülern etwas Fertiges, Abgerundetes, Deutliches zu geben. Die Sprache seiner ersten Werke, der eigentlich wirksamen, weil durch sie die moderne deutsche Prosa gebildet wurde, ist unsinnlich und schwankt zwischen Abstraction und Gemeinplatz. Gottsched und seine Schule schloß sich dieser Weise vollständig an, und wenn die jüngeren Schriftsteller, wie Gellert, Rabener u. s. w. von dem

Stelzenschritt Gottsched's sich losmachten, so blieb ihr Stil der geläufige ihrer nächsten Umgebungen, des Tages, nicht etwa der Stil des Volks, das ihnen fremd war, sondern der bürgerlichen Kreise, die von der Bildung einigermaßen angehaucht waren und sich mit Widerwillen von den Hanswurstspäßen des siebzehnten Jahrhunderts abwandten. Wie die Philosophen der Aufklärung mit der ganzen vermeintlichen Bildung des vorigen Jahrhunderts, so räumten die Gottschedianer mit der Literatur des siebzehnten Jahrhunderts auf, die der modernen Sitte Anstoß gab. Sie thaten es noch viel gründlicher als Boileau in Frankreich; erst durch sie wird die tiefe Kluft zwischen der älteren und neueren Periode der deutschen Literatur fertig. Da sie nicht sehr productiv waren, nahmen sie zum Vorbild die moderne französische Prosa, die durch ausgezeichnete Schriftsteller viel reicher entwickelt war als die deutsche, und sich für die Zwecke der Aufklärung mit ihrer logischen Durcharbeitung viel besser eignete. Wie auch Lessing's Prosa auf diesem Boden wurzelte, habe ich anderwärts gezeigt.

Ganz unglaublich ist die Geringschätzung, mit der diese Kreise sowol die Volksschichten, die von der modernen Bildung noch nicht berührt waren, als die roheren früheren Jahrhunderte betrachteten. Garve's Urtheil über den Bauernstand ist aus Freytag's „Bildern" bekannt; es entsprach vollständig den Ansichten Gottsched's, Gellert's, Rabener's u. s. w. Ein Mann wie Kant erklärt noch im Jahr 1764 das ganze Denken, Empfinden und Handeln des Mittelalters für ein Durcheinander werthloser Fratzen.

Kant und Lessing sind recht eigentlich die Vertreter des achtzehnten Jahrhunderts, wenn sie auch gegen die Verweichlichung desselben als Männer von echt deutschem Schrot und Korn gründlich reagirten.

Nicht minder wirkten im Sinn des achtzehnten Jahrhunderts die deutschen Juristen. Pufendorf war in Grotius' Schule gebildet, seine Nachfolger Thomasius, Gundling u. s. w. sprachen sich zwar sehr spöttisch über die Bemühung der Wolfianer aus, das Recht aus den Principien der reinen Vernunft a priori zu construiren; als Empiriker wollten sie feststellen, was im Recht wirklich vorhanden war: aber sie wollten keineswegs dabei stehen bleiben, sondern drangen tapfer auf Verbesserung desselben nach Anleitung der Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes, wie die Wolfianer nach Grundsätzen der „reinen Vernunft". Auch spätere Juristen und Historiker wie Pütter, Spittler, selbst Eichhorn behandelten die Rechtsgeschichte wie die eigentliche Geschichte pragmatisch, d. h. sie suchten sich aus derselben nur deutlich zu machen, was man in der Gegenwart zu vermeiden und was nachzuahmen habe.

Es war indeß ein Jurist, der den historischen Sinn, wie er Leibnitz vorschwebte, in Deutschland wieder anbahnte.

J u s t u s M ö s e r gehört auch als Schriftsteller in die erste Reihe. Er kannte das eigentliche Volk, und schulte an seiner naturwüchsigen Art seinen eigenen Stil. Den leeren Humanitätsphrasen der Aufklärung, ihrem weichlichen Sichgehenlassen setzte er Härte und Paradoxie entgegen; er forderte die Deutschen auf, aus dem beschränkten Kreise des gebildeten Spießbürgerthums heraus zu treten, um die Augen aufzumachen für das wirkliche Leben. Fast in derselben

Zeit, wo Kant das ganze Mittelalter für fratzenhaft erklärte, arbeitete er jene Apologie des Mittelalters und des Faustrechts aus, die mit dazu beitrug, Goethe zur Conception des Götz von Berlichingen anzuregen. Er zeigte, daß man die Geschichte nicht aus phrasenreichen Chronisten oder Compilatoren lernt, sondern aus dem Studium der Rechtsinstitute und der Analogien des wirklichen Lebens. Um verständlich zu werden, stellte er sich recht auf den Boden der Gegenwart, er lehrte im noch bestehenden westphälischen Bauernhaus das wirkliche Leben der alten Cherusker, in der Colonisation Amerika's die Parallele zur Völkerwanderung, in der Art, wie noch die Deichgenossenschaften sich rechtlich organisirten, das Verständniß der Staatenbildung überhaupt zu suchen: er wollte in all diesen Fällen recht sinnlich vor Augen stellen, wie wenig man bei dem Verständniß complicirter Staatsverhältnisse mit allgemeinen Redensarten von Menschenrechten auskommt. Sehr viel von dem, was er historisch begründet zu haben glaubte, ist seitdem widerlegt worden: aber kein deutscher Schriftsteller hat so den historischen Sinn angeregt, so die Augen für echt historisches Leben geöffnet.

Auch die Sprache verdankt ihm viel. Sie hat hauptsächlich durch ihn und Winckelmann die sinnliche Kraft wieder gefunden, die ihr in der Wolf-Gottsched'schen Zeit fast verloren gegangen war.

In demselben Sinn, freilich nach einer andern Richtung und mit geringerem unmittelbaren Erfolg wirkte Hamann. Er ärgerte die Leute mit seinem burlesken Stil, aber er nöthigte sie zu hören, aufmerksam zu sein auf Aussprüche, die nicht wie die Declamationen der Aufklärung mit halbem zerstreuten Ohr verstanden werden konnten. Goethe hat, was er ihm schuldet, dankbar bekannt, wenn es ihm auch nicht einfallen konnte, sich all das Wunderliche anzueignen, was Hamann durch den Kopf ging. Hamann's größte Bedeutung liegt in seinem Einfluß auf Herder, den er ja lange noch als seinen Schüler betrachtete, nachdem dieser ihm hoch über den Kopf gewachsen war.

Herder, mitten in die Kämpfe des 18. Jahrhunderts gestellt, ist der eigentliche Erwecker des Geistes, der das 19. Jahrhundert leitete, und im vollen Bewußtsein des Gegensatzes gegen den Geist seiner Zeit hat er sich oft in eine Leidenschaftlichkeit des Tons hinein gesprochen, die uns seltsam berührt, weil wir das, was er als neue Wahrheit mit Zorn verkündet, schon wohlerworben zu besitzen glauben.

Seine Aufgabe war, die Mächte zu finden, die gewaltig bestimmend auf die Geschichte der Menschen wirkten, weit über den Willen, weit über das Bewußtsein der Menschen hinaus; gewaltiger in den Zeiten, wo die Natur sich noch unmittelbar als Wort Gottes vernehmen ließ; unscheinbarer aber dem schärferen Blick noch sichtbar in Zeiten, die sich durch einseitige Bildung von der Natur entfernt hatten.

Herder's Philosophie führt auf Leibnitz zurück, der die Macht des unendlich Kleinen erkannt hatte, den Einfluß der dunkeln unbewußten oder nur halb zum Bewußtsein gekommenen Vorstellungen auf das Empfinden, Urtheilen und Wollen. Was aus dem Bewußtsein hervorgeht oder durch das Bewußtsein geformt wird, bildet nur einen kleinen Bruchtheil der wirklichen Geschichte. Kein Individuum

steht für sich, es ist genetisch und klimatisch bestimmt und bedingt, mit einem größeren Naturwesen unzertrennlich verknüpft; seine Seele ist nur ein Modus der Volksseele. Und zwar gilt das von großen schöpferischen Menschen wie von kleinen: der wahre Prophet, der wahre Held greift nur dann mit Macht in die Geschichte ein, wenn er außer sich gesetzt, von einer dämonischen Naturgewalt ergriffen ist.

Alle höheren Functionen des menschlichen Geistes, Religion, Poesie, Recht, Sprache u. s. w. sind nur historisch zu verstehen. Jeder große Glaube, jede starke Sitte, jedes Kunstwerk gehört mit Nothwendigkeit an den Ort, an dem es entsprungen ist; es ist eine Blüthe, eine Frucht an dem großen Baum der Nation, Product und Zeugniß der geistigen Atmosphäre, welcher es angehört. In diesem seinen Boden findet es auch seine volle Berechtigung: jedes Volk, jedes Zeitalter hat sein eigenes Recht, sein eigenes Gewissen, seine eigene Form der Glückseligkeit; sie darin gewaltsam zu stören, widerstrebt der echten Frömmigkeit und der echten Bildung.

„Die gemeinen Sagen und Märchen sind Resultate des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauungen, Kräfte und Triebe, wo man träumt weil man nicht weiß, glaubt weil man nicht sieht, und mit der ganzen ungetheilten und ungebildeten Seele wirkt."

„Je wilder d. h. je lebendiger, je freier wirkend ein Volk ist, desto lebendiger, sinnlicher müssen seine Lieder sein. Vom Lyrischen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesanges, von lebendiger Gegenwart der Bilder, vom Zusammenhang und gleichsam Nothdrang der Empfindung, von Symmetrie der Worte, der Sylben, bei manchen sogar der Buchstaben, vom Gang der Melodie: von all diesem Dunkeln und Unnennbaren, das uns mit dem Gesang stromweis in die Seele fließt, hängt die wunderthätige Kraft dieser Lieder ab. Immer die Sache, die sie sagen wollen, sinnlich klar, lebendig anschauend, nicht durch Schattenbegriffe und Halbideen zerstreut, über alle diese Schwächung des Geistes seelig unwissend, erfassen sie den ganzen Gedanken mit dem ganzen Wort." —

„Man wundert sich über die Sprünge, Würfe und überraschenden Wendungen des Volksliedes: aber gerade diese sind für den sinnlichen Verstand, also für die Seele des Volkes das Natürliche. Sie finden sich ebenso in den Propheten, in den Kirchenliedern unseres Luther, ja bei Klopstock; sie sind der ursprünglich freien und unentnervten Sprache besonders eigen."

„Je wahrer, je kenntlicher und stärker sie der Ausdruck unserer Empfindungen ist, desto stärker, wahrer und bleibender der Eindruck der Poesie. Nicht sie, sondern die Natur, die ganze Welt der Leidenschaft und Handlung, die im Dichter lag und die er durch die Sprache aus sich zu bringen strebt, diese wirkt. Der wahre Dichter ist nur Dollmetscher der Natur in die Seele und das Herz seiner Brüder, was auf ihn wirkt und wie es auf ihn wirkte, das wirkt fort, nicht durch seine, nicht durch willkürliche, sondern durch Naturkräfte, und je offener die Menschen sind, diese zu fühlen und zu ahnen, je mehr sie Augen haben, zu sehen was in der Natur geschieht, desto stärker wirkt die Dichtkunst in ihnen und aus ihnen weiter. Je mehr sie auf Menschen in Menge wirkt, die ihre Eindrücke gemeinschaftlich empfangen und einander mittheilen,

desto mehr nimmt Wärme und Erleuchtung zu, die aus ihr quillt. Der dichterische Glaube wird Glaube des Volks, Quell seiner Sitte und Glückseligkeit. So lange ein Mensch noch unter Gegenständen der Natur lebt, die ihn ganz berühren; Kind dieser lebendigen vielförmigen kräftigen Mutter sich im ersten Spiel mit seinen Mitbrüdern, seinen Nebenzweigen auf Einem Baum des Lebens freut; ganz auf diese wirkt und sie ganz auf sich wirken läßt; nicht halbirt, mustert, schnitzelt; frei was er empfangen hat in Sprache bringen kann und darf; endlich so lange die Menschen von ihm dies alles treu empfangen wie er's gab und in seinen Ton gestimmt sind: — da lebt, da wirkt die Dichtkunst." —

Mit derselben Energie, mit der er hier im Dichten den Naturproceß verfolgt und verherrlicht, durchsucht Herder die Geschichte der Mythologie, der Sitte, der Religion, der Philosophie bei den verschiedenen Völkern. Ueberall ist ihm daran gelegen, die dämonische Macht des Unbewußten auch im geistigen Leben nachzuweisen.

Als die französische Revolution ausbrach, stand Herder auf der Höhe seines Ruhms; seit zwanzig Jahren hatte er zu den hervorragenden Führern gehört. Aber es war in die Bildung ein neues Motiv eingetreten, das er nicht anerkannte: seine Richtung ging auf das Deutsche, Mittelalterliche und Historische überhaupt; nun trat plötzlich, freilich schon lange vorbereitet, der Glaube an das Ideal der griechischen Kunst als neues Evangelium auf. Verstimmt über den Ausgang der Revolution, die sie erst mit warmer Hoffnung begrüßt, zog sich die deutsche Bildung in das Stillleben der reinen Aesthetik zurück.

Das 18. Jahrhundert steckte zwar durchaus in der Gegenwart, aber es hatte doch die alte Achtung vor dem grichisch-römischen Alterthum bewahrt, die sich aus den Zeiten der Renaissance herschrieb; die Griechen und Römer galten immer noch für die besten Vertreter des reinen Geschmacks und der humanen Bildung, auch ihre Mythologie wollte man als Ornament nicht ganz entbehren.

Nun verwandelte sich diese Achtung plötzlich in leidenschaftliche Begeisterung. Winckelmann's Schrift über die Nachahmung griechischer Künstler 1755 wurde aufgenommen wie ein neues Evangelium; von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewann es mehr Boden, die alte Sehnsucht des nordischen Barbaren nach dem schönen Süden, seinem Himmel und seinen Göttern wurde wieder wach. Alle Bildungsbeflissenen suchten in Italien die reine Quelle des Schönen, und als Goethe's bezaubernde Berichte wenn auch nur im engeren Kreise bekannt wurden, als Schiller seine „Götter Griechenlands" dichtete, da verwandelte sich die bisher nur abstracte Auffassung des Göttlichen in ein farbenreiches Bild lebendiger Götter; der Rationalismus mit seiner nüchternen Aufklärung machte dem Pantheismus Platz, dem Cultus künstlerischer Gebilde. Es sah so aus, als müßte man ein Grieche werden, um wahrhaft gebildet zu sein.

Diese Begriffe hatten sich nach dem Vorgang Winckelmann's, durch den Bund zwischen Goethe und Schiller, zu dem Bild der rein ästhetischen Weltanschauung concentrirt, welche die höchste Blüthe der Menschheit ausdrücken sollte. Freilich bekannte Schiller, daß die moderne Kunst sentimental d. h. reflectirt sein mußte und nicht mehr naiv (oder wie Grimm später übersetzte „unschuldig") sein konnte;

aber gerade in dieser Reflexion fand er, selbst gegen das Alterthum gehalten, gesteigerten Kunstgenuß.

In diesen Begriff setzten die Schlegel ein, die Gründer der „neuen Schule“. Auch sie bekannten sich als sentimentale Dichter und Kunstrichter, aber sie gaben dem Begriff der Sentimentalität eine andere Wendung: die echte moderne poetische Bildung ist unabhängig von ihren Gegenständen, sie verhält sich ihnen gegenüber ironisch, sie genießt ohne sich zu geben; sie umgibt sich pantheistisch mit den schönen Götterbildern aller Zeiten, aber sie weiß, daß diese Götterbilder nirgend anders ihren Grund haben als in der Phantasie. So verhielt sich die Romantik zu den griechischen Göttern, so verhielt sie sich zu den katholischen Heiligenbildern, die sie bald darauf in ihr Pantheon aufnahm.

Diese Ironie, welche die Schule hauptsächlich aus Wilhelm Meister abstrahirt hatte, worin der Dichter in der That seinen Helden ironisch behandelte, weil er ihm eine abgelegte Schale seiner Bildung vertrat, widersprach durchaus Herder's Ueberzeugung; für ihn mußte zu allen Zeiten das echte Kunstwerk historisch auf positiver Sitte und positivem Glauben wurzeln.

In der sogenannten romantischen Schule kamen drei Elemente zusammen, die nicht sehr viel gemein hatten und sich doch in einem dunklen Drange begegneten: die Hellenisten aus Winckelmann's und Goethe's Schule; die transcendentalen Idealisten und die jungen romantischen Poeten. Daß die Brüder Schlegel Tieck und Wackenroder neben Goethe zu stellen suchten, daß sie Fichte als ihren Meister zu verehren sich einbildeten, war Zufall: ihre maßgebende Tendenz führt auf Herder zurück.

Ehe Schlegel, der Klosterbruder und Novalis der Madonna Altäre errichtet, hatte bereits Herder in der „Terpsichore“ den Grund gelegt; er hatte Petrarca, Dante, Boccaccio, Cervantes verherrlicht. Er hatte von der Heiligkeit der Nacht gesungen, ehe die Hymnen an die Nacht gedichtet wurden; er hatte auf den Orient als auf die eigentliche Heimath der Religion hingewiesen, ehe Schlegel seine Pilgerfahrt nach Indien antrat. Er hatte die deutschen Volksmärchen und Sagen der Minnelieder angepriesen, ehe Tieck und die Schlegel sich ihrer annahmen; er hatte das Stimmungselement in Shakespeare entdeckt, ehe Tieck es ausmalte; er hatte die Naturphilosophie, die Ineinanderbildung der geistigen und physikalischen Gesetze mit Leidenschaft bearbeitet, ehe sie Schelling in den eigentlich fremden Rahmen des transcendentalen Idealismus einwebte. Fast die sämmtlichen Culturmomente, welche die Romantiker berührten, entspannen sich aus Herder'schen Anregungen.

Im Anfang war sich die neue Schule dieser Beziehung wol bewußt; doch Ende 1797 veröffentlichte A. W. Schlegel eine begeisterte Anzeige der Herder'schen Terpsichore. Aber Herder selbst machte den Frieden unmöglich.

Mehr und mehr ließ sich Herder aus dem Kreise der tonangebenden Schriftsteller, hauptsächlich durch persönliche Mißhelligkeiten, herausdrängen, und sich zu einer Polemik verleiten, der er nicht gewachsen war. Er hätte bei der großen literarischen Bewegung, die wesentlich aus seinen Ideen hervorging, eine Führerrolle spielen können; er hat das ganz unnöthig verscherzt und in Mißmuth sein Leben geendigt.

Wie es kam, daß die aufstrebende Generation von dieser Schule lieber aus zweiter Hand empfangen wollte, was sie von Herder aus der ersten hätte haben können, bedarf trotzdem noch einer eingehenderen Untersuchung.

Die Bewegung von 1797 war wie die von 1773 eine Bewegung der Jugend. Als junger Mann hatte Herder 1773 die Jugend mit sich fortgerissen, er hatte von den Alten viele Anfechtung erfahren, aber was wirklich lebendig war, stand auf seiner Seite. Nun war er selber alt, und sein Wirken war historisch geworden; man lebte nicht mehr mit ihm mit; was er gab, war nicht mehr ein Ereigniß des Tages. Wie in der Zeit der alten Renaissance, machte auch diesmal der Einfall der Barbaren dem idealen Stillleben der Künstler ein Ende, und die Gebildeten wurden wie die Ungebildeten genöthigt, sich mit den Mächten der Wirklichkeit abzufinden, und sich dem Volke wieder anzuschließen, mit dem sie nothgedrungen mitfühlten und mitlitten.

Noch 1805, in der Schrift über Winckelmann, gab sich Goethe als Grieche, als Polytheist, als Heide. Noch 1805 verkündete Fichte laut: der echte Weltbürger werde, wenn seine Nation durch innere Unfähigkeit untergehe, sich dem Staate der wahren Civilisation zuwenden. In Fichte stieg die deutsche Aufklärung auf ihren Gipfel. Er trat auf als Vertheidiger der französischen Revolution und des Grundsatzes, daß die Staaten nach Principien der reinen Vernunft eingerichtet werden sollten. Freilich entsprach sein Staatsideal nicht dem Bilde, daß im besten Staate die Menschen so ungenirt als möglich leben sollten. Fichte's Staat sollte vielmehr die Menschen recht sehr geniren, er sollte eine Zwangsanstalt sein, die Zwecke der Gattung zu fördern. Auf die natürliche Bestimmtheit der Staatsangehörigen, auf ihre Nationalität u. s. w. kam es ihm gar nicht an.

Mit der Schlacht von Jena änderte sich alles. Nun zündeten die Reden Burkes' auch in Deutschland, die Predigten gegen das 18. Jahrhundert, seine Apologie des Mittelalters, der Aristokratie, des Königthums, des angestammten und ererbten Rechts. Bald regt sich auch in Frankreich die Reaction: die geistvollsten Schriftsteller drücken sich erst skeptisch gegen die Aufklärung aus; dann steigern sie sich zum Glauben an das, was die Aufklärung geleugnet und ausgejätet hatte. Chateaubriand, der heute unterschätzt wird, wie er früher überschätzt wurde, gibt ein farbiges entzücktes Gesammtgemälde des katholischen Christenthums. Am gründlichsten erfolgt seit den Stößen von Austerlitz und Jena die Umkehr bei den Deutschen.

In den Reden an die deutsche Nation sprach Fichte sich als warmer, ja leidenschaftlicher Patriot aus. Aber auch diesen Wandel wußte er nach seinem alten Grundsatze zu erläutern: die Deutschen, wies er nach, seien für die Zwecke der Gattung unentbehrlich; daher u. s. w. — Also die Deutschen waren nicht Zweck, sondern nur Mittel, was in der Praxis freilich keinen Unterschied machte.

Die Schlegel waren erst voll Eifer für die Revolution eingetreten, wenn sie auch als Hellenisten die spießbürgerliche Aufklärung des 18. Jahrhunderts stets bekämpft hatten; nun wurden sie auch in Religion und Politik bekehrt. Schon in der „Europa“ 1803 hatte Fr. Schlegel den Verlust deutscher Provinzen beklagt und das Gothische als Ausdruck des deutschen Geistes gepriesen; schon

damals hatten sie sich der Minnelieder und der Nibelungen angenommen. Die gründliche Lossagung von dem Pantheismus und der Ironie erfolgt erst 1807, und nun geriethen sie so in Eifer, daß sie rücksichtslos alles verneinten, was das 18. Jahrhundert bejahte und umgekehrt; sie scheuten darin selbst den Aberwitz nicht. Zugleich trat eine neue Generation, sehr verschieden von ihnen, unter ihre Feldzeichen: die beiden Grimm, Arnim, Görres, Creuzer, Kant, Boisserée u. s. w. Mitten zwischen beiden steht Clemens Brentano, der, ein echtes Kind der Jenaischen Zeit, deren Ungezogenheiten noch überbietet, gleichwol unter der jüngeren ehrbaren und gläubigen Generation sich wie ein Ebenbürtiger bewegt. In dieser Gährungszeit war man noch nicht wählerisch.

Das Gemeinsame dieser Generation war der wiedererweckte historische Sinn, die Abwendung von der nivellirenden Aufklärung wie von dem hellenisirenden Idealismus. Man wollte in's Volk zurück, das Volk fand man aber in der Geschichte. Die harte Noth unter dem Druck der Fremden weckten das deutsche Gemeingefühl, den Glauben an den Gott der Väter. Nach dem Vorbild Herder's hatte Joh. Müller das Mittelalter in hellen Farben dargestellt; er machte nun Schule, alle politische Betrachtung wurde historisch gefärbt. Man wandte sich nicht blos an das eigentliche Mittelalter, mit noch größerem Eifer cultivirte man die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege, die noch einigermaßen in der Erinnerung lebte. Das Ausländische wurde nicht mehr blind verehrt: Frau Aventiure mit ihrer Zierlichkeit machte der hohen Saga Platz. Selbst für das Recht, wie für den Glauben des Volks, sucht man die ursprüngliche, sinnliche Basis, aus der es entsprungen war, die es noch in Wort und Symbol heimlich verrieth. Auch die Philosophie kehrte mit Hegel zur geschichtlichen Betrachtung des Weltbildes zurück.

Als in der Schule diese innere Wendung eintrat, als sie sich von der rein ästhetischen Weltanschauung, vom Pantheismus und von der Ironie abwandte und das künstlerische Ideal in die Wirklichkeit übertragen wollte, war Herder gestorben und die nachträgliche Ausgabe seiner Werke schien zu spät zu kommen: die Schule hatte bereits vordem mit großem Geräusch, was man allenfalls daraus entnehmen konnte, als ihre eigene neue Entdeckung verkündigt. Dieses Geräusch hat nicht wenig dazu beigetragen, der Schule Eingang bei der Jugend zu verschaffen: gerade von dem Aergerniß wurde sie angelockt. Wenn in der ironischen Zeit Friedrich Schlegel in der Lucinde die freie Liebe verherrlichte, und Novalis die Geschichte in ein Märchen verwandelte, so veranlaßten gerade die heftigsten Anfechtungen warm empfindende Gemüther, sich der Angefochtenen anzunehmen. Dasselbe geschah, als man nun mit hohem sittlichen Pathos Calderon's katholische Bigotterie und das Ritterthum der Kreuzzüge verherrlichte. Bei näherem Zusehen hätte man leicht bemerkt, daß hinter diesem neuen Pathos sich noch die alte Ironie versteckte.

Indeß man merkte es nicht, und glaubte, daß die Abwendung Deutschlands von der Ironie und dem Pantheismus zum ehrlichen, unschuldigen Glauben an die Religion und das Vaterland ein Werk der romantischen Schule sei.

In den vorliegenden Briefen beklagt sich Wilhelm einmal April 1805, daß man von der romantischen Schule gar nichts mehr wissen wolle; Jacob erklärt

das aus dem Geist des Republikanismus, der jetzt in der deutschen Literatur ruhe. „Gewiß," setzt er hinzu, „ist das der einzige Weg, der das Vortreffliche allgemein anerkennen macht, indem eine Schule in einzelnen wenngleich Nebenpunkten immer einseitig bleibt. Diese Schule war zur Revolution durchaus nöthig, nachdem sie aber diese glücklich herbeigeführt hatte, muß sie keine Monarchie errichten wollen."

Er nimmt also an, daß die Revolution von der Schule ausgegangen sei. Dieser Irrthum erklärt sich daraus, daß er als Jüngling mit den Werken der Schule mitging und von ihnen unmittelbar afficirt wurde, daß ferner gerade damals, als er ernsthaft zu lesen anfing, die Umkehr der Schule laut wurde. Er hatte sich in ihre neuen Schriften eingelesen und machte in sich selbst den Proceß mit, der sich in der Schule äußerlich zu vollziehen schien; er blieb ihr also dankbar, auch nachdem er ihre Einseitigkeit durchschaut hatte.

Denn von ihrer Befangenheit ist bei den Brüdern Grimm nichts anzutreffen. Sie waren in politischen Dingen, soweit sie sich überhaupt darum kümmerten, durchaus freisinnig, und was ihre Religionsauffassung betrifft, so würde über manche ihrer Urtheile, so echt und innig fromm sie waren, die heutige Orthodoxie die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen.

Wenn nun schon die ältere Generation aus Herder's Werken die hauptsächlichste Anregung empfing, so gilt das doppelt von der jüngeren. Die Ideen, welche Herder in der „ältesten Urkunde", in den „Provinzialblättern" und ähnlichen prophetischen Schriften ausgesprochen, arbeitete Görres in der „asiatischen Mythengeschichte", Creuzer in der „Symbolik" weiter aus. Arnim's „Wunderhorn" trat in die Fußtapfen der Herder'schen „Volkslieder", die Sammlungen von Sagen und Märchen, von mythologischen Gebilden gingen Herder'schen Anregungen nach; das Mittelalter wurde ähnlich aufgefaßt, wie es Herder 1774 in der Philosophie der Geschichte versucht hatte. Wenn Herder bald das aus der Tiefe der deutschen Volksseele entsprungene Heidenthum gegen die einheimischen Christen, bald den hohen Gehalt der christlichen Lehre gegen die modernen Aufklärer in Schutz nimmt, so findet sich beides in J. Grimm's Mythologie wieder, nur daß er den verbindenden Ton findet, den Herder mit seiner Heftigkeit verfehlte. Ich könnte noch vieles Einzelne anführen, beschränke mich aber auf eins, was bei Schriftstellern mit die Hauptsache ist, auf die Sprache.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nachdem Lessing's Einfluß im Sinken war, hatte man die schwungvolle, an's Rhetorische streifende Prosa, wie z. B. Schiller und Forster schrieben, den akademischen Stil classisch genannt. Von dieser weicht Grimm's Prosa himmelweit ab, sie ist aber im eigentlichen Sinne classisch für das 19. Jahrhundert. Freilich ist sie nicht correct, es ließ sich manches bessern, mancher Auswuchs abschneiden. Aber sie ist immer eigenartig, immer aus dem echtesten Mitgefühl mit den Dingen hervorgegangen, nie von der Phrase angekränkelt. Wer mit voller Seele und echt in den Dingen lebt, findet, wo es darauf ankommt, die schlagende Bezeichnung, mit der es ein- für allemal gethan ist. Der Stil erhebt sich in Stellen, wo das Gemüth mitwirkt, zu einer Schönheit, die etwas Bezauberndes hat.

Nun erinnert dieser Stil, mit seiner Genialität wie mit seinen Auswüchsen auffallend an den Stil Herder's.



Die Eigenthümlichkeit des Letztern beruht darin, daß er bei allen Worten nach der ursprünglichen sinnlichen Bedeutung sucht, und diese in der vollsten Sinnlichkeit zu Ausdrücken geistiger Dinge verwerthet; daß er ferner im Satzbau und den Perioden die Satztheile nicht nach herkömmlichen grammatischen Bestimmungen, sondern gleichsam nach ihrem elementaren Werth, wie sie auf die Seele eindringen sollen, verbindet. Beides finden wir bei J. Grimm wieder; darin unterscheidet sich seine Sprache wie die Herder's fundamental von der Sprache Lessing's, von der Prosa Schiller's. Hier nur ein paar Belege aus der herrlichen Vorrede zur zweiten Auflage der deutschen Mythologie.

„Die Volkssage will mit keuscher Hand gelesen und gebrochen sein, wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten."

„Die gegenwärtige Beschaffenheit der deutschen Sprache zuckt noch weit zurück in die ältere und älteste." —

„Loser, ungebundener als die Sage entbehrt das Märchen jenes örtlichen Halts, der die Sage begrenzt aber umfangreicher macht. Das Märchen fliegt, die Sage wandert, klopft an; das Märchen kann frei aus der Fülle der Poesie schöpfen, die Sage hat eine halb historische Beglaubigung. Wie das Märchen zur Sage, steht die Sage selbst zur Geschichte, und, läßt sich hinzufügen, die Geschichte zur Wirklichkeit des Lebens. Im wirklichen Dasein sind alle Umrisse scharf, hell und sicher, die sich im Bild der Geschichte stufenweise erweichen und dunkler färben. Der alte Mythus aber vereinigt gewissermaßen die Eigenschaften des Märchens und der Sage: ungehemmt im Fluge, vermag er zugleich örtlich sich niederzulassen."

Abgesehen von der Bildersprache, mache ich hier hauptsächlich auf die überraschende Wendung von der Geschichte zur Wirklichkeit des Lebens aufmerksam, die nicht nur einen ganz neuen Gedanken, sondern eine ganz neue Gedankenreihe einführt. Solche Ueberraschungen sind echt Herderisch, und bringen zuweilen eine überwältigende königliche Wirkung hervor.

Bei dieser Verwandtschaft in den Stoffen wie in der Darstellung sollte man eigentlich erwarten, daß die Brüder Grimm häufiger auf die Verdienste ihres Vorgängers zurück kämen. Freilich geschieht es zuweilen; so von J. Grimm in der Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Januar 1851. „Enden kann ich nicht, ohne vorher dem Genius des Mannes zu huldigen, der, was ihm an Tiefe der Forschung oder Strenge der Gelehrsamkeit abging, durch sinnvollen Tact, durch reges Gefühl der Wahrheit ersetzend, wie manche andere auch die schwierige Frage nach der Sprache Ursprung bereits so erledigt hatte, daß seine ertheilte Antwort noch immer zutreffend bleibt, wenn sie gleich mit anderen Gründen, als ihm dafür schon zu Gebote standen, aufzustellen und zu bestätigen ist."

Eine andere Stelle über Herder von W. Grimm aus der Recension der Literaturgeschichte von Franz Horn 1812. „Beklagen wir, daß er leiblich aus unserer Mitte verschwunden, so lebt doch sein Geist noch unter uns thätig und wirkend. Was sein ernstliches Studium, das mythische und historische, bedeutet, fängt an immer klarer zu werden; ein endliches Urtheil hat sich hier noch nicht

bilden können ... Einige Schwächen seines Alters können den Verdiensten dieses reichen und seltenen Geistes nichts abziehen .... Herder hat sein Volk geliebt und geachtet, und die Kraft seines Lebens an die Bildung desselben gesetzt: wenn er nun im Alter Minuten erlebte, in denen er sich verkannt glauben mußte und seine Bemühung vergebens, so kann es uns nur rührend sein, wenn er in solchem Schmerz wie Odysseus, der von den Göttern geliebte, von den Göttern verfolgte und von seinem Vaterland entfernte, ausruft: Ich bin müde, im Leben zu sein und das Licht der Sonne zu schaun!"

Das ist warm und schön gesprochen. Wenn Herder nicht weiter und eingehender erwähnt wird, so kommen zur Erklärung manche Umstände in Betracht.

Bei aller innern Verwandtschaft fühlten die Brüder Grimm, namentlich Jacob, auch einen scharfen Gegensatz gegen Herder. J. Grimm war in jedem Augenblick seines Lebens, in jeder Zeile, die er schrieb, gründlicher Forscher; sein Leben war eine ununterbrochene Arbeit, und zwar eine Arbeit zum bewußten Zweck. Indem er ein ungeheures Material sammelte und ordnete, schwebte ihm eine große intellectuelle Anschauung vor, für die er den festen Unterbau suchte; hatte er diesen gegründet und damit seine Idee berichtigt, erweitert, sicher gestellt, so gab ihm das die Veranlassung, neu und zu einem bestimmten Zwecke zu suchen. So knüpften sich seine Werke eins organisch an das andere, in jedem neuen kam er weiter; immer stattlicher rundete sich der große Bau seiner Wissenschaft.

Von dieser Methode ist bei Herder keine Rede. Seine Anschauungen waren groß, seine Arbeiten umfassend, aber das eine wurde durch das andere nicht bedingt, er konnte sich nicht entschließen, nur strenger Forscher zu sein; er hatte nebenbei noch immer allerhand im Sinn, die Welt zu bessern, zu bekehren u. s. w.

Das rächte sich denn auch an dem Schriftsteller: neben den herrlichsten Stellen finden sich leere, gemein erbauliche oder triviale, in denen man Herder kaum wieder erkennt.

Herder hatte ein großes Pfund von Gott empfangen; daß er damit gebührend gewuchert hat, kann man nicht behaupten. Seine bahnbrechenden Ideen standen schon in seiner Jugend fest, schon in seiner Jugend wußte er im Ausdruck derselben genial die Sprache zu bewältigen. Aber die Ideen wollten auch ausgeführt sein. Was zuerst Aperçu, Ahnung, intellectuelle Anschauung war, mußte sich in bewußtes Erkennen versetzen, er mußte seine Ideen an den Thatsachen, und zwar an der ganzen Fülle der Thatsachen prüfen. Diese Aufgabe gelöst zu haben, ist die historische Stellung der Brüder Grimm.

Uebrigens kam es ihnen auf ihre Vorgänger überhaupt gar nicht an. In der Beziehung sind diese Jugendbriefe vielleicht ein Unicum in unserer Literatur. Zu Anfang ist der eine 20, der andere 19 Jahre alt; sie theilen sich ihre Arbeiten mit, sie arbeiten auf eigene Hand, fast ohne darauf zu achten, was um sie her geschieht; wenigstens lassen sie sich dadurch in ihrem Thun auf keine Weise bestimmen. Die meisten ihrer Arbeiten sind monographischer Art; daneben zeigt sich aber ein gewaltiger constructiver Geist, eine Frühreife des Denkens, über die man immer mehr erstaunt, je mehr man sich in sie vertieft. 1808, also in seinem 22. Jahr, schrieb W. Grimm eine Abhandlung „Ueber die

Entstehung der altdeutschen Poesie", hastig wol und mitunter übereilt im Einzelnen, aber von einer Größe der Conception, die unsere neueren Gelehrten wol zur Bescheidenheit auffordern darf, wenn sie erwägen, was in diesen 72 Jahren nach den besten Vorbereitungen Neues gefunden ist im Vergleich zu dem, was diese jungen Leute fast ohne jede Vorarbeit ausgruben.

Jacob, obgleich er sich von vornherein als der Ueberlegene fühlte, war langsamer in seinem Schaffen; seine größten und bleibenden Werke fallen in sein späteres Leben; aber auch sie enthalten nichts anderes, als was ihm in der Jugend ahnungsvoll vorschwebte.

„Ich möchte," sagt er einmal — und diesen Satz könnte man zum Ausgangspunkt seiner Charakteristik nehmen — „am liebsten das Allgemeine im Besondern ergreifen und erfassen, und die Erkenntniß, die auf diesem Wege erlangt wird, scheint mir fester und fruchtbarer als die, welche auf umgekehrtem Wege gefunden wird. Leicht wird sonst das als unnütz weggeworfen, worin sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergibt sich Betrachtungen, die vielleicht berauschen, aber nicht wirklich sättigen und nähren."

Er suchte das Allgemeine im Besondern, um sicher zu gehen; aber das hätte nicht die großartigen Resultate gehabt, wenn er nicht das Allgemeine im Besondern gesucht hätte. Er sah wie Goethe die Idee gleichsam mit Augen, ehe er noch die Probe der Empirie gemacht hatte. „Kühnen und Wagenden steht ungesehen das Glück bei: ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral bewältigt sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen." Er bringt eine Unmasse kleiner Einzelheiten zusammen, so ungestüm, daß man ihm kaum folgt: dann mit einem Male machtvoll, gewaltig, überwältigend, tritt die intellectuelle Anschauung hervor, die sich aus jenen Einzelheiten in seinem Geist krystallisirt hat, und der geheime Sinn derselben wird plötzlich offenbar.

Was A. W. Schlegel vom Standpunkt der classischen Philologie gegen die Methode der „altdeutschen Wälder" sagte, war nicht uneben, aber auf die Periode der Gährung folgte die der strengen wissenschaftlichen Cultur; die „deutsche Grammatik", die „deutsche Mythologie", die „deutschen Reichsalterthümer" mußten den classischen Philologen beschämen, und Jacob Grimm hatte nichts zurückzunehmen, auf seinem eigenen Wege war er zum Wahren vorgedrungen.

„Weil ich lernte," so schließt Jacob Grimm im April 1844 seine Vorrede zur deutschen Mythologie, „daß seine Sprache, sein Recht und sein Alterthum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben. Die eine Arbeit ward mir zur andern, und was dort bewies, half auch hier stützen; was hier gründete, diente dort zu bestätigen. Vielleicht werden meine Bücher in einer stillen, frohen Zeit, die auch wiederkehren wird, mehr vermögen; sie sollten aber schon der Gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne daß unsere Vergangenheit auf sie zurückstrahlte, und an der die Zukunft jede Geringschätzung der Vorzeit rächen würde. Die nachgelesenen Aehren vermache ich dem, der auf meinen Schultern stehend nach mir mit Ausstellung und Ernte des großen Feldes in vollen Zug kommen wird."

Kunst und Kunstgeschichte.

Die Werke italienischer Meister in den Galerien von München, Dresden und Berlin. Ein kritischer Versuch von Iwan Lermolieff. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Joh. Schwarze. Leipzig, Seemann. 1880.

Die literarische Behandlung von Fragen der neueren Kunstgeschichte war bis auf die neuere Zeit eine dem Belieben der Autoren anheimgegebene. Wer Lust hatte, sich mit dergleichen zu befassen, fand in Betreff der eingehaltenen Methode selten Widerspruch. Es gab früher kein Mittel, das gesammte Material zu beherrschen. Der Eine hatte dies, der Andere das gesehen, Niemandem konnte zugemuthet werden, Alles zu kennen. Der Eine gab Notizen, der Andere eine zusammenhängende Darstellung. Man war dankbar für Alles. Seitdem jedoch auf den Universitäten Kunstgeschichte gelehrt wird, und zugleich seit dem Eintreten der heutigen Publication von colossalen Massen Materiales, hat sich das geändert. Wer heute auf diesem Gebiete arbeitet, von dem pflegt verlangt zu werden, daß er eine gewisse Uebersicht des Erreichbaren besitze. Es hat die Möglichkeit begonnen, exact zu arbeiten. In wie hohem Maße dies möglich sei, zeigt Crowe's und Cavalcaselle's Buch zum Beispiel. Mit ungemeinem Fleiße ist in ihrem großen Werke ein Aufbau vollführt worden, an dem gewiß viele Steine anders liegen könnten, aber der auf gesunden Grundlagen beruht und Vertrauen einflößt.

Lermolieff widerspricht durchgängig den Meinungen, welche Crowe und Cavalcaselle aufstellen. Er erklärt in der Vorrede offen, daß die Geltendmachung dieses Widerspruchs zum Theil der Zweck seines Buches sei, und läßt, um sich ein für allemal persönlich mit Crowe und Cavalcaselle abzufinden, ein glänzendes Lob beider Autoren drucken, deren Verdienste er sehr hoch stellt, und denen er fast immer, wenn er sie im Buche citirt, extra das Adjectivum „berühmt" vorsetzt. Zugleich aber theilt er dicht daneben denn doch mit, er sei „schon sehr früh zu der Ansicht gekommen, daß aus Büchern über Kunst sehr wenig zu lernen sei." Als unbefangene Kritiker bemerken wir, ohne Zweifel in Uebereinstimmung mit Allen, welche die Vorrede des Lermolieff'schen Buches gelesen haben, daß der spöttische, abweisende, sich zurückziehend vornehme Ton, in welchem Crowe und Cavalcaselle trotz alles Vorbehalts besprochen werden, diesen Männern gegenüber nicht der richtige und die persönliche Position, welche Lermolieff sich neben ihnen geben zu dürfen glaubt, keine acceptable sei. Lermolieff nennt sein Buch „die bescheidenen kritischen Studien eines tatarischen Kunstbeflissenen", und erklärt, auf „öffentlich dagegen erhobene polemische Einwendungen keine Antwort geben zu wollen". Er polemisire selbst nur deshalb, weil er „die Controversen einer eingehenden Prüfung der Fachgelehrten und Kenner unterbreiten möchte". Wie denkt er sich das? Er, der bescheidene Tatare wünscht, daß seine Meinungen eingehend geprüft werden, meint zugleich aber, „das Leben sei zu kurz, und die Zeit zu kostbar", als daß er selbst auf polemische Einwendungen öffentlich antworten würde. Die „Kunstbeflissenen" also sollen zum Nutzen der Kunst auf seine Veranlassung mit einander Krieg führen, während er selbst in philosophischem Stillschweigen zuschaut?

Wir möchten wissen, warum der so wohl unterrichtete und auch wohl bessere Gesellschaft (als Lermolieff, der Tatare, uns glauben machen will, daß die seinige sei) gewohnte Verfasser in dieser Weise ohne rechten Grund diejenigen fast reizen zu wollen scheint, an deren Urtheil ihm doch gelegen sein muß. Warum schreibt er überhaupt? könnte man fragen. Warum bespricht er nur Berlin, Dresden und München, und nicht z. B. Florenz, das er genau kennt? Wer nichts als gelegentliche Notizen gibt, hat allerdings den Vortheil, nur das erwähnen zu dürfen, wozu er gerade Lust hat. Jener älteren Tradition gemäß übergeht Lermolieff, was ihm nicht paßt, erklärt, daß er überhaupt nicht zu lesen, sondern zu sehen pflege und kommt immer wieder darauf zurück, sich auf das bescheidentlichste in die Ecke zu stellen, in der ihn doch Jeder, dem seine Ansichten nicht gefielen, stehen lassen möge.

Was die Unbelesenheit anlangt, so kennt Lermolieff jedenfalls Crowe's und Cavalcaselle's Bücher äußerst genau. Ebenso Rumohr's Schriften. Und so noch Anderes. Was seine Bescheidenheit anlangt, so wird diese manchmal fast beängstigend. S. 326 seines Buches lesen wir: „Es scheint überhaupt uns Nordländern fast ebensowenig von der Mutter Natur gestattet zu sein, in den Kern der italiänischen Denk- und Gefühlsweise einzudringen, als es einem Italiäner vergönnt ist, das deutsche und russische Wesen zu ergründen. Wir bringen eben alle bis auf einen gewissen Punkt der objectiven Aeußerlichkeit und trachten sodann das übrige auf unsere Art, d. h. objectiv zu ergänzen rc. Natürlich gibt es von dieser Regel glänzende Ausnahmen, allein dieselben sind sehr selten." Als eine dieser Ausnahmen muß Ivan Lermolieff sich doch wol selber ansehen, denn sonst wäre es seltsam, wie er, bei so viel Selbsterkenntniß, so flott und sicher als geborener Russe in den Kern des italiänischen Wesens eindringt. Nun aber behauptet man, Lermolieff sei gar kein Russe, sondern ein Italiäner, der unter diesem Namen schreibt. Man sollte doch uns, die wir auch Nordländer sind, in deren Sprache Lermolieff schreibt und denen er sich in dieser oder jener Richtung jedenfalls verpflichtet fühlen muß, nicht zum Danke in dieser stillen Art Dinge sagen, welche verletzen müssen.

Sehen wir, um die Methode Lermolieff's zu charakterisiren, sein Urtheil über die Zeichnung Raphael's näher an, welche im vorigen Jahre vom Berliner Kupferstichcabinet angekauft worden ist und die er Perugino zuspricht. Sie befand sich bis dahin in Madrid im Privatbesitz.

Obgleich Lermolieff in Berlin war, erfuhr er nichts von diesem Ankaufe. Er kennt das Blatt nur aus einer Photographie und behauptet sogar nicht einmal zu wissen, wo sich das Original befindet.

Daß, wer nur eine Photographie dieser Zeichnung vor Augen hat, das Blatt mit Mißtrauen ansehen müsse, wird man umsoweniger in Abrede stellen, als auch bei uns (wie dem Schreiber dieses zufällig aus bester Quelle bekannt geworden ist) erst dann, als das Original selber eingesandt worden war, dessen Raphaelicität anerkannt und der Ankauf beschlossen worden war. Was Lermolieff deshalb auf bloße Kenntniß einer Photographie hin in mancher Beziehung gegen die Zeichnung sagt, könnte unterschrieben werden. Er rügt den Gesichtsausdruck des Christkindes, dessen harte leblose Umrisse, die ihm auch beim Johannes auffallen, und die tiefschwarzen Schatten auf dem Gesichte des H. Hieronymus. Von all dem ist auf der Zeichnung selber keine Spur zu sehen und nur die Photographie hatte die zarten, geistreichen Linien in steife, dicke Umrisse verwandelt. Ferner erregen sodann aber „die eigenthümlich schlauchartige Form des Bauches in der Figur des Christuskindes", sowie die „bauschigen Querfalten auf dem linken Knie der Jungfrau und am Hemdchen des kleinen Johannes" Lermolieff's Bedenken. Sie sind, seinem Urtheile nach, „dieselben, die wir in den Federzeichnungen des Perugino und auch in denen des Pintariochio zu begegnen gewohnt sind, nie aber bei Raphael".

Wahrscheinlich, wenn wir Lermolieff einige Zeichnungen Raphael's aufzählten, welche trotzdem diese „bauschigen Querfalten" zeigen, würde er uns erwidern, daß diese Blätter eben deshalb nicht von ihm herrührten. Wir verweisen ihn lieber auf

das von Raphael nach unserer Zeichnung ausgeführte Gemälde selber, die Madonna di Terranuova, die er als das werthvollste Werk Raphael's in Berlin anerkennt. Hier wird er beim Johannes dieselben bauschigen Querfalten wiederfinden, ebenso am Gewande des dritten zugesetzten Kindes, und nur deshalb nicht auch am Gewande der Maria, weil dieses so, wie das Gemälde es zeigt, von Raphael in Nachahmung einer anderen Gewandung verändert worden ist.

Unsere Madonna di Terranuova weicht von der Handzeichnung nämlich ab. Sie ist um einige Jahre später entstanden als die Skizze. Die Figuren des Engels und alten Heiligen rechts und links hinter der Madonna, welche die Zeichnung hat, fehlen dem Gemälde, während, wie gesagt, der Knabe rechts überhaupt zugesetzt worden ist. Die Umänderung des Gewandes der Madonna erkennen wir auf einer Zeichnung zu Florenz. Früher hielt man diese für eine Studie Raphael's nach der Natur: ein Pariser Bild des Lorenzo da Credi verräth dagegen, daß Raphael nur eine Studie dieses Meisters (des Genossen Perugino's im Atelier des Verrocchio) copirt habe. (Lorenzo da Credi's Gemälde ist von Braun, Musée de Louvre Nr. 6, in Cabinetsform photographirt worden.)

Lermolieff findet noch ein anderes Zeichen, welches bei der ehemals Madrider, heute Berliner Zeichnung gegen Raphael spreche: die Form der Ohren. Das auf unserer Zeichnung sichtbare Ohr habe die dem Perugino eigenthümliche Form. Lermolieff hat dem Ohre ein besonderes Studium gewidmet. Er gibt in Holzschnitten die Form des Ohres bei Bramantino, Gianbellin, Mantegna, Bianchi, den beiden Palma's sowie Bonifazio's, Lionardo da Vinci, Lorenzo da Credi, Costa und Tura. Es würde zu weit führen, alle diese Meister durchzunehmen, begnügen wir uns z. B. mit Mantegna. Das Ohr, welches Lermolieff (S. 104) als das des Mantegna gibt, ist schmal und gestreckt, nach oben hin mit der Neigung spitz zu werden, nach unten mit einem langgezogenen Ohrläppchen. Es kann nicht schwer fallen, festzustellen, ob die auf Mantegna's Werken sichtbaren Ohren sich dieser Form so anschließen, daß sie als Durchschnittsform angenommen werden dürfte. Das königliche Kupferstichcabinet besitzt an Originalstichen, sowie an Photographien nach Zeichnungen und Gemälden ziemlich das gesammte für diese Untersuchung nöthige Material. Die Vergleichung der von Mantegna gezeichneten und gemalten Ohren wird dadurch noch erleichtert, daß eine verhältnißmäßig geringe Anzahl in Betracht kommt. Die Haartracht der Männer ließ sie zu seinen Zeiten meist unsichtbar werden, oder verdeckte sie wenigstens zum Theil.

Die Ohren auf Mantegna's Kupferstichen sind nirgends mit Vorliebe behandelt, hart in den Umrissen und haben hier und da sogar etwas Verzerrtes, das bis zum Unförmlichen geht. Allen aber ist die charakteristische Eigenschaft gemeinsam, daß das Ohr gleichsam in zwei Theile getheilt ist: in die obere Ohrmuschel, welche nicht länglich, wie Lermolieff sie zeichnet, sondern rund, hier und da in gequetschter Weise rund gehalten ist, und in das Ohrläppchen, welches, als hinge es mit dem übrigen Ohre kaum zusammen, in gleichfalls runder Gestalt unten an der Muschel sitzt, von der es wie durch einen Schnitt getrennt scheint. Sämmtliche von uns verglichenen Ohren der Kupferstiche hatten diese seltsame Form: die Grablegung, die verschiedenen Blätter des Triumphzuges, die Tritonenkämpfe, die Bacchanale, die unvollendete Maria, sogar das Porträt Bartsch Nr. 23 zeigt sie. Ueberall die Tendenz, das Ohr eher rund abstehend als gestreckt anliegend zu halten, kurz, nicht eine Spur der von Lermolieff gegebenen Gestaltung.

Aehnlich verhalten sich die Handzeichnungen. Man vergleiche z. B. das weich gezeichnete, farbig wirkende Blatt des Britischen Museums (Braun Nr. 58): Mars, Diana und Venus. Nur ein einziges Ohr sichtbar: breit, rund, mit tropfenartig darunter sitzenden Ohrläppchen. Auf der bekannten Florentiner Zeichnung: Judith und die Magd, kehrt bei beiden Figuren diese abnorme Gestaltung wieder. Ebenso auf dem Urtheil Salomonis (Br. 408), wo von allen Figuren nur der eine, das Kind haltende Krieger ein vollsichtbares Ohr aufweist (das des andern ist verkürzt).

Das Ohrläppchen scheint hier wie abgekniffen, wie eine unten an der Ohrmuschel baumelnde Kirsche. Wir dürfen aussprechen, daß diese abnorme Gestaltung des Ohres dem Meister da, wo er rascher arbeitete, gleichsam in der Hand gelegen zu haben scheint.

Gehen wir nun jedoch zu den Gemälden über, so hütete Mantegna sich hier wol, jene Abbreviatur eines Ohrs gleichsam anzubringen. Sorgfältig hält er sich hier an die Natur. Auf dem herrlichen Flügelbilde von San Zenone in Verona, auf den Fresken zu Padua und zu Mantua sind viele Ohren sichtbar, sämmtlich auf das Feinste der Natur nachgezeichnet und modellirt, ohne eine Spur der Abweichung von der allgemeinen Form eines wohlgebildeten Menschenohres. Nichts irgend Absonderliches ist hier sichtbar, jeder andere richtig zeichnende Meister könnte diese Ohren gearbeitet haben. Eine nur scheinbare Ausnahme macht das Ohr des einen Gonzaga auf dem Mantuaner Familienbilde, bei dem es sich jedoch offenbar um genaue Porträtähnlichkeit handelte. Auf der Madonna de la Victoire des Louvre ist überhaupt kein Ohr sichtbar, auf der der Londoner National-Galerie ein einziges und hier vielleicht die Neigung offenbar, aber nicht mehr als diese, das Ohrläppchen etwas abgetrennt anzuhängen. Wir haben natürlicher Weise nicht sämmtliche Gemälde vergleichen können, soweit Photographien aber diese Arbeit aus der Ferne möglich machten, fanden wir überall bei Mantegna das natürliche und allen großen Meistern eigene Bestreben, sich in der Darstellung des Ohres den wechselnden Formen der Natur anzuschließen. Wie Lermolieff zu dem von ihm gegebenen „Ohre des Mantegna" gelangt sei, wissen wir nicht. Das „Ohr Raphael's" sowie das Perugino's liefert er überhaupt nicht. Was die Ohren der Berliner Zeichnung anlangt, so sind sie unbedenklich, da sie mit denen des Gemäldes stimmen. Das Gleiche ist bei den Händen der Fall, welche Lermolieff gleichfalls in Betracht zieht. Nur die Rechte der Madonna a u f d e m G e m ä l d e könnte Mißtrauen erwecken, da sie etwas Steifes hat, das Raphael's Händen sonst fremd ist. Indessen das Gemälde wird von Lermolieff ja nicht angezweifelt.

Wir sind weit entfernt, das Mißtrauen, welches dieser einzelne Fall uns einflößt, dem Verfasser für Alles zuzuwenden, was sein Buch enthält. Das Interessanteste darin ist der Versuch, Raphael's erste Zeiten neu zu construiren und Pinturicchio in seine Ehren einzusetzen. In den verwickelten Fragen, die hier doch meist nur aus subjectiven Erfahrungen heraus beantwortet werden können, tritt der Verfasser zum Theil mit neuen, zum Theil mit frisch aufgenommenen älteren Hypothesen ein. Wir stimmen ihm in den Hauptsachen nirgends bei, begrüßen aber diesen Theil seines Buches mit um so größerem Vergnügen, als endlich doch einmal ein Italiäner wieder schriftstellerisch sich mit diesen Dingen beschäftigt. Wir „Nordländer" lassen uns das gern gefallen.

Raphael und Pinturicchio in Siena. Eine kritische Studie von Dr. August Schmarsow. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Die von den Piccolomini gestiftete Dombibliothek zu Siena trägt auf ihren Wänden in einer Reihe von aneinanderstoßenden Frescogemälden die Darstellung der Schicksale des Enea Piccolomini, welcher als Pius II. Papst wurde und den Ruhm der Familie als Kirchenfürst und Schriftsteller begründete. Vasari sagt an einer Stelle, Raphael habe für diese, dem Maler Pinturicchio in Auftrag gegebenen Malereien a l l e Zeichnungen gemacht, an einer andern, nur e i n i g e rührten von ihm her. Die heutigen Localpatrioten von Siena (man vergleiche den neuesten Catalog des dortigen Photographen Lombardi) behaupten, Raphael sei auch an den Gemälden betheiligt gewesen und das erste der ganzen Suite zumal rühre von ihm her. Die neueste internationale Kunstkennerschaft ist der Meinung, Raphael sei überhaupt an der eigentlichen Malerei nie betheiligt gewesen, die, ihm zugeschrie-

benen, in Florenz und Siena noch vorhandenen zwei Zeichnungen rührten von Pinturicchio her, und sogar sein Aufenthalt in Siena sei von Vasari erfunden worden. Es versteht sich von selbst, daß auf einem so beschaffenen Schlachtfelde ununterbrochen weiter gekämpft werde. Dr. Schmarsow hat sich mit seiner gutgeschriebenen und schön ausgestatteten Schrift an dem Streite betheiligt.

Die Gemälde selbst noch für Werke Raphael's zu nehmen oder auch nur seine Mitarbeiterschaft hineintragen zu wollen, konnte kein Gegenstand der Untersuchung mehr sein und auf dem Standpunkte Rumohr's und Passavant's steht wol Niemand mehr, die Raphael's Betheiligung in soweit annehmen, als sie sein Porträt unter den Figuren einzelner Gemälde zu erkennen glauben. Eigentliches Streitobject sind heute nur noch die genannten beiden Zeichnungen: das Florentiner und das in Casa Baldeschi zu Perugia aufbewahrte Blatt, beide der Schrift in Lichtdrucken beigegeben. Dr. Schmarsow discutirt die gegen Raphael's Autorschaft erhobenen Bedenken und gelangt dadurch zu neuen Resultaten, daß er die Zeichnungen und die entsprechenden Gemälde unter früher nicht in Anwendung gebrachten Gesichtspunkten prüft.

Zuerst zieht er die den Gemälden, wie sie auf der Wand dastehen, beigegebenen (gleichzeitigen) Unterschriften in Betracht. Ihre zum Theil unverständlichen Worte hatten schon früher einige Correcturen erfahren. Schmarsow zeigt, daß sie der Lebensbeschreibung des Enea Sylvio von Campanus entnommen seien und daß sie den auf den Gemälden gegebenen Darstellungen entsprechen, zugleich aber beweist er, daß die ebenerwähnten für das erste und fünfte Gemälde vorhandenen Entwürfe einmal von den später auf der Wand ausgeführten Gemälden wesentlich abweichen, und sodann, daß sie in dieser Gestalt nicht auf Campanus, sondern auf die, Campanus als Quelle dienenden, umfangreichen eigenen Lebensnachrichten des Aeneas Sylvius zurückzuführen seien. Dies überraschende Verhältniß läßt Raphael in seinen Zeichnungen als besser instruirt und seiner motivirend erscheinen wie den mit der definitiven Ausführung resp. Veränderung der Compositionen beauftragten Maler. Sodann zeigt Schmarsow, daß die Zeichnungen gewisse perspectivische Gesetze innehalten, welche ebenfalls auf den Gemälden außer Acht gelassen worden sind. Und schließlich weist er auch für das vierte Gemälde, für das eine Zeichnung nicht vorliegt, der Natur der den Hintergrund einnehmenden Architektur zufolge Raphael's Urheberschaft als wahrscheinlich nach.

Aus der Fülle zahlreicher Beobachtungen, welche die Schrift übrigens enthält, erwähnen wir nur, daß die auch von Lermolieff bemerkte Uebereinstimmung einiger Figuren aus Raphael's sogenanntem venetianischen Skizzenbuche mit Gestalten auf Perugino's Uebergabe der Schlüssel in der Sixtinischen Capelle, von Schmarsow in bei weitem natürlicher und zutreffender Art gedeutet wird als von Lermolieff. Schmarsow glaubt, daß Raphael diese Gestalten im Atelier Perugino's als Uebungsblätter in das eigene Skizzenbuch copirte. Wenn Lermolieff (p. 316) dagegen angibt, die beiden Gestalten, um die es sich hier handelt, seien vielmehr von Pinturicchio nach einer „flüchtigen Zeichnung" des Perugino ausgeführt worden, um für die Freske in der Sixtinischen Capelle benutzt zu werden, und wenn er bittet, man möge die beiden Blätter mit dem Fresko selbst doch nur vergleichen, um inne zu werden, was von Pinturicchio und was von Perugino herrühre, so kann er uns kaum zumuthen, ihm hier zu folgen. Auf Grund solcher Vergleiche „Verschiedenheit der Auffassung und Empfindungsweise" zu constatiren, halten wir bei Meistern zweiten Ranges für unmöglich. Wie wir überhaupt Lermolieff's Versuche, andere Zeichnungen Raphael und Perugino ab- und Pinturicchio zuzuvindiciren, nicht für derart ansehen, als daß die „ernsteren Forscher", an deren „zweifellose Uebereinstimmung" Lermolieff sich wendet, auf seiner Seite stehen dürften. Schmarsow hat Lermolieff's Buch nicht gekannt, das gleichzeitig mit seiner Schrift erschienen ist. Er würde sonst die darin ausgesprochenen Meinungen ohne Zweifel in den Kreis des von ihm benutzten Materiales aufgenommen haben.

Die der Publication beigegebenen Lichtdrucke lassen, so unentbehrlich und er-

wünscht sie sind, was die Reproduction anlangt, zum Theil zu wünschen übrig. Die Zeichnung aus Casa Baldeschi dagegen wird hier zum erstenmale nach der im Städel'schen Museum befindlichen Durchzeichnung zugänglich gemacht. Wer das Blatt nicht in Frankfurt oder zufällig in Perugia gesehen hatte, konnte überhaupt nicht darüber urtheilen. Zufällig: weil uns selbst in Perugia passirt war, daß es wegen einer Reise des Besitzers nicht gezeigt wurde.

Schmarsow weist mit Recht auf eine gewisse Verwandtschaft der Composition mit Dürer's Vermählung der Maria im Marienleben hin. Die Aehnlichkeit ist um so auffallender, als sie bei Raphael's, einige Jahre vor diese Zeichnung fallendem Sposalizio (1504) gar nicht hervortritt. Aber die Zeichnung der Casa Baldeschi läßt eine zweite Erinnerung an Dürer aufsteigen. Man vergleiche die im Hintergrunde links neben der Denksäule stehenden Landsknechte mit Dürer's vier Landsknechten (B. 88), ob da nicht gewisse Aehnlichkeiten herausspringen. Raphael hat Dürer's Figuren nicht gerade copirt, vielleicht aber unter ihrem Einflusse gezeichnet. Auf dem Frescogemälde selbst sind diese Landsknechte, wie alles Uebrige, in's Rohe und Steife erniedrigt worden. Es ist ein gewisses patriotisches Vergnügen, mit dem man so Dürer's Spuren in den Werken der italiänischen Blüthezeit sucht und findet. —

Wir bedauern, daß sich in Berlin keine Stelle findet, an der sich dem Publicum das Material böte, Ausführungen dieser Art mit Hilfe von Photographien folgen zu können. Auf dem königl. Kupferstichcabinete würde man z. B. die Photographien der Sieneser Frescogemälde vergebens verlangen, zu deren Besitze das Institut nicht verpflichtet ist. Keine andere öffentliche Sammlung aber ist dies! Wir sind in Berlin, dem Centrum der heutigen kunstwissenschaftlichen Bewegung, ohne ein öffentliches Institut, in dem man die für die betreffenden Arbeiten oft ganz unerläßlichen Vergleichungen photographischer Nachbildungen von Gemälden vornehmen könnte! Denn es würde, um dies noch einmal zu betonen, dem königl. Kupferstichcabinet unmöglich sein, mit den vorhandenen Mitteln, den vorhandenen Räumlichkeiten und dem vorhandenen Personale diesem Anspruche nachzukommen, falls man ihn etwa erheben wollte.

Raphael's heilige Cäcilia,

gestochen von Kohlschein.

Bekannt sind die begeisterten Worte, mit denen Goethe, als er im October 1786 das Original zu Bologna sah, den Eindruck schildert, den er empfing. Das Gemälde war damals einfach schmutzig, erst nach der Hinwegführung nach Paris und der Reinigung dort, wie W. von Humboldt Goethe 1798 berichtet, in den neunziger Jahren, nahm es das grelle Colorit an, das es zeigt. Aber es scheinen die damaligen Pariser Abputzungen immer noch discret gewesen und der heutige traurige Zustand des Gemäldes wiederholter neuerer Reinigungen erst entsprungen zu sein, denn noch 1805, als der 19jährige Jacob Grimm das Werk in Paris sah, nennt er es in seinen Briefen an Wilhelm ein „trunkenes Bild“. Heute gehört es zu den Stücken, die den unbefangen Davortretenden erschrecken. Zum Theil unrein, zum Theil abgerieben, daß die unteren Töne scharf in's Auge fallen, muthet es uns mit dem Anscheine allgemeiner Verderbniß an.

Das Bild muß, als es frisch entstanden war, etwas Ueberwältigendes gehabt haben. Die Sage würde sonst nicht haben entstehen können, welche Vasari berichtet, daß Francia sich, aus Verzweiflung, je selbst dergleichen leisten zu können, den Tod davon geholt. Kohlschein hat aus dem Gemälde das herausgesehen, was es anfänglich war. Aus den übriggebliebenen Spuren hat es einen Schimmer der alten Herrlichkeit über das Werk verbreitet. Die Begeisterung der Heiligen in der Mitte, den

im Horchen der himmlischen Musik verzückt dastehenden Paulus (ein Pendant gleichsam zu dem der Schule von Athen und ihm am nächsten unter allen von Raphael geschaffenen Paulusgestalten), die Heilige rechts, die uns so ernst und milde anblickt, der Johannes, als höchstes Ideal dessen was Perugino mit diesem, den Anfängen nach seinem Atelier entstammenden Kopfe sagen wollte: alle bilden ein harmonisches Ganzes, wie nur Raphael es gestalten konnte.

Und mit welcher Mühe war von Raphael selbst das errungen worden! Man vergleiche mit der Composition in dieser Gestalt das, was sie anfangs war. Marc Anton hat Raphael's frühste Skizze gestochen. Fast jede Figur anders, und doch bleibt, weil dieselbe Intention bereits waltete, der gleiche Eindruck zurück. Es ist, als hörte man dieselbe Melodie, nur das erstemal von Haydn, das zweitemal von Beethoven durchgeführt. —

Die Legende lese man bei Gregorovius, Bd. III der römischen Geschichte, nach. Caecilia war eine Märtyrerin. Ihre Kirche in Rom soll auf den Fundamenten stehen, auf denen ihres Vaters Palast stand. Ihre Statue von Maderna dort ist eine der rührendsten Schöpfungen der Schule Michel Angelo's. Im einfachsten Gewande liegt sie ausgestreckt da, das Gesicht uns abgewandt, wir sehen nur den Nacken mit dem tiefen Einschnitte, der das Haupt von ihm trennte. Eine der wenigen Darstellungen dieser Art, welche durch ihre Schönheit und Unschuld ergreifen ohne irgend ein störendes Nebengefühl.

Kohlschein's Stich, von ziemlicher Größe und von vollendeter Durchführung, muß die Arbeit vieler Jahre sein. Die lichten Stellen sind zart, die tiefen durchsichtig und doch kräftig. Der bei Amsler und Ruthardt ausgestellte Abdruck wirkt warm und farbig und lockt zu immer erneuter Betrachtung. Es müßte eine Freude und ein Gewinn sein, das Werk in dieser Gestalt um sich zu haben.

B. K. F.

Literarische Rundschau.

Ein japanischer Roman.

Midzuho-gusa — Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker von Langegg, weil. Director der med. Schule in Kiyoto. Erster Band: Vasallentreue. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880.

Herr Dr. Junker von Langegg beabsichtigt, eine Reihe von Studien über das alte Japan, das er aus eigener Anschauung kannte, herauszugeben und leitet dieselben in dem vorliegenden ersten Bande durch die Uebersetzung eines japanischen Romanes ein, der, wie gewisse Episoden des Nibelungenliedes und andere deutsche Sagen, die Vasallentreue zum Gegenstande hat und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Grund wirklicher Begebenheiten verfaßt wurde. Ein Roman, wie sie in Europa während des siebzehnten Jahrhunderts Mode waren, ein Roman wie die „Argenis" des Barclajus oder Lohenstein's „Arminius", worin unter der leichten Hülle einer nahen oder fernen Vergangenheit Ereignisse und Personen der Gegenwart vorgeführt wurden. Der japanische Roman steht aber an lebensvoller, inhaltsreicher Entwickelung, an fesselnder Erfindung, Kunst der Erzählung und psychologischem Interesse hoch über jenen Romanen des siebzehnten Jahrhunderts und ist ohne Weiteres mit den historischen Romanen des neunzehnten zu vergleichen, von denen aber viele und recht berühmte ihm lange nicht gleich kommen. Nirgends streut der Verfasser directe oder indirecte Belehrungen ein. Ueberall waltet ein reines poetisches Interesse. Es ist kein bloßer exotischer Leckerbissen, den uns Herr Dr. Junker vorsetzt, keine bloße Merkwürdigkeit für den Literarhistoriker, sondern ein Kunstwerk von echter Schönheit, das uns japanisches Wesen mit Einem Schlage näher bringt, als alle Schilderungen vermögen, und das auch ganz abgesehen von dem ethnographischen und literarhistorischen Interesse jeden unbefangenen Leser erfreuen muß. Er darf sich natürlich nicht abschrecken lassen durch die seltsamen Namen, die man im Anfange schwer behält. Er muß sich ferner gegenwärtig halten, daß er es mit einem fremden Land und fremden Sitten zu thun hat. Er muß die schroffe Scheidung der Stände, den mehr als spanischen Ehrbegriff des Adels, die Macht der Etikette, die fortwährende Bereitschaft zur Selbstentleibung ebenso willig hinnehmen, wie die uns ungewohnten Lebens- und Wohnungseinrichtungen. Aber da wir uns gerne von einem Deutschen nach Memphis und Theben geleiten lassen und altägyptische Sitten nicht zu befremdlich finden, so werden wir noch leichter an der Hand eines Japanesen uns in Japan zurechtfinden. Gewisse Eigenheiten der Technik muß man dem Dichter allerdings nachsehen: das gegenseitige Behorchen und Errathen wird etwas weit getrieben, aber nicht gerade weiter als in modernen Romanen, die ich nennen könnte; auch wären sonst Fehler gegen die Wahrscheinlichkeit zu rügen; und gegen den Schluß

hin wird die Erzählung etwas flüchtig. Aber was wollen diese Einwendungen besagen gegenüber dem Vollgehalte edelster Poesie, der in dem Werke leuchtet.

Durch den Uebermuth eines hohen Würdenträgers ist ein trefflicher Fürst in den Tod getrieben worden; seine Vasallen verschwören sich, ihn zu rächen, und führen ihre Absicht siegreich durch. Das ist das Thema des Werkes. Und der Dichter hat es verstanden, dasselbe zu einem sehr vollständigen Gemälde des japanischen Lebens zu machen. Neben Scenen von ergreifender Tragik fehlt nicht die Idylle. Neben den Menschen entzückt uns die Landschaft und die Stimmung in der Natur. Wir werden an den Hof und in das Haus, in das adelige, wie in das bürgerliche, in den Palast des Reichen, wie in die Hütte des Armen eingeführt. Aber durchweg sind die Schilderungen des Verfassers so discret, die Geschichte ist so fein geführt, den Aufforderungen farbenreicher Ausmalung ist er so tactvoll ausgewichen, daß sich nirgends das Zuständliche vordrängt und stets der menschliche Gehalt uns fesselt. Die Handlung steht keinen Augenblick still. Auf verhältnißmäßig engem Raume entrollt sich eine Welt. Die Kunst der Contrastirung wird mit Bewußtsein geübt. Gut und Böse, Edel und Gemein sind die Gegensätze, die überall vorschweben. Die Bösen zeichnen sich durch meisterhaft durchgeführte höhnische Sprache aus. Die Frauen erscheinen, wie in der mittelhochdeutschen Hofdichtung, nur in gutem Lichte. Die inneren Charakterverschiedenheiten der Menschen sind nicht so groß, wie die Verschiedenheiten der äußeren Stellung, die ihnen angewiesen wird. Die möglichen Verhältnisse des Vasallen zum Herrn findet man erschöpfend vorgeführt: da ist der Untreue und Gemeine, der zum Verräther wird; der Treue, der für seinen Herrn durch unedle Mittel sorgt und dann bereut und büßt; der Treue, der nicht am Platze war, als er dem Herrn helfen konnte, und Alles thut, um sein Vergehen gut zu machen, aber durch eine Verkettung von unglücklichen Umständen vor der Zeit in den Tod getrieben wird; der treue Geradsinnige, der direct an's Ziel will; der treue Schlaue, der es durch Verstellung erreicht. Die eingestreuten lyrischen Gedichte, sämmtlich kurz, nicht ausgeführt, einer einzigen Empfindung entsprechend, sind von einer tiefen rührenden Schönheit. Ich kann mich nicht enthalten, drei davon, bei denen die Uebersetzung besonders gelungen ist, mitzutheilen.

Einem Liebenden, der fern vom Feste ein Mädchen umwirbt, die sich gegen seine Zärtlichkeit sträubt, scheint ein Lied zu Hilfe zu kommen, das ihnen der Morgenwind zuträgt:

Wie sanft und schön, o ew'ger Tannenbaum,
Der Windhauch singt in deinen alten Zweigen!
Wie gerne möcht' ich mich zum süßen Traum
Im weiten Schatten deiner Glieder neigen.

Auch in anderen Fällen tönen solche Lieder aus der Ferne den Personen der Geschichte zu und harmoniren oder contrastiren mit ihrer Stimmung, erfüllen sie mit freudiger oder trauriger Ahnung: man glaubt eine Novelle von Eichendorff zu lesen.

Ein Mädchen, dem sich die Aussicht eröffnet, aus einer traurigen, sie tief erniedrigenden Situation erlöst zu werden, ist außer sich vor Freude und überhäuft ihren Retter mit Danksagungen, denen er sich aber entzieht und sie allein läßt. „So stand sie in seliges Träumen versunken“ — fährt die Erzählung fort — „als sie eine ihrer Gefährtinnen das Lied anstimmen hörte:

Auf der Erde gibt es keinen Kummer,
So wie der in meinem armen Herzen!
Endlos denk' ich, schlaflos und im Schlummer
Thränenreich an ihn und meine Schmerzen.

„Ach, es ist ein trauriges Lied! Ich kann nicht weiter singen!“ unterbrach sich die Stimme. Nach kurzem Schweigen hob sie wieder an:

Wachend in den langen Nächten hör' ich
Nur wie Sumpfgevögel klagend singt,
Hoffnungslos und kummervoll begehr' ich
Schlaf, der Einsamen Vergessen bringt.

Diese Worte erfüllten die Seele der Lauscherin mit tiefer Wehmuth, und traurige Gedanken drängten sich an sie heran" . . . .

Aus der Haupthandlung des Romanes sei nur Eine Scene noch hervorgehoben. Die adeligen Verschworenen haben einen Kaufmann, Namens Gihei, gewürdigt, an dem Werk der Rache wenigstens indirect theilzunehmen: er liefert ihnen die Waffen. Aber da er sich auf die Verschwiegenheit seiner Frau nicht verlassen will, schickt er sie mit dem Scheidebriefe zu ihrem Vater zurück, indem er sie versichert, daß ihre Trennung von ihm nur kurze Zeit dauern werde. Sie aber hat ihr Kind zu Hause lassen müssen; sie kann ihre Sehnsucht nicht bezwingen; des Nachts schleicht sie sich an die Thüre und unterhandelt mit einem Jungen, ihrem Hausdiener, um Einlaß. Sie fragt nach dem Kinde. „Ei, das schläft wol fest genug," erwiderte der Junge. „Mit wem schlief es ein, mit dem Vater?" fragt sie weiter. „Nein," lautet die Antwort. „Dann wol mit Dir?" „Nein, ganz allein, zusammengerollt wie eine Kugel." — „Wie? hat es denn Niemand eingeschläfert?" „Nein, der Herr hat es wol versucht, und dann auch ich, aber da wir ihm keine Milch geben konnten, so weinte es unaufhörlich und wollte sich nicht beruhigen lassen." — „Armes kleines Herzchen! Natürlich mußte es weinen! Was hätte es anders thun können?" ruft die Mutter, und lehnt sich, in Thränen ausbrechend, an das Thor. . . . Später kommt ihr Mann dazu und sie beschwört ihn inständig, ihre Verbannung aufzuheben. „Wie konntest Du es über Dein Herz bringen, mich fortzuschicken und den lieben Kleinen an eine fremde Ammenbrust zu legen?" Gihei erwidert darauf in längerer Rede und spricht unter Anderem folgende Worte, zu deren Verständniß der Uebersetzer bemerkt, daß in Japan die Kinder oft viele Jahre lang gesäugt werden: „Was das Kind betrifft, unseren Liebling, meinst Du, daß Du allein Dich um ihn grämst? Während des Tages gelang es wol unserem Jungen, dem Igo, ihn durch Spielen und Kosen ruhig zu erhalten, doch wenn es Abend wurde, begann er unaufhörlich nach der Mutter zu weinen, und wie sehr wir uns auch Mühe gaben, ihn mit dem Versprechen zu trösten, daß Du bald wieder heim kämest, er wollte nicht einschlafen. Da half weder Schelten, noch Püffe, noch Gesichter schneiden. Er hörte wol auf zu klagen und zu schreien, aber er winselte und stöhnte so jammervoll, daß mir das Herz vor Mitleid brechen wollte. Da wurde mir die Wahrheit des Sprichwortes erst klar: „Deine Kinder werden dich lehren, wie sehr dich deine Eltern geliebt haben", und wenn ich mich dann erinnerte, wie oft ich mich gegen Vater und Mutter vergangen hatte, erfaßte mich unsägliche Reue, und ich weinte beinahe die ganze Nacht hindurch. Gestern Abends nahm ich den Knaben mehrmals in die Arme, in der Absicht, ihn zu Dir zu bringen, und ging sogar bis auf die Straße mit ihm; dann bedachte ich aber, daß damit Nichts geholfen würde, wenn Du ihn nur für eine Nacht hättest; und da ich nicht wußte, wie lange Du noch fortbleiben mußtest, so glaubte ich, die Sache nur schlechter zu machen, wenn ich den Kleinen zu Dir gäbe. Und da ging ich dann mit ihm auf und nieder, und schaukelte ihn und schmeichelte ihm, bis er zuletzt in meinen Armen eingeschlafen war; und als ich mich dann mit ihm auf's Lager legte, schmiegte er sich an mich und rollte das Köpfchen, als ob er nach den Brüsten suchte."

Man wird zugeben, daß diese Scenen des größten Dichters nicht unwürdig wären, und vielleicht erweckt mir die Probe das Vertrauen, daß ich von dem Werke nicht zu viel gesagt. Ich habe ein Stück Familienleben ausgewählt, weil die einfachen häuslichen Empfindungen in der Regel am leichtesten den Weg zu deutschen Herzen finden. Wer gewohnt ist poetische Werke als einen Spiegel der moralischen Anschauungen zu betrachten, für den bietet der japanische Roman noch ein anderes, und auch nach dieser Seite hin sehr hohes Interesse. Der Kaufmann Gihei,

den wir soeben als weichherzigen Vater kennen gelernt, empfindet es mit dem tiefsten Schmerze, daß er kein Edelmann ist und daher sich an der Rache jener Vasallen nicht mit eigener That betheiligen darf. Hieran wird recht deutlich, wie sehr der Roman und die sittliche Anschauung, aus der er geschrieben ist, auf dem Standesbewußtsein des Adels beruht und welchen ungeheuern Raum innerhalb dieses Standesbewußtseins die Treue gegen den Lehensherrn einnimmt. In dem japanischen Roman, wie in den deutschen Sagen, an die ich zu Anfang erinnerte, in der Sage von Rüdiger's Aufopferung im Nibelungenkampf, in der Sage von Wolfdietrich und seinen Dienstmannen nimmt die Poesie zunächst den Standpunkt des Lehensherrn ein. Sie wirkt für den Vortheil der Herren, indem sie die Treue der Mannen als etwas Schönes und Herrliches, ewigen Nachruhmes werth, hinstellt. In den deutschen Sagen wird dann auch gezeigt, welche Vortheile dem Vasallen aus seinem Verhältniß zum Herrn erwachsen: die Treue ist gegenseitig. In der japanischen Auffassung scheint dieser Gesichtspunkt weniger hervorzutreten: die Hingebung der Vasallen ist, wenn man will, eine reinere; aber das Verhältniß an sich, wie es dem einen Theil alle Rechte, dem andern alle Pflichten zuwälzt, weniger sittlich, weil weniger gerecht. In beiden Fällen aber, bei den Deutschen wie bei den Japanesen, bewährt sich die Poesie als eine sittliche Macht. Und man darf daher wol annehmen, daß sie nicht blos die moralischen Anschauungen dieser Völker in sich aufnahm, sondern daß sie seiner Zeit mitgewirkt habe, um dieselben zu schaffen. Bei den Japanesen stand sie mehr auf der Seite der Herrschenden; sie schmeichelte der Gewalt und beförderte die Unterdrückung; sie erhob den hohen Adel auf Kosten des niedrigen: und nach der gutmüthigen Natur des Volkes hatte sich der letztere, wenigstens zu der Zeit, die unser Roman abschildert, in die Rolle, welche man ihm zutheilte, willig gefunden. Bei den alten Deutschen, z. B. während der Völkerwanderung, suchte der Sänger nicht blos den Herrscher zu befriedigen, sondern er mußte den Beifall der edlen Mannen erlangen, die in der hohen Halle um den Herrn geschart saßen und einer Dichtung, die ihnen nur Pflichten ohne ersichtliche Vortheile empfahl, gewiß nicht zugejubelt hätten. Hier wie dort aber war die Poesie eine Lehrerin der Hingebung und arbeitete insofern an der moralischen Vervollkommnung der Völker. Eine überwiegende Gewalt, die ihren Unterworfenen Pflichten aufzwingt, ist überall die erste Stufe der Sittlichkeit. Die zweite aber ist, daß die Unterworfenen sich dagegen empören, ihren Vortheil wahrnehmen, so weit sie vermögen, und dergestalt die Macht zur Gerechtigkeit zwingen. An beiden Processen hat die Poesie ihren Antheil als ein Organ der öffentlichen Meinung. Wie weit sie das in Japan auch sonst gewesen, hoffen wir aus der Fortsetzung des vorliegenden Werkes zu lernen. W. Scherer.

Hiller's Künstlerleben.

Künstlerleben. Von Ferdinand Hiller. Köln, M. Dumont-Schauberg. 1880.

Diese neueste Sammlung F. Hiller'scher Aufsätze reiht sich dem Besten an, was wir von dem geschätzten Verfasser besitzen. Fast schwankt man, ob man mehr darüber erstaunen soll, daß das Füllhorn von Hiller's Erinnerungen noch nicht erschöpft ist, oder daß sein Geist noch immer den anmuthigen Schwung und die jugendliche Frische von ehedem bewahrt hat. Die Sammlung „Künstlerleben", deren Titel auf das Vorwalten biographischen und autobiographischen Inhalts hinweist, tritt reichhaltiger auf, als die meisten der ihr vorangegangenen Hiller'schen Bändchen. Neu war uns kaum Einer der Aufsätze, — sie standen sämmtlich in verschiedenen Zeitschriften, wie „Deutsche Rundschau" u. A. — aber wir haben jeden mit Vergnügen wiedergelesen.

Den Anfang macht ein längerer Aufsatz „Lehrjahre in Weimar". Bekanntlich war es der seinerzeit hochgefeierte Componist und Claviervirtuose Hummel, bei welchem der junge Hiller diese „Lehrjahre" absolvirte; es ist ein zum Sprechen ähnliches Porträt des Meisters, das uns sein Schüler hier malt. Um diesen Mittelpunkt gruppiren sich die bedeutendsten Figuren aus der Weimarer Gesellschaft der Zwanziger Jahre und zahlreiche interessante Mittheilungen aus dem künstlerischen und socialen Leben dieser Stadt. Ein Seitenstück, gewissermaßen eine Fortsetzung dazu, bildet die Schilderung der Reise von Weimar nach Wien, welche Hiller mit seinem Lehrer Hummel im Jahre 1827 unternahm: „Wien vor 52 Jahren". Der sechzehnjährige Hiller führte damals schon ein regelmäßiges Tagebuch, das ihm jetzt als sicherer Leitfaden dienen konnte. Die Besuche bei dem schwerkranken Beethoven und bei Franz Schubert stechen als das Wichtigste hervor. Zu den dankenswerthesten und ausgearbeitetsten Aufsätzen der Sammlung gehört der über Hector Berlioz; ein wichtiger Beitrag zur Beurtheilung des merkwürdigen Mannes, der als Jüngling mit Hiller intim befreundet, diesem in einigen hier mitgetheilten Briefen sein ganzes übervolles Herz ausschüttet. Eine durch Hiller zuerst entdeckte und veröffentlichte merkwürdige Thatsache sei hier ausdrücklich erwähnt. Wer die Memoiren oder irgend eine Biographie von Berlioz gelesen, der wird gewiß ebenso gerührt wie erstaunt gewesen sein über das großmüthige Eingreifen Paganini's in Berlioz' Schicksal. Aus Entzücken über Berlioz' Sinfonie fantastique hatte Paganini dem damals hartbedrängten jungen Componisten ein Geschenk von 20,000 Franken gemacht, — Paganini, von dessen Geiz die unerhörtesten Beweise allgemein bekannt waren. Hiller hat die Lösung dieses Räthsels aus Rossini's Munde in vollkommen authentischer Form vernommen. Armand Bertin, der reiche Besitzer des „Journal des Débats", hatte durch Berlioz selbst von der fanatischen Begeisterung des berühmten Geigers gehört und machte, da er Berlioz liebte, Paganini den Vorschlag, dieser möge sich, ohne Unkosten, als Spender der genannten Summe bekennen. Paganini that, wie von ihm verlangt wurde und Berlioz hat zeitlebens nie erfahren, daß jenes königliche Geschenk, für welches Paganini seinen Dank entgegennahm, — von Bertin herrührte.

Dem fein ausgeführten Bildniß Hector Berlioz' folgen zwei andere Künstlerporträts: Vincenzo Bellini und Adolphe Nourrit. Was Hiller über Bellini als Tonkünstler äußert, hebt vielleicht allzu wohlwollend die Lichtseite dieses echten, aber sehr begrenzten Talentes hervor; allein, gegen den hochmüthig wegwerfenden Ton gehalten, den die deutsche Kritik für Bellini und seine Collegen anzuschlagen pflegt, sind Hiller's Worte von wohlthuendem Eindruck und, wie wir meinen, von großem Werthe. Der Aufsatz über den Tenoristen Nourrit bringt nicht blos interessante Mittheilungen über diesen unglücklichen großen Künstler, sondern auch über den Zustand der französischen Oper in den Dreißiger Jahren. Ein „Offener Brief an Franz Liszt" bewegt sich zwischen persönlichen Erinnerungen an gemeinsam Erlebtes und freundschaftlicher Verherrlichung des berühmten Collegen. Von größerer Ausdehnung ist „Die Familie Mendelssohn", eine liebevolle Besprechung der bekannten von Hensel herausgegebenen Briefsammlung; Hiller nimmt auch hier eine beneidenswerthe Stellung unter sämmtlichen Kritikern dieses Buches ein, indem er die Familie Mendelssohn persönlich genau gekannt hat. Eine kleinere, von glücklicher Laune durchwehte Skizze schildert die Vorgänge bei einer „Preismesse", über welche Hiller in dem belgischen Lüttich als Juror mit zu Gericht saß; zwei andere kürzere Aufsätze sind den „Musikalischen Wunderkindern" und dem letzten „Rheinischen Musikfest" gewidmet. Etwas gar zu mager präsentirt sich zwischen diesen Aufsätzen die flüchtige Anzeige eines den Leser kaum interessirenden Buches: „T'Filloh, oder der praktische Vorbeter". Hätte sie ohne Nachtheil wegbleiben können, so hätten die beiden poetischen Episteln „An Herrn *" und „An Frau von **" wol wegbleiben sollen, denn sie gehören schlechterdings nicht in diese Sammlung und dürften obendrein den Verdacht erregen,

der verehrte Componist und Musikschriftsteller prätendire auch noch als Dichter besonders zu glänzen.

Im Ganzen können wir von Hiller's neuer Sammlung nur wiederholen, was wir zum Lobe der früheren ausgesprochen: es sind musikalische Aufsätze, in welchen fachmännisches Wissen, reiches Erlebniß, alle Früchte der Belesenheit und langjähriger Praxis sich mit anmuthigster Darstellung zu einer Wirkung verbinden, wie ihn nur selten deutsche Musikschriftsteller erreichen. Was immer uns Hiller erzählen oder erklären mag, er sagt es immer klar, präcis, mit anspruchslosem Esprit und ungesuchter Grazie. Es ist begreiflich, daß ein solcher stilistischer Gegensatz zu Richard Wagner von Letzterem scheel angesehen wird. Wagner, der bekanntlich nicht nur alle Operncomponisten, sondern auch sämmtliche Musikschriftsteller (mit Ausnahme jener vom Bayreuther Leibregiment) so behend guillotinirt, verwirft Hiller's schriftstellerische Leistungen schlechtweg als „Feuilleton-Geschwätze" (Gesammelte Schriften VIII, p. 277). Es stünde sehr schlimm, wenn Klarheit und Anmuth der Darstellung das Kennzeichen der Oberflächlichkeit wären; bei Ferdinand Hiller trifft dies am wenigsten zu. Wir verdanken den sechs Bändchen dieses Schriftstellers mehr gerechte und treffende Kritik, mehr gesunde Ansichten über Musik, Musiker und öffentliches Musikleben, als wir in den dickleibigen neun Bänden von Richard Wagner gefunden haben, die — selbst wenn sie allgemeine Themen behandeln — doch nur Schriften über und für Wagner selbst sind. Nach dem erstickenden Dampf der Wagner'schen Offenbarungen wüßten wir kaum eine wohlthuendere Erholung, als die Lectüre der Hiller'schen Aufsätze.

Eduard Hanslick.

Neue Bücher über Rußland.

Rome et Demetrius, d'après des documents nouveaux par le P. Pierling S. J. Paris, Ernest Leroux. 1878.

Religion et moeurs des Russes. Anecdotes recueillies par le Cte Joseph de Maistre et le P. Grivel S. J. Ebendaselbst.

Vermischte Schriften von Theodor von Bernhardi. 2 Bände. Berlin, Georg Reimer. 1879.

Russia. By D. Mackenzie Wallace, M. A. Copyright edition. In three volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1878.

Rußland von Mackenzie Wallace. 2 Bände, deutsche Ausgabe. Leipzig, E. F. Steinacker. 1878.

Das russische Reich unter Alexander II. von Dr. W. F. Karl Schmeidler, 2 Bände. Berlin, bei Theobald Grieben. 1878.

Die ältere Geschichte Rußlands hat durch das den Beziehungen der römischen Curie zum falschen Demetrius gewidmete Buch des Pater Pierling eine ebenso werthvolle Bereicherung erfahren, wie das Zeitalter Katharina's, Paul's und Alexander's I. durch die aus dem Nachlaß Joseph De Maistre's herausgegebene Anecdotensammlung. Einen tendenziösen Beigeschmack haben beide unter der Aegide des Jesuitenordens herausgegebenen Bücher (der Herausgeber der „Anecdotes recueillies" ist der bekannte Convertit, P. Gagarin); für den Leser, der zu lesen versteht, wird ihr Werth dadurch aber nicht gemindert. Daß ein Mitglied der Gesellschaft Jesu sich entschlossen hat, neue actenmäßige Beiträge zur Geschichte des geheimnißvollen Mannes herauszugeben, der vom 30. Juni 1605 bis zum 27. Mai 1606 das russische Reich beherrschte, ist als entschiedener Gewinn anzusehen: nachdem der auf dieses historische Räthsel bezügliche Inhalt der russischen und zum Theil auch der polnischen Archive durch die Arbeiten Karamsin's, Solowjew's, Kostomarow's und Merimé's nahezu erschöpft

worden, konnte eine Bereicherung des einschlagenden Materials nur noch durch die Benutzung der archivalischen Schätze des dem Demetrius befreundet gewesenen Jesuitenordens und der vaticanischen Bibliothek erwartet werden. Eine solche liegt hier in der That vor. Außer zahlreichen, zum einen Theil im Wortlaut, zum andern in Resumé's mit getheilten Auszügen aus den Tagebüchern der PP. Sawicki und Czyżkowski (zweier Jesuiten, welche den Prätendenten auf seinem Zuge nach Moskau begleiteten), umfassen Pierling's „Pièces justificatives" den größten Theil der zwischen Demetrius und den Päpsten Clemens VIII. und Paul V. gepflogenen Correspondenz, des Usurpators Briefe an den päpstlichen Nuntius in Krakau, Claudio Rangoni, die den Gesandten desselben ertheilten Instructionen, sechsundzwanzig Berichte Rangoni's an die Curie (aus dem Zeitraum vom 1. Nov. 1603 bis 25. Juni 1605), fünf demselben Diplomaten ertheilte Instructionen und zwölf andere Actenstücke, unter denen die aus Putiwel und Moskau datirten an den Pater-Provinzial Striverius gerichteten Briefe die wichtigsten sind. — An der Hand dieser Documente sucht der Verf. nachzuweisen, daß die unter den zahlreichen Demetrius-Hypothesen allein übrig gebliebene Aufstellung, daß der Prätendent ein von den Jesuiten aufgefundenes und präparirtes Werkzeug zur Katholisirung Rußlands gewesen, unhaltbar sei. Dieser Beweis ist dem Verfasser, unsres Erachtens, so gut wie vollständig gelungen. Aus Pierling's Darstellung geht nämlich hervor, daß Demetrius zuerst in der Umgebung eines der griechisch-orthodoxen Kirche angehörigen polnisch-lithauischen Magnaten aufgetaucht ist und daß er eine bekannte, von der Aristokratie und dem Hof Polens anerkannte Persönlichkeit war, bevor er nach Krakau kam, zu Rangoni und zu dem P. Sawicki in Beziehungen trat und von dem letzteren zum Uebertritt in die katholische Kirche bestimmt wurde. Zwei Tage bevor er König Sigesmund III. vorgestellt wurde und mehrere Wochen nachdem er sich mit der Tochter des Palatin Mniszek bereits verlobt hatte, ist Demetrius dem Nuntius zuerst bekannt geworden (13. Nov. 1603), der seines Namens in einer zwölf Tage zuvor abgesendeten Depesche zum ersten Male Erwähnung thut. Des Prätendenten Beziehungen zu den Jesuiten sind noch jüngeren Datums und nicht ohne Grund wird von denselben geltend gemacht, daß ihr Convertit sich in der Folge als einen viel zu lauen Katholiken erwiesen und seine Versprechungen viel zu schlecht gehalten habe, um für ein Werkzeug oder eine Erfindung der Gesellschaft Jesu gelten zu können. — Dem Leser muß überlassen bleiben, die Einzelheiten dieser Beweisführung und die zahlreichen neuen Aufschlüsse des Pierlingschen Buchs selbst nachzulesen; besonders hervorzuheben ist noch die auf p. XXII der Einleitung mitgetheilte, unseres Wissens in Deutschland unbekannt gebliebene Thatsache, daß der um die russische Geschichte verdiente Petersburger Akademiker Müller (der Verf. der 1778 publicirten „Russischen Geschichten") sich privatim zu der Meinung bekannt hat, der sog. Pseudo-Demetrius sei der echte Sohn Iwan's IV. gewesen. Nach dem Zeugniß Bernhardi's (Geschichte Rußlands, Th. 2, p. 371) ist auch Karamsin dieser Anschauung geneigt gewesen und hat er dieselbe nur auf den Wunsch Alexander's I. zurückgehalten. „Des Volkes Geschichte ist des Herrschers Eigenthum" hatte es bekanntlich in Karamsin's an diesen Monarchen gerichteten Widmungsschreiben geheißen.

De Maistre's oben erwähnte Aufzeichnungen gehören fast sämmtlich dem Zeitalter an, in welchem Karamsin seine russische Geschichte vorbereitete, d. h. der ersten Hälfte von Alexander's I. vierundzwanzigjähriger Regierung. Der Verf. der „Soirées de St. Pétersbourg" hatte dieselben unverarbeitet hinterlassen: daß sie ein Menschenalter nach seinem Tode erschienen sind, ist unzweifelhaft auf den, durch die letzten Ereignisse neu geschürten Haß Roms gegen Rußland und dessen Kirche zurückzuführen und schon aus diesem Grunde wenig geeignet, ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Nichts destoweniger würde man durchaus fehl greifen, wenn man diese Anecdoten-Sammlung in die Reihe gewöhnlicher Klatschgeschichten herabdrücken und als solche vornehm bei Seite schieben wollte: es handelt sich um sorgfältig ausgewählte und ausnahmslos wohl verbürgte Beiträge zur russischen Sittengeschichte des 18. und

theilweise des 19. Jahrhunderts, deren Werth nur da wird bestritten werden können, wo man die wahre Natur russischer Dinge nicht kennt oder absichtlich nicht kennen will. De Maistre hat in jedem einzelnen Falle und unter sorgfältiger Angabe der bezüglichen Zeit und Ortsumstände, die Personen namhaft gemacht, denen er seine Mittheilungen verdankte und diese Personen gehörten ausnahmslos der herrschenden und darum bestinformirten Schicht der damaligen Petersburger Gesellschaft an. Einzelne Erzählungen, wie z. B. diejenige von den religiösen Anschauungen, welche Alexander I. von Laharpe beigebracht worden (p. 19), von dem kurzen, in Erfurt gepflogenen Religionsgespräch zwischen Alexander und Napoleon (p. 23), und von der Art und Weise, in welcher die gesetzwidrigen Eheschließungen Gregory Orlow's und des Grafen Lew Rasumowski (p. 10 u. 11) sanctionirt worden, sind von mehr als blos sittengeschichtlichem Interesse. Die für den Verkehr mit vornehmen Russen gegebenen Rathschläge des weltkundigen sardinischen Gesandten am Petersburger Hofe (vgl. p. 78 und 84) empfehlen sich noch gegenwärtig der Beachtung, in's Besondere derjenigen angehender Diplomaten, — wie denn das gesammte kleine Buch von Personen, die in Rußland Geschäfte zu ordnen haben, nicht ohne Nutzen als Vademecum wird benutzt werden können. — Unbedeutender als die Notizen de Maistre's sind die Aufzeichnungen des in den Jahren 1805 bis 1818 mit russischen Missionen betraut gewesenen P. Grivel. — Die einzelnen mitunterlaufenen Schiefheiten und Mißverständnisse sind durch beigefügte Noten des Herausgebers zurechtgestellt, die seit den Zeiten von de Maistre's russischem Aufenthalt stattgehabten staatlichen und kirchlichen Veränderungen wenigstens in den Hauptpunkten berücksichtigt worden.

Durch die Herausgabe seiner „Vermischten Schriften" hat Theodor von Bernhardi einen lang gehegten Wunsch derjenigen erfüllt, die seine vortreffliche Geschichte Rußlands (3 Bde. Leipzig bei S. Hirzel) nach Gebühr zu schätzen wissen. Auf Rußland, dessen ältere und neuere Zustände bezieht sich lediglich der erste, sechs Abhandlungen (Der Weltumsegler Admiral v. Krusenstern, — Kriegsscenen aus den Zeiten Katharina's II., — Das Ende Kaiser Paul's, — Die Literatur der Befreiungskriege 1812—1814 — Der Feldzug von 1812 — Leibeigenschaft und Freilassung der russischen Bauern — Das russische Heer im Frühjahr 1854) umfassende Band dieser Sammlung, deren Bd. II französischen und deutschen Dingen gewidmet ist. — Auf die als Beiträge zur russischen Kriegs- und Heeresgeschichte der Befreiungskriege und der fünfziger Jahre bezeichneten drei Abhandlungen brauchen wir nicht näher einzugehen, — Bernhardi's Autorität auf diesem Gebiete ist eine so anerkannte, daß die Erwähnung dieser Aufsätze hinreichend sein wird, um denselben die Aufmerksamkeit aller Freunde und Forscher auf kriegsgeschichtlichem Gebiete zuzuwenden. Desto nachdrücklicher glauben wir auf die drei ersten Abschnitte und auf den letzten Abschnitt des vorliegenden Bandes hinweisen zu müssen, die eine Fülle neuer und interessanter Aufschlüsse enthalten. Der Verf. ist bekanntlich in der glücklichen Lage gewesen, seine aus Büchern und Acten erworbene Kenntniß der neueren russischen Geschichte durch directe Anschauungen und durch den Verkehr mit Männern vervollständigt zu haben, welche an den die Wende des 18. und die ersten Lustren des 19. Jahrhunderts bezeichnenden Ereignissen persönlichen Antheil genommen hatten. Wie kaum ein anderer Zeitgenosse weiß Herr v. Bernhardi über die russische Tradition, deren Werth und Unwerth Bescheid und versteht er es, für complicirte oder künstlich maskirte Begebenheiten und Zustände russischer Vergangenheit die richtigen Gesichtspunkte zu gewinnen. Er hat das Rußland früherer Tage erst zu studiren begonnen, nachdem er die Russen seiner Zeit genau genug kennen gelernt hatte, um über den Kern der gesammten Entwickelung dieser Nation ein für alle Mal im Klaren zu sein. — Diese entscheidenden Vorzüge sind auch den vorliegenden Abhandlungen in vollem Maße zu Gute gekommen. Das größte geschichtswissenschaftliche Interesse nehmen die „Kriegsscenen aus den Zeiten Katharina's" in Anspruch, weil sie aus dem Verf. allein zugänglich gewesenen Quellen, den Aufzeichnungen der Generale Karl und Gotthard Johann von Knorring, zweier Combattanten der Feld-

züge Rumänzow's und Mussin-Puschkin's, geschöpft sind. — Gotthard Johann von Knorrings Bedeutung für die russisch-finnländischen Feldzüge braucht Lesern der „Geschichte Rußlands“ nicht erst nachgewiesen zu werden: über den ersten dieser Feldzüge, denjenigen von 1788, bringt das vorliegende Buch eine Reihe von neuen Aufklärungen, die allein ausreichend wären, demselben eine bleibende Stelle in der Literatur zu sichern. Sehr viel merkwürdiger noch sind desselben Gewährsmannes Berichte über seine Kriegsabenteuer von 1770 und über die Mission, in welcher er während des türkisch-russischen Waffenstillstandes von 1772 als Adjutant des Generals Bauer von Bukarest in das mittelländische Meer gesendet wurde, um mit dem daselbst stationirenden Großadmiral Grafen Alexei Orlow einen geheimen Plan zur Eroberung von Constantinopel zu bereden. Diese Mission und die Absicht, in welcher dieselbe unternommen worden, sind vollständig neue, der bisherigen Forschung verborgen gebliebene Thatsachen, deren Wichtigkeit nicht erst nachgewiesen zu werden braucht. — Ebenso neu und für Person und Umgebung des jugendlichen Alexander's I. außerordentlich charakteristisch sind die Aufschlüsse, welche der Verf. über Zusammensetzung und Plan der Expedition gibt, welche der spätere Admiral v. Krusenstern als Commandeur eines Weltumsegelungsgeschwaders in den Jahren 1803 bis 1806 in Ausführung brachte. Die Geschichte der dem diplomatischen Begleiter Krusenstern's, Kammerherrn Rasanow, ertheilten Instruction wird in künftigen Biographien Alexander's I. ebenso wenig fehlen dürfen, wie Bernhardi's Darstellung der Umstände, welche die am 11./23. März 1801 erfolgte Ermordung Kaiser Pauls I. veranlaßt und umgeben haben. Daß Herr v. Bernhardi die Quellen, denen er seine Kenntniß dieser bisher kaum ihren Umrissen nach an die Oeffentlichkeit gedrungenen Thatsachen verdankt, nur anzudeuten in der Lage ist, kann als Beleg dafür gelten, daß der Ursprung derselben in die Kreise der an jener Verschwörung Betheiligten zurückreicht. — Die beiden Aufsätze über die Militär- und die Agrarzustände der fünfziger Jahre füllen empfindliche Lücken in der westeuropäischen Kenntniß neurussischer Zustände aus: setzt die gesammte neuere Literatur über Rußland doch erst beim Tode des Kaisers Nikolaus und bei den Zuständen ein, welche auf die Aufhebung der russischen Leibeigenschaft folgten. — Wir sind überzeugt, daß die durch das Bernhardi'sche Buch gebotene Gelegenheit zu eingehenderer Bekanntschaft mit den russischen Staats- und Heereszuständen der letzten hundert Jahre nicht nur von der deutschen Gelehrtenwelt, sondern auch von Staatsmännern und Militärs eifrig benutzt werden wird.

Von den beiden in der Ueberschrift dieser Anzeige namhaft gemachten Schriften über das Rußland unserer Tage, kann allein diejenige des Engländers Mackenzie Wallace ernsthaft genommen werden. Daß dieses vielgenannte, sechs Mal aufgelegte und in mehrere Sprachen übersetzte Buch in dem Vaterlande des Verfassers förmlich Epoche gemacht hat, hängt allerdigs damit zusammen, daß man in dem heutigen England von Rußland ungleich weniger weiß als in Oesterreich, Deutschland und Frankreich und daß Mackenzie Wallace seine Mittheilungen mit außerordentlichem Geschick den Anschauungen und dem Gesichtskreise seiner Leser anzupassen gewußt hat. Darum bleibt nicht minder wahr, daß der Verf. seinen sechsjährigen Aufenthalt in Rußland sehr gewissenhaft benutzt und in's Besondere die agrarischen und die büreaukratischen Zustände und Einrichtungen dieses Landes genauer kennen gelernt und richtiger abzuschätzen gewußt hat, als die Mehrzahl anderer in der gleichen Absicht nach Osten gepilgerter Fremder. Die Hauptsache ist wol gewesen, daß der englische Reisende, bevor er sich an andere Studien machte, die russische Sprache erlernt und daß er seine Aufzeichnungen erst verarbeitet hat, nachdem er unter seinen Füßen festen Boden gewonnen hatte. Den breitesten Raum nehmen in dem Buche Wallace's ethnographische Schilderungen und Beobachtungen über das Leben und Treiben auf dem flachen Lande und in den mittleren Schichten der städtischen Gesellschaft ein; aber auch da, wo der Verf. auf das eigentlich politische Gebiet übergeht, ist er in der Regel gut unterrichtet und hat er von seinen Beziehungen zu A. N. Gontscharow,

J. Samarin, J. S. Aksakow, E. J. Jakuschkin u. A. wirklichen Vortheil zu ziehen gewußt. Zu vollständiger Herrschaft über diese schwierige und vielschichtige Materie fehlen Herrn M. Wallace eigentlich nur zwei Dinge: eingehendere Kenntniß der neueren russischen Literatur (der politischen wie der belletristischen), und Bekanntschaft mit den nicht-russischen, aber darum nicht minder wichtigen Theilen des russischen Reichs, d. h. mit Finnland, Polen, Weißrußland, Litthauen und den Ostseeprovinzen; über diese Länder und deren Bewohner orientirt zu sein, ist aber conditio sine qua non für das Verständniß Petersburgs. — Das Mackenzie-Wallace'sche Buch ist durchweg anziehend geschrieben und bezeugt namentlich in den von den ländlichen Verhältnissen und von den Landschaftseinrichtungen handelnden Parthien eine kaum übertroffene Sachkenntniß und Urtheilsreife. Manche Mühe und manches kleine Mißverständniß hätte der Verfasser sich ersparen können, wenn er die neuere französische und deutsche Literatur über Rußland seiner Bekanntschaft gewürdigt hätte. Alles kann ein einzelner Mann eben nicht selbst sehen.

Im Gegensatz zu Mackenzie Wallace hat der Verf. des Buchs „Das russische Reich unter Alexander II." Dr. Schmeidler ausschließlich nach gedruckten Quellen, ohne jede directe Anschauung russischer Zustände und ohne Kenntniß der russischen Sprache gearbeitet. Schon die ersten Seiten dieser Compilation verrathen, daß der Verf. seine Vorstellungen über Rußland und die Russen vornehmlich aus officiösen Quellen, d. h. solchen geschöpft hat, welche (um mit einem klassisch gewordenen Dictum der „Allg. Zeit." von 1859 zu reden) „die günstigste Auffassung für die gebotene hielten." Ein unglückliches Geschick hat gewollt, daß Herr S. an den Büchern, aus welchen er Etwas hätte lernen können, fast ausnahmslos vorüber gegangen ist und daß er sich vornehmlich an Autoritäten geklammert hat, die keine sind. Für seine Literaturkenntniß ist bezeichnend, daß er (gleich auf p. 1) von „eigenhändig geschriebenen Denkwürdigkeiten des Kaisers Nikolaus" zu berichten weiß, daß er von dem wahren Ursprung von Peter's des Großen sog. Testament nie gehört hat, daß ihm die bekanntesten Schriften über das Rußland der letzten fünfzig Jahre unbekannt geblieben sind. Von den wichtigen Beiträgen, welche die „Revue des deux mondes" zur Geschichte des letzten polnischen Aufstandes geliefert hat, von den für die Kenntniß der revolutionären Bewegung unentbehrlichen Memoiren Alex. Herzens, von den Schriften Koschelew's, der Aksakow, Schedo-Ferroti's und von der eine ganze kleine Bibliothek umfassenden Literatur über die Ostseeprovinzen hat Herr S. offenbar nie die entfernteste Kunde erhalten. Er hat eine Brochüre des Livländers W. v. Bock (die unbedeutendste einer langen Reihe von Publicationen) gelesen und diese falsch verstanden. Nichts destoweniger wird über die einschlägigen Verhältnisse darauf los geurtheilt und bei dem Mangel anderer Autoritäten, diejenige in's Feld geführt, welche der „ausgezeichnete deutsche Staatsmann" Graf Münster durch seine „Politischen Skizzen" erworben haben soll. — Für diesen Mangel an Sachkenntniß und Unterscheidungsvermögen wird der Leser auch durch den Fleiß nicht entschädigt, den der Verf. auf sein volle neununddreißig Bogen umfassendes Buch verwendet hat, dessen tendenziösen Charakter die Schlußworte des Vorworts („Möchte mir gelungen sein alle Leser von dem erfolgreichen Streben des russischen Kaisers und seines Volks zu überzeugen") übrigens direct einräumen. Wo die Benutzung officieller Actenstücke ausreichte, hat Dr. S. ziemlich correcte Excerpte geliefert, auch gegen die Art seiner Benutzung der asiatischen Reiseliteratur ist Nichts einzuwenden. — Das Buch ist offenbar der optimistischen Stimmung angepaßt, welche während der dem letzten Kriege vorhergehenden Jahre in gewissen Schichten unserer Gesellschaft herrschend war und die von der Voraussetzung ausging, daß die russisch-deutsche Alliance ein für die Ewigkeit gegründetes, aus der innersten Natur beider Staaten hervorgegangenes Verhältniß sei.

Rußland vor und nach dem Kriege. Auch aus der Petersburger Gesellschaft. Leipzig. F. A. Brockhaus. 2. Aufl. 1879.

Was dermalen in dem großen Reiche des Ostens vorgeht, hat für uns Deutsche ein doppeltes Interesse, denn der Zersetzungsproceß der russischen Gesellschaft, welcher

schon an sich merkwürdig genug ist, gewinnt eine besondere Bedeutung für die deutsche Politik, seit das frühere freundschaftliche Verhältniß zu Rußland einer Spannung Platz gemacht hat, welche, da sie in tiefgehenden sachlichen Differenzen und in der leidenschaftlichen Erbitterung einer mächtigen russischen Partei wurzelt, trotz inniger Beziehungen der Souveräne nicht leicht wieder schwinden wird. Um so willkommner muß uns jede zuverlässige Belehrung über die russischen Zustände sein und wenige Bücher werden uns darin mehr bieten als das neuste des bekannten Verfassers der „Bilder aus der Petersburger Gesellschaft". Das so oft mangelnde Verständniß Rußlands hat, wie derselbe hervorhebt und wie aus den Aufsätzen hervorgeht, die derselbe bereits früher in der „Rundschau" veröffentlichte, seinen wesentlichen Grund in der Unbekanntschaft mit den Zuständen, welche noch vor wenigen Menschenaltern dort herrschend waren und die für die Entwickelung des gegenwärtigen Geschlechtes maßgebend gewesen sind. „Die Verwunderung über das, was im heutigen Rußland möglich und unmöglich ist, wird sich mindern, wenn man gewahr wird, daß noch die Wiege des heutigen Geschlechtes von Zuständen umgeben war, für welche eine andere Bezeichnung als die der Barbarei nicht wol angewendet werden kann, daß die Russen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entweder Söhne und Enkel von Leibeignenbesitzern oder Nachkommen ehemaliger Leibeignen sind oder selbst noch die Leibeigenschaft gekostet haben." Diese eigenthümliche Mischung von asiatischer Barbarei, nationalen besserer Anlagen und der auf beide gepfropften oberflächlichen westeuropäischen Bildung führt uns der Verf. in einer Reihe von Bildern vor, von der Dynastie bis zum Bauern, von dem unfähigen und bestechlichen Beamtenthum, das dem Kaiser Nikolaus den Schmerzensschrei erpreßte. „Ich und mein Sohn sind die beiden Einzigen in diesem Lande, die nicht stehlen" und von dem Adel, der, wie Herzen sagte, „die Morgue westeuropäischer Aristokraten mit der Kühnheit und Verschlagenheit kosakischer Atamans verbindet", bis zu den Radikalen, die trotz aufrichtiger Ueberzeugung von der Verrottetheit des Bestehenden doch keine ernste Arbeit kennen und nur zu negativen Resultaten kommen. Ueberall sehen wir, daß das regierende wie das regierte Geschlecht unter Gewohnheiten und Traditionen emporgekommen ist, deren Macht nicht ohne Weiteres gebrochen werden kann. Wir müssen es dem Leser überlassen, diesen Ausführungen, die den ersten Theil des Buches bilden, im Einzelnen zu folgen und wollen nur noch besonders auf den zweiten Theil aufmerksam machen, welcher die internationalen Verhältnisse unmittelbar berührt, die nationale Auffassung der orientalischen Frage und die Rückwirkungen des letzten Krieges. Wir sehen hier, wie die slavophile Partei, welche die westliche Civilisation als Ursache alles Unglücks in Rußland ansieht und das verrottete Heidenthum des Westens durch die orthodoxe Kirche und den ländlichen Gemeinbesitz regeneriren will, das Widerstreben der Dynastie und die Bedenken der Staatsmänner gegen eine neue orientalische Verwickelung, übermeistert, wie der Staat so in den Krieg tritt, auf den er keineswegs vorbereitet war und wie dann die Niederlagen ebenso wie die den nationalen Erwartungen so wenig entsprechenden Ergebnisse der Siege eine Erregung hervorbringen, welche mit der gegenwärtigen Krisis im engen Zusammenhange steht. Das innere System, das von 1863—1877 geherrscht, ist durch diese Ereignisse ebenso erschüttert, wie das des Kaisers Nikolaus es durch den Krimkrieg wurde; aber von einer neuen Aera, wie sie nach dem Pariser Frieden hoffnungsvoll begann, ist nichts zu spüren. Nach Außen ist Rußland isolirt und die hilflose Erbitterung der nationalen Presse, welche die Schalen des Zornes über die Stärke des falschen Freundes ausgießt, der dies Resultat herbeigeführt, ändert an der unerbittlichen Wirklichkeit der Lage nichts. Im Innern sehen wir den einst vergötterten Kaiser durch Attentate verfolgt, deren Ruchlosigkeit nur von der hirnverbrannten Kopflosigkeit der Verschwörer übertroffen wird, die sie anzetteln; von wirklichen Reformen der Verwaltung, wie sie vor allem noththun, ist nichts zu spüren. In den Regierungskreisen herrscht vielmehr Rathlosigkeit, wie man sich den phantastischen Verfassungsprojecten gegenüber verhalten soll, die in Rußland, dem alle parlamentarischen Voraussetzungen fehlen, zur Anarchie und zum europäischen

Krieg führen müßten. Ob es dem neuernannten Dictator gelingen wird, die Revolutionsgefahr einstweilen zu beschwören, wird abzuwarten sein; aber man wird wohl thun, sich in dieser Rücksicht keinen Illusionen hinzugeben. —

Belgien und der Vatican.

La Belgique et le Vatican. Documents et travaux législatifs concernant la rupture des relations diplomatiques entre le Gouvernement belge et le Saint-Siège. Précédés d'un exposé historique des rapports qui ont existé entre eux depuis 1830. Tome premier. Bruxelles, Bruylant-Christophe. 1880.

Dieses Werk, welches verdient, in allen politischen Bibliotheken eine Stelle zu finden, ist von dem belgischen Ministerium des Aeußeren veröffentlicht worden, damit Jeder im Stande sei, sich ein Urtheil über den Conflict zu bilden, der zwischen der Regierung und dem Heiligen Stuhl ausgebrochen ist, und zum entschiedensten und radicalsten Bruch der diplomatischen Beziehungen in Belgien geführt hat.

Die Veröffentlichung dieser zahlreichen Actenstücke, welche siebenhundert Seiten umfassen, ist von dem Minister des Aeußeren selbst geleitet worden, von Herrn Frère-Orban, der auf belgischer Seite die erste Rolle in der Debatte gespielt hat. Nichts verpflichtete diesen Staatsmann, eine Gesammtausgabe seines Meinungsaustausches mit dem Papstthum zu veranstalten; er hätte dem Beispiel Leo's XIII. folgen und sich mit der theilweisen Oeffentlichkeit begnügen können, die im Verlaufe der parlamentarischen Discussion die von Brüssel nach Rom und von Rom nach Brüssel gegangenen Depeschen erhalten hatten. Wenn er das Verdict der unparteiischen Geister hätte fürchten müssen, dann würde er so gehandelt haben. Statt dessen aber hat er alles Material gesammelt und geordnet: seine eigenen Depeschen, diejenigen der Curie, diejenigen des Vertreters Belgiens beim Vatikan und des in Brüssel beglaubigten Nuntius, ein Memorandum, das der Papst an die gesammte katholische Welt gerichtet, eine Allocution, die Leo XIII. belgischen Pilgern gehalten, eine Abhandlung, welche die Politik des belgischen Episcopats vom Jahre 1830 bis 1879 in der Unterrichtsfrage klarstellt, die Hirtenbriefe und Instructionen der Bischöfe, so wie alle einigermaßen wichtigen Privatbriefe, die der Bischof Dumont von Tournay, den der Papst abgesetzt, der Oeffentlichkeit übergeben hat. Nicht ein Document, welches geeignet war, auch nur einiges Licht in diesen Streit zu bringen, ist übersehen worden. Jedes Für und Wider findet sich neben einander gestellt. Es ist die beste Antwort, die der Minister seinen Gegnern geben konnte, die ihm vorwarfen in seiner Politik nicht ehrlich gewesen zu sein und Sr. Heiligkeit eine Falle gestellt zu haben. Herr Frère setzt dadurch seine Freunde und seine Widersacher in die Lage, ihn zu richten.

Schon lange hatte die liberale Partei den Entschluß gefaßt, die Legation beim Vatican aufzuheben; sie stimmte mit den nationalen Institutionen, welche keine besondere Kirche anerkennen, nicht überein und sie hat dem Lande niemals einen Nutzen gebracht. Aus der „Einleitung", die den ersten Band eröffnet, ist ersichtlich, daß Belgien allen möglichen Schwierigkeiten begegnete, als es, im Jahr 1832, diplomatische Beziehungen mit der Curie herstellen wollte. Erst fünfundzwanzig Jahre nach der Revolution von 1830 nahm der officielle Verkehr einen stabilen und normalen Charakter an. Der Widerstand kam nicht von der Regierung, die zu der Zeit nichts Anderes verlangte als regelmäßig beim Papst accreditirt zu sein; sondern vom Vatican selbst, von den belgischen Bischöfen und den katholischen Deputirten. Der erste Minister, den Belgien nach Rom sandte, ward von Gregor XVI. kaum empfangen. „Wozu brauchen wir einen bevollmächtigten Minister in Rom?" rief der clericale

Deputirte Dumortier aus. Um Sr. Heiligkeit eine ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen, ernannte man eines Tages einen Botschafter, anstatt eines einfachen Ministers. Der Papst weigerte sich, ihn anzunehmen, indem er bemerkte, daß nur Oesterreich, Frankreich, Spanien und Portugal das Recht hätten, einen Botschafter in der Nähe seiner Person zu unterhalten. Das erklärt uns vielleicht auch zum Theil, warum Pius IX. den Cardinal von Hohenlohe, welchen Fürst Bismarck ihm präsentirt hatte, unter diesem Titel nicht zulassen wollte.

Andererseits bekam man in Brüssel nur einen Internuntius. Die belgischen Gesetze waren, nach der Meinung des Papstes, nicht katholisch genug, um diesem Lande so leichthin die Ehre zu erweisen, einen Nuntius zu besitzen. Man mußte sehr dringlich werden, ehe diese Gunst bewilligt wurde. Die Bischöfe jedoch verlangten unausgesetzt die Aufhebung der Legation sowol, als der Nuntiatur, da sie „herrschen wollten ohne Controle von irgend welcher Art". Der Vertreter des Papstes in Brüssel genirte sie; sie hatten Händel mit ihm. „Ich habe in Belgien keinen anderen Kampf gehabt, als mit dem Erzbischof von Mecheln und dem Bischof von Lüttich", schrieb gegen das Jahr 1841 der Nuntius Fornari. Alle diese Thatsachen werden in der Einleitung mit Citaten belegt, durch welche der Verfasser zur Evidenz beweist, daß, mit Ausnahme des einen oder anderen Ministers, damals kein Mensch es ernstlich meinte mit den diplomatischen Beziehungen, welche man heute im katholischen Lager so lebhaft zu vermissen sich die Miene giebt. Es ist wahrscheinlich, daß, wenn ihre Aufhebung unter dem Pontificat Pius' IX. stattgefunden hätte, die Sache nicht den mindesten Lärm gemacht, und die ganze Welt gleichgiltig gelassen haben würde.

Der mit bemerkenswerther Objectivität geschriebenen Einleitung folgen die Documente. Im Juni 1878 gelangten die Liberalen, die in den Wahlen gesiegt hatten, zur Macht. Gleich darauf theilte Herr Frère-Orban dem beim Papste accreditirten Minister d'Anethan mit, daß er einen Urlaub nehmen dürfe, und gab ihm zu verstehen, daß er nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren werde. Man glaubte in Brüssel, daß die Curie Herrn d'Anethan einige banale Redensarten des Bedauerns mit auf den Weg geben würde. Aber andere Zeiten, andere Sitten, selbst beim Vatican. Leo XIII. empfing den belgischen Minister in Audienz, und nachdem er ihm erklärt hatte, daß sein definitiver Abgang ihm großen Schmerz bereiten würde, und daß ein solcher Beschluß gerade aus seinem Lande ihm empfindlicher sei, als aus irgend einem anderen, theilte er ihm mit, daß er die Angriffe mißbillige, deren Ziel Seitens der katholischen Presse die belgische Verfassung sei; und daß alle Katholiken „verpflichtet seien, sie hoch zu halten (maintenir) und zu vertheidigen".

Diese Sprache war neu und überraschend im Munde eines Papstes. Gregor XVI. und Pius IX. hatten im Gegentheil feierlich das Princip des Grundgesetzes von 1830 verdammt. Aber in ganz Europa war das Gerücht verbreitet, daß Leo XIII. ein von versöhnlichen und großherzigen Absichten beseelter Priester sei, ein friedliebender Geist, der durch Nachgibigkeit die Welt in Erstaunen setzen würde. Man verkündete die bevorstehende Aussöhnung der Kirche mit Deutschland, Rußland, der Schweiz und sogar mit Italien. Unter diesen Umständen beschloß die belgische Regierung die guten Gesinnungen des Vaticans auf die Probe zu stellen. Von dem Augenblick an, wo die diplomatischen Beziehungen einen praktischen Nutzen haben konnten, mußte man sie natürlich aufrecht erhalten. Die Correspondenz zwischen Herrn Frère-Orban und Cardinal Nina begann. Der belgische Minister erklärte sofort, was er wolle: daß der Papst darauf hinarbeiten solle, das Land zu beruhigen, die Bischöfe in Schranken zu halten durch den Befehl, sich den Gesetzen zu fügen. Auf ein solches Vorgehen hin würde Belgien einwilligen, die Gesandtschaft beizubehalten.

Die Ultramontanen behaupten, daß Herr Frère nicht loyal gewesen sei, und keine anderen Gedanken gehabt habe, als Zwietracht zu säen zwischen dem Papst und dem Episcopat, um diesen in der Meinung der Gläubigen zu Fall zu bringen.

Aber bedenkt man denn nicht, welchen Ruhm der Minister geerntet hätte, wenn es ihm gelungen wäre, durch Vermittelung des Papstes dem Religionskampf ein Ende zu machen, der seit vierzig Jahren die Verzweiflung des Landes ist? Er hätte nichts Schöneres für das Glück seines Vaterlandes und den Glanz seines Namens träumen können! Uebrigens hat Herr Frère eine zwanzigjährige Ministerlaufbahn hinter sich. Man hat Zeit genug gehabt, ihn kennen zu lernen, und hundert Gelegenheiten, seiner Politik die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß sie stets von einer musterhaften Redlichkeit gewesen: nun, weil man kein anderes Mittel hat, stellt man sich jetzt, als ob man die Aufrichtigkeit seiner letzten Handlungen bezweifle. Herr Frère hat in seinem Leben mehr als einmal bewiesen, daß die Stimme seines Gewissens eine größere Gewalt über ihn hat, als selbst die öffentliche Meinung. Er gehört zu Denen, die der Ansicht sind, daß die Ehrlichkeit des Politikers unangetastet bleiben muß, wie der Degen des Soldaten.

Nach monatelangen, mit Geschick geführten Unterhandlungen hatte der Minister so wichtige Erklärungen des Papstes in Händen, daß er der Kammer vorschlug, die Gesandtschaft beim heiligen Stuhle provisorisch beizubehalten. Leo XIII. (die diplomatische Correspondenz beweist es) hatte entschieden (altamente) jede feindliche Handlung gegen die Regierung mißbilligt; er hatte jede Ausschreitung in Wort und Gedanken, beklagt und getadelt; er hatte den Bischöfen mehr Klugheit, mehr Vorsicht und mehr Mäßigung empfohlen; er hatte ihnen durch den Nuntius Vanutelli mittheilen lassen, daß er auf keine Weise gutheißen könne, daß man fortfahre die Verfassung anzugreifen, die man im Gegentheil lieben und vertheidigen müsse. Am 4. October 1879 erklärte Cardinal Nina Herrn d'Anethan, daß die Bischöfe das Unrecht begangen hätten, die Dinge zu weit zu treiben, indem sie die Eltern excommunicirten, die ihre Kinder in die Staatsschulen schickten; und daß er sie anhalte, mit der äußersten Reserve die Unterweisungen für die Pfarrer in Anwendung zu bringen, die in ihren Hirtenbriefen enthalten seien. Der Papst sei der Ansicht, daß es nicht erlaubt wäre, die Staatsschulen insgesammt zu verurtheilen. In diesem Sinne habe er Befehle erlassen.

Dieser versöhnlichen Stellung gegenüber beantragte Herr Frère die provisorische Beibehaltung der Gesandtschaft. Aber sogleich ändert sich Alles in Rom. Die Monsignori glauben gesiegt, und die Gesandtschaft gerettet zu haben. Das Spiel war gemacht. Jede Differenz zwischen Papst und Bischöfen verschwand wie durch Zauberei. Der Cardinal von Mecheln erhielt einen vertraulichen Brief von Leo XIII., in welchem sein Benehmen gebilligt wurde, und den er nicht umhin konnte zu veröffentlichen, um der Regierung eine Kränkung zuzufügen. Man hatte den Papst falsch verstanden, als er die Verfassung zu beschützen schien; er hatte in der That in Bezug auf dieses Gesetz niemals eine andere Meinung gehabt, als seine Vorgänger. Die agressivsten Hirtenbriefe, diejenigen, die das Haupt der katholischen Partei in der Kammer, Mr. Malou selbst, als gehässige Maßregeln bezeichnet hatte, fanden vollen Beifall. Mit einem Wort: der Vatican stellte sich an die Spitze des Widerstandes und reizte den Clerus zum Kampf auf. Der belgischen Gesandtschaft war man sicher; man brauchte sich nicht mehr zu geniren. Uebrigens stand das Nationaljubiläum bevor, und man war überzeugt, daß Angesichts der Feste, die gefeiert werden sollten, die Regierung nicht wagen würde, offen mit dem Oberhaupt der Kirche zu brechen. Im clericalen Lager war man sicher, daß Herr Frère nicht so kühn sein werde, „diese Tollheit“ zu begehen.

Der energische Staatsmann jedoch zauderte keinen Augenblick. Sobald die römische Doppelzüngigkeit festgestellt war, schrieb er trotz der nationalen Feste an Herrn d'Anethan, daß das Experiment, welches er in loyaler Weise gemacht habe, gescheitert sei, wegen des „unerhörten Umschwungs, der in Rom vor sich gegangen“; er schickte ihm den Befehl, den Cardinal Nina davon zu unterrichten, daß die belgische Gesandtschaft zurückberufen sei, und daß er sofort Rom zu verlassen habe.

Der Nuntius Vanutelli, „der bei der Regierung über die Heftigkeit der bischöf-

lichen Hirtenbriefe seufzte, an denen er selbst mitgearbeitet, und für welche er sogar vom Bischof von Tournay dessen Unterschrift erbeten hatte", der geistliche Diplomat, der diese „Spitzbüberei" begangen hatte, erhielt die Nachricht, daß man jede Beziehung mit ihm abbreche, und daß man ihm seine Pässe zusende.

Es heißt, daß man in der Umgebung des Papstes seit jenem Tage vor dem belgischen Staatsmanne die größte Hochachtung hege.

Victor Gantier.

Zu Goethe's Faust.

Die letzte Scene im zweiten Theil des „Faust" (überschrieben „Bergschluchten, Wald, Fels, Einöde. Heilige Anachoreten gebirgauf vertheilt, gelagert zwischen Klüften") beginnt bekanntlich mit folgendem

Chor und Echo. Waldung, sie schwankt heran,
Felsen, sie lasten dran,
Wurzeln, sie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge spritzt,
Höhle die tiefste schützt;
Löwen, sie schleichen stumm,
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort,
Heiligen Liebeshort.

Wenn auch das hier geschilderte Local kein irdisches ist, so hat Goethe doch unzweifelhaft eine bestimmte Scenerie vorgeschwebt. Die Erklärer haben an den mit Einsiedeleien besetzten Montserrat, auch an den Athos gedacht; die Erwähnung der Löwen versucht Dünzer aus Jesaias 65,25 herzuleiten, doch ist dort von drei wilden Thieren (Löwe, Wolf und Schlange) die Rede, von welchen der Herr sagt: „Sie werden nicht schaden noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge".

Da es nun aber ein Bild gibt, in dem man jeden Zug von Goethe's Schilderung wiederfindet, so bin ich überzeugt, daß ihm dies und kein anderes vor der Seele gestanden hat, als er die angeführten Verse dichtete. Es ist das die Einsiedler in der Thebaide darstellende Wandgemälde im Campo Santo von Pisa, welches Lasinio dem Pietro Laurati zuschreibt (Lasinio Campo Santo di Pisa Tav. XII).

Am Ufer des Nil, dessen Strom das Bild nach unten in seiner ganzen Breite abgrenzt, erheben sich steile, phantastisch geformte Felsen, die bis zum obern Rande des Bildes reichen. Bäume, darunter Palmen, sind zwischen den Felsen vertheilt, zum Theil aus Klüften oder hart an den schroffen Felsen emporgewachsen, auf engstem Raume wurzelnd. Von den Einsiedlern fischen einige im Nil, die meisten sind theils in kleinen Häuschen, theils in Höhlen, oder vor denselben in verschiedenen Beschäftigungen dargestellt. An zwei Stellen sieht man je ein Paar von Löwen, die Erde zum Grabe eines gestorbenen Eremiten aufwühlen, an einer dritten zwei Löwen wie Hunde vor Wohnungen von Einsiedlern gelagert.

Sicherlich ist Lasinio's 1822 erschienenes Werk Goethe nicht unbekannt gewesen; vielleicht hat er es sogar bei Abfassung der besprochenen Stelle vor Augen gehabt.

Prof. L. Friedlaender.

νμ. **Vom Kriege.** Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Vierte Auflage. Berlin, Dümmler. 1880.

Es könnte auffallend erscheinen, daß Jemand dies Buch hier kurz anzuzeigen unternimmt, der kein Militär von Fach ist. Eben deshalb gerade erlaubt man sich, zum Nutzen derjenigen hier auf das Buch hinzuweisen, welche gleich uns in militärischen Dingen Laien sind und denen trotzdem die Lectüre des Werkes dringend empfohlen werden soll.

Zweierlei zeichnet das Werk in unsern Augen aus.

Erstens die Schärfe der Gedankenarbeit und die damit verbundene Präcision des Ausdruckes, die sich in ihrer Einfachheit bis zur stylistischen Schönheit steigert. Man fühlt bei den ersten Seiten schon, daß ein überlegener Geist hier ein Thema behandle, das er beherrscht. Man liest mit aufmerksamer Sorgfalt diese Sätze, in welchen Theorie und Praxis sich zu dem reinsten Ganzen zu vereinigen scheinen. Es hat diese Darstellung beim Leser den wunderlichen Erfolg, den immer nur die Darlegungen der allerbedeutendsten Lehrer und Denker haben, daß man allmälig in das Gefühl geräth, nun ebensoviel von der Sache zu wissen als der, der uns hier, in den meisten Fällen doch wol zum ersten Male, darüber redet, daß alles selbstverständlich und kinderleicht, ja so einfach erscheinen wird, als seien es längstbekannte Dinge, die wir hier nur repetiren. Man halte aber irgendwo inne und suche mit den eigenen Gedanken weiter zu kommen: ob man auch nur für einen einzigen Satz weiter Zeug in sich hätte.

Zweitens aber ist das Buch so wichtig, weil es dem Laien die beste Darstellung von Verhältnissen gibt, die Jedermann doch heute angehen. Wir halten eine ungeheure Armee der Sicherheit und Ehre des Vaterlandes wegen, wir ertragen ungemeinen Steuerdruck, um sie zu erhalten, und hören tagtäglich Räsonnements über die Nothwendigkeit diesen Druck zu tragen. Jeder der Clausewitz' Buch „Vom Kriege" in die Hand nimmt, wird eingestehen, daß dem Verfasser ein politischer Standpunkt im heutigen Sinne überhaupt fehle. Clausewitz hatte gewiß niemals diesen Zweck seiner Arbeit vor Augen, den wir hier jetzt berühren. Ja, es würde ihm selber kaum Jemand haben klar machen können, es werde sein Buch jemals einem solchen Zwecke dienen können. Man darf es deshalb mit dem völligen Vertrauen in die Hand nehmen, eine durchaus sachgemäße Darstellung eines Gegenstandes zu empfangen, über den gesunde Ansichten zu verbreiten heute einer der wichtigsten Angelegenheit ist. Man liest seine Capitel etwa wie man die Beschreibung einer großartigen Fabrik, eines ungeheuren Brückenbaues, einer colossalen wissenschaftlichen Expedition liest. Man könnte sagen, er gebe die rationellste Methode an, so sicher und rasch und schmerzlos als möglich das für die Sicherheit des Landes nöthige Quantum vertilgter oder gefangener feindlicher Bataillone zu beschaffen, er beschreibe die für diesen Zweck nöthigen Maschinen und deren körperliche Bedienung. Und zwar dies in der einfachsten Sprache, mit einer Fülle historischer Belege und mit fortwährendem Hinblick auf die edelsten Ziele unserer auswärtigen Politik. Er gibt uns überraschend neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung historischer Charaktere. Er construirt, ganz nebenbei und ohne den Anschein es zu wollen, die richtige Ansicht über die Freiheitskriege. Und, was der allgemeinste zugleich aber der höchste Vortheil ist, den die Lectüre dieses Buches gewähren muß, er zeigt uns eine Reihe von Eigenschaften des deutschen Charakters in einer dem gewöhnlichen Blicke und der durchschnittlichen bürgerlichen Erfahrung sicherlich neuen und ungeahnten Wichtigkeit. Wenn Clausewitz z. B. über die Mäßigung in den Zielen spricht, mit der Friedrich der Große erfolgreich seine Kriege führte, wenn er an klaren Zügen zeigt, warum Napoleon der erste Feldherr seiner Zeit war und warum er trotzdem fallen mußte, so verbreitet er zugleich Licht über menschliche Verhältnisse der allgemeinsten Art und greift über die Grenzen seiner Aufgabe hinaus zur Darlegung der letzten großen Ursachen hinüber, welche überhaupt das Emporkommen und Sinken außerordentlicher Menschenlenker bedingen.

σχ. **Das Oberammergauer Passionsspiel** in seiner ältesten Gestalt zum ersten Male herausgegeben von August Hartmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Der Verfasser hat die schöne Entdeckung gemacht, daß der älteste Text des Oberammergauer Passionsspieles vom J. 1662 zur Hälfte auf dem Passionsspiele des Augsburger Meistersingers Sebastian Wild (vor 1566 entstanden) und zur Hälfte auf einem handschriftlich zu München bewahrten Augsburger Passionsspiele des fünfzehnten Jahrhunderts beruht. Beide Stücke theilt er vollständig mit und zeigt dann an Proben, wie sie in dem Oberammergauer Spiel in einander verschränkt und mit geringen Zusätzen versehen wurden. Der so entstandene in allen seinen Elementen aus Augsburg stammende Text blieb in der Hauptsache bis 1740 in Geltung. Und selbst der neue Passionstext, den Pater Ferdinand Rosner für die Aufführung von 1750 verfaßte, zeigt noch wörtliche Uebereinstimmungen mit der alten Fassung; er verbreitete sich nach Dachau und, in Alexandriner umgesetzt, auch nach Erl in Tirol. Dem Oberammergauer Texte von 1662 aber waren Blätter eingelegt worden, welche zum Theil auf ein Passionsdrama zurückgehen, das Johann Aelbl, Pfarrer zu Weilheim, in den Jahren 1600 und 1615 aufführen ließ. Aelbl hatte dazu ein Stück des bekannten Züricher Dichters Jacob Ruef (1545) benutzt, welches seinerseits aus einem Drama von 1494 schöpfte. Alle diese Zusammenhänge hat der Verfasser klar gelegt und damit einen sehr dankenswerthen Beitrag zur Geschichte des deutschen Schauspiels geliefert.

σχ. **Volksschauspiele.** In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien, nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Der Verfasser hatte schon früher in seiner Schrift „Weihnachtlied und Weihnachtspiel in Oberbayern" erfreuliche Proben seines glücklichen

Sammeleifers auf dem Gebiete der volksthümlichen Dichtung gegeben; er bietet jetzt dem Publicum einen starken Band von 600 Seiten großen Formats, der gegen 50 dramatische Spiele enthält, die sich aus alter Ueberlieferung bei dem Landvolk in Oberbayern, Land Tirol, Salzburg und bei den Deutschen in Ungarn erhalten haben und großentheils noch heute lebendig sind. Ein ungeahnter Reichthum! Und es handelt sich dabei keineswegs nur um geistliche Dramen, Christkindelspiele, Dreikönigspiele, Hirtenspiele, Passionsspiele, Judasspiele, wie sie sich an die kirchlichen Feste, Weihnachten und Ostern, von Alters her anschlossen. Der Schwerttanz (S. 126) ragt aus der germanischen Urzeit herein. Das „Landständspiel“ (S. 23), worin die verschiedenen Stände, Bauer, Edelmann, Soldat, sich mit einander messen, erinnert an die Streitgedichte des Mittelalters, die sich in's Volkslied fortpflanzten. Auch Sommer und Winter streiten wie im Volksliede des sechzehnten Jahrhunderts (S. 74). Ein weitverbreitetes Adam- und Eva- oder Paradiesspiel geht auf Hans Sachs zurück (S. 39 und 437). Auch Kain und Abel, David und Goliath, das Urtheil Salomonis werden dramatisch behandelt. In einem Spiel mit der Rolle des Bajazzo kommt Kaiser Friedrich aus dem Untersberg hervor (S. 29): von diesem und einer Reihe anderer Spiele (Nr. 24—33) glaubt der Herausgeber den Verfasser bestimmen zu können; er hat mit bewunderungswürdiger Sorgfalt die Nachrichten über ihn gesammelt und theilt sie großentheils in den Worten seiner bäuerischen Berichterstatter mit. Wie der verdorbene Student fest im Volke wurzelte und mit einem gewerbsmäßigen Sänger eng verbunden war (S. 178), das erinnert an viel ältere Verhältnisse und gewährt einen Blick auf die Art, wie einst Volkslieder entstanden und sich verbreiteten. Auch tirolische Volksdichter wie Angetti, Schmalz u. A. werden uns näher bekannt. In einem „Nachspiel“ sagen ein Jude und ein protestantischer Geistlicher sich gegenseitig Unliebenswürdigkeiten zum Vergnügen des katholischen Publikums (S. 296). Ein Antichristspiel zu Landl glaubt Herr Hartmann auf ein spanisches Original zurückführen zu dürfen (S. 353). Moderne Stücke, von Kotzebue, Houwald, Zedlitz drangen in ein einsames Alpenthal (S. 352). In den Jahren 1774 und 1794 wurde zu Oberaudorf Corneille's Polyeucte in einer vulgären Bearbeitung gegeben (S. 378). Im Jahr 1770 führte man zu Dachau eine „Joanna von Arc“ auf, von welcher Proben mitgetheilt werden (S. 440). Wir reißen diese Mittheilungen heraus, um eine entfernte Vorstellung der vielen und mannigfaltigen Aufschlüsse zu geben, welche das vorliegende Buch gewährt. Der Verfasser hat sich damit ein großes Verdienst erworben, umsomehr als er nicht blos sammelte und seine Texte oft methodisch aus verwandten Fassungen herstellte, sondern auch die weiteren Zusammenhänge erforschte und das Drama der Vergangenheit herbeizog. Wir machen in dieser Hinsicht noch auf das Münchener Drama von 1510 aufmerksam, das mit einem Rheinauer von 1467 verwandt ist (S. 421), und auf die Beziehungen oberdeutscher Weihnachtsspiele zu der Comödie des G. Pondo, welche 1589 zu Berlin aufgeführt wurde (S. 522). Auch Verse von Friedrich Spee leben in diesen Volksdramen fort (S. 406). Wir empfehlen das lehrreiche Werk der allgemeinsten Beachtung eines Publicums, welches durch sein Interesse am Oberammergauer Passionsspiel soeben erst bewiesen hat, daß die dramatische Volkspoesie über die bäuerlichen Kreise hinaus zu neuer Wirkung gelangen kann. Es ist dies eine Huldigung des neunzehnten Jahrhunderts für die dramatische Begabung des sechzehnten.

ο. β. **Klinger in der Sturm- und Drangperiode.** Dargestellt von M. Rieger. Mit vielen Briefen. Darmstadt, Arnold Bergsträßer. 1880.

Maximilian Klinger, der Dichter von „Sturm und Drang“ ist lange Zeit hindurch von der Literaturgeschichte als ein wunderlicher Popanz ausstaffirt worden, den mit allgemein menschlichem Maßstab zu messen, fast unmöglich schien. Erst in den letzten Jahren hat man versucht, auch der Erscheinung dieses merkwürdigsten Vertreters der Geniezeit näher zu kommen, sie wie jede historische Persönlichkeit in ihren Vorbedingungen, ihrem Werden und Wachsen zu begreifen und abzuleiten; und was die Forschungen von Erich Schmidt, Erdmann u. A. noch etwa unerklärt gelassen hatten, das bringt jetzt Rieger, der Großneffe Klinger's, in einer ausführlichen und anziehenden Darstellung zur Lösung. Er berichtet von der harten, trübseligen Knabenzeit des Dichters, von seinen Frankfurter und Gießener Studien, dem verworrenen und ziellosen Drange des Jünglings; er zeigt, wie bei Klinger's unerwarteten Einfall in Weimar zuerst die Erkenntniß seines militärischen Berufes mit Macht in ihm hervorgebrochen sei und wie in seinem bekanntesten, aber keineswegs gelungensten Drama, in „Sturm und Drang“ die erwachte Kriegslust sich spiegelt; er begleitet seinen Helden zu Seyler's Theatergesellschaft, nach Emmendingen zu Goethe's Schwager Schlosser, in den bayerischen Erbfolgekrieg, und wiederum nach Emmendingen zurück, und legt vortrefflich dar, wie der Aufenthalt bei Schlosser klärend, beruhigend, fördernd auf das gährende Gemüth des Stürmers gewirkt habe und wie das letzte Werk, das auf deutschem Boden, vor seiner Uebersiedelung nach Rußland, geschrieben, wie die Geschichte von „Plimplamplasko, dem hohen Geist (heut Genie)“ in ihrer derben Verspottung des Geniethums die rücksichtslose Befreiung und Lossage des Autors vom Sturme und Drange bedeute. Er widmet den Dramen wie den Romanen des jungen Klinger's eine genaue, zuweilen wol allzugenaue, Analyse, er steht, begreiflicher Weise, dem Dichter nicht ganz vorurtheilsfrei gegenüber und die literarhistorische Methode, welche er anwendet, entspricht mehr dem Ideal einer älteren Zeit, als demjenigen, welches dem Referenten vorschwebt; aber er erschließt der Forschung so viele neue Seiten von Klinger's Leben und Dichten, er gibt, in den ästhetischen Urtheilen, so reiche und so originelle Betrachtungen, er bietet uns, mit einem Worte, ein so reifes und schönes Buch, daß wir den in Aussicht gestellten zweiten Band, „Klinger in der Reife des Lebens“, je eher je lieber vollendet wünschten.

ν. **Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen.** Reisebriefe von Wilhelm Roßmann. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1880.

Aus Italien. Von A. W. Ambros. Erster Band der nachgelassenen kleineren Schriften. Preßburg und Leipzig, Gustav Heckenast. 1880.

Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens von Woldemar Kaden. Berlin, Otto Janke. 1880.

1878. 1879. Lettres d'Italie par Emile de Laveleye. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Italien ist ein unerschöpflicher Stoff. Die Literatur über Italien stirbt nicht aus. Es wäre eine schöne Aufgabe, sie in großem Umriß vergleichend zu durchmustern. Welches reiche Material böten allein die Deutschen in ihren Beziehungen zu Italien: was für lehrreiche Parallelen ließen sich ziehen! Man muß z. B. den Kreis, der sich um Niebuhr sammelte, mit Goethe vergleichen; sie lesen Goethe's „Italienische Reise", die mitten in das aufblühende Nazarenerthum hineinfällt und ärgern sich gewaltig darüber; Classicismus und Romantik stoßen auf einander; Goethe hatte das italienische Mittelalter gleichgiltig übersehen und einem Guido Reni, einem Dominichino Geschmack abgewonnen: wie Frevel erschien das einem Geschlechte, das verehrungsvoll zu Fra Angelico aufblickte.

Merkwürdig, daß vielfältige italienische Reiseliteratur noch immer dankbare Leser findet! Das Publicum begnügt sich nicht, im Gsell-Fels die Empfindungen nachzulesen, die an den classischen Stätten für angemessen erachtet werden. „Ein Jahr in Italien" von Adolf Stahr und die „Wanderjahre" von Gregorovius sind berühmte Bücher geworden. Herr Woldemar Kaden wird nicht müde, über Italien zu schreiben; sein oben genanntes Werk knüpft ausdrücklich an Gregorovius an und ist sehr leicht, recht feuilletonistisch flott hingeplaudert; doch wollen wir nicht unterlassen, einige anziehende Proben von Volkspoesie, lucanische Märchen, ein albanesisches Hochzeitscarmen, hervorzuheben. Ambros, der einst über „Goethe in Italien und seine Nachfahren" vergleichend gehandelt, beginnt auch hier mit einer Parallele zwischen Stahr und Goethe, welche nicht zu Gunsten des ersteren ausfällt; er urtheilt, Goethe's Buch mache noch immer den frischesten und wahrsten Eindruck, während Stahr's „Briefe" schon heute veraltet seien. Ambros' eigenes Buch hat keine einheitliche Kunstform. Es zerfällt in „Städtebilder und Venetien", einige andere Aufsätze und Briefe von vier verschiedenen Reisen aus den Jahren 1861, 1865, 1866 und 1868. Die Briefe sind uns lieber als die Aufsätze; die Briefe haben das Momentane, wir möchten sagen: Dramatische, das uns Reisebeobachtungen zu einer angenehmen Lectüre macht. Ambros zeigt sich darin als der vielseitig gebildete Mann, der er war; aber eigentlich verfolgen wir lieber den Reisenden, an dem wir ganz bestimmte Absichten merken, von dem daher wahrscheinlich originellere Bemerkungen ausgehen, die nicht leicht ein anderer gemacht hätte, während wir hier vieles lesen, wovon wir nur urtheilen können, daß es „nichts Besonderes" sei. Man sehe z. B. S. 312 den Bericht über einen Besuch in der Villa Albani oder S. 321 die Klagen über die Engländer; es ist ungefähr, was Jeder sagen kann und unzählige Mal gesagt wurde.

Viel eigenthümlicher stellt sich das Buch von Roßmann dar, dessen zweite Auflage eine wohlverdiente ist. Hier fehlt nicht der besondere Zug, den wir bei Ambros vermissen, und der Verfasser macht uns gleich in der Vorrede darauf aufmerksam. Er hat an Ort und Stelle die alten Dichter und Historiker verglichen, die von jenen merkwürdigen Stätten gehandelt, und fügt ihre Schilderungen in gelungener Uebersetzung ein. Wohl mancher ist von Neapel nach Sicilien hinüber gefahren mit seinem Homer in der Tasche, und hat in Sicilien den Theokrit gelesen; aber nicht jeder wird sich von vornherein so umsichtig mit der entsprechenden Lectüre versehen haben, um dann am Orte selbst nichts zu vermissen. Der Verfasser kommt den Reisenden hierin zu Hilfe. Leider hat er Sicilien nur auf 100 Seiten behandelt; den Löwenantheil erhält Neapel und die angrenzenden Landschaften und Inseln. Ein geistvoller Mann, Kenner des Alterthums und dem Alterthum in erster Linie, aber nicht ausschließlich zugewandt, sucht er nirgends durch geistreiche, witzige Einfälle zu glänzen; sondern, von einem starken Interesse für die Sache erfüllt, lernt er an den Gegenständen und läßt uns mit ihm lernen. Strabo und Plinius müssen ihm helfen; Horaz, Virgil, Ovid, Martial, aber auch Sannazaro liefern den poetischen Schmuck. Ueber Kunstwerke, sogar über sehr bekannte, finden sich feine, zum Theil überraschende Reflexionen. Eine Theateraufführung gibt den Anlaß zu einer kurzen Charakteristik des Alfieri. Die Sage von Virgil wird entwickelt, die Naturanschauung der Odyssee untersucht, und in Salerno taucht der „Arme Heinrich" des Hartmann von Aue auf. Kurz überall eine Fülle von Kenntniß und Anschauung, welche der Verfasser an die Dinge heranbringt und womit er die Gegenwart bereichert.

Mit ganz anderen Intentionen als die vorher Genannten ist M. de Laveleye in Italien gereist. Er ist Belgier, ein großer Verehrer von Tocqueville, den er den Montesquieu des 19. Jahrhunderts, und von Mill, den er den Führer aller erleuchteten Freunde der Freiheit und Gerechtigkeit nennt. Er ist Nationalökonom; sein Buch über die ältesten Formen des Eigenthums (La Propriété et ses formes primitives) hat auch in Deutschland den Beifall gefunden, den es verdient; als Nationalökonom besucht er Italien, er studirt die Einrichtungen und die Menschen, er sammelt Erfahrungen, um sie für Belgien nutzbar zu machen. Er rühmt den italienischen Nationalökonomen nach, daß nur sie mit den großen Arbeiten ihrer deutschen Fachgenossen vertraut seien. S. 66 ff. macht er sehr bemerkenswerthe Aeußerungen zur Judenfrage. S. 150 erinnert er sich in Rom an Savigny's Salon in Berlin, den er noch besucht, und an die Erscheinung Bettina's. Bei Minghetti unterhält er sich mit dem Bischof Stroßmayer über die Zukunft der österreichischen und bosnischen Slaven (S. 152). Wir lernen auch bei ihm, wo wir aufschlagen, und wir lernen

auf die rascheste und angenehmste Weise; aber wir lernen Gegenwart, Politik, Erziehung, Schule, Finanzen; — Natur und Kunst, der Verfasser sagt es uns von vornherein, ziehen ihn diesmal nicht an; Italiens große Vergangenheit schweigt in seinem Buche.

al. 1. **Irland.** Culturhistorische Skizze von Karl Kautsky. Leipzig, Erich Koschny. 1880.

2. **Der Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft**, untersucht von Karl Kautsky. Wien, Bloch und Haßbach. 1880.

Das politische Europa sieht die irischen Wirren und Leiden größtentheils in dem Spiegel der so mächtig entwickelten englischen Presse, Zeitungen und Wochen-, Monats- und Vierteljahrs-Schriften zusammengenommen. Es mag daher am Platze sein, daß Herr Kautsky in seiner sogenannten culturhistorischen Skizze einmal recht resolut die Gegenseite nimmt. Die Homeruler sind ihm noch zu zahm; er nimmt nicht mit Geringerem vorlieb, als mit der Auslieferung des gesammten fruchtbaren Bodens an die überwundene und enterbte keltische Rasse. Eine Verjährung, scheint es, gibt es für ihn nicht. Das ist nun freilich weder ausführbare praktische Politik noch gerechte und vernünftige Geschichtsauffassung, sondern einfach ein socialdemokratisches, oder, wenn man den Ausdruck in seinem altbekannten römisch-irischen, nicht im modernen deutschen Sinne nehmen will, agrarisches Partei-Plaidoyer.

Das zweite Buch ist nicht bloß umfänglicher (195 Seiten gegen 39), sondern auch wissenschaftlicher gedacht und werthvoller. Seit einiger Zeit tritt unser deutsches nationalökonomisches und socialpolitisches Grübeln in die Malthus'sche Phase, d. h. der Werth von Befreiungsmaßregeln für das wirthschaftliche Gedeihen der Massen tritt in den Vorstellungen zurück hinter die Wichtigkeit der Bevölkerungszunahme, gerade wie das einst in England geschah, als Adam Smith hinlänglich aufgenommen und durchgearbeitet war, um durch Malthus verdrängt werden zu können. Eine Malthusian League, die sich in London aufgethan hat, treibt auch bereits nach Deutschland Sprossen. Aerzte und Volkswirthe wetteifern, wer auf diesem an sich schon so dunklen, durch Herkommen und Sitte noch mehr verdunkelten Gebiet einen vorwärtsführenden Pfad entdecken kann. Mit einem ungenannten Mediciner empfiehlt der Nationalökonom oder Socialist Kautsky „Das Raciborsky'sche Verfahren", das wir hier aus dem triftigen Grunde nicht näher bezeichnen werden, weil es uns gänzlich unbekannt ist; es läuft aber hinaus auf freiwillige Beschränkung des Kinderreichthums der Ehen ohne gleichzeitige Aufhebung des ehelichen Verkehrs. Dies und Aehnliches soll das durchschlagende unter jenen präventiven Mitteln zur Abstellung der Uebervölkerung sein, denen Malthus als sonst mit verhängnißvoller Nothwendigkeit eingreifende repressive Mittel Siechthum, Hungersnoth und Krieg gegenüberstellt. Herr Kautsky hält es für sittlicher, auf die angedeutete Art vorzubeugen, als die Strafe unbedachter Fruchtbarkeit herauszufordern; er ist auch überzeugt, daß auf dem Wege „unermüdlichen Forschens und langer, mühsamer Arbeit" das Ziel sich immer besser, bequemer, vorwurfsfreier werde erreichen lassen. Denn ein Pessimist will er ebensowenig sein wie ein Optimist nach Bastiat's Vorbild, sondern ein „Socialist"; d. h. ihm zufolge ein Mensch, der an die Vervollkommnungsfähigkeit der Gattung glaubt, aber nur durch ihr eigenes ernstliches Zuthun. Sollte dies — von der speciellen Frage ganz abgesehen — in der That außerhalb des Bastiat'schen Ideenkreises liegen? Ebensowenig wie außerhalb des Malthus'schen Systems.

νμ. **Die Zeit Constantin des Großen** von Jakob Burckhardt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Seemann. 1880.

Der Verf. hat, der Vorrede zufolge, das vor fast 30 Jahren zuerst erschienene Buch nicht vergrößert, dagegen die inzwischen erschienene Literatur zur Richtigstellung vieler Einzelnheiten benutzt. Das Buch gehört zu den allgemein bekannten und geschätzten Werken der deutschen historischen Literatur und sein Erscheinen in neuer Gestalt wird Vielen willkommen sein. Es gewährt den Anblick einer Epoche, von der in den Schulen wenig gelernt zu werden pflegt und die doch gerade für unsere Tage — wenn überhaupt in der Geschichte zu Bildung des Urtheils über das heutige Dasein Vergleichungen angestellt werden dürfen — größere Wichtigkeit hat als andere, die man in unnöthiger Breite dem Gedächtnisse der Jugend einprägt. Was dies anlangt, so glauben wir freilich, der Verf. würde, hätte er sein Thema heute frisch angebrochen, dem Buche vielleicht Theodosius zum Mittelpunkte gegeben haben. Ueber Constantin wogt das Vergehende und das sich neu Gestaltende noch zu gleichwerthig durcheinander. Das Christenthum erscheint fast noch als bloße Secte neben den übrigen und sein Emporkommen als etwas Zufälliges. Weltbewegende Männer wie Hieronymus und Augustinus dürften für Constantin's Zeiten noch nicht als Quelle benutzt werden: ihr Eintreten erst läßt uns in das Herz des Christenthums schauen und die Nothwendigkeit begreifen, es zur Staatsreligion zu machen. Hätte Burckhardt noch um ein Jahrhundert weitergegriffen, so würde er dem ungeheuren Werke der geistigen Bestrebungen, die er so glänzend, zugleich aber etwas verwirrend vor uns ausbreitet, einen beruhigenderen Abschluß haben geben können. Factisch that er dies sogar, indem er (im zehnten Abschnitte seines Werkes) für Darstellung der städtisch römischen Zustände die Schriften des heiligen Hieronymus angibt, dessen Leben in ein späteres Jahrhundert fiel. Vor allem aber würde bei dieser Behandlung der Dinge die colossale, heute noch in voller Festigkeit thronende gesetzgeberische Arbeit jener Zeit mehr hervorgetreten sein, deren Gebäude damals aufgeführt wurde und deren einheitliche Gedanken die Verschiedenheit der nationalen Bestandtheile, aus denen das römische Reich zusammengefügt war, zusammenhielt. Dieser große friedliche Gegensatz darf nie außer Acht gelassen werden, wo die Zerstörung übrigens sich in so starken Zügen geltend macht.

Das sichtbar Energische in der Geschichte der Menschheit tritt zumeist im Unheilvollen

hervor. Indem Burckhardt auch aus zwei bis drei Jahrhunderten eine Fülle von Thatsachen zusammenbringt, welche mehr oder weniger an das Verbrechen streifen und deren verderbenbringende Wirkung unleugbar ist, entsteht in uns ein fast beängstigendes Gefühl vom Untergange eines prachtvollen historischen Aufbaues. Dieser Aufbau aber war unter denselben Umständen einst zu Stande gekommen. Und überall, auch wo das Unheil noch so dicht wächst, wird es bei genauerem Anblicke als das Vereinzelte, Außerordentliche, nicht für das eigentliche Dasein Maßgebende erscheinen. Es sind viele Menschenalter, aus deren langsamem Verlaufe all diese Charakterzüge der Völker und Individuen zusammengebracht worden sind. Ein Jahrhundert währt eben hundert Jahre. Wollten wir nach demselben Principe unser eigenes und das vorige historisch behandeln, so würde mit Leichtigkeit der Anschein hervorgebracht werden können, als sei vom Dreißigjährigen Kriege bis heute Europa niemals zur Ruhe gekommen. Als hätten die Völker wie im Delirium sich windende Sterbende unaufhörlich in beängstigenden Träumen gelegen. Man vergißt über Krieg, Pest, religiöser Verfolgung und Revolution, von denen die Zeiten vor und nach und unter Constantin allerdings erfüllt waren, wie sie es immer waren, so lange die Geschichte läuft, zu leicht, daß es sich hier meist doch nur um vorübergehendes Unheil handelt und daß zwischen den bösen Wettern lange Zeiten der Ruhe liegen, in denen behaglich gelebt und gearbeitet wird und der umherschauende Blick hoffnungsvoll und ruhig in die Zukunft blickt. Wir leben ja auch heute so. —

ρ. Aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig sind uns auch in diesem Jahre mehrere für die Jugend bestimmte Werke zugegangen, welche wir als ihrem Zwecke durchaus entsprechend bezeichnen und empfehlen können. Sie wollen fördernd unterhalten, indem sie Belehrung in angenehmer, fesselnder Form bieten. Auch die Erzählungen, wie z. B. die aus dem christlichen Alterthum: „Unter dem Kreuz" von Victor Schultze, haben einen reichen entweder culturhistorischen oder ethnographischen Hintergrund, wie z. B. „Die schwarzen Napoleonen in Süd-Afrika" von A. Passow, eine Schilderung des Lebens und der Sitte der Bantu-Völker. Hierher gehört auch eine in sehr hübscher Ausstattung erschienene Auswahl aus dem unerschöpflichen Schatze von Andersen's Märchen, in neuer Bearbeitung von C. Lobedanz. Im ernsteren Sinne belehrend gedacht und ausgeführt sind die beiden ganz besonders reich mit Farbenbildern und Textillustrationen ausgestatteten Bände „Das alte Wunderland der Pyramiden" von Dr. Karl Oppel, und „Der Tempelbau der vorchristlichen und christlichen Zeit" von Prof. Dr. F. R. Diepolder. Von den Anfängen der ägyptischen Cultur wird hier der jugendliche Leser durch alle folgenden Phasen der geistigen Entwickelung und über weite Culturgebiete gleichsam an der Hand der bildenden Kunst geführt. Selbst Erwachsene werden mit Vergnügen in diesen Büchern blättern oder lesen. Ein Anhang zum zweiten derselben schildert den Kirchenbau im 19. Jahrhundert, und schließt die weite Wanderung durch die Jahrhunderte mit einem Blick auf den vor wenig Wochen vollendeten Kölner Dom. — Ein gar eigenartiges und hübsches Buch endlich, welches aber schon aus dem Gesichtskreise der eigentlichen Jugendliteratur herausfällt, ist das Vademecum für Jäger und Jagdfreunde: „Wild und Wald" von Karl Philipp Freiherrn von Thüngen. In drei Abtheilungen ist der reiche Stoff übersichtlich behandelt; die erste gibt die Geschichte der Jagd, eine Beschreibung der Jagdwaffen und Munition, der Jagdhunde, Vorschriften über Kleidung und Comfort auf der Jagd, sowie über das erlegte Wild bis zu seiner Verwendung in der Küche. Die zweite Abtheilung enthält „Die zwölf Monate des Waidmanns", d. h. eine detaillirte Schilderung der verschiedenen Arten von Jagden und jagdbaren Thiere, wie sie sich nach den einzelnen Monaten gruppiren; und in der dritten finden wir ein sehr nützliches Wörterbuch der Waidmannssprache und einen Jagdkalender nach den in den Staaten des Deutschen Reiches gegenwärtig geltenden Jagdgesetzen. Kurz, ein literarisches Geschenk, wie es in seinem muntern grünen Gewande Niemand, der für das edle Waidwerk Interesse hegt, sich besser wünschen mag.

αφ. **Sonnenscheinchen.** Ein Wald- und Gnomenmärchen von Julius Lohmeyer. Mit acht großen Farbendrucken nach Aquarellen von Carl Gehrts. Berlin, Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhandlung.

Unter den im Laufe der letzten Jahre so zahlreich erschienenen Kindermärchen nimmt das vorliegende einen guten und rühmlichen Platz ein; einmal besitzt es den Vorzug einer realistischen und farbigen Schilderung, dann denjenigen eines rein menschlichen und sauber durchgebildeten Motives. Der jugendliche Leser wird in den Waffenkammern, Bergwerken, Schatzgewölben u. s. w. der Zwerge herumgeführt, und Alles stellt ihm der Dichter anschaulich und greifbar vor's Auge: das ist der kindlichen Phantasie gleich angenehm wie nützlich und bekömmt ihr besser denn wehmüthiger Mondenschein und seufzende Blumen. Zuträglicher auch als frömmelnde Sprüche und pedantische Moral ist ihr der psychologische Gehalt des Märchens: das aus eigener schwerer Schuld der Rache des Zwergenvolkes verfallene Geschlecht des Wildgrafen wird durch ein Mädchen des edlen Stammes gerettet. „Sonnenscheinchen" — so heißt die Kleine wegen ihres anmuthigen Wesens und holdseligen Gemüthes — versöhnt die Unterirdischen, die tadellose Güte und Reinheit ihrer Seele verwandelt die früheren Feinde in Freunde. Was der Verfasser, der bewährte Leiter der „Deutschen Jugend", in dieser seiner tüchtigen Zeitschrift für die Kinderwelt verlangt, das zeigt und bietet er hier in eigener Arbeit — ein treffliches Werk für die Jugend. — Acht prächtige Aquarelle von C. Gehrts, der wie kein Zweiter Zwerge zu zeichnen versteht, schmücken das schöne Buch, dessen elegante Ausstattung dem Geschmacke des Verlegers alle Ehre macht.

ϱ. **Geflügelte Worte.** Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Zwölfte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung. 1880.

In unermüdlicher Arbeit fährt der Verfasser fort, an diesem Werke zu bessern, zu mehren, welches immer ausschließlicher sich zu seinem Lebenswerke gestaltet hat und ihm in der That ein dauerndes literarisches Denkmal zu werden verspricht — „monumentum aere perennius", um gleich in des Buches eigenen Worten zu reden. Die Seitenzahl ist, nur 467 in der elften, auf 535 in der zwölften gestiegen, zu den Rubriken der ausländischen Citate ist eine hinzugekommen, welche die gebräuchlichsten spanischen Citate verzeichnet, die historischen Citate sind um den „Giftbaum" des Herrn Ministers Maybach bereichert und in einen „Anhang" alle diejenigen „geflügelten Worte" verwiesen worden, deren Urheber sich bis jetzt nicht habe actenmäßig feststellen lassen, zu deren Auffindung aber noch Hoffnung vorhanden ist. Sehr richtig ist eine Bemerkung, welcher wir in der zum größten Theil gleichfalls neuen Einleitung dieser 12. Auflage begegnet sind, daß nämlich die „geflügelten Worte" viel weniger in den Werken, deren Publicum der einzelne Mensch ist, als auf dem Markte des Lebens und im Strudel der Oeffentlichkeit gefunden werden. „Sie werden erst durch das Echo, das sie erwecken, zu dem, was sie sind. Sie waren vorher schon Worte, die citirt werden konnten, vielleicht sogar Worte, die da hätten citirt werden sollen oder müssen; der günstige Zufall, die günstige Lage gebietet, daß sie fortan citirt werden."

rϱ. **Gedichte** von Hermann Kletke. Dritte, reich vermehrte, mit dem Bildniß des Dichters versehene Gesammt-Ausgabe. Berlin, Carl Habel [Lüderitz'sche Verlagsbuchhdlg.]. 1881.

Ein halbes Jahrhundert, ein volles Menschenleben in Gedichten — so stellt die Gedicht-Sammlung von Hermann Kletke sich dar. Im Jahre 1836 war's, da erschien das erste Bändchen Kletke'scher Gedichte, und nun liegt ein stattlicher Band vor uns, der das Beste enthält, was während dieses langen Zeitraumes von seiner Leier erklungen ist. Und wunderbar — wie frisch diese Gedichte sind, gereift wol und mit einem Hauche milden Ernstes, wohlthuender, freundlicher Weisheit, die dem Jünglingsalter nicht eigen, die man nur im Leben erwirbt und oft nur im Kampfe mit dem Leben. Aber es gibt eine Jugend und Frische des Herzens, über welche die Zeit keinerlei Gewalt hat, und sie lebt auch in diesen Gedichten, welche noch heute anmuthsvoll und innig berühren wie nur jemals; wer weiß auch zu sagen, ob dieses oder jenes Gedicht gestern entstanden, ob vor vierzig Jahren? Das kennzeichnet zugleich am besten Kletke's Eigenart. Von Anfang an zeichneten sich seine Gedichte durch Sinnigkeit und eine Wärme des Tones aus, die dem reichen Gefühlsleben des Dichters und seinen frühe schon, ohne Ueberschwänglichkeit erkannten Idealen entsprungen war. Das reiche Gemüth hat Hermann Kletke sich bewahrt, seinen Idealen ist er treu geblieben, und so hat seine Muse durch Treue ihm gelohnt — der Mann ist älter geworden, doch nicht der Dichter. Was hat Kletke nicht Alles besungen! Die Jugend und den Frohsinn; der Liebe Leid, der Liebe Lust; die Natur und das Herz; das Meer und die einsamen Stunden und die Zeit und den Frieden. In den Sagen- und Märchenwald ist er eingedrungen und erzählt uns, was er hier gehört; aus seiner „Bildermappe" greift er die mannigfaltigsten Skizzen, und die „Gedenktafeln", die er errichtet, bezeichnen die Ruhmesgeschichte der deutschen Nation. Wir sind dankbar für solch' reiche Gabe, wie für einen Blüthenstrauß in herber, kalter Zeit; wir empfinden den lieblichen Hauch, der aus diesen Liedern dringt, wir fühlen uns wohl in dieser klaren, ruhigen Anschauung der Welt, die das Resultat strenger Lebensarbeit ist und nichts gemein hat mit grübelndem Pessimismus, wir lassen uns aufrichten durch die sinnigen Reflexe aus der Fülle eines dichterischen Gemüthes und empfehlen sie auch Anderen zu gleich erbaulicher Betrachtung und liebevoller Aufnahme.

ϱ. **L'art et le comedien** par C. Coquelin de la Comédie Française. Paris, P. Ollendorf. 1880.

Diese kleine, aber geistreiche Abhandlung eines der ausgezeichnetsten Schauspieler der berühmten Comédie Française, ficht mit vieler Lebhaftigkeit für die Gleichberechtigung des Schauspielers in der bürgerlichen Gesellschaft Frankreichs und will beweisen, daß der Schauspieler ein wirklicher Künstler sei. Sie ist nicht nur amusant zu lesen als Ausdruck eines so vorzüglichen Darstellers über die Werthschätzung seines Berufs, sondern unterrichtend durch eine Reihe eingestreuter Aeußerungen namhaft literarischer Persönlichkeiten, mit denen der Verf. seine Ansichten belegt. Der tieferen Absicht der Schrift, dem Schauspieler als solchen die Ritterschaft der Ehrenlegion zu erschließen, ist bisher maßgebender Seits noch nicht entgegengekommen worden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 14. December zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Album der Liebe und Freundschaft. Sprüche und Stammbuch-Verse für alle Verhältnisse des Lebens, gesammelt von Moritz Constantin. 11. verm. und verb. Aufl. Hamburg. J. F. Richter.

Ariost's Rasender Roland. Illustrirt von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Lfg. 1—6. Breslau, S. Schottlaender.

Aeschylos. — Die Tragödien des Aeschylos. In den Versmaßen der Urschrift in's Deutsche übersetzt von Carl Bruch. 2 Thle. Breslau. E. Morgenstern. 1881.

Auerbach. — Deutsche illustrirte Volksbücher von Berthold Auerbach. Mit ca. 400 Bildern nach Originalzeichnungen von K. Hoff. E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A. Lfg. 7. 8. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung.

Belgique. — **La Belgique et le Vatican.** Documents et travaux legislatifs concernant la rupture des relations diplomatiques entre le Gouvernement belge et le Saint-Siége. Précédés d'un exposé historique des rapports qui ont existé entre eux depuis 1830. Tome premier. Bruxelles, Bruylant-Christophe & Cie, Imprimeurs 1880.

Benvenuti. — Il Museo Euganeo-Romano di Este da Leo Benvenuti. Bologna, N. Zanichelli. 1880.

Bilder für Schule und Haus. Von Albert Richter und Ernst Lange. 1. Bd. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Bismarck-Kalender für das Jahr 1881. XIV. Jahrg. Minden. With. Köhler.

Bleichrodt. — Hermannfried, der letzte König der Thüringer. Eine Tragödie in 5 Acten von Reinhold Bleichrodt. Berlin, A. Haack. 1881.

Blüthen und Perlen deutscher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Illustrirte Ausgabe mit 14 Holzschnitten nach Zeichnungen von Edmund Koken, Randzeichnungen vom Ober-Hofbaurath Molthan in Hannover. Nebst Titelbild von Professor C. Osterley, in Stahl gestochen von Adrian Schleich und Titel in Farbendruck nach Zeichnung von Professor C. Scheuren in Düsseldorf. 26. Auflage. Hannover, C. Rümpler 1880.

Böhtlingk. — Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen. II. Band. Vom 13. Vendémiaire bis zum 18. Brumaire (5. October 1795 — 9. November 1799). Von Professor Dr. Arthur Böhtlingk. Jena, W. Frommann. 1880.

Braun. — Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun-Wiesbaden. 3. Aufl. 5 Bde. Hannover, C. Rümpler. 1881.

Braunau. — Es hat so sollen sein. Schwank in zwei Aufzügen von Wilhelm Braunau. Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhdlg. 1880.

Briefe von A. W. Iffland und F. L. Schröder an den Schauspieler Werdy. Herausgegeben von Otto Devrient. Mit den Bildnissen der beiden Meister. Frankfurt a. M., W. Rommel. 1881.

Bucher. — Geschichte der technischen Künste. Im Verein mit Justus Brinckmann, Albert Ilg, Julius Lessing, Fr. Lippmann, Herm. Rollett herausgegeben von Bruno Bucher. Lfg. 12. Goldschmiedekunst. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium. Brief 34—40. Lection 67—80. Bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Leipzig. Verlag des Hausfreundes.

Busch. — Stippstörchen für Aeuglein und Oehrchen von Wilhelm Busch. München, Fr. Bassermann.

Busch — Bilderpossen von Wilhelm Busch. 2. Aufl. München, Fr. Bassermann.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1940. 41. Endymion by the author of „Lothair". Leipzig, B. Tauchnitz. 1880.

Dichtungen des Auslandes. Bd. IV. Luther im Spiegel spanischer Poesie. — Bruder Martin's Vision. Nach der 10. Auflage der Dichtung unseres Zeitgenossen D. Gaspar Nuñez de Arce im Versmaass des Originals übertragen von Dr. Johann Fastenrath. 2. Aufl. Leipzig, W. Friedrich. 1881.

Ebers. — Der Kaiser. Roman von Georg Ebers. 2. Bde. Stuttgart, Ed. Hallberger. 1881.

Effendi. — Türkische Stimmen der Gegenwart. Verdeutscht von Osman Effendi. Leipzig. Wilh. Friedrich 1881.

Egypte. Tribunaux mixtes. Procès Papadopoulo. Oppression des Fellahs et protection consulaire. Rome. 1880.

Emden-Heine. — Erinnerungen an Heinrich Heine von seiner Nichte Maria Emden-Heine, Principessa della Rocca. Hamburg, Hoffmann & Campe. 1881.

Enders. — Novellen von M. A. Enders. Inhalt: Trautenheim. — Die Thurmschwalbe. — Steevenbord. (Eine Hallig-Novelle.) — Das Drachenhaus. Magdeburg, Faber'sche Buchdruckerei. 1881.

Erhaltung, Die, der deutschen Freihäfen, ein nationales Bedürfniss. V, Hamburg, G. J. Herbst. 1880.

Falb. — Von den Umwälzungen im Weltall. Drei Bücher: In den Regionen der Sterne. — Im Reiche der Wolken. — In den Tiefen der Erde. Von Rudolf Falb. Mit 95 Abbildungen. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Faulmann. — Illustrirte Cultur-Geschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 800 in den Text gedruckten Illustrationen. Lfg. 6—10. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Foster. — Birket Foster-Album. Eine Auswahl der schönsten Holzschnitte nach Zeichnungen von Birket Foster, in Holz geschnitten von Gebrüder Dalziel, J. Cooper, E. Evans u. A. Mit deutschem Text herausgegeben von Georg Scherer. München, Theo. Stroefer's Kunstverlag.

Freybe. — Weihnachten in deutscher Dichtung von Oberlehrer Dr. Albert Freybe. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. 1881.

Freytag. — Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. VI. Abthlg. Aus einer kleinen Stadt. Leipzig, S. Hirzel. 1880.

Geißler. — Hinnerk Brodersen. Von Robert Geißler. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdlg. 1880.

Gensichen. — Studienblätter. Cultur- und literarhistorische Skizzen von Otto Franz Gensichen. Berlin, E. Grosser. 1881.

Gerold. — Eine Herbstfahrt nach Spanien. Den Reisegefährten zur Erinnerung erzählt von Rosa v. Gerold, geb. Henneberg. 2. Aufl. Wien, C. Gerold's Sohn. 1881.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 12. — 19. Jahrg. Heft 1. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880/81.

Gneisenau. — Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. V. Band. Schluß. Von Hans Delbrück. Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von G. H. Pertz. Berlin, G. Reimer. 1880.

Goering. — Der Messias von Bayreuth. Feuilletonistische Briefe an einen Freund in der Provinz. Von Theodor Goering. Stuttgart, Richter & Kappler. 1881.

Goethe. — Faust. Eine Tragödie von Johann Wolfgang von Goethe. 1. Theil. Illustrirt in 50 Compositionen von Alexander Liezen-Mayer, Director der kgl. Kunstschule in Stuttgart. Mit Ornamenten von Rudolf Seitz. Ausgeführt in 9 Radirungen von W. Hecht und W. Krauskopf und in Holzschnitten von W. Hecht's xylogr. Anstalt. München, Th. Stroefer's Kunstverlag.

Goethe. — Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. 1 Theil. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Greenaway. — Kate Greenaway's Malbuch für das kleine Volk. Enthält 112 Holzschnitt-Illustrationen zum Coloriren. Nach Zeichnungen von Kate Greenaway. Mit beschreibenden Erzählungen und Reimen von George Weatherly, in's Deutsche übersetzt und ergänzt von Fanny Stockhausen. München, Theo. Stroefer's Kunstverlag.

Greenaway. — Kate Greenaway's Geburtstagsbuch für Kinder. Mit 382 Illustrationen, gezeichnet von Kate Greenaway. Mit Versen von Mrs. Sale Barker, übersetzt von Helene Binder. München, Th. Stroefer's Kunstverlag.

Greenaway. — Am Fenster. In Bildern und Versen von Kate Greenaway. Der deutsche Text von Käthe Freiligrath-Kroeker. München, Th. Stroefer's Kunstverlag.

Guichard. — Die Harmonie der Farben. 1296 Zusammenstellungen von Farbenverbindungen für die Kunst- und Textil-Industrie, für decorative Zimmerausstattungen, Costüme und Toilette von E. Guichard, Paris. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit deutschem Text von Dr. G. Krebs. 18 Lieferungen mit 144 Farbentafeln. Lfg. 1. Frankfurt a. M., Wilh. Rommel. 1880.

Gumplowicz. — Rechtsstaat und Socialismus. Von Dr. Ludwig Gumplowicz. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchhdlg. 1881.

Hahn. — **Fürst Bismarck.** Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eignen Kundgebungen dargestellt von **Ludwig Hahn.** (Vollständige pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, Staatsschriften und politischen Briefe des Fürsten.) Dritter Band bis 1879. — Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchhandlung). 1881.

Harnack. — Napoleon. Dramatisches Gedicht in Vorspiel und 5 Acten. Von Otto Harnack. Dorpat, E. J. Karow's Univ.-Buchhdlg. 1881.

Hausschatz, Illustrirter, für die Jugend. Eine Auswahl der besten Fabeln, Lieder, Sprüche, Märchen, Erzählungen, sowie vieler Mittheilungen aus der Natur- und Erdkunde, der Thier- und Pflanzenwelt. Herausgegeben von Maximilian Bern. Stuttgart, Wilh. Nitzschke.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 3. December 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Herquet. — Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan. Von Karl Herquet. Mit einer Karte. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1881.

Honoré. — Rosen-Lieder von Wilhelm Honoré. Leipzig, C. Hesse. 1880.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 2—4. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1880.

Jahn. — Im Bann der Venus. Eine Liebesmär von Hermann Eduard Jahn. Rostock, C. Meyer's Buchhdlg. 1880.

Jost. — Deutsche Treue. Historische Erzählung von Eduard Jost. 2 Bde. Stuttgart, Richter & Kappler. 1881.

Jugend-Zeitung, Germanische. Illustrirte Wochenschrift für Jugend und Haus. Heft 1. Danzig. 1880.

Junghans. — Osanna und andere Erzählungen. Von Sophie Junghans. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 1880.

Kalisch. — Pariser Leben. Bilder und Skizzen von Ludwig Kalisch. Mainz, V. v. Zabern. 1880.

Kletke. — Gedichte von Hermann Kletke. 3. reich verm., mit dem Bildniß des Dichters versehene Gesammt-Ausgabe. Berlin, C. Habel. 1881.

Klokow. — Die Frau in der Geschichte. Leben und Charakter der Frauen aller Zeiten, sowie deren Einfluß auf die Culturgeschichte des Menschengeschlechts. Mitgabe für Frauen und Töchter der gebildeten Stände. Von Ida Klokow. Mit 75 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Kompert. — Franzi und Heini. Geschichte zweier Wiener Kinder von Leopold Kompert. 2 Bde. Berlin, O. Janke. 1881.

Konversations-Lexikon, Illustrirtes, der Gegenwart. Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen rc. Lfg. 6. 7. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 7. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kruse. — Raven Barnekow. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1880.

Lamartine. — Jocelyn. Tagebuch eines Dorfpfarrers. Eine epische Dichtung von Alphonse de Lamartine. Uebersetzt von Jutta Bernhard. Hamburg, H. Grüning. 1881.

Langenstein — Michael. — Wie man's treibt, so geht's oder dunkle Existenzen und verschlungene Lebenswege. Drei Erzählungen aus dem wirklichen Leben von Franz Langenstein und C. Michael. Mit Kopfleisten, Initialen und einem Titelbild. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Lestolle. — Grece and the times by Pierre Lestolle. Rome. 1880.

Littré. — Wie ich mein Wörterbuch der französischen Sprache zu Stande gebracht habe. Eine Plauderei von E. Littré. Mit Littré's Porträt. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, W. Friedrich. 1881.

Lohde. — Auf classischem Boden. Roman aus der Zeit König Otto's von Clarissa Lohde. 2 Bde. Berlin, E. Grosser. 1881.

Lohmeyer. — **Sonnenscheinchen.** Ein Wald- und Gnomenmärchen von **Julius Lohmeyer.** Mit acht Aquarellen von **Carl Gehrts.** Berlin, Verlag von Alexander Duncker, Kgl. Hofbuchhändler. 1881.

Lonsdale. — Schwester Dora. Eine Biographie von Margaret Lonsdale. Autorisirte und von der Verfasserin revidirte Ausgabe von Auguste Daniel. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1881.

Löwenberg. — Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen im Alterthum und Mittelalter bis zu Magellan's erster Erdumsegelung. Bearbeitet von J. Löwenberg. Mit über 100 Text-Abbildungen und Karten, einem Titelbilde und 5 größeren Karten. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Masius. — Naturstudien. Skizzen von Hermann Masius. 1. Bd. 9. verbesserte Auflage. Mit einem Titelbilde von W. Georgy. Leipzig, F. Brandstetter. 1880.

Meißner. — Dichtungen von Alfred Meißner. 4. Band. Werinher. — König Sadal. — Herbstblumen. Leipzig, Fr. With. Grunow. 1880.

Mendelssohn. — Moses Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohn's herausgegeben von Dr. Moritz Brasch. 2 Bände. Mit dem Bildnisse Mendelssohn's in Stahlstich. Leipzig, L. Voss. 1880.

Mittelschulen, Die deutsch-evangelischen, in Siebenbürgen und die denselben drohende Gefahr. Eine Rechts- und Culturfrage. Leipzig, O. Wigand. 1880.

Monte. — Gedichte von Ambros del Monte. Wien, C. Konegen. 1881.

Monumental-Bauten, Wiener. I. Band. Hof-Opernhaus von van der Nüll und v. Sicardsburg. — Justizpalast von A. von Wielemans. 1. Lfg. Wien, Lehmann & Wentzel. 1880.

Müller. — Geschichte des Deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung erzählt von Professor Dr. David Müller. Pracht-Ausgabe, in der Reihe der Auflagen die neunte, besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit einem Bildniß Kaiser Wilhelms nach einer Original-Kreide-Zeichnung von Anton von Werner. Berlin, Franz Vahlen. 1881.

Müller. — Die schöne Müllerin. Gedichte von W. Müller. Illustrirt von R. Schuster u. A. Baumann. Musik von F. Schubert. Stuttgart, Ed. Hallberger.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 19. 20. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von k. Professor und Hofkirchenmusikdirector Emil Naumann. Heft 7. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. 1. 2. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Ompteda. — Bilder aus dem Leben in England von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Otto. — „Hilf Dir selbst!" Lebensbilder durch Selbsthilfe und Thatkraft emporgekommener Männer: Gelehrte und Forscher, Erfinder, Techniker, Werkleute. Der Jugend und dem Volke in Verbindung mit Gleichgesinnten zur Aneiferung vorgeführt von Franz Otto. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 65 Text-Abbildungen und 2 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Otto. — Männer eigener Kraft. Lebensbilder durch Hochsinn, Thatkraft und Selbsthilfe gehobener Männer: hervorragender Künstler, Dichter, Werkleute, Kriegshelden rc. Der Jugend und dem Volke in Verbindung mit Gleichgesinnten, zur Aneiferung vorgeführt von Franz Otto. 2. verb. und verm. Aufl. Mit 75 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Perles de la Poésie Française contemporaine. 2me édition; Revue et augmentée considérablement. Sneek, H. Pijttersen T. zn. 1880.

Putlitz. — Rafaella. Novelle von Gustav zu Putlitz. Stuttgart, Richter & Kappler. 1881.

Radenhausen. — Christenthum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre. Von C. Radenhausen. Hamburg, O. Meißner. 1881.

Raimund. — Ferdinand Raimund's sämmtliche Werke. Nach den Original- und Theater-Manuscripten nebst Nachlaß und Biographie herausgegeben von Dr. Carl Glossy und Dr. August Sauer. Mit Raimund's

Porträt nach dem Original-Gemälde von Lampi, radirt von L. Michalek. I. Band. Wien, C. Konegen. 1881.

Rank. — Auf Um- und Irrwegen. Lebensbilder von Josef Rank. Mit Kopfleisten, Initialen und einem Titelbild. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Rein. — Japan nach Reisen und Studien im Auftrage der Königlich Preussischen Regierung dargestellt von Professor J. J. Rein. I. Band. Natur und Volk des Mikadoreiches. Mit 5 Lichtdruckbildern, 12 Holzschnitten, 3 lithographischen Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1881.

Relazione al Parlamento sulle Scuole Italiane All'Estero. Roma. 1880.

Rembrandt's sämmtliche Radirungen nach den im K. Kupferstich-Cabinet zu München befindlichen Originalien Facsimile in Lichtdruck vervielfältigt von J. B. Obernetter. Mit erläuterndem Texte von H. E. von Berlepsch. Heft 1. München, M. Kellerer's Buch- und Kunsthandlung.

Rosegger. — P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. 1. und 2. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 3. Wien, A. Hartleben. 1880.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 62. Unsere nächste Volkszählung am 31. December 1880. Von Dr. Vincenz John. III. Die leitenden Grundsätze dieser Zählung. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XV. Serie. Heft 355. Die Terpenthin- und Fichtenharz-Industrie. Von Dr. F. Winkelmann. — Heft 356. Der Sachsenspiegel. Von Paul Wilutzky. Berlin, C. Habel. 1880.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. IV, 7. Jeremia u. seine Zeit. Von Lic. Dr. Carl Heinrich Cornill. — IV, 8. Stille Erdwinkel. Reisebilder aus Italien. Von Pfarrer Dr. Rudolf Pfleiderer. — IV, 9. Herr Petter Daß. Ein norwegisches Literaturbild aus dem 17. Jahrhundert. Von Oberlandesgerichtsrath L. Passarge. — IV, 10. Die Sonntagsruhe vom hygieinischen Standpunkte. Von Sanitätsrath Dr. Paul Niemeyer. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

Schalk-Bibliothek. Heft 2. Geographische Kalauer. 2. Abthlg. Leipzig, Fr. Thiel. 1881.

Scherer. — Die schönsten deutschen Volkslieder. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. Neue Ausgabe. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von J. Grünenwald, A. Müller, Carl v. Piloty, A. v. Ramberg, Ludwig Richter, Moritz v. Schwind, Al. Strähuber und Paul Thumann. Leipzig, Alphons Dürr. 1880.

Scherer. — Gedichte von Georg Scherer. 3. verm. Aufl. Neue Ausg. Mit Holzschnitten nach Orig.-Zeichnungen von Paul Thumann. Leipzig, Alphons Dürr. 1880.

Schlemm. — Mußestunden. Gedichte von Oscar Schlemm. Greiz, Ch. Teich's Buchhdlg. 1880.

Schlenther. — Stirb und Werde. Ein Weltbild nach Lucrez und Andern von Johann Florian Schlenther. Berlin, R. Damköhler.

Schultz. — Predigten, gehalten von Erhard Schultz. 2. Aufl. Mülhausen, Bufleb'sche Hofbuchhdlg. 1880.

Siegmund. — Aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus. Eine populäre Physiologie für gebildete Leser aller Stände. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Mit 500 Abbildungen. Lfg. 1. 2. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Smidt-Holleben. — Deutsches Flottenbuch oder das neue illustrirte Seemannsbuch. Fahrten u. Abenteuer zur See in Krieg und Frieden. Das Wissenswürdigste aus der Schiffahrtskunde sowie aus dem Seeleben. Ursprünglich von R. v. Berndt und Heinrich Smidt bearbeitet von Kapitän-Leutnant von Holleben. Mit 115 Text-Abbildungen, vier Tonbildern, einer Flaggenkarte und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Sohr. — Heinrich Rückert in seinem Leben u. Wirken dargestellt von Amélie Sohr. Weimar, H. Böhlau. 1880.

Sophokles. — Elektra, Drama von Sophokles. Aus dem Griechischen im antiken Versmaaß übertragen von Dr. H. A. Feldmann. Hamburg, H. Grüning. 1880.

Spledder un Spöhn. II. Ut de Blänthentid. Snaksche Vertellung van C. W. Terboeck. Berlin, O. Trewitz.

Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 12. Brandenburg, Ad. Müller. 1880.

Studer. — Das Buch Hiob für Geistliche und gebildete Laien übersetzt und kritisch erläutert von Professor Dr. Gottl. Ludw. Studer. Bremen, M. Heinsius. 1881.

Suse. — Gedichte von Theodor Suse. Hamburg, J. F. Richter. 1881.

Sybel. — Chronik und Urkundenbuch der Herrschaft Gimborn-Neustadt, Grafschaft Mark, im Kreise Gummersbach Reg.-Bez. Köln. Von Landrath Friedrich von Sybel. Gummersbach. 1880.

Taylor. — Antinous. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von George Taylor. Mit dem Bildniß des Antinous. Leipzig, S. Hirzel. 1880.

Tennyson-Waldmüller. — Enoch Arden. Aus dem Englischen von Alfred Tennyson. Uebersetzt von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Mit Porträt Tennyson's. Autorisirte Ausgabe. 20. Aufl. Hamburg, H. Grüning. 1881.

Theater, Altenglisches. Herausgegeben von Robert Prölß. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Unser Vaterland, in Wort und Bild geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands und Oesterreichs. Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee. Geschildert von Edmund Hoefer und Otto Rüdiger. Illustrirt von Gustav Schönleber im Verein mit H. Bartsch, J. Brandt, J. Gehrts, H. Knorr, G. Kühl, F. Lindner, L. Ritter. Lfg. 2. Stuttgart, Gebrüder Kröner.

W. — An der Waldecke. Eine Erzählung von A. v. W. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. 1881.

W. — Bienchen. Eine Erzählung von A. v. W. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhdlg. 1881.

Weber. — Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet von Dr. Georg Weber. XV. Band. Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. 2. Abthlg. Leipzig, W. Engelmann. 1880.

Wiener Hochschulen. — Joseph II. Poetische Festgabe des Deutsch-österreichischen Lesevereines der Wiener Hochschulen. Wien, Carl Konegen. 1880.

Woermann. — Kunst- und Natur-Skizzen aus Nord- und Süd-Europa. Ein Reise-Tagebuch von Carl Woermann. 2 Bde. Düsseldorf, L. Voß & Co. 1880.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. 1881. Heft 1. München, R. Oldenbourg.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers &c. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 143. Zur orthographischen Frage von H. Paul. Berlin, C. Habel. 1880.

Zollern. — Meister Norden. Historische Erzählung aus der Blüthezeit der freien Reichsstadt Danzig von Hans von Zollern. 2 Bde. Stuttgart, Richter & Kappler. 1881.

Zuñarates — Schmidt. — Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium. Spanisch. Von Prof. Gil Zuñarates und Dr. ph. Alb. Schmidt. Brief 34—40. Lection 67—80. 2. Kursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.

Das Sinngedicht.

Novellen

von

Gottfried Keller.

(Fortsetzung.)

Als Reinhart glücklich die Magd auf die Hochzeitreise geschickt, hielt er einen Augenblick inne und bemerkte erst jetzt, daß das Schnurren der Spinnräder nicht mehr zu hören war; denn die beiden Mädchen hatten über dem erfreulichen Schicksal der Regine das Spinnen vergessen, und die Augen gespannt auf den Erzähler gerichtet, hielten sie Daum und Zeigefinger in der Luft, ohne daß der Faden lief. Die Eine mochte sich das schöne Reisekleid der glückhaften Person vorstellen, die Andere in Gedanken die goldene Damenuhr betrachten, die ihr ohne Zweifel an langer Kette hing. Hinwiederum bedachte Jene die Herrlichkeit des Augenblickes, wo sie im Fall wäre, selbsteigene Dienstboten anzustellen und aus einer großen Zahl sich meldender Mädchen, auf dem Sopha sitzend, einige auszuwählen. Die Andere aber nahm sich vor, an Reginens Stelle jedenfalls sofort wenigstens sechs Paar neue Stiefelchen von Zeug und von feinstem Leder machen zu lassen, und mit süßem Schauer sah sie schon den jungen, ledigen Schuhmachermeister vor sich, den sie hatte in's Haus kommen lassen, die Stiefelchen anzumessen, jedes Paar besonders, und sie hielt ihm huldvoll den Fuß hin, bereit, ihm auch die Hand zu schenken, um welche der Blöde endlich anhalten würde. Aber wie ist denn das? Sie wäre ja schon verheirathet und könnte den Schuhmacher nicht mehr nehmen? Aber sie ist ja nicht die Regina, welche den Amerikaner hat, sondern das ledige Bärbchen! Aber nun ist sie ja nicht reich und kann die Stiefeletten nicht bestellen — kurz, sie verwickelte sich ganz in dem Garn ihrer Speculationen, während Aennchen, das andere Mädchen, bereits drei Köchinnen angestellt und zwei wieder weggejagt hatte; und dabei streckten sie immer noch die Spinnfinger vor sich hin.

Da sagte Lucie: „Wenn Ihr müde seid, Ihr Mädchen, so stellt die Räder weg und geht schlafen! Die merkwürdige Regine ist jetzt versorgt und braucht wahrscheinlich nicht mehr früh aufzustehen, wie Ihr es morgen thun müßt."

Die hübschen Dienerinnen erhoben sich ohne Zögern, als sie dergestalt aus ihrer kurzen Träumerei geweckt worden, und trugen gehorsam die Spinnrädchen aus dem Zimmer.

Zu Reinhart gewendet, fuhr Lucie fort: „Ich wollte es nicht darauf ankommen lassen, daß die guten Kinder die Kehrseite oder den Ausgang Ihrer Geschichte mit anhören; denn so viel ich vermuthen kann, wird es nun über die Bildung hergehen, welche an dem in Aussicht stehenden Unheil Schuld sein soll, und da wünschte ich denn doch nicht, daß die Mädchen gegen den gebildeten Frauenstand aufsätzig würden!"

„Ich überlege soeben," erwiderte Reinhart lächelnd, „daß ich am Ende unbesonnen handle und meine eigenen Lehrsätze in bewußter Materie untergrabe, indem ich die Geschichte fertig erzähle und deren Verlauf auseinander setze. Vielleicht werden Sie sagen, es sei nicht die rechte Bildung gewesen, an welcher das Schiff gescheitert. Am besten thu' ich wol, wenn ich Sie mit dem Schlusse verschone!"

„Nein, fahren Sie fort, es ist immer lehrreich, zu vernehmen, was die Herren hinsichtlich unseres Geschlechtes für wünschenswerth und erbaulich halten; ich fürchte, es ist zuweilen nicht viel tiefsinniger, als das Ideal, welches unsern Romanschreiberinnen bei Entwerfung ihrer Heldengestalten oder ersten Liebhaber vorschwebt, wegen deren sie so oft ausgelacht werden."

„Sie vergessen, daß ich keine eigene Erfindung offenbare, sondern über fremdes Schicksal berichte, das mich persönlich wenig berührt hat."

„Um so gewissenhafter halten Sie sich an die Wahrheit, damit wir den Fall dann prüfen und reiflich berathen können!" sagte Lucie, und Reinhart erzählte weiter:

Erwin Altenauer hatte seine Verheirathung so geheim betrieben, daß in unserer Stadt Niemand darum wußte; selbst die Herrschaft der ehemaligen Magd und die übrigen Hausgenossen ahnten Nichts von dem Vorgange, und Jedermann glaubte, er habe einfach seinen Aufenthalt bei uns beendigt und sei abgereist, wie man das an solchen Gästen ja gewohnt war. Etwa anderthalb Jahre später lebte ich in der Hauptstadt, in welcher jene amerikanische Gesandtschaft residirte. Ich benutzte die dortigen Anstalten zur Fortsetzung meiner etwas willkürlichen und ungeregelten Studien, dünkte mich übrigens schon über das Studententhum hinaus zu sein, und ging nur mit Leuten um, die alle einige Jahre älter waren, als ich.

Auf einmal tauchte Herr Erwin wieder auf. Als ich ihm irgendwo begegnete, lud er mich ein, ihn zu besuchen. Ich fand ihn in wohleingerichteter Wohnung, die von gutem Geschmacke förmlich glänzte und zwar in tiefer, stiller Ruhe. Zu meiner Ueberraschung wurde ich der Gemahlin vorgestellt, einer vornehm gekleideten, allerschönsten Dame von herrlicher Gestalt. Das reiche Haar war modisch geordnet, die nicht zu kleine, aber wohlgeformte Hand ganz weiß und mit alterthümlichen bunten Ringen geschmückt, den Geschenken aus den Familienschätzen des Hauses in Boston. Ich hatte die Regine nur jenes einzige Mal in der Nacht gesehen, wo ich dabei stand, als sie von den Studenten bedrängt wurde; ihre Gesichtszüge waren mir kaum erkennbar geworden, doch auch

sonst hätte ich jetzt nicht vermuthen können, daß die arme Magd vor mir stand, weil die kleine Begebenheit mir vollkommen aus dem Gedächtniß verschwunden war. Ein Anflug von Schwerfälligkeit in den Bewegungen, der sich erst mit der eleganten Bekleidung eingestellt, war schon im Verschwinden begriffen und schien eher ein Zeichen fremdartigen Wesens als etwas Anderes zu sein. Sie sprach ziemlich geläufig Englisch und auch etwas Französisch, wie sich im Verlaufe zeigte, letzteres sogar besser, als die meisten Damen bei den amerikanischen Legationen. Als sie hörte, woher ich sei, sah sie ihren Mann flüchtig an, wie wenn sie ihn über ihr Verhalten befragen wollte; er rührte sich aber nicht und so ließ sie sich auch weiter Nichts merken. Dennoch schämte er sich nicht etwa ihres früheren Standes, sondern wollte denselben nur so lange geheim halten, bis sie die völlige Freiheit und Sicherheit der Haltung und damit eine Schutzwehr gegen Demüthigungen erworben habe.

Da er indessen das Bedürfniß offener Mittheilung nach einer Seite hin nicht unterdrücken konnte, schon um dem Geheimnisse jeden verdächtigen Charakter zu nehmen, wählte er mich bald zum Mitwisser, und ich war nicht wenig verwundert, in der eigenthümlichen Staatsdame die arme Magd wiederzufinden, die jetzt allmälig in meinem Gedächtnisse lebendig ward, wie sie wortlos die Bedränger von sich abwehrte. Auch der Frau geschah damit ein Gefallen; denn sie hatte wenigstens außer ihrem Manne noch einen Menschen, mit welchem sie ohne Rückhalt von sich sprechen konnte.

Ich erfuhr nun auch, in wie seltsamer Art Erwin die Ausbildung der Frau bisanhin durchgeführt hatte. Vor allem war er mit ihr nach London gegangen, da es ihm zuerst um die englische Sprache zu thun gewesen; und damit sie vor jeder häuslichen Arbeit bewahrt blieb, wohnte er, wie später in Paris, nur in Gasthäusern, und auch dort mußte er fortwährend aufpassen und dazwischen treten, daß sie nicht die Zimmer selbst aufräumte und die Betten machte, oder gar zu den Dienstboten und Angestellten in die Küche ging, um ihnen zu helfen. Ebenso kostete es ihn einige Mühe, sie an größere Zurückhaltung gegenüber den Dienenden und Geringen zu gewöhnen, so zwar, daß sie, ohne der menschlichen Freiheit Abbruch zu thun, die zu große Vertraulichkeit vermeiden lernte, um einst leichter befehlen zu können. Dieser Punkt soll für beide Personen nicht ohne etwelche Bekümmerniß erledigt worden sein; denn während Regine sich immer wieder vergaß und schwer begriff, warum sie nicht mit ihres Gleichen über Alles plaudern sollte, was diese freute oder betrübte, dachte Erwin fortwährend nur an den gemessenen Ton, der in seinem elterlichen Hause herrschte, und an die Stellung, welche Regina dort einzunehmen berufen war. Die Heimführung, die noch bevorstand, beherrschte alle seine Gedanken; in Reginen hoffte er ein Bild verklärten deutschen Volksthumes über das Meer zu bringen, das sich sehen lassen dürfe und durch ein außergewöhnliches Schicksal nur noch idealer geworden sei. Hatte er aber diesen Erfolg nicht nur einem Glücksfunde, sondern auch seiner liebevoll bildenden Hand zu danken, so war ihm nur um so mehr daran gelegen, daß auch in Nebendingen das Werk so vollkommen als möglich sei und sein Triumph durch keine kleinste Unzukömmlichkeit gestört werde. Man kann wol sagen, daß er bei aller Humanität und Freisinnigkeit, die ihn

beseelte, hierin um so geiziger, ja ängstlicher war, als er sich in allen wesentlichen und wichtigen Dingen ganz sicher fühlte.

Ein zweifelloser Erfolg seiner Erziehungskunst blühte ihm fast unerwartet auf einem anderen Gebiete. Während des Aufenthaltes in England war ein berühmter deutscher Männerchor dorthin gekommen, um in einer Reihe von Concerten sich mit großem Aufsehen hören zu lassen. Erwin, der keine Gelegenheit versäumte, seiner Frau alle bildenden Genüsse zugänglich zu machen, führte Reginen ebenfalls in die weite Halle, wo tausende von Menschen als Zuhörer versammelt waren. Sie wagte sich kaum zu rühren, mitten in dem Heere von reichen und geschmückten Leuten sitzend, und vernahm nicht eben viel Einzelnes von den Gesängen. Da hoben die neunzig bis hundert Sänger so deutlich und ausdrucksvoll, wie wenn sie nur ein Mann wären, die Weise eines altdeutschen Volksliedes an, daß Regine jedes Wort und jeden Ton augenblicklich erkannte, denn sie hatte das Lied als halbwüchsiges Mädchen einst selber gesungen und es erst in der Dienstbarkeit und Mühsal des Lebens vergessen. Unverwandt lauschend blickte sie nach dem Häuflein der schwarzgekleideten Männer hin, das wie eine dunkle Klippe aus dem schweigenden und schimmernden Menschenmeere ragte, und was sie hörte, war und blieb das Lied aus ihren Jugendtagen, die so schwermüthig waren, wie das Lied. Der brausende Beifall, der dem letzten Tone folgte, weckte sie aus der traumartigen Versenkung, und erst jetzt schaute sie erstaunt zu ihrem Manne hinüber, als ob sie fragen wollte, was das gewesen sei. Der wies auf den Text in dem Buche hin, das sie in der Hand hielt, ohne es bis jetzt gebraucht zu haben, und wahrlich, da stand das Lied zu lesen, Wort für Wort.

Beim Nachhausefahren fing sie es im Dunkel des Wagens an zu singen, und als Erwin über die anmuthige Regung erfreut ihre Hand faßte, frug sie, was das nur sei, daß ein schlichtes Liedchen armer Landleute so fern von der Heimat gesungen werde und einer vornehmen Menschheit so gut gefalle? Noch mehr vergnügt über diese Frage erwiderte er, Grund und Ursache der Erscheinung seien die gleichen, warum auch sie, das Kind des Volkes, ihm so wohl gefalle und so sehr von ihm geliebt werde. Dann sagte er ihr vor der Hand das Nöthigste über die Sache; schon am nächsten Tage aber suchte er einen deutschen Buchhändler auf, der, wie er gehört, auch alte Sachen kaufte und wieder verkaufte, und bei diesem fand er die bekannte Sammlung, welche des Knaben Wunderhorn heißt. Er lehrte sie das kleine Lied in den stattlichen Bänden aufzufinden, und sie erblickte und las es mit einem gewissen Stolze zwischen den hunderten von ähnlichen und noch schöneren Liedern. Aber auch diese las sie und legte das Buch nicht aus der Hand, bis sie es durchgelesen hatte, manches Lied zwei- und dreimal. So ereignete sich das Seltene, daß ein ungeschultes Volkskind ein starkes Buch Gedichte mit Aufmerksamkeit und Genuß durchlas in einem Zeitalter, wo Gebildete dergleichen fast nie mehr über sich bringen. Da sie liebte, so fühlte sie erst jetzt noch das schöne Glühen der Leidenschaft mit, wie es in jenen Liedern zum Ausdrucke kommt, und sie empfand dies Glühen um so glückseliger, als sie selbst ja in sicheren Liebesarmen ruhte.

Jetzt aber nahm Erwin den Augenblick wahr und holte die Goethe'schen

Jugendlieder herbei. Zuerst zeigte er ihr diejenigen, die der Dichter dem Volkstone abgelauscht und nachgesungen; dann las er mit ihr ein's um's andere der aus dem eigenen Blute entstandenen, indem er der wohlig an ihn gelehnten Frau die betreffenden Geschichten dazu erzählte. Wie über eine leichte Regenbogenbrücke ging sie vom Wunderhorn in dieses lichte Gehölz maigrüner Ahornstämmchen hinüber, oder einfacher gesagt, es dauerte nicht lange, so regierte sie das Büchlein selbständig, und es lag auf ihrem Tisch, wie wenn sie die erinnerungsreiche und wählerische Matrone einer vergangenen Zeit gewesen wäre, und doch lebte sie Alles, was darin stand, mit Jugendblut durch, und Erwin küßte die erwachenden Spuren eines neuen Geistes ihr von Augen und Mund.

Es kann natürlich nicht jeder Pfad und jedes Brücklein aufgezeigt werden, auf denen Altenauer nun dem holden Weibe das Bewußtsein zuführte, nicht als ein Schulmeister, sondern mehr als ein aufmerksamer und dankbarer Finder von allerlei kleinen Glücksfällen. In Paris, wohin er sie nachher führte, galt es vorzugsweise, durch das Auge zu lernen, und da er selbst Vieles zum ersten Male sah, so lernte er mit ihr gemeinsam und erklärte ihr gemächlich, was er soeben erfahren. Sie nahm ihm die Neuigkeiten begierig vom Munde und sammelte sie so geizig auf, wie ein junges Mädchen die Blumen ihres Liebhabers. Und die kleinen Dinge, die ein solches etwa in der Schule gelernt hat, wie das Verständniß der Landkarte und dergleichen, wurden ganz nebenbei, ohne allen Zeitverlust, betrieben. Nur wollte einstweilen kein rechter Zusammenhang in die Sachen kommen; auch beschäftigte es zuweilen Erwin's Gedanken, daß Regine wol allerlei Lehrhaftes aus seinem Munde hören, nie aber solches für sich allein lesen wollte. Sie brachte es nicht über sich, nur einige Seiten Geschichtliches oder Beschauliches hintereinander in sich aufzunehmen, und legte jedes Buch dieser Art bald weg. Doch hoffte er nun, nachdem über alles Erwarten es bis jetzt so herrlich gegangen, die Hauptsache eben in Deutschland zu erreichen, und er stellte sich, in seinem Glücke immer begieriger auf einen glänzenden Abschluß seines Bildungswerkes geworden, nunmehr kühnere Anforderungen, als er früher je gewagt haben würde. In diesem Zustande war es, daß ich das merkwürdige Ehepaar vorfand, und als ich dann das unschuldige Geheimniß desselben erfuhr, nahm ich den wärmsten Antheil an seinem Schicksal und Wohlergehen. Die Frau war bei all' dem Außergewöhnlichen ihres Lebensganges und trotz der Glücksumstände, in die sie gerathen, die Bescheidenheit selbst, einfach, liebenswerth und dabei so ehrlich, wie ein junger Hund.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf eine Nachricht aus Boston ein, in Folge welcher Erwin ohne einen Tag zu verziehen nach Amerika abreisen mußte, um bei der Ordnung gewisser Verhältnisse hilfreich zu sein, von denen das Wohl der ganzen Familie abhing. Er entschloß sich augenblicklich zur Reise, entschied aber nach einigem Schwanken, daß Regine über die paar Monate seiner Abwesenheit hier zurückbleiben sollte. Die Herbststürme hatten eben begonnen und schon waren Nachrichten von auf der See stattgehabten Unglücksfällen und vermißten Schiffen eingetroffen. Um keinen Preis wollte er das Leben und die Gesundheit seiner Frau den Gefahren der Meerfahrt aussetzen; umsonst fiel sie ihm fast zu Füßen und flehte wie ein Kind, sie mitzunehmen, damit sie bei ihm

sei: sobald er nur einen Blick auf ihre Gestalt und ihr Gesicht warf, graute es ihm, dieses schöne Geschöpf sich auf einem untergehenden Schiffe zu denken, und so bitter ihm die vorübergehende Trennung auch war, so zog er sie doch der offenbaren Gefährdung des theuersten Wesens vor.

„Siehst Du, mein Kind," sagte er, indem er ihre Wange sanft streichelte, „es gehört auch zum Leben, sich einer schweren Nothwendigkeit unterziehen zu lernen und von der Hoffnung zu zehren! Solches wird uns noch mehr widerfahren und so wollen wir guten Muthes den Anfang machen!"

Im Geheimen freilich bestärkte ihn noch der Gedanke, um jeden Preis die letzte Hand an sein Bildungswerk legen zu können, ehe er die Gattin in das Vaterhaus mitbringe; die menschliche Eitelkeit vermengt sich ja mit den edelsten Ideen und verleiht ihnen oft eine Hartnäckigkeit, die uns sonst fehlen würde.

Erwin verreiste also ohne Verzug, um den nächsten Dampfer nicht zu versäumen, und er reiste um so gefaßter, als er Ursache zu haben glaubte, seine Frau in gutem Umgange zurückzulassen, so wie auch das Haus mit erfahrenen und ordentlichen Dienstboten versehen war. Er langte wohlbehalten in der Heimat an; allein die Geschäfte wickelten sich nicht so rasch ab, wie er gehofft, und es dauerte gegen drei Vierteljahre, bis er nach Europa zurückkehren konnte. Während der Zeit genoß Regine allerdings einer hinreichenden Gesellschaft. Da waren voraus drei Damen, deren Umgang ihrem Manne zweckmäßig für sie geschienen hatte, da sie im Rufe einer großen und schönen Bildung standen; denn überall, wo es etwas zu sehen und zu hören gab, waren sie in der vordersten Reihe zu finden, und sie verehrten, beschützten Alles und Jedes, das von sich reden machte. Erst später erfuhr ich freilich, daß man sie in manchen Kreisen schon um diese Zeit die drei Parzen nannte, weil sie jeder Sache, deren sie sich annahmen, schließlich den Lebensfaden abschnitten. Sie waren immer in Geräusch, Bewegung und Unruhe; denn sie besaßen alle drei selbstzufriedene und gleichgültige Männer, die sich nicht um die Frauen kümmerten. Obgleich diese nicht eben sehr jung waren, umarmten sie sich doch mit stürmischer Leidenschaft, wenn sie sich trafen, küßten sich lautschallend und nannten sich Kind und süßer Engel; auch hatten sie einander liebliche Spitznamen gegeben, und eine hieß die Sammetgazelle, die andere das Rothkäppchen, die dritte das Bienchen; die erste, weil sie das Sammetauge des genannten Thieres habe, die zweite, weil sie einst in einem lebenden Bilde jene Märchenfigur vorgestellt, die letzte, weil sie in Gärten oder Gewächshäusern keine Blume sehen konnte, ohne sie zu betasten und zu erbetteln. Trotz dieser harmlosen Schwärmerei gab es böse Leute, welche behaupteten, die Parzen führten unter sich eine Sprache wie mit allen Hunden gehetzt und von allen Teufeln geritten, ungefähr wie alte Studenten, besonders seit sie als Wahrzeichen ihres Geniewesens eine junge Malerin in ihren Verband aufgenommen hatten, die schon in allen Schulen gewesen. Eigentlich war es ein junger Maler, denn sie schneuzte wie ein kleines Kätzchen, wenn man zu ihr Malerin sagte. Die schöne wohlklingende Endsilbe, mit welcher unsere deutsche Sprache in jedem Stande, Berufe und Lebensgebiete die Frau bezeichnet und damit dem Begriffe noch einen eigenen poetischen Hauch und Schimmer verleihen kann, war ihr zuwider wie Gift und sie hätte die verhaßten zwei Buchstaben

am liebsten ganz ausgereutet. War man dagegen gezwungen, den männlichen Artikel der und ein mit ihrem Berufsnamen zu verbinden, so tönte ihr das wie Musik in die Ohren. Sie trug stets ein schäbiges Filzhütchen auf dem Kopfe und ließ das Kleid so einrichten, daß sie ihre Hände zu beiden Seiten in die Taschen stecken konnte, wie ein Gassenjunge. Diese Art Verirrung mahnt mich immer an die mittelalterliche Sage vom Kaiser Nero. Die wirklich verübten Tollheiten desselben fand sie nicht abscheulich und verrückt genug, und um das denkbar Schmählichste hinzuzufügen, erfand sie die Geschichte von seinem Gelüste nach der Geschlechtsänderung. Er habe wollen guter Hoffnung werden und ein Kind gebären und zwei und siebenzig Aerzten bei Todesstrafe befohlen, ihm dazu zu verhelfen. Die hätten keinen andern Ausweg gewußt, als dem Scheusal einen Zaubertrank zu brauen. Weil aber der Teufel nichts Wirkliches, sondern nur Blendwerke schaffen könne, so sei Nero allerdings schwanger geworden, zu seiner großen Zufriedenheit, und habe aber dann eine dicke Kröte aus dem Munde zu Tage gefördert. Auch für das Thierlein sei er dankbar gewesen und habe sich voll Eitelkeit Domina und Mutter nennen lassen. Dann habe er ein großes Freudenlager errichtet, um das Geburtsfest zu begehen. Die Amme des Kindleins, in grünen mit goldenen Vögeln gestickten Atlas gekleidet, sei mit dem Kind auf dem Schoße auf einen silbernen Wagen gesetzt worden, welchem hundert fremde Könige hätten folgen müssen nebst unendlichen Würdeträgern, Priestern und Kriegern. Und so sei der Zug unter dem Schalle der Posaunen, Flöten und Pauken hinaus gegangen nach dem Lager: Als jedoch der Wagen über eine Brücke gefahren sei, unter der sich eine trübe Lache befunden, habe die Kröte das schöne Sumpfwasser gewittert und sei vom Schoße der Amme hinunter gesprungen und nicht mehr gesehen worden. Auf diese Art dachte die Sage den Nero am allerärgsten zu brandmarken, und sie knüpfte an das Märchen unmittelbar den Untergang des Tyrannen.

In der That hat die Wuth, sich die Attribute des andern Geschlechtes anzueignen, immer etwas Neronisches; möge jedes Mal die Kröte in den Sumpf springen!

Die Malerin besaß mehr Männer- als Frauenkleider; wenn sie jene auch nicht am Tage tragen durfte, so zog sie dieselben um so häufiger des Nachts an und streifte so in der Stadt herum, und es hieß, daß bald die Gazelle, bald das Rothkäppchen oder das Bienchen trotz ihrer allmälig eintretenden größeren Corpulenz sich zuweilen in einen derartigen Anzug hineinzwängten und zu einem geheimen Streifzug verleiten ließen, um als freie Männer unter das Volk zu gehen und die unauslöschliche Neugierde zu befriedigen.

Als einst ein junger Gelehrter in öffentlichem Saale eine Reihe geistvoller Vorträge hielt, hatte Erwin seine Frau hingeführt, in der Hoffnung, daß für ihr Verständniß doch einige Brosamen abfallen und die Pforten der Bildung immerhin sich etwas weiter aufthun würden, wenn auch nur durch ahnende Einblicke. In den Saal tretend fanden sie unter dem bescheideneren allgemeinen Publicum keinen Platz mehr und sahen sich genöthigt, immer weiter nach dem Vordergrunde in der Gegend der Kanzel zu dringen, wo diejenigen saßen, die überall die gleichen sind und zuvorderst zu sitzen pflegen. Da glänzten und

schimmerten dicht unter den Augen des Redners richtig die drei Renommistinnen, die jedoch liebenswürdig und gefällig der schönen Fremden sogleich einen Platz zwischen sich ermöglichten, so daß Erwin froh war, die Regine untergebracht zu sehen, und sich in eine Fensternische zurückzog. Seit geraumer Zeit hatten die Parzen schon die ebenso eigenartige, als geheimnißvolle Frau in's Auge gefaßt; sie benutzten jetzt die Gelegenheit, auf's Freundlichste und Bethulichste mit ihr Bekanntschaft, ja Freundschaft zu schließen, denn zu ihren Renommistereien gehörte unter anderen auch, für schöne oder sonst interessante Frauen ganz besonders zu schwärmen und solche Creaturen mit neidloser Huldigung geräuschvoll vor aller Welt zu umgeben. Erwin sah von seinem Standorte aus mit Befriedigung, wie seine Frau so gut aufgehoben war, und als er sie nach dem Schlusse des Vortrages wieder in Empfang nahm, erwiderte er die Einladungen der Damen zu baldigem Besuche mit dankbarer Zusage. Als nicht lange hernach seine Abreise nothwendig wurde, hielt er es, wie schon gesagt, für einen glücklichen Umstand, daß Regine einen so bildend anregenden Verkehr gefunden habe, und er anempfahl ihr, denselben fleißig zu suchen; mit arglosem Vertrauen gehorchte sie, obschon die wortreichen, lauten und unruhigen Auftritte und Lebensarten ihr wenigstens im Anfang nichts weniger als wohl zu behagen schienen.

Indessen verlor ich sie aus den Augen, wenigstens für den persönlichen Umgang. Ich war meinem Versprechen gemäß nach Erwin's Abreise noch zwei oder drei Mal hingegangen, um zu sehen, ob ich etwas nützen könne. Schon das erste Mal waren zwei von den Renommistinnen dort gewesen; ich hörte zu, wie sie die Regine bereden wollten, auf dem im Wurfe liegenden Wohlthätigkeitsbazar eine Verkaufsstelle zu übernehmen, und wie sie das Costüm beriethen. Es gelang ihnen jedoch diesmal noch nicht, ihre Bescheidenheit zu hintergehen. Später traf ich sie nicht mehr zu Hause. Die ältere Dienerin klagte, daß die Damen sie immer häufiger hinwegholten, und doch müsse man gewissermaßen jede Zerstreuung willkommen heißen, denn wenn die Frau allein sei, so sehne sie sich unaufhörlich nach ihrem Manne und weine, wie wenn sie ihn verloren hätte.

Eines Tages gerieth ich zufällig in die sogenannte permanente Gemäldeausstellung. Was sah ich gleich beim Eintritt? Reginen's Bildniß als phantastisch angeordneten Studienkopf, über Lebensgröße, mit theatralisch aufgebundenem Haar und einer dicken Perlenschnur darin, mit bloßem Nacken und gehüllt in einen Theatermantel von Hermelin und rothem Sammet, d. h. jener von Katzenpelz und dieser von Möbelplüsch, das Alles mit einer scheinbaren Frechheit gemalt, wie sie von gewissen Kunstjüngern mit unendlichem mühevollem Salben und Schmieren und ängstlicher Hand zuweilen erworben oder wenigstens geheuchelt wird.

Natürlich war der „Studienkopf" das Werk der Malerin und Regine von den Parzen beschwatzt worden, derselben in ihrem Atelier aus Gefälligkeit zu sitzen. Ob sie wußten, daß die Künstlerin das Bild ausstellen und verkaufen wollte, kann ich nicht sagen; Regine wußte es jedenfalls nicht, wie mich ihre Haushälterin versicherte, als ich hinging, um jene zu sprechen, aber nur diese antraf. Denn ich hatte bemerkt, daß das Bild bereits von einem Händler an-

gekauft war, der Gemäldetransporte nach Amerika lieferte. — Die Geschichte gefiel mir keineswegs und ich schwankte, ob ich dem Erwin Altenauer schreiben solle oder nicht. Allein die drei Renommistinnen galten trotz ihrer wunderlichen Aufführung für ehrbare Frauen und waren es wol auch, und sie machten nicht unansehnliche Häuser. Der Mann der Gazelle war ein großer Sprithändler, derjenige des Rothkäppchens ein Justizrath, der vierzehn Schreiber beschäftigte, und der Mann des Bienchens der oberste Regent über die vierzig Töchterschulen der Provinz, der zudem eine polyglotte Riesenchrestomathie herausgab, alles bedeutende Gewährleistungen für die Ehrbarkeit, während ich selber ein unerfahrener und unbedeutender Mensch war.

Ich sah die gute Regine nun nicht mehr, als etwa in einer Theaterloge inmitten ihrer Beschützerinnen, welche vor Vergnügen glänzten, wenn sie durch die schöne Erscheinung die Augen des ganzen Hauses auf sich lenken konnten. Auch empfingen sie genügsamen Herrenbesuch. Regine schien mir das eine Mal traurig und gedrückt zu sein; das andere Mal schien sie aber aufzuthauen und eine wachsende Sicherheit und Munterkeit des Benehmens zu zeigen. Vielleicht, dachte ich, ist das gerade, was Erwin wünscht, und die drei Gänse haben am Ende nichts Böses zu bedeuten.

Ein einziges Mal vor Erwin's Rückkunft sprach ich seine Frau noch näher in vertraulicher Weise und sah sie sogar während eines ganzen Tages. Der Monat Juni war gekommen und das prächtigste Sommerwetter im Lande. Da bat sie mich eines Tages in einem zierlichen Brieschen, bei ihr vorzusprechen, und als ich kam, theilte sie mit, es sei von ihren Freundinnen und deren Freunden eine große Landpartie verabredet, die zu Wagen gemacht werden sollte. Nun wolle ihr die Sache doch nicht recht gefallen, und sie wünsche wenigstens einen guten Freund und Bekannten ihres Mannes und ihres eigenen Hauses dabei zu wissen, insonderlich ihr manche von den Theilnehmern weder vertraut genug noch sonst angenehm seien. Sie glaube im Sinne ihres Mannes zu handeln, wenn sie so verfahre; denn sie wisse, daß er etwas auf mich halte u. s. w. Sie habe daher kurzweg angekündigt, sie werde mich als ihren besonderen Begleiter mitbringen, und sie bitte mich nun, wenn ich ihr den Gefallen erweisen wolle, einen Wagen zu bestellen und sie zur bestimmten Stunde abzuholen und auf den Sammelplatz zu bringen. Man habe allerdings ihren Wunsch theilweise dadurch gekreuzt, daß ich sofort zum Cavalier der jungen Malerin bestimmt worden sei, wozu ich mich vortrefflich eigne; doch hoffe sie, die Regine, daß ich mich wol zuweilen werde losmachen und ein Bischen mit ihr plaudern können.

Ich sagte mit Freuden zu und nahm mir vor, den weiblichen Schmierteufel von Maler je eher je lieber hin zu setzen und mich an die Frau Altenauer zu halten. Als ich diese dann holte, war ich nicht wenig stolz, an ihrer Seite zu fahren; sie war in hellfarbigen duftigen Sommerstoff gekleidet und in jeder Beziehung einfach aber tadellos ausgerüstet. Sie räkelte nicht in der Wagenecke herum, sondern saß mit ihrem Sonnenschirme in anmuthiger Haltung aufrecht, während die Malerin, die später uns beigesellt wurde, sich sofort zurückwarf und die Beine übereinander schlug. Auch die übrigen Damen erschienen, als wir den Sammelplatz erreichten, in heiterer Sommertracht, weiß oder far-

big, und auch die Herren hatten sich mit Hilfe der Mode so schäferlich als möglich gemacht. Nur die Malerin war wie eine Krähe! Sie steckte in einem trostlos dunklen, nüchternen und schlampigen Kleide, mit der beleidigenden Absicht, ja keinen Anspruch auf weibliche Anmuth und Frühlingsfreude machen zu wollen. Statt des Filzes trug sie freilich ein Strohhütchen auf dem Kopfe, aber ein schwarz gefärbtes, das von den feinen weißen Florentinerhüten der anderen Frauenzimmer schustermäßig abstach. Von einer freien Locke oder Haarwelle war nichts zu sehen; gleich einem Kranze von Schnittlauch trug sie das gestutzte Haar um Ohren und Genick. Was werden das für traurige Zeiten sein, wenn es so kommt, daß mit den lichten Kleidern und den fliegenden Locken der jungen Mädchen und Frauen die Frühlingsluft aus der Welt flieht!

Ich wurde von der Gesellschaft nicht unartig aufgenommen; da aber durch den von mir mitgebrachten Wagen überschüssiger Raum gewonnen war, setzte man uns, wie bemerkt, die Malerin herein mit der Anzeige, daß das meine Schutzbefohlene sei. Als man absuhr und die Wagen im Freien rollten, zog der Künstler ungesäumt ein Stück Brot und ein paar Aepfel aus der Tasche und biß hinein; denn er hatte noch nicht gefrühstückt, wie er sagte, und er genoß immer nur rohes Obst und Brot des Morgens, weil es das Billigste war. Das that er nicht aus Armuth, sondern aus Geiz; denn er verstand es sehr wohl, gehörig Geld zu verdienen, und studirte auch nichts mehr, seit das Geld einging. Beim Erwerbe aber wußte sie, um ihrem Geschlecht jetzt wieder die Ehre zu geben, sich sehr unschüchtern überall vorzudrängen, und hier nahm sie urplötzlich die Rücksichten auf das Geschlecht von Jedermann in Anspruch. Der rohe Aepfelschmaus, wobei sie Kerne und Hülsenstücke über die Wagenwand hinausspuckte, ärgerte mich dergestalt, daß ich beschloß, sie jetzt schon zu verscheuchen. Ich begann ein Gespräch über die Künstlerinnen im Allgemeinen und einige merkwürdige Erscheinungen im Besondern, und ich lobte vorzüglich diejenigen, welche neben ihrem Rufe in den schönen Künsten zugleich des unvergänglichen Ruhmes einer idealen Frauengestalt mit heiterem oder tragischem Schicksale genossen. Zuletzt schilderte ich den lieblichen Eindruck, den das Bildniß der Angelika Kaufmann, von ihr selbst gemalt, auf mich gemacht habe, den blühenden Kopf mit den vollen reichen Locken von einem grünen Epheukranze umgeben, der Körper in weißes Gewand gehüllt, und ich vervollständigte die Gestalt, indem ich sie begeistert an die Glasharmonika setzte, das Auge emporgehoben, und rings um sie her die edelste römische Gesellschaft gruppirte, welche den ergreifenden Tönen lauschte.

„Das sind tempi passati," unterbrach mich die Malerin, „jetzt haben wir Künstler Anderes zu thun, als Glasglocken zu reiben und mit Epheukränzchen zu kokettiren!"

„Das seh'n wir wohl!" sagte ich mit einem Seufzer, „aber es war doch eine schönere Zeit!"

Sobald nun die Wagen den ersten Halt machten, stieg, um ein stattliches Masculinum zu gebrauchen, der Unhold aus und mischte sich unter die Gesellschaft, ohne mich weiter anzusehen. Damit war es freilich noch nicht gethan. Eben als Frau Regine sich freute, von der Malerin erlöst zu sein, gegen die sie

einen unerklärlichen Widerwillen empfinde, kamen die Parzen herbei und stellten den für heute ihr bestimmten Cavalier vor, einen jungen Herren von der brasilianischen Gesandtschaft mit einem langen, aus vielen Wörtchen bestehenden Grafentitel, er selbst lang und schlank, wie ein alter Rittersper, pechschwarz und blaß, mit der schönsten graden Nase und glühenden Augen. Er war die neueste Schwärmerei der drei Parzen, und weil er gewünscht hatte, mit der schönen Regine bekannt zu werden, brachten sie ihn unverzüglich mit ihr zusammen, womit sie zu erreichen hofften, daß beide interessante Erscheinungen zugleich in ihrer Umgebung gesehen würden.

Als Wirth des Wagens mußte ich dem Herren natürlich den guten Sitz neben meiner Dame einräumen, die eigentlich nun seine Dame wurde. Er benahm sich übrigens durchaus artig und ernst, ja nur zu ernsthaft nach meiner Meinung, da dies auf weitgehende verwegene Absichten deuten konnte. Regine war still, so viel an ihr lag; sie beantwortete aber seine Anreden mit freiem Anstande, und da der Brasilianer nicht deutsch und nicht viel mehr englisch oder französisch verstand, als sie, so blieb die Unterhaltung von selbst in bescheidenen Schranken. Das Ziel der Fahrt war der neben einem fürstlichen Lustschlosse liegende Meierhof, wo eine gute Wirthschaft für Stadtleute betrieben wurde und die unbenutzten Räume, die Rasengründe, Gehölze und Alleen der anstoßenden Gärten zur Verfügung standen. Nachdem das gemeinschaftliche Frühstück eingenommen, zerstreute sich die Gesellschaft für den übrigen Theil des Vormittages zum freien Ausschwärmen und verlor sich nach allen Seiten in den reizenden Gärten. Allein Regine ließ mich keineswegs von ihrer Seite; immer wußte sie mich für irgend etwas in Anspruch zu nehmen und herbeizurufen, und da zuletzt die Absicht offenbar wurde, daß nicht der Südländer, sondern ich als ihr dienstbarer Geist gelten und genannt werden sollte, so zog sich der Graf mit der besten Art von der Welt ein wenig zurück, ohne Aufsehen zu erregen; er schloß sich andern Gruppen an, deren Wege die unsrigen kreuzten, kam zuweilen wieder, um einige artige Worte zu wechseln und sich abermals zu entfernen, als ob er es eilig hätte, auch anderswo gewärtig zu sein. Es gab auch für ihn zu thun; so mußte er einen scheltenden Gärtner beschwichtigen, als Bienchen aus einem Treibhause schon ein paar prächtige Camellien ohne Weiteres hervorgeholt hatte, obgleich die freie Luft von Blüthenduft geschwängert war und der Boden von Farben glänzte.

Mich aber ergriff jetzt Regine unversehens beim Arme und zog mich raschen Schrittes bei Seite, bis wir auf einsamere Schattenwege gelangten. Jetzt öffnete sie auf einmal ihr Herz: sie habe sich auf diesen Tag gefreut, um sich von Erwin satt-sprechen zu können. Die andern Frauen sprächen nie von ihren Männern und auch von dem ihrigen, nämlich Erwin, thäten sie es nur, um alles Mögliche auszufragen und ihre Neugierde nach Dingen zu befriedigen, die sie nichts angingen. Da schweige sie lieber auch. Mit mir aber, der ich ein guter Freund und ja ein Landsmann sei, wolle sie nun reden, was sie freue. Sie fing also an zu plaudern, wie sie auf seine baldige Ankunft hoffe, wie gut und lieb er sei, auch in den Briefen, die er schreibe; was er für Eigenthümlichkeiten habe, von denen sie nicht wisse, ob sie andere gebildete oder reiche Herren

auch besitzen, die sie aber nicht um die Welt hingeben möchte; ob ich viel von ihm wisse aus der Zeit, ehe sie ihn gekannt? Ob ich nicht glaube, daß er glücklicher gewesen sei, als jetzt, und tausend solcher Dinge mehr. Sie redete sich so in die Aufregung hinein, daß sie schneller zu gehen und zu eilen begann, wie wenn sie ihn gleich jetzt zu finden gedächte, und so gelangten wir unerwartet auf einen freien sonnigen Platz, der einen kleinen Teich umgab. In der Mitte des letzteren erhob sich eine flache goldene Schale, aus welcher das Wasser über ein großes Bouquet frischer Blumen so sanft und gleichmäßig herabfiel und so ohne jedes Geräusch, daß es vollkommen aussah, als ob die schönen Blumen unter einer leise fließenden Glasglocke ständen, die von der Sonne durchspielt war. Regine hatte diese Wasserkunst noch niemals gesehen. „Wie schön!" rief sie, stillstehend; „wie ist es nur möglich, das hervorzubringen?"

Unwillkürlich setzte sie sich auf eine Bank, dem artigen Wunder gegenüber, und schaute unverwandt hin. Ein seliges Lächeln spielte eben so leis um den Mund, wie das Wasser um die Blumen, und ich sah wol, daß die lebendige Kristallglocke, die so treu die Rosen schützte, die Gedanken der Frau nur wieder auf den Mann zurückgewendet hatte. Wie ich so neben ihr stand und sie meinerseits voll Theilnahme betrachtete, ohne daß sie dessen inne ward, fühlte ich mich innig bewegt. Ich hätte vormals nie geglaubt, daß es eine so reine Freude geben könnte, wie diejenige ist, in die Liebe einer holden Frau zu einem Dritten hinein zu sehen und ihr nur Gutes zu wünschen!

Aber unvermerkt nahm ich wahr, wie die stille Heiterkeit sich wandelte, leise, leis! und einer immer tiefer werdenden Schwermuth Raum zu geben schien. Die Lippen blieben leicht geöffnet, wie sie es im Lächeln gewesen, aber mit bekümmertem Ausdruck. Das Haupt senkte sich ein weniges, wie von tiefem Nachdenken, und endlich fielen schwere Thränen ihr aus den Augen.

Betroffen weckte ich sie aus diesem Zustande, indem ich mir erlaubte, die Hand leicht auf ihre Schulter zu legen und zu fragen, was ihr so Trauriges durch den Sinn fahre? Sie schrak zusammen, suchte sich zu fassen, und aus den paar Worten, die sie stammelte, ahnte ich, daß erst das Heimweh nach dem Manne sie ergriffen und dann der Zweifel an der Rechtmäßigkeit und Dauer ihres Glückes sie beschlichen hatte. Ich bestrebte mich, sie durch einige zuversichtliche Scherzworte aus der verzwickten Stimmung herauszubringen. Sie wurde auch wieder ruhig und unbefangen, und als wir weiter gehend bald darauf dem Brasilianer begegneten, der uns suchte, um uns zur Mittagstafel zu holen, die unter Bäumen schon bereit stehe, empfing sie ihn mit Freundlichkeit. Von dem bescheiden dienstfertigen Wesen des hübschen Ritters bestochen schien sie ihre frühere Härte gutmachen zu wollen und nahm seinen Arm an für den kurzen Weg, den wir bis zum Orte des Speisevergnügens noch zurückzulegen hatten, und sie duldete sogar seine Gesellschaft und Bedienung bei Tische, was er in tadellosester Weise benutzte. Dagegen entzog sie sich den üblichen Lauf-, Spring- und Lärmspielen, welche später beliebt wurden, und nahm mich unverhohlen abermals in Anspruch, was mich bei aller Theilnahme und guten Freundschaft, die ich für sie empfand, doch nachgerade ein wenig zu demüthigen begann, da ich mir beinahe wie ein unbedeutendes junges Vetterlein vorkam,

das ein stolzes Mädchen als Bedeckung mit sich führt. An dem großen Kaffeekränzchen, das dann unter erneuter Lustbarkeit abgehalten wurde, nahm sie wiederum Theil und versorgte jetzt den immer gleichen Südländer selbst mit Kaffee und Kuchen. Als es dann zur Heimfahrt ging, mußte ich natürlich den Herren wieder in unsern Wagen bitten, zumal unter den übrigen Gruppen verschiedene Spannungen entstanden waren. Insbesondere die Renommistinnen schmollten alle drei etwas mehr oder weniger, aus welcher Ursache, blieb mir unbekannt; ich hörte nur das halblaute Wort eines Fahrtgenossen, es pflege so das gewöhnliche Ende aller Landpartieen zu sein, die jene anstellten. Indessen glaubte ich mehr als einmal während des Tages das Phänomen bemerkt zu haben, daß eine gewisse innere Unruhe und Unzufriedenheit durch alle Lustigkeit ging, wie ein heimlicher Lusthauch im welkenden Laube zittert und raschelt, oder wie es im Liede von einer Gesellschaft von Männern und Frauen heißt, die in einer Lustgondel auf stillem Wasser fahren:

Die Herzen schlagen unruhvoll,
Kein Auge blickt wohin es soll!

und die einzige Regine schien die ruhigste Person von allen zu sein.

Doch machte ihr die sinkende Sonne, die wir vom Wagen aus so schön niedergehen sahen, und die mälig eintretende Dämmerung, welche die Kinder und die Volksfrauen gern gesprächig und munter macht, viel Vergnügen; sie plauderte ordentlich und in einer Stunde mehr, als sie seit dem Vormittage gesprochen hatte, und erst als es vollends dunkel wurde und die Sterne nach einander sich einstellten, wurde sie stiller und schwieg zuletzt ganz.

Der Graf flüsterte mir auf französisch zu, er glaube, daß Madame schlafe. Sie sagte aber ganz vergnügt: „Ich schlafe nicht!" Und als wir endlich an ihrem Hause vorfuhren, nachdem die Gesellschaft ziemlich ohne Abschied auseinander gerasselt war, und sie von ihrer kleinen Dienerschaft, die mit Lichtern im Thorwege stand, empfangen wurde, schüttelte sie uns beiden ganz herzhaft die Hände zum Abschied, so gutes Vertrauen schien sie jetzt wieder zur Weltordnung gefaßt zu haben.

Der Brasilianer und ich waren nicht minder zufrieden als vernünftige und ordentliche Leute, die einen guten Eindruck davontragen, und wir wurden einig, zusammen noch eine wohlberufene Weinstube zu besuchen und uns bei einer ruhigen Cigarre etwas Gutes zu gönnen. Wir stießen auf das Wohl der schönen Frau mit einigen lobenden Worten an, der Graf wie ein ruhiger und anständiger Kenner, und ich machte ihm es großartig nach, worauf wir nicht mehr davon sprachen, sondern uns der Betrachtung des nächtlich angeheiterten Weltlaufes überließen. Doch sprach der des Trinkens nur mäßig gewöhnte Südländer dem Weine nicht eifrig zu; ich mußte das Beste thun, und so trennten wir uns nach ausgerauchter Cigarre schon vor zehn Uhr. Der schwarzäugige Graf suchte seine Wohnung auf; ich aber verfügte mich, zur Schande meiner Jugendjahre sei es gestanden, schleunig noch in eine neun Schuh hohe Bierhalle, wo junge deutsche Männer saßen, die einst Studenten gewesen und sich langsam und vorsichtig der braunen Studentenmilch entwöhnten.

Ich hielt es am andern Tage für schicklich, der Frau Regine einen Besuch

abzustatten. Als ich an ihrer Thüre die Glocke zog, öffnete mir die ältere Dienerin oder Haushälterin oder wie man die Person nennen will, die von allem etwas vorstellte und versah. Zu meiner Verwunderung betrachtete sie mich mit einem unheimlich ernsten Gesichte, das zugleich von quälender Neugierde eingenommen schien. Sie besah mich vom Fuß bis zum Kopfe und ließ den Blick über diesen hinaus noch weiter in die Höhe gehen, als ob sie in dem Luftraume über mir nach etwas suchte. Sie schüttelte unbewußt den Kopf, brach aber das Wort, das sie zu sagen im Begriffe war, ab und wies mich kurz in das Zimmer, wo die Frau sich aufhielt. Hier befiel mich ein neues Erstaunen, ja ein völliger Schrecken. Im Vergleich mit dem blühenden Zustande, in welchem ich die Regine am vorigen Tage gesehen, saß sie jetzt in einer Art Zerstörung am Fenster und vermochte sich kaum zu erheben, als ich eintrat; sie ließ sich aber gleich wieder auf den Stuhl fallen. Das Antlitz war todtenbleich, überwacht und erschreckt, beinahe gefurcht; die Augen blickten unsicher und scheu, auch fand sie kaum die Stimme, als sie meinen Gruß erwiderte. Besorgt und fast eben so tonlos fragte ich, ob sie sich nicht wohl befinde? „Allerdings nicht zum Besten," antwortete sie mit einem müden und erzwungenen Lächeln, das aus einem rechten Elende hervorkam; aber sie versuchte kein Wort der Erklärung hinzuzufügen, und nachdem sie in einem kurzen richtungslosen Gespräche sich und mich furchtsam überwacht hatte, begab ich mich in der sonderbarsten Verfassung von der Welt wieder nach Hause. Denn ich war so verdutzt und unbehaglich im Gemüthe, ohne mir irgend eine Rechenschaft darüber geben zu können, daß ich vorzog, allein zu bleiben. Kaum saß ich aber eine kleine Stunde bei meinen Büchern, so klopfte es an die Thüre, die Altenauer'sche Haushälterin kam herein, stellte einen Korb mit Markteinkäufen neben die Thür und setzte sich, kurz um Erlaubniß bittend, auf einen Stuhl, der unweit davon an der Wand stand.

„Sie sind noch ein junger Mann," sagte sie, „aber Sie kennen meine Herrschaft von früher her, und ich weiß, daß der Herr etwas auf Sie hält. Da kann ich mir nicht anders helfen und muß mich Ihnen anvertrauen, ob Sie einen Rath wissen in der schwierigen Sache, die mich bedrückt!"

Immer mehr betroffen und verwirrt fragte ich, was es sei und was denn vorgehe?

Nachdem sie sich etwas verschnauft und sich zögernd besonnen, sagte sie: „Gestern Nachts, als ich in meinem Schlafzimmer, das außerhalb unserer abgeschlossenen Wohnung in einem Zwischengeschosse liegt, noch wach war und eine zerrissene Schürze flickte, es mochte schon zehn Uhr vorüber sein, hörte ich an der Flurthüre sachte klingeln, so daß die Glocke nur einen einzigen Ton von sich gab. Ich horchte auf; dann hörte ich, wie der inwendig steckende Schlüssel umgedreht und die Thüre geöffnet, zugleich aber ein halbunterdrückter Ausruf oder Schrei ausgestoßen wurde. Da ging ich, immer horchend, nach meiner Thüre und machte sie auf, um zu sehen, was es denn so spät noch gebe. In diesem Augenblicke aber sah ich einen Lichtschein verschwinden und die Flurthüre sich schließen, und der Schlüssel wurde zwei Mal gedreht. Ich eilte hin, um wieder zu horchen, da ich doch einigermaßen besorgt war. Ich hörte nur noch ein kleines Getrappel von Schritten und darauf eine der inneren Thüren zu-

gehen, worauf ich nichts mehr vernehmen konnte. Endlich dachte ich, es müsse die Köchin oder das jüngste Mädchen gewesen sein, das noch einen Auftrag oder ein Anliegen gehabt. Ich ging also wieder in mein Zimmer und bald darauf schlafen. Vor Tagesanbruch erwachte ich über einem kurzen Gebell des großen Hundes, welchen die über uns wohnende Herrschaft auf ihrem Flur liegen hat. Wieder hörte ich eine Thüre gehen; ernstlich beunruhigt, stellte ich mich schnell auf die Füße, öffnete ein weniges meine Thüre und sah hinaus. Ein großer Mann, höher als Sie sind, Herr Reinhart, ging nach der Treppe zu, mit schwerem Gange, obgleich er so behutsam als möglich auftrat. Ich konnte aber nichts Deutliches von ihm sehen, es war eben nur wie ein riesiger Schatten, da meine Frau, wie mir schien auf zitternden Füßen, mit dem Nachtlämpchen vor ihm herschwankte und das Licht mit der Hand so bedeckte, daß nach rückwärts kein Schein fallen konnte. So ging's die Treppe hinunter, das Hausthor wurde geöffnet und geschlossen, die Frau kam wieder heraufgestiegen, vor ihrer Thüre hielt sie einen Augenblick an und that einen tiefen Seufzer; dann verschwand sie und alles ward wieder still. Dann schlug es zwei Uhr auf den Thürmen. Die Frau war, so viel ich sehen konnte, in ihrem Nachtgewande.

„Begreiflich fand ich keinen Schlaf mehr. Die Laterne in unserem Treppenhaus wird punkt zehn Uhr gelöscht und das Thor geschlossen; der Mensch oder was es war mußte also sich vor dieser Zeit in's Haus geschlichen haben oder dann einen Hausschlüssel besitzen. Als ich um die fünfte Morgenstunde schellte, that mir die Frau die Thüre auf, nach der während der Abwesenheit des Herrn eingeführten Ordnung; denn wenn er da ist, so wird der Flurschlüssel nicht inwendig umgedreht, damit ich des Morgens selbst öffnen kann und nicht zu läuten brauche. Die Frau zog sich aber wie ein Geist sogleich wieder in ihr Schlafzimmer zurück. In den von der Sonne erhellten Zimmern bemerkte ich wenig Unordnung. Einzig in dem Eßzimmer stand das Büffet geöffnet; eine Caraffe, in der sich seit Wochen ungefähr eine halbe Flasche sicilianischen Weines fast unverändert befunden hatte, war geleert, das vorhandene Brod im Körbchen verschwunden und ein Teller mit Backwerk säuberlich abgeräumt. Auf dem Tische sah ich den vertrockneten Ring von einem überfüllten Weinglase, auf dem Boden einige Krumen; der Teppich vor dem Sopha war von unruhigen Füßen verschoben, von bestäubten Schuhen verdorben.

„Als die Frau später zum Vorschein kam, war sie verändert, wie Sie ja wol selbst gesehen haben. Nicht ein Wort hat sie verlauten lassen, und ich habe bis jetzt noch nicht gefragt und weiß nicht, was ich thun soll; ich weiß, es ist ein fremder Mann über Nacht dagewesen und heimlich wieder fort. Ich kann das Geheimniß nicht aufdecken und doch dem braven Ehemanne gegenüber nicht die Mitwisserin und Hehlerin eines Verbrechens sein! Und ich kann das arme schöne Geschöpf auch nicht ohne Weiteres zu Grunde richten. Was denken Sie nun hiervon, Herr Reinhart, was zu thun sei?"

Ich war wie erstarrt. Sorge und Entrüstung für Erwin Altenauer, aber zugleich auch tiefes Mitleid mit dem Weibe, wenn es wirklich schuldig sein sollte, durchstürmten mich, als ich mich einigermaßen besann. Ich dachte unwillkürlich an den Brasilianer und fragte die ganz verstörte Haushälterin, wie denn der

Fremde gekleidet gewesen sei, ob fein oder gewöhnlich? Sie beharrte aber darauf, daß sie nichts habe erkennen können; nur einen breiten, tief in's Gesicht hängenden Schlapphut glaube sie gesehen zu haben.

Ich grübelte und schwieg einige Zeit, während die redliche Person verschiedene Male merklich stöhnte, so nahe ging ihr die Sache, und ich konnte daraus ersehen, wie sehr sie an der Frau gehangen hatte, die jetzt so unglücklich war. Das Gefühl hiervon hielt auch meine Theilnahme aufrecht. Endlich sagte ich: Wir müssen uns, glaube ich, in den Fall versetzen, wo in einem Hause gebildeter Leute ein Gespenst gesehen worden ist, oder gar eine fortgesetzte Spuk- und Geistergeschichte rumort hat. Die schreckhaften Dinge, Erscheinungen, Poltertöne sind nicht mehr zu leugnen, weil vernünftige und nüchterne Personen Zeugen waren und sie zugeben müssen. Allein obgleich keine natürliche Erklärung, kein Durchdringen des Geheimnisses für einmal möglich ist, so bleibt doch nichts Anderes übrig, als an dem Vernunftgebote festzuhalten und sich darauf zu verlassen, daß über kurz oder lang die einfache Wahrheit an's Tageslicht treten und Jedermann zufrieden stellen wird. So müssen auch wir den unerklärlichen Vorgang auf sich beruhen lassen, überzeugt oder wenigstens hoffend, die Rechtlichkeit der Frau werde sich so unwandelbar herausstellen, wie ein Naturgesetz.

Die gute Dienerin, die mehr an Gespenster als an Naturgesetze glauben mochte, schien durch meine Worte nicht aufgerichtet zu werden; doch gelobte sie mir auf mein Andringen, gegen Jedermann ohne Ausnahme das Geheimniß zu wahren und schweigend zu erwarten, wie es mit der Frau weitergehen wolle.

Ich selbst war keineswegs beruhigt. Immer fiel mir der lange Brasilianer wieder ein, wie ein Dolchstich. Sollte doch gestern ein rasches Einverständniß stattgefunden haben, als Abschluß längeren Widerstandes und fortgesetzter Verführungskünste? Und wenn der Verführer vielleicht wirklich in's Haus gedrungen ist, muß er denn wirklich gesiegt haben? Aber seit wann trinken feine Herren, wenn sie auf solche Abenteuer ausgehen, so viel süßen Wein, und seit wann frißt ein vornehmer Don Juan so viel Brot dazu? Und warum nicht, wenn er Hunger hat? Der erst recht!

Kurz, ich wurde nicht klug daraus. Nach Tisch wollte ich den schwarzen Grafen in einem Gartencafé aufsuchen, in welchem jüngere Leute seiner Gesellschaftsclasse sich eine Stunde aufzuhalten pflegten. Ich dachte wenigstens zu beobachten, was er für ein Gesicht machte. Allein ich kam von der Idee zurück, sie widerte mich an, und was hatte ich mich darein zu mischen? Dafür traf ich ihn von selbst auf einer Promenade mit andern Herren. Er grüßte mich genau so ruhig, gesetzt und unbefangen, wie er mich gestern verlassen.

Nach der Regine getraute ich mir vor der Hand nicht mehr zu sehen. Das sind Dinge, die du am Ende nicht zu behandeln verstehst, noch zu verstehen brauchst! sagte ich mir. Einige Tage später ging ich in das Theater und sah Reginen in der Loge der drei Parzen sitzen und hinter ihr den Grafen. Die Parzen spiegelten sich offenbar in dem Bewußtsein, aller Augen auf sich gerichtet zu sehen. Der Graf saß ruhig und unterhielt sich höflich mit den Damen; Regine war blaß und schien unzweifelhaft mehr hergeschleppt worden, als freiwillig ge-

kommen zu sein. Es wurde Maria Stuart gegeben. Gegen den Schluß des Trauerspieles betrachtete ich die Loge von meinem dunkeln Winkel aus durch das Glas, während die Augen des ganzen Hauses auf die Bühne gerichtet waren, wo Leicester die Hinrichtung der Maria belauschte, die unter seinen Füßen vor sich ging. Der Schauspieler war ein dummer Geck, der in seinem weißen Atlaskleide die kümmerlichsten Faxen machte, weshalb ich auch meine Blicke von ihm abgewendet hatte. Aber Regine, welche bis dahin, wie ich gut gesehen, der Handlung nur mit mühseliger Theilnahme gefolgt war, blickte jetzt mit einer wahren Seelenangst hin, und als der Schauspieler das Fallen des Hauptes mit einem ungeschickten Umpurzeln anzeigte, zuckte sie schrecklich zusammen, so daß der Graf sie einen Augenblick lang aufrecht halten mußte. Sonst hatte vielleicht Niemand den Vorfall bemerkt.

Endlich kam die Nachricht, Erwin sei auf der Rückreise begriffen. Ich will, was noch zu erzählen ist, so folgen lassen, wie es sich theils für ihn entwickelt hat, theils mir durch ihn später bekannt wurde. Die Geschäfte hatten ihn zuletzt nach New-York geführt, wo er sich dann einschiffte. Dort war er in die Verkaufsräume eines Kunsthändlers getreten, der nebenbei ein Lager von amerikanischen Gewerbserzeugnissen eleganter Art hielt; er wollte nur schnell nachsehen, ob sich etwas für Reginen Geeignetes und Erfreuliches fände. Indem er das auf einem Tische ausgebreitete glänzende Spielzeug musterte, wurde sein Blick durch ein starkfarbiges Bild seitwärts gezogen, das an der Wand unter andern Sachen hing, die alle mit der Bezeichnung „neue deutsche Schule" versehen waren. Sobald er nun hinsah, kam es ihm vor, als ob das seine Frau wäre. Die rechte Persönlichkeit und Seele fehlten zwar dem Bild und der fremdartige Aufputz machte die zweifelhafte Aehnlichkeit noch fraglicher; es konnte sich um einen allgemeinen Frauentypus, um ein Spiel des Zufalls handeln. Allein Regine hatte ihm ja geschrieben, daß sie einer talentvollen Künstlerin zum Studium gesessen sei; hier stand der Name der Malerin mit großen Buchstaben auf dem Bilde geschrieben, der Vorname freilich in einer Abkürzung, die ebenso wohl einen männlichen wie einen weiblichen Vornamen bedeuten konnte; hingegen war die Stadt und die Jahrzahl zutreffend. Erwin fühlte sich, trotz dem blitzartigen Eindruck von Lust, den ihm der unerwartete Anblick verursacht hatte, gleich darauf ganz widerwärtig berührt. Nicht nur, daß das Bildniß seiner Gattin als Verkaufsgegenstand herumreiste, auch die komödienhafte Tracht und die Aufschrift „Studienkopf", als ob es sich um ein käufliches Malermodell handelte, kurz, der ganze Vorgang verursachte ihm, je länger er darüber dachte, den größten Aerger. Doch verschluckte er den, so gut er konnte, und erhandelte das Bild mit möglichst gleichgültiger Miene, ohne ahnen zu lassen, wie nah' ihm das Original stehe. Er ließ es verpacken und sandte es nach Boston, eh' er zu Schiffe ging, nicht ohne den Vorsatz, ein wenig nachzuspüren, wer eigentlich an der begangenen Taktlosigkeit die Schuld trage. Denn diese maß er keineswegs der Regine bei, obgleich er bei dem Anlaß einen kleinen Seufzer nicht unterdrücken konnte, ob diese höhere, diese Taktfrage der Bildung (oder wie er die Worte sich stellen mochte) sich bis zu der immer näher rückenden Heimführung auch noch vollständig lösen werde?

Nun, er kam also eines schönen Julimorgens an. Er war die Nacht über gefahren, um schneller da zu sein. Als er den Thorweg betrat, sah er durch eine offene Thüre die Hausdienerschaft auf dem Hofe um einen Milchmann versammelt und freute sich, seine Frau unversehens überraschen zu können. Die Wohnung stand offen und ganz still und er ging leise durch die Zimmer. Verwundert fand er im Gesellschaftssaal eine große Neuigkeit: auf eigenem Postamente stand ein mehr als vier Fuß hoher Gipsabguß der Venus von Milo, ein Namenstagsgeschenk der drei Parzen; jede von ihnen besaß einen gleichen Abguß, der zu Dutzenden in Paris bestellt wurde; denn es war eine eigenthümliche Muckerei im Cultus dieses ernsten Schönheitsbildes aufgekommen, allerlei Lüsternes deckte sich mit der Anbetung des Bildes, und manche Damen feierten gern die eigene Schönheit durch die herausfordernde Aufrichtung desselben auf ihren Hausaltären.

Erwin betrachtete einige Secunden die edle Gestalt, die übrigens in ihrem trockenen Gipsweiß die Farbenharmonie des Saales störte. Aber wie überrascht stand er einige Secunden später unter der Thüre des Schlafzimmers, das er leise geöffnet, als er eine durchaus verwandte, jedoch von farbigem Leben pulsirende Erscheinung sah. Den herrlichen Oberkörper entblößt, um die Hüften eine damascirte Seidendraperie von blaßgelber Farbe geschlungen, die in breiten Massen und gebrochenen Falten bis auf den Boden niederstarrte, stand Regine vor dem Toilettespiegel und band mit einem schwermüthigen Gesichtsausdrucke das Haar auf, nachdem sie sich eben gewaschen zu haben schien. Welch' ein Anblick! hat er später noch immer gesagt. Freilich weniger griechisch, als venezianisch, um in solchen Gemeinplätzen zu reden.

Aber auch welche Gewohnheiten! Wie kommt die einfache Seele dazu, auf solche Weise die Schönheit zu spiegeln und die Venus im Saale nachzuäffen? Wer hat sie das gelehrt? Woher hat sie das große Stück unzerschnittenen Seidendamast? Ist sie in der Zeit so weit in der Ausbildung gekommen, daß sie so üppige Anschaffungen macht, wie ein solcher Stoff ist, nur um ihn des Morgens um die Lenden zu schlagen während eines kleinen Luftbades? Und hat sie diese Künste für ihn gelernt und aufgespart?

Diese Gedanken jagten wie ein grauer Schattenknäuel durch sein Gehirn, nur halb kenntlich; sie zerstoben jedoch gänzlich, als er den Ausdruck ihres Gesichtes im Spiegel sah und sie ungesäumt beim Namen rief, um den Kummer zu verscheuchen, den er erblickte. Das war seine nächste treue Regung. Sie lag nun glückselig in seinen Armen und Alles ging in den ersten paar Stunden, bis sie sich etwas ausgeplaudert, gut von Statten, auch das kleine Verhör wegen des Aufzuges, in welchem er sie getroffen. Erröthend und mit verfinsterten Augen erzählte sie, man habe ihr nicht Ruhe gelassen, bis sie der bewußten Malerin für eine Studie hingestanden; das sei eine wahre Pflichterfüllung, eine Gewissenssache und durchaus unverfänglich und alles bleibe unter ihnen, d. h. den Freundinnen, von welchen eine der Malstunde beigewohnt habe. Nun, da man ein solches Wesen von ihrem Wuchse gemacht und sie den Damast einmal gekauft und bezahlt, habe sie gedacht, das erste Anrecht, sie so zu sehen, wenn es denn doch etwas Schönes sein solle, gehöre ihrem Mann, und darum habe sie sich

schon seit ein paar Tagen daran zu gewöhnen gesucht, das Tuch ohne die Malerin in gehöriger Weise umzuschlagen und festzumachen. Es sei auch nur ein kleines Bildchen gemacht worden.

Aber wo es denn sei? fragte der Mann, seinerseits erröthend. Ei, die Malerin habe es mitgenommen, es sei ja ein Frauenzimmer, erwiderte Regine betreten. Ueberdies wolle es eine der drei Freundinnen als Andenken in Anspruch nehmen. Erwin sah die Unerfahrenheit und Unschuld der guten Regine oder glaubte jetzt wenigstens daran, nahm sich aber doch vor, die seltsamen Damen aufzusuchen und sich das Bild zu verschaffen. Den ersten Tag blieb er zu Hause; eh' es Abend wurde, war Regine wiederholt wieder in unverkennbare Trauer und Angst verfallen, wenn sie sich auch immer wieder zusammenraffte oder über dem Besitze des Mannes ihr Gemüth sich aufhellte. Genug, Erwin fühlte, daß sie nicht mehr die Gleiche sei, die sie gewesen, daß irgend ein Etwas sich ereignet haben müsse. Ohne die verhoffte Ruhe brachte er die Nacht zu, während die Frau schlief; er wußte aber nicht, daß sie seit geraumer Zeit zum ersten Male den Schlaf fand.

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft ging er auf seine Gesandtschaft, um einige Verrichtungen zu besorgen, die man ihm in Washington zur mündlichen Abwickelung übertragen. Unter Anderen waren da obschwebende seerechtliche Interessen, wegen welchen mit den brasilianischen Diplomaten Rücksprache zu nehmen war, eh' bei den europäischen Staaten vorgegangen wurde; übrigens handelte es sich weder um ein entscheidendes Stadium, noch um eine sehr große Bedeutung der Sache. Erwin trug seinem Gesandten dasjenige vor, was sich auf unsern Ort, wo wir lebten, bezog. Der Herr hatte Zahnweh und ersuchte ihn, nur selbst zu den Brasilianern zu gehen und in seinem Namen das Nöthige zu verhandeln. Erwin ging hin, traf aber nur einen Secretär. Der Gesandte sei in Karlsbad, hieß es; doch habe der Attaché Graf So und So die bezüglichen Acten an sich genommen und studire sie soeben; er sei ohne Zweifel in der Lage, Aufschluß zu ertheilen und entgegenzunehmen und vorläufig zu verhandeln. Um keine weitere Zeit zu verlieren, begab sich Erwin ohne Aufenthalt zu dem Grafen, welcher eben der unsrige war. Die beiden Männer hatten sich noch nie gesehen, weil der Brasilianer erst während Erwin's Abwesenheit an die Stelle gekommen war. Der Südamerikaner begrüßte den nördlichen Mann unbefangen, sagte, er habe das Vergnügen, dessen Gemahlin zu kennen, und fragte, wie sie sich befinde. Dann ging die geschäftliche Unterredung vor sich, welche etwa eine halbe Stunde dauerte. Erwin war nicht, was man eifersüchtig nennt im gemeinen Sinne; daher war ihm die Bekanntschaft des Grafen mit seiner Frau nicht aufgefallen, trotz der schwarzäugigen Romantik; er hatte seine Häuslichkeit über der gemächlichen Verhandlung vergessen und ging jetzt vollkommen ruhig an der Seite des Grafen, der ihn hinaus begleitete. Wieder, wie in New-York, leuchtete plötzlich ein Bild auf, das er vorher nicht gesehen. Neben der Zimmerthüre, welcher er bisher den Rücken gekehrt, stand ein Ziertischchen und auf demselben, an die Wand gelehnt, ein kleines Oelbild in breitem, krausgeschnitztem Goldrahmen. Es war die Figur von Erwin's Frau, wie er sie bei seiner Rückkunft im Schlafzimmer angetroffen. Die Malerin hatte doch die

Rücksicht genommen, das Gesicht unkenntlich zu machen, d. h. dasjenige eines andern Modells hinzumalen; allein Erwin erkannte den Seidenstoff und die ganze Erscheinung auf den ersten Blick. Die dämonische Malerin hatte ihr zum Ueberfluß beide Hände an das Hinterhaupt gelegt, wie Erwin sie mit dem Haar beschäftigt zuerst gesehen.

Er trat mit einem Schritte vor das Tischchen und ließ die Augen an dem Bild haften, indessen es vor denselben zu einem Nebel zerfloß und sich wieder herstellte, abwechselnd, man könnte sagen, wie Aphrodite aus dem Dunst und Schaum des Meeres. Er wagte nicht wegzublicken, noch den Grafen anzusehen, und doch war es ihm zu Muth wie einem Ertrinkenden. Aber zum Glück jagten sich die Vorstellungen eben so schnell, als es bei einem solchen geschehen soll. Es war immer eine Möglichkeit, daß der Graf nicht wußte, was er besaß; warum also am unrechten Orte sich selbst und die Frau verrathen? Nöthigen Falls konnte er ja wieder kommen und den Feind seiner Ehre im Angesicht des Bildes niederstoßen. Aber müßte nicht das Weib vorher gerichtet, vielleicht vernichtet sein? Denn ein böser Zusammenhang wird immer deutlicher, woher sonst das elende Wesen im Hause? Was ist indessen mit einer solchen Vernichtung gewonnen, und wer ist der Richter? Ich, der ich ein junges rathloses Geschöpf fast ein Jahr lang allein lasse?

So war vielleicht eine Minute vergangen, eine von den scheinbar zahllosen und doch so wenigen, die wir zu leben haben. Plötzlich faßte er sich gewaltsam zusammen, sah den Grafen flüchtig an und sagte, ohne den Mund zu verziehen: „Sie haben da ein hübsches Bildchen!"

„Ich habe es in einem hiesigen Atelier gekauft," sagte der Andere, „es soll nach dem Leben gemalt sein!"

Sie schüttelten sich mit der bei Diplomaten üblichen Herzlichkeit die Hand und Erwin zog seines Weges. Er ging aber nicht in seine Behausung, auch nicht zu der Malerin oder zu den Parzen, wie er früher Willens gewesen, noch auch zu mir oder sonst zu Jemandem, sondern er lief eine Stunde weit auf der heißen Landstraße vor das Thor hinaus, genau bis zum ersten Stundenzeiger, und von da wieder zurück. In dieser Zeit wollte er mit seinem Entschlusse im Reinen sein und dann um kein Jota davon abgehen; kein Fremder sollte davon wissen oder darein reden.

In der Mittagshitze, im Staube der Straße, unter den Wolken des Himmels, im Angesichte mühseliger Wandersleute, die ihres Weges zogen, müder Lastthiere, in sich gekehrter Feldarbeiter ließ er die Frau unsichtbar neben sich gehen, um die traurige Gerichtsverhandlung so zu sagen unter allem Volke mit ihr zu führen. Es bedünkte ihn in der That beinahe, als seh' er sie mühsam an seiner Seite schreiten, nach Antwort auf seine Fragen suchend, und seine Bitterkeit wurde von Mitleiden umhüllt, aber nicht versüßt.

Als er wieder am Thor ankam, war sein Beschluß fertig, wenn auch nicht das Urtheil. Er wollte nicht den Stab, sondern die ganze Geschichte über'm Knie brechen, die Frau über's Meer entführen und der Zeit die Aufklärung des Unheils überlassen. Auch gegen Reginen wollte er schweigen, gewärtig, ob sie Recht und Kraft zur freien Rede aus sich selber schöpfe, und je nach Beschaffen-

heit würde sich dann das Weitere ergeben. Unterdessen sollte die stumme Trennung, die zwischen sie getreten, ihr nicht verborgen bleiben und sie fühlen, daß die Entscheidung nur aufgeschoben sei.

Mit diesem Vorsatze trat er wieder in sein Haus, wo er Reginen nicht fand. Ihr war erst seit Erwin's Ausgang das Bedenkliche und Unzulässige des Vorfalls mit dem Bilde schwer in's Gewissen gefallen; Blick und Wort Erwin's hatten sie getroffen und die Dämmerung ihres Bewußtseins plötzlich erleuchtet. Von Angst erfüllt war sie fortgeeilt, zunächst zur Malerin, das Bild von ihr zu fordern. Sie suchte Ausflüchte, versprach es zu schicken oder selbst zu bringen, und gedrängt von der Flehenden, sagte sie endlich, das Bild müsse bei einer der drei Damen seien (der Parzen nämlich), jedenfalls sei es vortrefflich aufgehoben und in sicheren Händen. Regine lief zum sogenannten Bienchen, zur Sammetgazelle, zum Rothkäppchen, keine wollte etwas von dem Bilde wissen, jede lächelte zuerst verwundert und jede erhob dann einen dummen Lärm und wollte durchaus die Aermste auf der Jagd nach ihrem Bildniß geräuschvoll weiter begleiten.

Unverrichteter Sache, aber mit doppelter Last beladen kehrte sie heim und fand ihren Mann in Geschäften mit einem Agenten, dem er, wie sie trotz der Erschöpfung allmälig bemerkte, den Verkauf der ganzen hausräthlichen Einrichtung, das Verpacken und Spediren der mitzunehmenden Gegenstände und ähnliche Dinge auftrug. Als der Agent fort war, sagte Erwin zu Reginen, welche bleich und stumm in einer Ecke saß: „Du kommst gerade recht und kannst die Dienstboten auszahlen und entlassen; es schickt sich das besser für die Frau! Wir reisen nämlich heut' Abend weg und sind in zwei Tagen auf der See; denn wir gehen zu meinen Eltern!“

Kein Wort mehr noch weniger sagte er zu ihr, und sie wagte nicht ein einziges zu sprechen. Nur tief aufathmen hörte er sie, wie wenn sie sich durch die Aussicht, über das Meer zu kommen, erleichtert fühlte.

Am selben Tage noch wurden also Koffer gepackt, Rechnungen bezahlt und alle die Dinge verrichtet, die mit einer plötzlichen Abreise verbunden sein mögen. Erwin brachte dann noch eine halbe Stunde auf der Gesandtschaft zu, sonst nahm er von Niemandem Abschied. Ich vernahm von alledem das erste Wort durch die entlassene Haushälterin, die mich wenige Tage später nochmals aufsuchte, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, indem sie mir gestand, sie habe im Tumulte des letzten Nachmittages während eines stillen Augenblickes dem Erwin mit wenig Worten leise gesagt, es sei ein einziges Mal in der Nacht ein fremder Mann da gewesen und von da an sei die Verstörung im Hause. Sie wisse nicht, wer und was es gewesen sei, glaube aber, es ihm nicht verschweigen zu dürfen, damit er in seiner Sorge nicht zu viel und nicht zu wenig sehe. Darauf habe Erwin sie mit trüben Augen angeschaut und, obgleich sie gesehen, wie ihn die Mittheilung erschüttert, gesagt, er wisse die Sache wol, es sei ein Geheimniß, das sie nur verschweigen solle, er habe den Mann selbst gesandt.

Unmittelbar nach der kurzen Unterredung habe er in der gleichen milden und gelassenen Weise wie vorher das Wenige mit Reginen gesprochen, was er zu sprechen hatte, und beim Verlassen des Hauses der tief verschleierten Frau

den Arm gegeben. Nun wisse sie, die Haushälterin, doch nicht, ob sie recht gethan und das Unglück vergrößert habe.

Ich fragte sie, ob sie von der Sache jemals den übrigen Bediensteten oder Hausgenossen oder sonst Jemand etwas gesagt? Sie betheuerte das Gegentheil und versprach nochmals, es auch ferner so zu halten, und ich glaube, sie hat es auch gethan. Indessen beruhigte ich sie wegen des Geschehenen. Wenn jener geheimnißvolle Besuch übler Art gewesen sei, meinte ich, so sei nicht viel zu verderben; sei er aber unschuldiger Natur, so komme die dunkle Geschichte um so eher zur Abklärung.

Es fiel mir schwer, an das ganze Ereigniß so recht zu glauben. Die plötzliche Abreise machte nicht so viel Aufsehen, da die Ankunft Erwin's noch nicht einmal in weiteren Kreisen bekannt gewesen, und die Parzen schienen sich ausnahmsweise still zu halten. Ich ging nach einigen Tagen mit einer Art Heimweh durch die Straße, wo Altenauer's gewohnt, und sah an das Haus hinauf. Da wurde so eben aus dem Portale ein niederes vierrädriges Kärrchen gezogen, auf welchem die Venus von Milo stand und ein wenig schwankte, obgleich sie mit Stricken festgebunden war. Ein Arbeiter hielt sie mit Gelächter aufrecht, und rief: „hüh!" während der andere den Wagen zog. Ich schaute ihr lange nach, wie sie sich fortbewegte, und dachte: So geht es, wenn schöne Leute unter das Gesindel kommen! Ich glaubte, die Regine selbst dahin schwanken zu sehen.

Drei Jahre später, als Regine längst todt war, traf ich Erwin Altenauer als amerikanischen Geschäftsträger in der gleichen Stadt wieder. Er hatte die Stelle absichtlich gewählt, um durch seine Anwesenheit das Andenken der Todten zu ehren und zu schützen, und von ihm erfuhr ich den Abschluß der Geschichte; denn er liebte es, mit mir von dieser Sache zu sprechen, da ich die Anfänge kannte.

Schon die Seefahrt nach dem Westen muß ein eigenartiger Zustand von Unseligkeit gewesen sein. Die wochenlange Beschränkung auf den engen Raum bei getrennten Seelen, die doch im Innersten verbunden waren, das wortkarge, einsilbige Dahinleben, ohne Absicht des Wehthuns, die hundert gegenseitigen Hilfsleistungen mit niedergeschlagenen Augen, das Herumirren dieser vier Augen auf der unendlichen Fläche und am verdämmernden Horizonte des Oceans, in den Einsamkeiten des Himmels, um vielleicht einen gemeinsamen Ruhepunkt zu suchen, den sie in der Nähe nicht finden durften, Alles mußte dazu beitragen, daß die Reise dem Dahinfahren zweier verlorenen Schatten auf Wassern der Unterwelt ähnlich war, wie es die Traumbilder alter Dichter schildern. Schon das gedrängte Zusammensein mit einer Menge fremder Menschen verhinderte natürlich den Austrag des schmerzlichen Prozesses; aber auch ohne das that Regine keinen Wank; sie schien sich vor dem Fallen einer drohenden Masse und jedes Wörtlein zu fürchten, welches dieselbe in Bewegung bringen konnte. Ebenso ängstlich, wie sie ihre Zunge hütete, überwachte sie auch jedes Lächeln, das sich aus alter Gewohnheit etwa auf die Lippen verirren wollte, wenn sie unverhofft einmal Erwin's Auge begegnete. Er sah, wie es um den Mund zuckte, bis die traurige Ruhe wieder darauf lag, und er war überzeugt, daß sie damit jeden Verdacht auch der kleinsten Anwandlung von Koketterie vermeiden

wollte, oder nicht sowol wollte als mußte. Welch' ein wunderbarer Widerspruch, diese Kenntniß ihrer Natur, dieses Vertrauen, und das dunkle Verhängniß.

Erwin aber scheute sich eben so ängstlich vor dem Beginn des Endes; nach dem bekannten Spruche konnte er begreifen und verzeihen, aber er konnte nicht wiederherstellen, und das wußte er.

Und nun erst der Einzug in das Vaterhaus zu Boston! Statt der siegreichen Freude der Anerkennung, des Beifalls, ein geheimnißvolles, gedrücktes Ansichhalten, ein schweigsames, vorsichtiges Wesen und zuletzt eine allgemeine Stille im Hause als Folge des halbwahren Vorgebens von einem plötzlichen Zerwürfnisse, einer krankhaften Laune der jungen Frau. Nur der Mutter anvertraute Erwin einen Theil der Wahrheit, so weit diese nicht zu grausam, zu hart für Reginen und ganz unerträglich auch für die Mutter gewesen wäre. Sie war einverstanden mit einer behutsamen schonenden Behandlung, indem ihr der erste Anblick Reginen's ein hohes Wohlgefallen und ihre ganze Haltung eine schmerzliche Theilnahme, aber freilich auch die tiefste Sorge verursacht hatten. Sie ging mit dem Beispiele voran, mit der halb Geächteten mit einer gewissen ernsten Sanftmuth umzugehen, wie es etwa mit verwirrten kranken Personen zu geschehen pflegt. Alle Familienglieder, Angestellten und Dienstboten des Hauses hielten den gleichen Ton inne ohne sichtbare Verständigung; Regina hingegen sah sich mitten in der Schar der neuen Verwandten und Hausgenossen vereinsamt, ohne zu fragen oder zu klagen. In der entlegenen Wohnung eines Seitenflügels lebte sie bald wie eine freiwillige Gefangene, während Erwin gleich Anfangs auf einige Wochen verreist war, um das getrennte Leben weniger auffällig zu machen. Allein wo er ging und stand, fühlte er die Last des Elendes, in das er mit Reginen gerathen, die Sehnsucht nach ihrer Gegenwart und nach den vergangenen Tagen und zugleich den Abscheu vor dem Abgrunde, den er mehr als nur ahnen und fürchten mußte. Und je unvermeidlicher ihm der Verlust erschien, um so unersetzlicher und einziger dünkte ihm die Unselige, an welche er alle die Liebe und Sorge gewendet hatte. Zuletzt überwog die Sehnsucht nach ihrem Anblicke so stark, daß er am achtzehnten Tage seiner Reise umkehrte, in der Absicht, die Entscheidung herbeizuführen und die Frau auf die Gefahr hin, sie sofort auf immer zu verlieren, wenigstens dies eine Mal noch zu sehen.

Während der Zeit hatte seine Mutter die einsame Regina jeden Tag besucht und ein Stündchen mit einer Arbeit bei ihr gesessen, ihr auch etwas zu thun mitgebracht und ein ruhiges Gespräch in Güte mit ihr unterhalten, wobei sie freilich das meiste thun mußte. Jedoch vermied sie es gewissenhaft, mit Fragen und Verhören in die junge Frau zu dringen, die in aller einsilbigen Trauer Zeichen demüthiger Dankbarkeit erkennen ließ, wie eine edle Natur auch in zeitweiliger Geistesabwesenheit die Spuren des Guten zeigt. An dem Tage, an welchem Erwin bereits auf dem Heimwege begriffen war, fand seine Mutter die Regina in eifrigem Schreiben begriffen. Dies erregte ihre Aufmerksamkeit und wollte ihr gar wohl gefallen; es lagen schon mehrere beschriebene Blätter da, welche Regina ruhig zusammenschob, ohne sie ängstlich zu verbergen. Den

Umstand, daß sie überhaupt nie etwas zu verheimlichen suchte und ihr Zimmer stets ebenso reinlich geordnet als unverschlossen und für Jedermann zugänglich hielt, hatte die Mutter überhaupt schon wahrgenommen.

Erwin fuhr in peinlicher Ungeduld wieder mit einem sausenden Nachtzuge und betrat Morgens um sechs Uhr sein Haus. Schnell eilte er nach seinem eigenen Schlafzimmer, um sich zu waschen und die Kleider zu wechseln. Kaum hörte jedoch die Mutter von seiner Ankunft, so suchte sie ihn auf und erzählte ihm von Reginen. Nachdem sie, theilte sie ihm mit sichtbarer Theilnahme mit, die Zeit her von ihrem ganzen Benehmen einen solchen Eindruck erhalten, daß jene eine entsetzliche Heuchlerin und Schauspielerin sein müßte, wenn es erlogen wäre, habe sie in der vergangenen Nacht oder vielmehr kurz vor Anbruch des Tages eine seltsam-rührende Entdeckung gemacht. Von Schlaflosigkeit geplagt sei sie aufgestanden und habe sich in der Dunkelheit nach dem kleinen Saale hin getappt, welcher dem von Reginen bewohnten Seitenflügel gegenüber liege. Dort sei auf einem Tischchen ein kleines Fläschchen mit erfrischender Essenz unter Nippsachen stehen geblieben, das sie seit Wochen nicht mehr gebraucht. Wie sie dasselbe nun gesucht, habe sie über den Hof weg einen schwachen Lichtschimmer bemerkt, während sonst noch Alles in Ruhe und Finsterniß gelegen. Als sie genauer hingeschaut, habe sie wahrgenommen, daß der Schimmer aus Reginen's Fenster komme, und sodann habe sie diese selbst gesehen vor einem Stuhle knieen, mit gefalteten Händen. Auf dem Stuhle habe ein kleines Buch gelegen, offenbar ein Gebetbuch, beleuchtet von dem daneben stehenden Nachtlämpchen. Das Gesicht der Frau habe sie nicht sehen können, sie habe es tief vorn über gebeugt, und so sei sie unbeweglich verharrt, eine Viertelstunde, die zweite und vielleicht auch die dritte. Lange habe die Mutter der Erscheinung zugeschaut; ein paar Mal habe Regina das Blatt umgewendet und es dann wieder rückwärts umgeschlagen, auch das Umwenden etwa vergessen und längere Zeit in's Leere hinaus gebetet oder sonst Schweres gedacht, immerhin scheine sie nur ein und dasselbe Gebet oder was es gewesen sei gelesen zu haben. Jedes Mal, wenn sie sich ein wenig bewegt habe, sei das schauerlichrührend anzusehen gewesen in der nächtlichen Stille und bei der Verlassenheit der armen Person. Endlich, da die Mutter im leichten Nachtkleide gefröstelt, habe sie sich nicht getraut, länger zu stehen, und gedacht, Jene sei ja wohl aufgehoben bei ihrem Gebetbuche, und sei wieder zu Bett gegangen, allerdings ohne den Schlaf noch zu finden. „O mein Sohn," rief die Mutter mit überquellenden Augen, „es wäre doch ein großes Glück, wenn dieses Geschöpf gerettet werden könnte! Ich habe noch nichts Schöneres gesehen auf dieser Welt! Wozu sind wir denn Christen, wenn wir das Wort des Herrn das erste Mal verachten wollen, wo es sich gegen uns selbst wendet?"

Erschüttert mit sich selber ringend rief Erwin, der mehr wußte als die Mutter: „O Mutter, Christus der Herr hat die Ehebrecherin vor dem Tode beschützt und vor der Strafe; aber er hat nicht gesagt, daß er mit ihr leben würde, wenn er der Erwin Altenauer wäre!"

Doch schon im Widerspruch mit seinen Worten ließ er die Mutter stehen und ging wie er war, in den Reisekleidern und vom Rauche des nächtlichen

Schnellzuges geschwärzt, nach Reginen's Zimmer und klopfte sanft an der Thüre. Kein Laut ließ sich hören; er öffnete also die unverriegelte Thüre und trat hinein. Das Zimmer war leer; mit klopfendem Herzen sah er sich um. Auf der Kommode lag ihr altes Gesangbuch, das er wol kannte mit seinen Liedern und einer kleinen Anzahl Kirchen- und Hausgebeten. Es war geschlossen und ordentlich an seinen Platz gelegt.

Ihr Bett stand in einem Alkoven, dessen schwere Vorhänge nur zum kleineren Theile vorgezogen waren. Er trat näher und sah, daß das Bett leer war; nur eines der feinen und reichverzierten Schlafhemden von der Aussteuer, die er seiner Frau selbst angeschafft, lag auf dem Bette; es schien getragen, lag aber zusammen gefaltet auf der Decke. Erschrocken und noch mehr verlegen kehrte er sich um, schaute sich um, ob sie nicht vielleicht dennoch im Zimmer hinter ihm stünde, allein es war leer wie zuvor. Indem er sich nun abermals kehrte und dabei einen der Vorhänge näherte, stieß er an etwas festes hinter demselben, wie wenn eine Person dort sich verborgen hielte. Rasch wollte er den dicken Wollenstoff zurückschlagen, was aber nicht gelang; denn die Laufringe an der Stange waren gehemmt. Er trat also, den Vorhang sanft lüftend, so gut es ging, hinter denselben und sah Reginen's Leiche hängen. Sie hatte sich eine der starken seidenen Ziehschnüre, die mit Quasten endigten, um den Hals geschlungen. Im gleichen Augenblicke, wo er den edlen Körper hängen sah, zog er sein Taschenmesser hervor, das er auf Reisen trug, stieg auf den Bettrand und schnitt die Schnur durch; im anderen Augenblicke saß er auf dem Bette und hielt die schöne und im Tode schwere Gestalt auf den Knieen, verbesserte aber sofort die Lage derselben und legte sie sorgfältig auf das Bett. Aber sie war kalt und leblos, er aber wurde jetzt rath- und besinnungslos und er starrte mit großen Augen auf die Leiche. Gleich aber erwachte er wieder zum Bewußtsein durch die ungewohnte Tracht der Todten, die sein starrendes Auge reizte. Regina hatte das letzte Sonntagskleid angezogen, welches sie einst als arme Magd getragen, einen Rock von elendem braunen, mit irgend einem unscheinbaren Muster bedruckten Baumwollzeuge. Er wußte, daß sie ein Köfferchen mit einigen ihrer alten Kleidungsstücke jederzeit mit sich geführt, und er hatte diesen Zug wohl leiden mögen, der ihm jetzt das Seelenleid verdoppelte. Endlich besann er sich wieder auf einen Rettungsversuch; er öffnete das ärmliche Kleid, das nach damaliger Art solcher Mägderöcke auf der Brust zugeheftet war. Unter dem Kleide zeigte sich eines der groben Hemden ihrer Mädchenzeit, und zwischen dem Hemde und der Brust lag ein ziemlich dicker Brief mit der an Erwin gerichteten Ueberschrift. Hastig küßte er den Brief, warf ihn aber auf das Bett und fing an, Reginen's Brust mit der Hand zu reiben, sprang empor, hob die Leiche wie eine leichte Puppe in die Höhe, drückte sie an seine Brust und hielt ihr stöhnend das Haupt aufrecht, legte sie gleich wieder hin und lief hinaus um Hilfe zu suchen. Alles eilte herbei und ein Arzt war bald zur Stelle; doch die arme Regina blieb leblos und der Doctor stellte den Todesfall fest, welcher die schwermüthige junge Deutsche nach kurzem Eheglück getroffen habe. Erwin blieb endlich allein bei der Leiche zurück und las den Brief.

Die Stätte, an welcher man den Brief finden werde, solle beweisen, wie

sie ihn bis in den Tod liebe. Mit diesen Worten begann die Schrift. Einige weitere Sätze ähnlicher Natur verschwieg Erwin, wie er sich ausdrückte, als heiliges Geheimniß der Gattenliebe. Woher sie solche Töne genommen, sei eben das Räthsel der ewigen Natur selbst, wo jegliches Ding unerschöpflich zahlreich geboren werde und in Wahrheit doch nur ein einziges Mal da sei.

Dann folgte die Eröffnung dessen, was sie bedrückt und ihr Leben verdorben, ohne daß sie geahnt habe, in welchem Umfange. Es war freilich traurig und einfach genug, das Geheimniß jenes nächtlichen Besuches, von dem sie nicht einmal wußte, daß er gesehen worden. Der Zustand ihrer Verwandten hatte sich mit der Zeit hie und da doch wieder etwas verschlimmert und wiederholtes Eingreifen und Aushelfen nöthig gemacht. Jedesmal verursachte das der armen Regina, die jetzt ihrem Mann mehr anhing, als den Eltern und Geschwistern, Kummer und Sorge. Besonders der eine der Brüder, der Soldat gewesen, konnte sich mit dem Leben nicht zurecht finden. Unzufrieden und düstern Gemüthes wechselte er immerfort die Stelle und den Aufenthalt, da er sich ungerecht behandelt glaubte und es zuletzt auch wurde, weil es nicht lange dauert, bis die Menschen, die sich selbst mißhandeln, auch von den andern mißhandelt werden, so zu sagen aus Nachahmungstrieb. So war er von einer guten Zugführerstelle, die man ihm bei einer Eisenbahn verschafft hatte, allmälig bis zum Gehilfen oder vielmehr Knecht eines Pferdehändlers herunter gekommen, der ihn als ehemaligen Reitersmann gut brauchen konnte und doch schlecht behandelte. Mit einer Anzahl Pferde durch den Wald reitend waren sie in schweren Streit gerathen, der Meister hieb dem Knechte mit der Peitsche über das Gesicht, und der Knecht schlug ihn hinwieder ohne Zögern todt und floh auf einem der Pferde aus dem Walde. Einige Meilen von der Mordstätte entfernt verkaufte er das Thier und irrte mit dem Erlös im Land umher, ohne den Ausweg finden zu können. Der erschlagene Roßhändler war von einem unbekannt gebliebenen zweiten Verbrecher, der zuerst auf den Platz gekommen, seines Geldranzens beraubt, diese Schuld aber natürlich dem Todtschläger aufgebürdet und derselbe als Raubmörder verfolgt worden; so hatte wenigstens er ausgesagt und ging nicht von seiner Aussage ab. Dieser Bruder nun, und niemand anders, war es, der in jener Nacht bei Reginen Zuflucht und Hilfe gesucht, nachdem er halb verhungert sich nur nächtlicher Weile herumgetrieben, überall von den Häschern verfolgt. Er war schon in einem Seehafen gewesen und hatte seine Baarschaft von dem verkauften Pferde an einen Schiffsplatz gewendet, wurde aber im letzten Augenblicke durch erneuerte Steckbriefe wieder hinweggescheucht, in's Binnenland. In der alleräußersten Noth hatte er der Schwester Wohnung umschlichen und war bei ihr eingedrungen; sie hatte ihn mit einigen Kleidungsstücken von ihrem Manne und mit Geld versehen, damit er wiederum die Flucht über die See versuchen konnte. Aber von Stund' an war ihre Ruhe dahin; denn sie war nur von dem einzigen Gedanken besessen, daß sie als die Schwester eines Raubmörders ihren Gatten Erwin in ein schmachvolles Dasein hinein gezogen und des Elendes einer verdorbenen Familie theilhaftig gemacht habe. Und dazu kam ja immer noch der Jammer über die Ihrigen und selbst den unglücklichen Bruder.

Aber wie mußte sich der heimliche Jammer steigern, als sie in einem Tageblatt, das mehr für die Dienstboten als für sie da war, zufällig die schreckliche Nachricht las, der Raubmörder sei endlich gefangen worden. Niemand in der Stadt, außer mir kannte ihren Namen, und so achtete Niemand darauf. Was mich betraf, so las ich überhaupt dergleichen Sachen nicht und blieb somit auch in der Unwissenheit. Der Gefangene verrieth mit keiner Silbe den Besuch bei der Schwester, obgleich er sich damit über die bei ihm gefundene Baarschaft hätte ausweisen können; es war dies bei aller Verkommenheit ein Zug von Edelmuth. So lebte sie Wochen lang in der trostlosen Seelenstimmung dahin, bis sie plötzlich die Nachricht und Beschreibung von der Hinrichtung las und alle Geister der Verzweiflung auf sie einstürmten. Wie sollte Erwin fernerhin mit der Schwester eines hingerichteten Raubmörders leben? Wie der Ertrinkende am Grashalm hielt sie sich an dem einzigen Gedanken, dessen sie fähig war: Nur schweigen, schweigen!

Nach diesem ward ihr Selbstvertrauen zum Ueberfluß noch erschüttert durch den Vorfall mit der Malerin. Sie wußte nicht, daß das Bild in den Händen eines Mannes, des Brasilianers war, und doch bekannte sie es jetzt als eine Sünde, daß sie sich habe verleiten lassen. Sie habe daraus den Schluß ziehen müssen, daß sie nicht die Sicherheit und Kenntniß des Lebens besitze, die zur Erhaltung von Ehre und Vertrauen erforderlich sei. Allerdings hatte die Aermste ja annehmen müssen, die Malergeschichte allein habe ja hingereicht, Erwin's Vertrauen zu untergraben; hätte sie ahnen können, daß der Besuch des Bruders gesehen und wie er ausgelegt worden, so würde sie keine Rücksicht abgehalten haben, sich vom Verdacht zu reinigen, und dann wäre Alles anders gekommen. Allein das Schicksal wollte, daß die beiden Gatten, jedes mit einem andern Geheimniß, dasselbe aus Vorsorge und Schonung verbergend, an sich vorbei gingen und den einzigen Rettungsweg so verfehlten. Um auf den Brief zurückzukommen, so schloß Regina mit der Bitte, sie in dem Gewande zu begraben, in welchem sie einst als arme Magd gedient habe. Möge Erwin dann dasjenige Kleid, in welchem er sie in der schönen Zeit am liebsten gesehen, zusammenfalten und es ihr im Sarge unter das Haupt legen, so werde sie dankbar darauf ruhen.

Nach ihrem Begräbnisse war das erste, was er unternahm, die neue Versorgung der armen Angehörigen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß der hingerichtete Bruder den erschlagenen Meister wirklich nicht ausgeplündert, indem der wahre Thäter, wegen anderer Verbrechen in Untersuchung gerathen, auch dieses freiwillig gestanden hatte. Erwin Altenauer hat sich bis jetzt nicht wieder verheirathet.

Als Reinhart schwieg, blieb es ein Weilchen still; dann sagte Lucia nachdenklich: „Ich könnte nun einwenden, daß Ihre Geschichte mehr eine Frage des Schicksals als der Bildung sei; doch will ich zugeben, daß eine schlimme Abart der letzteren durch die Parzen, wie sie die Trägerinnen derselben nennen, von Einfluß auf das Schicksal der armen Regine gewesen ist. Aber auch so bleibt sicher, daß es dem guten Herrn Reinhart eben unmöglich war, seiner Frauenausbildung den rechten Rückgrat zu geben. Wäre seine Liebe nicht von der Eitelkeit der Welt umsponnen gewesen, so hätte er lieber die Braut gleich an-

fangs nach Amerika zu seiner Mutter gebracht und dieser das Werk überlassen; dann wäre es wol anders geworden! Jetzt ist es aber Zeit, unsere merkwürdige Sitzung aufzuheben; ich bitte zu entschuldigen, wenn ich mich zurückziehe, obgleich ich beinahe fürchte, im Traum die schöne Person wie eine mythische Heroenfrau an der seidenen Schnur hängen zu sehen; denn trotz ihrer Wehrlosigkeit steckt etwas heroisches in der Gestalt. Der Wahlherr hat diesmal wirklich auf Race zu sehen gewußt!

Sie bot dem Gaste gute Nacht und sandte gleich darauf den alten Diener her, den Reinhart bei seiner Ankunft gesehen. Der freundliche Mann führte ihn nach seinem Schlafgemache, indem er ihm erzählte, der alte gichtbrüchige Herr beabsichtige, am Morgen mit dem Herrn Reinhart zu frühstücken, da nach gewissen Anzeichen der dermalige Anfall zu weichen beginne.

Mit wunderlich aufgeregtem Gefühle legte sich Reinhart in dem fremden Hause zu Bett, unter Einem Dache mit dem zierdvollsten Frauenwesen der Welt. Wie es Leute gibt, deren Körperliches, wenn man es zufällig berührt oder anstößt, sich durch die Kleidung hindurch fest und sympathisch anfühlt, so gibt es wieder andere, deren Geist Einem durch die Umhüllung der Stimme im ersten Hören schon vertraut wird und uns brüderlich anspricht, und wo gar beides zusammentrifft, ist eine gute Freundschaft nicht mehr weit außer Weg. Dazu kam, daß Reinhart heute mehr von menschlichen Dingen, wie die Liebeshändel sind, gesprochen hatte, als sonst in Jahren.

Neuntes Capitel.

Die arme Baronin.

Er war zwar bald und fest eingeschlafen; doch der neue Inhalt, die Schatzvermehrung seiner Gedanken weckte ihn vor Tagesanbruch, wie wenn es ein lebendiges Wesen außer ihm wäre, das freundlich seine Schulter berührte. Er mußte sich lange besinnen, wo er sei, und erst als er das von der Morgendämmerung erhellte Viereck des großen Fensters aufmerksam betrachtete, kam er seinen gestrigen Erlebnissen auf die Spur. Es wurde ihm beinahe feierlich angenehm zu Muthe, und indem er in diesem Gefühle so hindämmerte, entschlief er wieder und erwachte erst, als das schöne Landgebiet, in das er hinausschaute, schon im vollen Sonnenscheine lag und der Fluß weithin schimmerte. In den Platanen war großes Vogelconcert, eine Schar dieser Musikanten flatterte und saß an den Marmorschalen des Brunnens, in dessen Nähe ein Tisch zum Frühstücke gedeckt war.

„Lux, mein Licht! wo bleibst Du?“ hörte er eine alte, obwol noch kräftige Stimme rufen und sah darauf den vermuthlichen Oheim vom Diener gestützt und mit einer Krücke versehen, hinter dem Hause hervorkommen. Der Ruf Lux galt natürlich der Nichte, deren Namen Lucia er sich dergestalt zugestutzt hatte. Es schien ein ehemaliger Kriegsoberst zu sein, da er einen langen grauen Schnurrbart trug, sowie einen Rock von halbmilitärischem Zuschnitt und ein verschlissenes Bändchen im Knopfloch. Nun erschien auch das Fräulein auf dem morgenfrischen Schauplatze, und so säumte Reinhart nicht länger, sich fertig zu machen und auch hinunter zu gehen, wo er den Herrn und die Dame am Tische

sitzend antraf, dicht neben dem Brunnen mit seinem klingenden kristallklaren Wasser. Reinhart verhinderte rasch, daß der alte Herr sich ein wenig erhob, als er ihm von Lucien vorgestellt wurde.

Der Oheim fixirte ihn aufmerksam mit der Freiheit alter Soldaten oder Sonderlinge, indem er nach und nach, ohne sich zu eilen, vorbrachte, sein Name sei ihm wohlbekannt, es komme nur darauf an, ob er etwa der Sohn des Professors gleichen Namens in X sei; denn wenn er sich recht besinne, so sei ein Freund aus jungen Jahren dort hängen geblieben und ein berühmter Pandektenpauker geworden?

Reinhart bestätigte lachend seine Vermuthung, und Lucie erklärte das Ereigniß für ein sehr artiges, welches sie theilweise herbeigeführt zu haben sich etwas einbilde. Der Oheim jedoch fuhr fort, das Gesicht des jungen Gastes zu studiren und immer tiefer in seiner Erinnerung nachzugraben, indessen sein eigenes Gesicht einen säuerlich süßen Ausdruck annahm, dann in ein halb spöttisches Lächeln, dann in einen weichen Ernst überging und zuletzt von einem vollen biederen Lachen erhellt wurde. Er faßte kräftig die Hand des jungen Reinhart, schüttelte sie und fragte: „Haben denn Ihre Eltern nie von mir gesprochen?“ Reinhart dachte nach und schüttelte den Kopf, sagte aber nach einem weiteren Besinnen: „Es müßte denn sein, was auch wahrscheinlich ist, daß Sie erst auch ein Lieutenant gewesen sind, ehe Sie Herr Oberst wurden. Dunkel entsinne ich mich aus meinen Kinderjahren, daß die Eltern, bald der Vater, bald die Mutter, meistens diese, von einem Lieutenant sprachen, und zwar hieß es scherzend: das hätte der Lieutenant nicht gethan, oder was würde der Lieutenant zu dem Falle sagen u. s. w. Dann verlor sich die Gewohnheit, wenn es eine war, und ich habe die Sache vergessen.“

„Sehen Sie, es ist richtig!“ rief der Oberst, „der Lieutenant bin ich! In Ihrem angenehmen Angesicht habe ich die Spuren von beiden verehrten Eltern herausgefunden, vom Herrn sowol wie von der Dame, und es geht mir fast ein Licht auf, wie wenn meine junge Lux hier an meinem engen Altershorizont aufgeht als meine tägliche Morgensonne! Sei'n Sie uns willkommen und bleiben Sie jedenfalls einige Tage, oder besser, machen Sie Ihre Reise fertig und kommen Sie bald wieder für länger! Spielen Sie Schach?“

„Leider nein, ich spiele überhaupt gar nichts!“

„Ei, das ist Schade, warum denn nicht?“ rief der Alte.

„Ich bin zu dumm dazu!“ erwiderte Reinhart, der in der That weder die Aufmerksamkeit noch die Voraussicht aufbrachte, welche zum ernsthaften Spielen erforderlich sind. Lucie sah ihn unwillkürlich mit einem dankbaren Blicke an, da sie einen Genossen in dieser Art von Dummheit in ihm fand.

„Nun,“ sagte der alte Herr, „so lang man jung ist, spürt man eben keine lange Weile und braucht kein Spiel. Die hat's auch so, die hier sitzende Jugendfigur! Später wird sie's wol noch lernen; denn ich hoffe, es gibt eine schöne alte Jungfer aus ihr, die ewig bei mir bleibt und auf meinem Grabe fromme Rosen züchtet und oculirt.“

„Das kann geschehen,“ sagte die Nichte, „wenn über das Heirathen solche Anschauungen aufkommen, wie ich sie aus dem Munde des Herrn Ludwig Reinhart habe hören müssen! Denke Dir, Onkel, wir haben gestern bis Mitternacht

uns verunglückte Heirathsgeschichten erzählt! Die gebildeten Männer verbinden sich jetzt nur mit Dienstmädchen, Bäuerinnen und dergleichen; wir gebildeten Mädchen aber müssen zur Wiedervergeltung unsere Hausknechte und Kutscher nehmen, und da besinnt man sich doch ein bischen! Sagen Sie, Herr Reinhart, haben Sie nicht noch eine Treppenheirath zu erzählen?"

„Freilich hab' ich," antwortete er, „eine ganz prächtige, eine Heirath aus reinem Mitleiden!"

„O Himmel!" rief Lucie, „wie glücklich! Magst Du sie auch hören, lieber Onkel?"

„Da ihr Faulpelze nichts spielen und nur schwatzen wollt, so ist es das Beste, was wir thun können, wenn wir uns einige blaue Wunder vormachen!"

Der Tisch wurde abgeräumt, Lucie ließ sich einen Arbeitskorb bringen und Reinhart suchte den Eingang seiner Geschichte zusammen. „Denn," sagte er, „die Personen, die es angeht, stehen in der Blüthe ihres Glückes, und um sie in keiner Weise darin zu stören, ist es nöthig, sie in eine allgemeine Form der Unkenntlichkeit zu hüllen. Es dürfte daher am zweckmäßigsten sein, die Sache gleich in der Art zu erzählen, wie ein gezierter Novellist sein Stücklein in Scene setzt. Ich würde damit zugleich in meiner Erzählungskunst, die mir wie ein Dachziegel auf den Kopf gefallen, einen Fortschritt anstreben können, man weiß ja nie, wo man es brauchen kann. Es würde also etwa so lauten:

Brandolf, ein junger Rechtsgelehrter, eilte die Treppe zum ersten Stockwerk eines Hauses empor, in welchem eine ihm befreundete Familie wohnte, und wie er so in Gedanken die Stufen übersprang, stieß er beinah' eine weibliche Person über den Haufen, die mitten auf der Treppe lag und Messer blank scheuerte. Es war ihm, als ob mit einem der Messer nach seiner Ferse gestochen würde; er sah zurück und erblickte unter sich das zornrothe Gesicht eines, so viel er wegen des umgeschlagenen Kopftuches sehen konnte, noch jugendlichen Frauenzimmers, welches er für ein Dienstmädchen hielt. Grollend, ja böse blickte sie nieder auf ihre Arbeit, und Brandolf trat unangenehm betroffen in die Wohnung seiner Freunde. Dort untersuchte er den Absatz seines Stiefels und fand, daß wirklich eine kleine Schramme in das glänzende Leder gestoßen war.

„Es ist doch ein Elend mit uns Menschen!" rief er aus; „täglich sprechen wir von Liebe und Humanität und täglich beleidigen wir auf Wegen, Stegen und Treppen irgend ein Mitgeschöpf! Zwar nicht mit Absicht; aber muß ich mir nicht selbst gestehen: wenn eine Dame im Atlaskleide auf den Stufen gelegen hätte, so würde ich sie sicherlich beachtet haben! Ehre dieser wehrbaren scheuernden Person, die mir wenigstens ihren rächenden Stachel in die Ferse gedrückt hat, und wohl mir, daß es keine Achillesferse war!"

Er erzählte den kleinen Vorgang, Alle riefen: das ist die Baronin! und der Hausvater sagte: „Lieber Brandolf! diesmal hat Ihre humane Düftelei den Gegenstand gänzlich verfehlt! Die Dame auf der Treppe ist eine wahrhafte Baronin, die aus reiner Bosheit, um den Verkehr zu hemmen, und aus Geiz, statt ihre Innenräume zu brauchen, die gemeinsame Treppe mit Hammerschlag beschmutzt und Messer blank fegt und dabei aus Adelstolz uns Bürgerliche weder grüßt noch auch nur ansieht!"

Verwundert über diese seltsame Aufklärung, ließ sich Brandolf das Nähere berichten. Die Baronin war vor einigen Wochen in das Haus gezogen, in die jenseitige kleinere Hälfte des Stockwerkes, und hatte alsogleich ihren prunkenden Namen an die Thüre geheftet, zugleich aber einen Zettel vor das Fenster gehängt, welcher eine möblirte Wohnung zum Vermiethen ausbot. Schon waren einige Fremde dagewesen, aber keiner hatte es länger als ein paar Tage ausgehalten und sie waren mittelst Bezahlung einer gesalzenen Rechnung entflohen. Wer in die aufgestellte Falle dieser Miethe ging, der durfte in seiner Stube nicht rauchen, nicht auf dem prunkhaften Sopha liegen, nicht laut umhergehen, denn er mußte die Stiefeln ausziehen, um die Teppiche zu schonen; er durfte nicht im Schlafrock oder gar in Hemdsärmeln unter das Fenster liegen, um die freiherrliche Wohnung nicht zu entstellen, und überdies befand er sich wie ein hilfloser Gefangener, weil die Baronin keinerlei Art von Bedienung hielt, sondern alles selbst besorgte und daher jede Dienstleistung rundweg verweigerte, welche nicht in der strengsten Grenze ihrer Pflicht lag. Sie stellte alle Morgen eine Flasche frischen Wassers hin und füllte am Abend das Waschgeschirr, sonst aber reichte sie nie ein Glas Wasser, und wenn der Miethsmann am Verschmachten gewesen wäre. Das Alles begleitete sie mit unfreundlichen, oder vielmehr meistens mit gar keinen Worten. Niemand kannte ihre Verhältnisse und woher sie kam; mit Niemandem ging sie um, und wenn ihre häuslichen Beschäftigungen sie an den Brunnen, in den Hof, unter die Mägde und Dienstleute führten, so fuhr sie wie ein böser Geist schweigend unter ihnen herum.

Kurz, man war übereingekommen, daß sie ein ausgemachter Teufel und Unhold sei, welcher sein menschenfeindliches und räuberisches Wesen auf eigene Faust betreibe und hauptsächlich den Plan gefaßt habe, durch sein Benehmen einen häufigen Wechsel der Miether zu veranlassen, um solchergestalt viele kleine, aber dennoch übertriebene Rechnungen ausstellen und überdies überschüssige Miethgelder einziehen zu können, wenn die Verunglückten vor der Zeit wegzogen. Und dieser Plan, wenn er wirklich bestand, war allerdings nicht übel, da das Haus in einer lebhaften und schönen Straße lag, welche immer auf's Neue anständige und wohlhabende Fremde herbeilockte, die dann froh waren, sich bald loszukaufen und Andern Platz zu machen.

Als diese Schilderung, verwebt mit noch vielen absonderlichen Zügen, beendigt war, fühlte Brandolf eher ein geheimes Mitleid mit der bösen Baronin, als Zorn und Verachtung, und als die Freunde ihn scherzweise fragten, ob er nicht ihr Hausgenosse werden und bei der wunderlichen Nachbarin einziehen wolle, erwiderte er ernsthaft: „Warum nicht? Es käme nur darauf an, die Dame in ihrem eigensten Wesen an der Kehle zu packen und ihr den Kopf zurechtzusetzen!" Da er aber sah, daß die Frau des Hauses nicht geneigt war, des Weitern auf diesen Scherz oder Gedanken einzugehen, so schwieg er, kam aber für sich darauf zurück, als er beim Fortgehen bemerkte, daß die Vermiethungsanzeige eben wieder vor dem Hause hing.

Brandolf konnte gar nicht begreifen, wie man bösen und ungerechten oder tollen Menschen gegenüber in Verlegenheit gerathen und den Kürzern ziehen könne. So gutmüthig und friedfertig er im Grunde war, empfand er doch stets eine rechte Sehnsucht, sich mit schlimmen Käuzen herumzuzanken und sie ihrer

Tollheit zu überführen. Wo er von erlittenem Unrecht hörte, wurde er noch zorniger über die, welche es erlitten, als über die Thäter, weil durch das ewige Nachgeben diese Unglücklichen nie aus ihrer Verblendung herauskämen. Nur die offene Gewalt ließ er unbekämpft, weil sie sich selbst brandmarke und weiter keiner Beleuchtung bedürfe, um in ewiger Jämmerlichkeit und Selbstzerstörung dazustehen. Er besaß ein tiefes Gefühl für menschliche Zustände und vertraute so sehr auf das Menschliche in jedem Menschen, daß er sich vermaß, auch im Verstocktesten diesen Urquell zu wecken oder wenigstens dem Sünder die Ueberzeugung beizubringen, daß er gänzlich durchschaut und von mitleidigem Spott umgarnt sei. Allein sei es, daß die Argen seine sieghafte Sicherheit von Weitem ausspürten, sei es das irdische Schicksal, welches uns das, was man wünscht, selten erreichen läßt, Brandolf bekam fast nie so recht wohlbegründete Händel, und wo eine ausgesuchte üble Existenz blühte, kam er immer zu spät, die Blume zu brechen. Daher ging er an der Wohnung der Baronin wie an einem verschlossenen Paradiese vorbei, in welches einzudringen und mit dem hütenden Drachen zu streiten er sich herzlich sehnte.

Als im September die Freundesfamilie sammt Kindern und Dienstboten, mit Kisten und Koffern im Wagen untergebracht war, um die Reise nach Italien anzutreten, wo ein Winter zugebracht werden sollte, als die schwerfällige Maschine endlich unter den Seufzern der Haus- oder hier der Reisefrau fortrollte, da hatte Brandolf, der den Schlag zugemacht, im Hause eigentlich nichts mehr zu thun, und er hätte füglich nach seiner eigenen Wohnung gehen können. Er stieg aber wieder die Treppe hinauf, klingelte bei der Baronin und wünschte ihre Zimmer zu besehen. Sie erkannte ihn als denjenigen, der sie auf der Treppe gestoßen, und als den täglichen Besucher der Nachbarwohnung. Mißtrauisch und mit großen Augen sah sie ihn an, ohne ein Wort zu sprechen, und hielt die Thüre so, als ob sie ihm dieselbe vor der Nase zuschlagen wollte; doch konnte sie das nicht wagen und ließ ihn mit knappen Worten eintreten.

Mit saurer Höflichkeit führte sie ihn zu den Zimmern; sie waren höchst anständig und solid eingerichtet, und Brandolf erklärte nach flüchtiger Besichtigung, die er mehr zum Scheine vornahm, daß er die Wohnung miethe und gleich am nächsten Tage einziehen werde. Ohne die mindeste Freudenbezeugung verbeugte sich die Baronin ein bischen, von der er übrigens nicht viel sah, weil sie wieder das verhüllende Tuch um den Kopf und Hals geschlagen hatte, einer Kapuze ähnlich, und eine Art grauen Ueberwurfes trug, der sowol einen Mantel wie einen Hausrock vorstellen konnte. Er eilte, die Veränderung seinen bisherigen Wirthsleuten anzuzeigen. Die waren sehr betrübt darüber, da sie noch nie einen so guten und liebenswürdigen Miether bei sich gesehen hatten, und da sie selbst ordentliche und wohlgesinnte Leute waren, so nahm sich Brandolf's Entschluß doppelt unbegreiflich aus. Sie konnten sich denselben auch nur dadurch erklären, daß der Herr als ein reicher und unverheiratheter studirter Mensch seine Launen und keine Sorgen habe, und also sich nach Belieben den Hafer könne stechen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Feldmarschall Paskewitsch und Fürst M. D. Gortschakow.

Von * * *

Reichlich acht Jahre ist es her, daß die St. Petersburger Zeitschrift „Russkaja Starinà" ein auf die Geschichte des Krimmkrieges und der Belagerung von Sewastopol bezügliches Actenstück veröffentlichte, welches über diese wichtigen Abschnitte neuerer russischer Geschichte neues und unerwartetes Licht verbreitete und unter anderen als den damals herrschenden Zeitverhältnissen das größte Aufsehen erregt hätte. Nicht nur daß in diesem Schriftstücke das Verhalten des Obercommandirenden von Sewastopol einer Kritik unterzogen wurde, welche an Schärfe alles Dagewesene übertraf und die Unfähigkeit dieses Feldherrn mit unwidersprechlichen Argumenten bescheinigte, — der Leser erfuhr zugleich, daß die Aussichtslosigkeit des von dem verstorbenen Kaiser Nikolaus im J. 1854 unternommenen Kampfes von dem hervorragendsten Befehlshaber dieses Monarchen vorhergesagt und daß offen anerkannt worden war, die damals von Preußen beobachtete russenfreundliche Haltung habe dem russischen Staate einen unerwarteten, einer Rettung gleichkommenden Dienst erwiesen.

Nichts desto weniger wurde von diesen merkwürdigen Enthüllungen außerhalb Rußlands so gut wie gar keine Kenntniß genommen. Ein fachwissenschaftliches deutsches Militärblatt registrirte das Erscheinen der in Rede stehenden Publication mit der nöthigen Ausführlichkeit, — die politische Presse Deutschlands aber nahm von derselben so wenig Notiz, daß der Paskewitsch'sche „Brief vom 16. September 1855" unserer Lesewelt unbekannt blieb und daß desselben nicht einmal in den ausführlichen Beiträgen zur Geschichte des Orientkrieges, welche die „Rundschau" in den Jahren 1878 und 1879 publicirte, Erwähnung geschah. Es lag das eines Theils an der Unbekanntschaft unserer Presse mit der für das vollständige Verständniß der russischen Publication unentbehrlichen Antecedenzien des Fürsten M. D. Gortschakow, anderen Theils an der durch die damalige Weltlage begründeten Abneigung zahlreicher Deutschen gegen die Erwähnung Rußland unliebsamer Thatsachen. Heute, wo eine ganze Anzahl von Materialien zur Lebensgeschichte des Vertheidigers von Sewastopol veröffentlicht ist, wo die politischen Verhältnisse sich gewendet haben und wo die Zahl der „Patrioten",

welche eine möglichst günstige Auffassung russischer Dinge und russisch-deutscher Beziehungen für Pflicht halten, in der Abnahme begriffen ist, — heute dürfte es an der Zeit sein auf diese interessante Materie zurückzukommen, den über gewisse Parthien der Geschichte des vorigen Orientkrieges gebreiteten Schleier wegzuziehen und den Beweis dafür anzutreten, daß es bereits in den Tagen des Kaisers Nikolaus Russen gegeben hat, die über die Zustände ihres Vaterlandes und über dessen Beziehungen zu Preußen sehr viel unbefangener urtheilten, als gewisse deutsche Anhänger der russisch-preußischen Alliance und ihrer „Ehrenkränze".

Das auf den folgenden Blättern mitgetheilte Actenstück hat keinen Geringeren zum Verfasser, als den ersten militärischen Vertrauensmann des Kaisers Nikolaus, den wenige Wochen vor Abschluß des Pariser Friedens (1. April 1856) zu Warschau verstorbenen Statthalter von Polen, kaiserl. russischen, kgl. preußischen und k. k. österreichischen Feldmarschall Grafen Paskewitsch-Eriwanski, Fürsten Warschawski. Auf die Person des Feldmarschalls und auf seine Beziehungen zu dem Stabschef seiner Armee, interimistischen Obercommandeur der Donau-Armee und späteren Commandanten von Sewastopol, werden wir weiter unten zurückkommen. Bekannt ist, daß Paskewitsch vom 9. April bis 9. Juni 1854 den Oberbefehl über die Donau-Armee geführt, sich zu Folge einer vor Silistria empfangenen Wunde indessen genöthigt gesehen hatte, das Commando niederzulegen, und daß er nach Warschau zurückkehrte, wo er bis zu seinem Tode das Regiment in Händen behielt und gleichzeitig dem Gang der taurischen Ereignisse mit lebhafter Theilnahme folgte.

In seinem Nachlaß hat sich der nachstehende, in genauer Uebersetzung mitgetheilte, von dem bereits hoffnungslos erkrankten Greise dem Kammerjunker (jetzigen Geheimrath) S. Th. Panjutin dictirte Entwurf eines (in der Folge nicht abgesandten Briefes) an den Obercommandanten Sewastopols und der Krimmarmee, Fürsten Michael Dmitriwitsch Gortschakow, vorgefunden. Die Echtheit dieses Schreibens hat der Sohn des Feldmarschalls, Fürst Feodor Iwanowitsch, ausdrücklich anerkennen müssen, nachdem dasselbe (ohne Mitwissen des Fürsten und des Geheimrath Panjutin) an die Oeffentlichkeit gebracht worden war.

Den 16. September 1855.

„Eben im Begriff Ihr letztes Schreiben zu beantworten, lieber Fürst Michael Dmitriwitsch, erhalte ich einen andern Brief, welchem Sie eine Darstellung der von Ihnen geleiteten Operationen in der Krimm beigelegt haben. Ich danke Ihnen für diese Mittheilung und für Ihre Offenheit: mit der Offenheit, welche ich Ihnen gegenüber stets beobachtet habe, antworte ich Ihnen meiner Ueberzeugung gemäß. Seit zwei Monaten bin ich ernsthaft erkrankt; mein Magen kann nichts mehr vertragen und ich bin dadurch entsetzlich von Kräften gekommen. Dieser Krankheit wegen bin ich nicht im Stande in meinen Briefen an Sie die Ausdrücke so zu wählen, daß meine Gedanken gemildert erscheinen — erlauben Sie mir darum Ihnen so zu schreiben, wie es meiner Meinung entspricht.

Ich glaube, daß es an der Zeit ist, das zu sagen, was meine Erfahrung mir eingibt: Sie werden entschuldigen, wenn meine Anschauungen hier und da von den Ihrigen abweichen.

Reden wir zunächst von der beneidenswerthen Lage, in welcher Sie sich im März 1855 befanden, damals als Sie dem Feinde um 20,000 bis 25,000 Mann überlegen waren. Warum haben Sie nicht damals, als die Ueberlegenheit Ihrer Kräfte den günstigsten Ausgang verhieß, eine Angriffsbewegung unternommen? Sie haben damals gar Nichts unternommen, sondern ruhig mitangesehen, wie die Alliirten ihre Kräfte alltäglich durch frische Truppen verstärkten. Auf solche Weise haben Sie dem Feinde Gelegenheit geboten, sich von den Folgen des mörderischen Winters zu erholen, der die Hälfte der englischen Armee vernichtet hatte.

Durch Ihre Unentschlossenheit ging ein Monat verloren und dann war es zu spät, um an Angriffs-Operationen überhaupt noch zu denken. Es blieb nichts übrig als sich auf eine passive Rolle, auf die Vertheidigung Sewastopols zu beschränken, von welcher Sie selbst sagen „dieselbe sei nothwendig gewesen, um Oesterreich von einem Angriff (auf uns) zurückzuhalten."

Dem russischen Soldaten, der die Erdwälle Sewastopols elf Monate lang mit seiner Brust vertheidigt hat und dem ohne Uebertreibung nachgerühmt werden kann, er allein habe sich durch diese beispiellose Vertheidigung um Rußland verdient gemacht, diesem lasse ich volle Gerechtigkeit zu Theil werden: dagegen muß ich entschieden bestreiten, daß die Vertheidiger Sewastopols in der Lage gewesen sind, die 200,000 Oesterreicher von einem Einfall in Polen zurückzuhalten. Nein, Erlaucht, nicht die heldenmüthige Vertheidigung Sewastopols hat die Oesterreicher zurückgehalten, *sondern die edle Festigkeit des Königs von Preußen, der großmüthig genug die unverantwortlichen Verhöhnungen, ja die Frechheiten vergessen hat, welche wir ihm Anno 1848 und während der folgenden Jahre zugefügt hatten.* Außerdem haben dabei auch noch unsere polnischen Festungen mitgeholfen. Sie erinnern sich ohne Zweifel noch dessen, was wir — Sie und ich — geredet und geschrieben haben, als ich — in Voraussicht der kommenden Dinge — darauf bestand, daß an gewissen, von mir bezeichneten Punkten Befestigungen angelegt werden müßten. Nicht allein in der Absicht, die Ordnung in Polen aufrecht zu erhalten, hat der verstorbene Kaiser Millionen bewilligt, welche auf die Befestigung Modlins, Brests und Iwangorods verwendet worden sind: diese Plätze waren als Mittel zur Abwehr im Falle einer europäischen Coalition für uns unentbehrlich. Auch ohne die Alexandrow-Citadelle sind bei energischer Verwaltung 30,000 Mann in *Friedenszeiten* ausreichend.

Es waren also der König von Preußen und unsere polnischen Festungen, welche in den Jahren 1853 und 1854 ihre Bestimmung vollständig rechtfertigten, — *die uns vor dem Einmarsch von 200,000 Oesterreichern erretteten.*

Verzeihen Ew. Erlaucht, daß ich von meinem Gegenstande abgekommen bin. Es schien mir aber nothwendig, die Lage der Dinge so zu bezeichnen, wie sie sich *in Wirklichkeit* dem unbefangenen Historiker darstellt, der die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges zu schildern haben wird.

Ich kehre nach Sewastopol zurück. Vom Monat März bis zu dem so famos zurückgeschlagenen Sturm, verloren wir folgende Außenwerke: das Selenginskische

13*

und das Kamtschatkasche, — außerdem räumten wir, ohne einen Schuß gethan zu haben, die Fedjuchin-Berge und jenes Baidarskische Thal, in welchem der Feind, wie im gelobten Lande, Alles fand, was er bisher entbehrt hatte, nämlich Wasser und Gras. Als Ihnen endlich erhebliche Verstärkungen zugingen, haben Sie statt entlang dem Tschernaja-Thal zu manövriren, mit 50- oder 60,000 Mann dem Feinde in den Rücken zu fallen, denselben über Ihre Macht in beständiger Ungewißheit zu lassen und dadurch in eine wirklich schwierige Position zu versetzen, — statt dessen haben Sie sich am 4. August zu einer geradezu unmöglichen Unternehmung entschlossen und auf's Gerathewohl hin eine Position angegriffen, die Ihrer eigenen Angabe nach „stärker als die Befestigung von Sewastopol war!"

Hier entsteht die Frage, durch welche strategischen Rücksichten Sie wol genöthigt worden sein können, die Fedjuchin-Höhen vor dem Feinde zu räumen? Wahrscheinlich um dem Feinde zur Befestigung dieser Höhen Zeit zu lassen und nachdem dieselben uneinnehmbar gemacht worden waren, einer sichern Niederlage entgegen zu gehen. Haben Sie doch, wie aus Ihren eigenen Worten hervorgeht, gewußt, daß jeder von dieser Seite unternommene Versuch mit Schande und großem Verlust werde zurückgeschlagen werden.

Anders kann ich mir Ihre Operationen an der Tschernaja schlechterdings nicht erklären. Trotz meines Wunsches, dieselben zu rechtfertigen, bin ich durch den Bericht über die Schlacht vom 4. August zu der traurigen Ueberzeugung gelangt, daß derselbe ohne ein bestimmtes Ziel, ohne Berechnung und ohne Nothwendigkeit unternommen worden und daß Sie (was noch schlimmer war) durch dieses Unternehmen um die Möglichkeit gebracht wurden, irgend etwas Weiteres zu versuchen.

Sie schreiben mir: „Diese Angriffsunternehmung, welche in den Absichten Sr. Maj. des Kaisers lag und zur Befriedigung der öffentlichen Meinung Rußlands gerade so nothwendig war, wie weiland die Schlacht von Borodino vor der Räumung Moskau's, — diese Unternehmung beabsichtigte ich mit der größten Vorsicht zu unternehmen und nur unter besonders günstigen Umständen (auf welche ich kaum rechnete) zu einem Angriff überzugehen". Ich will diese Worte einzeln durchnehmen und meine Bemerkungen zu jedem derselben machen:

1. Für einen Obercommandirenden ist es unverzeihlich, wenn er Angriffsbewegungen wie die in Rede stehenden auf die Absichten S. M. des Kaisers zurückführt. Verlangen die Umstände es, so muß ein Obercommandirender jede andere Rücksicht derjenigen auf die Rettung der Armee unterordnen und darf er seinem 1300 Werst weit entfernten Monarchen keine Schuld aufladen.

2. Als der Kaiser seine gesammte Armee (mit Ausnahme der Garde und des ersten Corps) in die Krimm sandte, war er zu der Erwartung berechtigt, es werde sein Obercommandirender irgend Etwas unternehmen: es konnte aber weder der Kaiser noch Rußland vorhersehen, daß man die Armee, so zu sagen, zur Schlachtbank führen werde.

3. Ich werde es niemals glauben, daß der Kaiser, nachdem er aus Ihren Berichten erfahren hatte, daß die Befestigungen auf den Fejuchinbergen stärker, als Sewastopol seien, — den Befehl ertheilt habe, einer sichern Niederlage entgegen

zu gehen. Und wenn Ihnen ein solcher Befehl zugegangen wäre, so hätten Sie als Depositär der Ehre Rußlands gegen denselben geltend machen müssen, was Gewissen und Pflicht Ihnen dictirten. Und was hätten Ehre und Gewissen Ihnen dictiren sollen? Sie hätten dem Kaiser gegenüber eingestehen sollen, daß Sie außer Stande seien, seinen Willen auszuführen, — und sodann hätten Sie bitten sollen, daß man Sie, als einen die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht rechtfertigenden Mann, von der Armee abberufe. So hätten Sie handeln *sollen* und wenn Sie so gehandelt hätten, so würde nicht das Blut von 10,000 Opfern auf Ihnen lasten, die an der Tschernaja das Leben gelassen haben, weil *Sie* nicht den Muth hatten, offen Ihre Meinung zu sagen. Glauben Sie mir's, wenn Sie den edlen Entschluß auf sich genommen hätten, die Wahrheit zu sagen, so wären Sie deshalb nicht nur der Gnade des Monarchen nicht verlustig gegangen, sondern Sie würden in den Augen des für die Wahrheit zugänglichen Kaisers erhöht worden sein! Im Falle aber, daß man Sie von der Armee abberufen hätte, wäre Ew. Erlaucht der beneidenswerthe Trost geblieben, Ihre Pflicht gegen Kaiser und Vaterland erfüllt zu haben; Sie hätten sich außerdem sagen können, daß später oder früher die Geschichte und die kommenden Geschlechter Ihnen Gerechtigkeit würden widerfahren lassen. Eine solche Empfindung aber ist unschätzbar, wenn die Stunde des Abschieds vom Leben schlägt. Ich rede aus Erfahrung zu Ihnen, weil ich die Hoffnungslosigkeit meines Zustandes erkenne. Obgleich die Vorsehung mir ein schweres Ende beschieden hat, gehe ich dem Tode ohne Furcht und ohne Murren entgegen. Ich bin überzeugt, daß meine Landsleute mir Gerechtigkeit werden widerfahren lassen, wenn Sie in Erfahrung bringen, daß ich in Voraussicht all' der jetzt auf Rußland eindringenden, vermeidbar gewesenen Unglücksfälle, dem verstorbenen Kaiser die Wahrheit (welche ich mit meinem Leben bezahlte) zu sagen gewußt habe.

Was aber wollen mein Leben und meine Leiden bedeuten, wenn es sich um Rußland handelt?

Ich kehre indessen zur Schlacht an der Tschernaja zurück.

4. Warum haben Sie, nachdem Sie sich einmal zum Angriff auf eine uneinnehmbare Position entschlossen hatten, nicht wenigstens die sämmtlichen, Ihnen zur Verfügung stehenden Kräfte zusammengefaßt? Warum ließen Sie das Grenadier-Corps in Perekop zurück? Was hatten Sie dabei zu fürchten?

Unzweifelhaft steht fest, daß die Alliirten nicht in der Lage waren, gleichzeitig Sewastopol belagert zu halten, Sie bei Inkerman anzugreifen und nach Perekop zu marschiren. Sie haben sich, indem Sie die Grenadiere in Perekop ließen, selbst der Unterstützung von 20,000 auserlesenen Soldaten beraubt, welche in der Folge ohne allen Nutzen an Krankheiten umgekommen sind.

5. Unmöglich kann ich einräumen, daß die Schlacht an der Tschernaja ebenso nothwendig gewesen sei, wie die Schlacht von Borodino vor der Räumung Moskau's.

Die Schlacht an der Tschernaja wird in unserer Kriegsgeschichte stets als Schimpf angesehen werden, während die Schlacht bei Borodino eine ihrer schönsten Seiten bildet. Nach dem Tage von Borodino haben wir allerdings

Moskau geräumt, in seinen — allerdings nicht blutigen — Ruinen [1]) (wie beredt klingen diese Worte!) fand der Feind aber sein Verderben: ein ähnliches Resultat hat die Schlacht an der Tschernaja nicht geliefert, — eine Vergleichung zwischen den beiden Schlachten ist darum nicht am Platz.

6. Durchaus unbegreiflich erscheint mir, wie Sie in Voraussicht des Mißerfolgs eine Angriffsunternehmung haben versuchen können. Können Sie nicht angeben, zu welchem Zweck angegriffen wurde, so müssen Sie selbst einräumen, daß ohne Ziel, ohne Berechnung und ohne Nothwendigkeit angegriffen worden ist.

7. Weiter sagen Sie, daß es sich bloß um einen Versuch gehandelt habe. Nein, Erlaucht, das war kein bloßer Versuch, sondern ein entsetzlicher Fehler, die Folge schlechter, unüberlegter Anordnungen, zu denen Sie sich jetzt nicht bekennen wollen, indem Sie den Versuch machen, sich durch allerlei Mittel zu rechtfertigen: sagen Sie doch in der Darstellung Ihrer Operationen, es sei diese Angriffsbewegung ein Versuch gewesen (wie die Schlacht an der Tschernaja eigentlich genannt werden muß, weiß ich nicht), es sei dieselbe aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung unternommen worden und Sie selbst hätten wenig Hoffnung auf einen Erfolg gehabt.

In Ihrem unmittelbar nach dem 4. August geschriebenen Briefe hatte es dagegen geheißen, es sei der Erfolg Ihres Angriffsunternehmens richtig vorausberechnet gewesen und die Verantwortlichkeit für den schließlichen Mißerfolg sei lediglich Read zuzuschreiben, der Ihre im Voraus getroffenen Anordnungen nicht ausgeführt habe; es sei das der Grund davon gewesen, daß Ihr Plan vereitelt und die Schlacht verloren worden. Wie sind solche Widersprüche zu lösen?

Ew. Erlaucht bitte ich meine Offenherzigkeit zu entschuldigen: Sie werden aber selbst einräumen, daß ich bei Gegenüberstellung Ihrer beiden Auseinandersetzungen, diese einander widersprechenden Rechtfertigungen nicht mit Stillschweigen übergehen konnte. Wahrscheinlich haben Sie — Ihren zahlreichen schwierigen Obliegenheiten wegen — bei Niederschrift der „Darstellung Ihrer Operationen" vergessen, was Sie mir in dem früheren, alle Schuld auf Read wälzenden Briefe geschrieben hatten. Nachdem Sie sich ein Mal entschlossen hatten, Read anzuschuldigen, hätten Sie sich andere Rechtfertigungsversuche sparen können, da es ja überhaupt nichts bequemeres gibt, auch Alles auf Verstorbene zu wälzen. Sie hätten noch hinzufügen können, daß es für Todte keine Schande gibt.

Der tapfere Read und der würdige Stabschef Weymarn, welche der Ausführung eines unmöglichen Unternehmens zum Opfer gefallen sind, können Ihnen aus ihren Gräbern nicht antworten und die Geschichte verzeichnet die Namen Read und Weymarn am Ende noch als diejenigen der Urheber des für Rußland unglücklichen 4. August auf ihre Tafeln.

Ich wende mich nunmehr anderen, in Ihrer „Darstellung" enthaltenen Angaben zu. Sie schreiben u. A., daß Sie bereits im Monat Mai die Absicht gehabt hätten, die Südseite von Sewastopol zu räumen.

[1]) Des Ausdrucks „blutige Ruinen" hatte Fürst Gortschakow sich in seiner an den Kaiser Alexander II. gerichteten telegraphischen Depesche über die Einnahme der Nordseite von Sewastopol bedient.



Es tauchen hier sofort zwei Fragen auf: warum haben Sie, als Sie eine solche Entschließung faßten, nicht rechtzeitig Maßregeln zur Verminderung der Verluste an Material getroffen, — warum haben Sie unter den „blutbefleckten Ruinen" an die 4000 Geschütze für den Feind zurückgelassen? Das bildet ein zu Ihrer Schande einziges Beispiel in der Geschichte, und Sie erdreisten sich dennoch die Niederlage an der Tschernaja mit Borodino zu vergleichen!

Warum hier unter die Befestigungen von Sewastopol keine Mine gelegt worden? Warum ist diese dringend nothwendige Maßregel verabsäumt worden? Mit etwaigem Mangel an Schießpulver kann diese Versäumniß nicht gerechtfertigt werden, da die Feinde nach Ihrem Abzug erhebliche Pulvervorräthe vorfanden. Es sind das Fragen, Erlaucht, die vor Rußland und von der Nachwelt zu beantworten für Sie nicht leicht sein wird. Aus Ihrer Darstellung habe ich ersehen, daß Sie einen im Voraus festgestellten Plan, der Ihren Operationen hätte zur Motivirung dienen können, überhaupt nicht besaßen. Sie haben von einem Tage zum andern gelebt, niemals eine selbständige Meinung besessen und jedesmal dem letzten der Ihnen ertheilten Rathschläge Recht gegeben.

Schließlich komme ich um die Schlußfolgerung nicht umhin, daß der Hintergedanke, von welchem Sie bei Ausarbeitung Ihrer „Darstellung" ausgingen, die Rechnung darauf gewesen ist, daß Niemand Einwürfe erheben und daß Alles, was Sie niederschrieben, ohne Weiteres für geschichtliche Thatsache gelten werde.

Dergleichen Schlauheiten führen in Rußland häufig zum Ziel. Ich weiß nicht, ob es Ihnen gelingen wird, die Ereignisse des letzten Krieges Ihren Gesichtspunkten gemäß zu stabilisiren und alle Welt glauben zu machen, daß all' Ihre Operationen tadellos gewesen. Jedenfalls wird das leichter halten, als einen allen Tadel ausschließenden Bericht über die öconomische Verwaltung der Armee zu Stande zu bringen; für meinen Theil bin ich überzeugt, daß nach Abschluß des Friedens Tausende von Unordnungen und Unterschlagungen entdeckt werden werden, die von den inneren Widersprüchen Ihrer Anordnungen oder davon herrührten, daß Sie nicht im Stande waren, jenen Uebelständen zuvorzukommen oder denselben auch nur zeitweise Halt zu gebieten. — Ueber Ihre weiteren Voraussetzungen beobachten Sie vollständiges Schweigen, weil Sie eine gerechte Beurtheilung derselben scheuen. Es sind die Zeiten eben vorüber, in denen Sie mich um Rath fragten und in denen Sie mir sagten und schrieben, daß allein meine Worte Ihre Gedanken erhellten, Sie auf den richtigen Weg führten und daß Sie „von meinem Geist lebten".

Ich muß es eingestehen — dem Vaterlande gegenüber trage ich eine Schuld, denn wenigstens zum Theil bin ich die Ursache davon gewesen, daß Sie zu der Stellung erhoben wurden, welche Sie gegenwärtig einnehmen.

Der verstorbene Kaiser hatte vollständig Recht, als er Sie im Februar 1854, nach den unglücklichen Gefechten an der Donau und den jeder Basis entbehrenden Operationen in den Fürstenthümern, von der Armee abberufen wollte. Damals war ich noch der Meinung, daß Sie Rußland nützliche Dienste erweisen könnten, — heute setze ich alle Eigenliebe bei Seite und gestehe ich offen ein, daß ich mich schwer geirrt habe.

Aus dem nachstehend wiedergegebenen Gespräch mit dem verstorbenen Kaiser werden Ew. Erlaucht ersehen, daß Ihr Schicksal damals in meiner Hand lag: ich hätte nur zu schweigen gebraucht und Ihr Geschick wäre entschieden gewesen.

Es trug sich das während der ersten Tage meines Aufenthalts in St. Petersburg (1854) zu, als ich bereits darüber schlüssig geworden war, den Oberbefehl über sämmtliche an der Westgrenze und in den Fürstenthümern aufgestellte Truppen zu übernehmen.

Etwa um 12 Uhr Mittags begab ich mich mit meinem Bericht zum Kaiser und zwar in dasselbe Arbeitszimmer, wo Se. Majestät später verstarb. Der Kaiser war sehr bekümmert, — nach einem mehrere Minuten anhaltenden Schweigen aber wandte er sich mit den folgenden Worten an mich:

„Vater-Commandeur![1]) Ich bin mit Gortschakow's Anordnungen höchst unzufrieden. Die Schlacht bei Oltenitza und Tschataty beweist klar, daß er nach einem völlig gedankenlosen Plan verfährt — all' seine Unternehmungen verrathen Unschlüssigkeit und Mangel an Ruhe. Nach dem Gang seiner Operationen zu urtheilen, ist er zum Höchstcommandirenden untauglich, — ja es könnte zweifelhaft erscheinen, ob er auch nur im Stande wäre, zu Kriegszeiten einen selbständigen Heerestheil zu befehligen. Aus diesen Gründen gedenke ich ihn von der Armee abzuberufen und es Dir zu überlassen, wen Du zum Stabschef zu machen wünschest."

Ich war auf's Aeußerste erstaunt, ein so hartes, beinahe einer Verurtheilung gleich kommendes Urtheil über einen Mann zu hören, der immer mit großer Auszeichnung gedient hatte. Dem Kaiser gab ich — soweit mein Gedächtniß reicht — wörtlich die folgende Antwort:

„Erlauben Ew. Majestät mir einige Worte zur Rechtfertigung des Fürsten Gortschakow. Ich kenne ihn seit länger als drei und zwanzig Jahren und ich kenne seine Tapferkeit und seine sonstigen Fähigkeiten. In Ihrer Armee gibt es keinen zweiten, der in Kriegszeiten mit größerem Nutzen als er, die Stellung eines Stabs-Chefs bekleiden könnte. Seine alle Theile der Armeeverwaltung umfassenden ausgedehnten Kenntnisse und seine militärischen Fähigkeiten unterliegen, wie ich zu glauben mir erlaube, keinem Zweifel. Einen Oberbefehlshaber, der hundert und mehr Werst von seinen Truppen-Abtheilungen entfernt ist, kann man nach den bei Oltenitza und Tschataty begangenen Fehlern nicht beurtheilen. Immerhin will ich den Fürsten Gortschakow von der Schuld nicht frei sprechen, die bekannte, von Napoleon ausgesprochene Wahrheit, daß man seine Armee beständig in der Hand haben müsse, außer Augen gesetzt und seine wenig zahlreichen Abtheilungen über 600 Werst verstreut zu haben."

Der Kaiser, der mir mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, geruhte darauf das Folgende zu sagen: „Gott gebe, daß ich mich geirrt habe, Vater-Commandeur, — ich wünsche Dir zu glauben."

Seit diesem Gespräch ist der verstorbene Monarch nie wieder mit einem

[1]) Dieser schließlich stereotyp gewordenen Bezeichnung (Otez-Kommandir) pflegte der Kaiser Nikolaus sich dem Feldmarschall gegenüber seit vielen Jahren zu bedienen.

Worte oder einer Anspielung darauf zurückgekommen, Ew. Erlaucht von der Armee abzuberufen.

Da ich verpflichtet bin, der Nachwelt über meine Handlungen Rechenschaft zu geben, so gestehe ich meinen Fehler offen ein und bitte ich meine Mitbürger mir zu verzeihen, daß ich noch im J. 1854 in dem Irrthum befangen gewesen bin, Ew. Erlaucht für einen brauchbaren selbständigen Anführer zu halten.

Dieses Bekenntniß gewährt mir eine gewisse Erleichterung. In den Augenblicken schwerer Leiden und seelischer Kämpfe erinnere ich mich aber auch mit einer gewissen Genugthuung daran, daß ich vor Beginn des Krieges, zu einer Zeit wo sich den gegenwärtig über Rußland eingebrochenen Unglücksfällen noch zuvor kommen ließ, im Gegensatz zu der Meinung aller Anderen, und just da wo wir in einem Ausbruch von Tollheit ganz Europa mit unseren Mützen zudecken zu können glaubten, — daß ich mich damals, am 27. Februar 1854 erkühnt habe, dem verstorbenen Kaiser eine Denkschrift folgenden Inhalts zu überreichen [1]):

„Vier europäische Mächte haben uns ihr Ultimatum übersendet. Wir befinden uns in einer Lage, die sich dahin zusammenfassen läßt, daß ganz Europa, zu Wasser und zu Lande, gegen uns ist. England, Frankreich und Rußland haben uns bereits den Krieg erklärt, — Oesterreich ist so gut wie auf ihrer Seite und Preußen kann gleichfalls in Bälde hinübergezogen werden. In gleich schwierigen Verhältnissen hat Rußland sich noch nie befunden.

Unter Kaiser Alexander Pawlowitsch, im J. 1812, war England auf unserer Seite, gelang es uns mit der Türkei Frieden zu schließen, ließ Napoleon's Herrschsucht bereits seit geraumer Zeit ein Jahr 1812 voraussehen und waren uns anderthalb Jahre zur Vorbereitung gegönnt gewesen. Bereits im J. 1810 hatten wir mit der Formirung neuer Regimenter den Anfang machen können; während des gesammten Jahres 1811 waren in der Stille Reserven und Magazine organisirt worden und konnten darum während des Rückzugs auf Moskau die Ausfälle in der Armee durch Reserven ausgefüllt werden.

Dieses Mal haben die Verhältnisse sich so rasch verändert, daß uns keine Möglichkeit zur Vorbereitung geboten worden ist.

Gott gebe, daß ich mich irre, — es scheint mir aber schon jetzt kein Zweifel mehr daran möglich, daß Preußen gemeinsam mit Oesterreich gegen uns agiren wird.

Wenn wir zwei Feinde im Centrum haben, wenn die Franzosen sich am Schwarzen Meere festsetzen, die Oesterreicher von Siebenbürgen aus auf die Communicationslinie mit unserer Donau-Armee losgehen und wenn die Preußen unsere Flanke in Litthauen umgehen, so werden wir uns weder in Polen noch in Litthauen behaupten können: gehen wir aber zurück, so finden wir nirgend Magazine.

---

[1]) Der Tag, an welchem Paskewitsch seine Denkschrift eingereicht haben will, ist der nämliche, an welchem das Ultimatum der vier Mächte übergeben wurde. Der Inhalt dieses Actenstückes war freilich schon früher bekannt, eine auf denselben bezügliche Eröffnung an die Pforte bereits am 19. Februar gemacht worden.

Europa kann den Feldzug von 1812 wiederholen, — Napoleon's Fehler aber wird es wahrscheinlich zu vermeiden wissen. Europa wird den Krieg vielmehr methodisch führen, es wird uns hinter den Dnjestr zurückwerfen und sich, indem es uns Polen wegnimmt, durch unsere Festungen im Königreich Polen und in Litthauen kräftigen. Die Unglücksfälle und Verluste, welche Rußland in solchem Falle treffen würden, lassen sich jetzt schwer voraussehen. — Diese Folgen aber würden, wie mir scheint, eintreten, wenn wir es jetzt auf einen Krieg mit ganz Europa ankommen ließen: so lange dieses Europa einig bleibt, besitzen wir nicht die Kräfte, uns mit ihm schlagen zu können. — Zeit zu gewinnen ist für uns jetzt von besonderer Wichtigkeit. Um Zeit zu gewinnen, könnten wir, glaube ich, auf das Ultimatum antworten, daß wir dasselbe unter der Bedingung annehmen, daß gleichzeitig mit unserer Räumung der Fürstenthümer, der Abzug der feindlichen Flotte in der folgenden, näher festzusetzenden Weise stattfinde:

1. Termin: Wir räumen die Kleine Wallachei, — die Flotte verläßt das Schwarze Meer.

2. Termin: Wir verlassen die Große Wallachei, — die Flotte den Bosporus.

3. Termin: Wir räumen die Wallachei, — die Flotte verläßt die Dardanellen. — Von der letzteren Bedingung würde am Besten gar nicht geredet, da keine Hoffnung auf Annahme derselben vorhanden ist. Behufs Festsetzung der Termine und Vorbereitung der Räumungen müßte ein sechswöchentlicher Waffenstillstand geschlossen werden. Sechs Wochen wären für uns höchst wichtig, da jeder Tag für uns kostbar ist. Und wenn wir nachgeben, treten wir ja Nichts von unserem Gebiet ab, sondern kehren wir nur in unsere Grenzen zurück. Wenn wir auf solche Weise zeigen, daß wir den Krieg nicht wünschen, so halten wir wenigstens Oesterreich und Preußen vielleicht zurück.

Oesterreich fürchtet die Serben vielleicht, — nach unserem Abzuge aus der Wallachei aber würde es keinen Vorwand mehr besitzen, 30 000 Mann an der serbischen Grenze zu halten. Und selbst wenn die Seemächte unsere Bedingungen nicht annehmen sollten, würden wir doch wenigstens Zeit gewonnen haben; mit einem und einem halben oder zweien Monaten zu unserer Verfügung, könnten wir unsere strategische Position am Dnjestr kräftigen; die Türken würden nicht in die Donaufürstenthümer marschiren, sondern in Bulgarien bleiben. Im Centrum hätten wir eine Armee und würden wir Magazine bilden, — wir vermöchten, mit einem Worte, die strategischen Punkte zu besetzen und unsere Verproviantirung vorzubereiten.

Die europäischen Mächte aber hätten Zeit zur Ueberlegung. Der fieberhafte Zustand, in welchem sie sich befinden, würde sich vielleicht beruhigen, die Ueberlegung vielleicht die Oberhand gewinnen.

Freilich würden wir uns auch solchen Falls im Centrum nicht halten können, wenn wir Preußen gegen uns hätten. Sollte es denn aber keine Möglichkeit geben, diese Macht von den übrigen zu trennen und zu unseren Gunsten zu stimmen?

Die Unglücksfälle, welche im Fall eines allgemeinen Losbruchs gegen uns, Rußland treffen würden, sind unzählige, unübersehbare. Kann man diesen Un-

glücksfällen zuvorkommen, so würde es auf einige relativ unwichtige und unter günstigeren Umständen wieder einzuholende Zugeständnisse dabei nicht ankommen dürfen.

Natürlich würde es für die Eigenliebe jedes Russen schmerzlich sein, jetzt nachzugeben. Mit der Zeit aber wird Rußland verstehen lernen, daß von diesem Nachgeben sein Geschick abhing und dann wird es den segnen, der sich großherzig zu Opfern entschlossen hatte."

Hier bricht das Schreiben vom 16. September 1855 ab. Zu seiner Erläuterung sei das Folgende über den Charakter und die persönlichen Beziehungen der beiden Feldherrn bemerkt, denen Kaiser Nikolaus während der wichtigsten Entscheidungen seines Lebens den Oberbefehl über die russische Armee ertheilt hatte.

Als der dritte Sohn Kaiser Paul's den durch den Tod seines ältesten und die Resignation seines zweiten Bruders erledigten russischen Thron bestieg, war Iwan Feodorowitsch Paskewitsch dreiundvierzig Jahre alt, kaiserlicher General-Adjutant, Generallieutenant, Commandeur des ersten Infanteriecorps und ein wegen seiner bei Austerlitz, Basartschik, Smolensk, Borodino, Leipzig, Arcis sur Aube u. s. w. bewiesenen Umsicht und Tapferkeit allgemein geschätzter, — wegen seiner Rohheit, seines Hochmuths und seines Jähzorns allenthalben gefürchteter Befehlshaber. Trotz eines peinlichen Conflicts, den er mit diesem (der Person seines Bruders, des Großfürsten Michael attachirten) General gehabt hatte, ernannte der neue Monarch denselben zum Mitgliede des mit der Aburtheilung der December-Verschwörung beauftragten Militär-Gerichtshofs, im September 1826 zum General der Infanterie und Unterbefehlshaber im Perserkriege, und nach dem Rücktritt des in Ungnade gefallenen Jermolow (Paskewitsch's Todfeinde), am 13. April 1827 zum Oberbefehlshaber der kaukasischen und der persischen Armee und gleichzeitig zum Statthalter von Georgien. — Daß Paskewitsch dieses Vertrauen zu rechtfertigen wußte, daß er nach der Einnahme von Eriwan Graf und Generalfeldmarschall, nach dem Tode Diebitsch's Oberbefehlshaber der gegen das aufständische Polen operirenden Armee, Sieger über Warschau, Fürst Warschawski, und am 6. April 1832 Statthalter von Polen wurde, ist ebenso bekannt, wie daß Paskewitsch ein vortrefflicher Corpscommandeur, aber schlechterdings kein Feldherr war und daß der Mangel der für einen solchen erforderlichen Eigenschaften sowol 1849 wie 1854 klar zu Tage trat. Minder bekannt dürfte sein, daß Nikolaus eine gewisse, mit Eifersucht gepaarte Antipathie gegen den zum Repräsentanten der militärischen Leistungen seiner Regierung gewordenen barschen und unliebenswürdigen „Vater-Commandeur" nie überwinden konnte und daß Paskewitsch sein polnisches Statthalteramt wie eine ihm übertragene Dictatur und mit so maßloser Nichtachtung gegen seine Umgebung versah, daß es schließlich schwer hielt, Männer von Ehrgefühl zum Dienst unter diesem gefürchtetsten Despoten zu bestimmen. Nikolaus selbst war gegen den gewaltthätigen, in immerwährende Händel mit seiner Umgebung verwickelten Statthalter zu Zeiten lebhaft aufgebracht, — er glaubte sich indessen verpflichtet, dem Staatsvortheil die eigenen Zu- und Abneigungen ebenso

unterordnen zu müssen, wie etwaige Rücksichten auf die gekränkten Rechte der von dem „Vater-Commandeur“ mißhandelten Personen, einerlei ob dieselben hohe Staatsbeamte, verdiente Generale oder polnische Grafen und Fürsten waren [1]). Selbst in den Zeiten höchster Verstimmung des Hofs über die während des ungarischen Feldzugs (1849) von Paskewitsch begangenen militärischen und diplomatischen Mißgriffe, durfte in Gegenwart des Kaisers kein Wort der Kritik über den Mann geäußert werden, den Se. Majestät für den Träger des Kriegsruhms ihrer Regierung ansahen.

Für einen Despoten, den seine eigenen Anhänger einen „moralischen Torquemada“ nannten, mußte es außerordentlich schwer halten, einen halbwegs brauchbaren Officier zum General-Stabschef zu gewinnen. Dieses Amt übernommen, einundzwanzig Jahre lang bekleidet und mit dem unleidiglichsten aller Chefs erträglich ausgekommen zu sein, war das Verdienst, welches dem Adressaten des oben mitgetheilten Briefs, dem Fürsten M. D. Gortschakow, zu den Stellungen eines Stabschefs und interimistischen Oberbefehlshabers der Donau-Armee, endlich eines Commandanten von Sewastopol verholfen hatte.

Michael Dmitriwitsch Fürst Gortschakow (ein Vetter des Kanzlers) war genau von dem Alter Paskewitsch's und zur Zeit der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus General-Major à la suite Sr. Majestät. Sein Vater, ein bekannter Odendichter, Satyriker und Voltairianer des 18. Jahrhunderts [2]), hatte den wegen seiner Vermögenslosigkeit sehr frühe zum Militär bestimmten zweiten Sohn [3]) seines Hauses, „französisch“ erziehen lassen und zu einem so eingefleischten

[1]) Bereits im Jahre 1827 war Paskewitsch (dem jede feinere Bildung fehlte und der seine eigene Muttersprache nur höchst unorthographisch schrieb) „wegen der eigenthümlichen Art seines Verkehrs mit ihm unterstellten Personen“ so verrufen, daß der bei Hof hochangesehene spätere Leibchirurgus Dr. Tarassow die ihm angebotene Stellung eines Generalstabsarztes der kaukasischen Armee, mit Berufung auf diesen Umstand ausschlug. Während seiner Dictatur über Polen gewöhnte der Fürst sich so vollständig daran, alle anderen Leute wie Sklaven zu behandeln, daß er Generale und Generallieutenants mit Schimpfworten belegte, ja mit Schlägen bedrohte. Auf den hochverdienten General-Quartiermeister v. Berg (den späteren Grafen, Feldmarschall und Statthalter von Polen) fuhr Paskewitsch ein Mal mit geballten Fäusten und mit so rasendem Geschrei los, daß dieser ihn mit einem laut ausgerufenen „Ich bin General-Adjutant“ zur Ordnung bringen mußte. Berg's Biograph thut dieses Wortes als eines Beweises für den unbeugsamen Muth und des Selbstgefühls des „livländischen Aristokraten“ ausdrückliche Erwähnung. — Beide Männer lebten in einer Feindseligkeit, die während des ungarischen Feldzugs (den Berg bekanntlich als russischer Bevollmächtigter im Lager Haynau's mitmachte) zu offenem Ausbruch kam und damals an allen europäischen Höfen besprochen wurde. — Interessante Beiträge zur Geschichte von Paskewitsch's Regiment in Polen enthält das kürzlich erschienene Buch „Le Marquis Wielopolski, sa vie et son temps par H. Lisiçki“. (Wien, 1880. 2 Bände.)

[2]) Des Dichters Gemahlin war die Tochter jenes Fürsten M. A. Galyzin, den die Kaiserin Anna, weil er zum Katholicismus übergetreten war, zu ihrem Hofnarren gemacht und in dem berühmten Eishause auf der Newa mit ihrer „Hofkalmükin“ verheirathet hatte. (Diese historisch gewordene „curiose Hochzeit“ fand im Februar 1740 statt.)

[3]) Michaels älterer Bruder Peter (geb. 1790) widmete sich gleichfalls der Militär-Carrière, machte die Feldzüge von 1812—15 und von 1829 mit, wurde General-Gouverneur von West-Sibirien und nahm gleichfalls an dem Krimmkriege Theil. An der Alma commandirte er den linken Flügel, bei Balaklava die Artillerie, an der Schlacht bei Inkerman betheiligte er sich, in

Gallomanen gemacht, daß Michael Dmitriwitsch Zeit seines Lebens des Französischen unkundige Leute für bloße Parias ansah und (wie erzählt wird) auch bei seinen Rundgängen durch das von den Franzosen belagerte Sewastopol beständig französische Lieder, mit besonderer Vorliebe den Gassenhauer „Je suis soldat français“ zu trällern pflegte. — Dem merkwürdigen Manne fiel das merkwürdige Loos, für einen gelehrten und fähigen Officier zu gelten, ohne daß ihm je irgend ein militärischer Erfolg beschieden gewesen wäre — er rückte zum General der Artillerie, General-Stabschef, General-Adjutanten u. s. w. auf, ohne je eine Compagnie oder ein Bataillon, geschweige denn ein Regiment befehligt zu haben. „Je suis assez intelligent, j'ai tout étudié, l'artillerie, la stratégie et le génie, mais j'avoue que j'ai fait des fautes, parce que je n'ai jamais commandé“ soll er als alter, angeblich berühmter General dem Grafen Kotzebue einmal gesagt haben. Als junger Officier hatte er bei Diebitsch Adjutantendienste versehen, als Oberst den Stabschef des das dritte Armee-Corps commandirenden General-Lieutenant Krassowski abgegeben, in dieser Eigenschaft an dem türkischen Feldzuge von 1828/29 Theil genommen und den ersten verunglückten Sturm auf Schumla verschuldet, während des polnischen Feldzugs von 1830 als Stabschef des 1. Stamm-Corps fungirt und es nach Beendigung dieser Campagne zum General-Lieutenant, General-Adjutanten, Ritter des Georgenordens 3. Kl., des Alexander-Newski und des Annensterns u. s. w. gebracht. Die officiellen Register bezeichneten den Fürsten als „hervorragenden, tapferen und umsichtigen Officier“ — seinen Kameraden und Untergebenen galt er für den unpraktischsten, unschlüssigsten, pedantischsten und zerstreutesten aller Sterblichen und für einen gutmüthigen aber haltlosen Gesellen. Es kam vor, daß er ein und dasselbe Papier neunmal umschreiben ließ und sich dann für die erste Version desselben entschied und daß er ihm seit Jahren bekannte Personen mit einander verwechselte; dabei war er in späteren Jahren schwerhörig und kurzsichtig und wegen seines aristokratisch französirenden Wesens (für junge Beamte und Officiere, die sich bei ihm insinuiren wollten, war der Gebrauch einiger französischer Floskeln bei der Vorstellungs-Audienz unentbehrlich) bei dem gemeinen Mann unpopulär.

Diesen Mann machte der Statthalter des Königreichs Polen und Höchstcommandirende der dortigen Truppen im Jahre 1832 zum Chef seines Generalstabes, und im Jahre 1843 außerdem zum Militär-Gouverneur von Warschau. Er hatte von seinem Standpunkte durchaus richtig gewählt, denn der Erwählte erhob niemals auf eine selbständige Thätigkeit Anspruch, ließ sich von seinem Chef Alles bieten und war von so vollendeter Gefügigkeit, daß es fast niemals

---

buchstäblicher als kopfloser Erfüllung der ihm gewordenen Ordres, nicht. Nach Beendigung des Krieges zum Mitgliede des Reichstages ernannt, verstarb der Fürst im März 1868 zu Moskau. — Des wenig bedeutenden Mannes mußte an dieser Stelle besondere Erwähnung gethan werden, weil er mit seinem Bruder Michael häufig verwechselt wird.

Beide Brüder hatten während ihrer militärischen Lehrjahre mit so engen ökonomischen Verhältnissen zu kämpfen, daß sie nach einer von der „Russk. Starinà“ veröffentlichten Notiz als Junker (adlige Unterofficiere) des Leibgarde-Artillerie-Bataillons nur ein gemeinschaftliches Paar Parade-Stiefel besaßen.

zu Zusammenstößen kam. „Paskewitsch zertrat den letzten Funken von Selbständigkeit, den Fürst Gortschakow besessen", er brach ihn im eigentlichsten Sinne des Wortes; hatte er es zu bestimmten Entschließungen schon früher nur in Ausnahmefällen bringen können, so büßte er die Fähigkeit dazu in dem einundzwanzigjährigen Verkehr mit dem Feldmarschall vollständig ein. Unter den höheren Officieren der in Polen stehenden Armee hörte man schließlich auf, mit dem Chef des Generalstabes überhaupt noch zu rechnen, und als es zu dem ungarischen Feldzuge von 1849 kam, wußte alle Welt, daß die wichtigeren Dispositionen entweder direct von Paskewitsch, oder von dem als General-Quartiermeister fungirenden Generallieutenant von Freytag ausgingen, und daß der Generalstabschef kaum um seine Meinung gefragt wurde. So maßlos aber waren des Feldmarschalls Herrschsucht und seine Eifersucht auf jüngere und selbständige Talente, daß er bei Ausbruch des orientalischen Krieges den von ihm selbst als Null behandelten Fürsten zum interimistischen Oberbefehlshaber der Donau-Armee vorschlug und daß er (wie wir oben gesehen haben) auch nach den Unglücksfällen von Oltenitza und Tschataty dessen Beibehaltung gegen den Willen des Kaisers durchsetzte. Der Feldmarschall hielt sich dadurch die Möglichkeit offen, im geeigneten Augenblick selbst den Oberbefehl zu übernehmen, machte davon — wie erwähnt — im April 1854 Gebrauch — schob nach seinem im Juni desselben Jahres erfolgten Rücktritt Gortschakow indessen zum zweiten Male vor, und wirkte dadurch darauf hin, daß der Monarch den 73jährigen, physisch und moralisch verbrauchten Fürsten noch auf seinem Sterbebett zum Nachfolger Mentschikow's in Sewastopol ernannte. Neben ihm, dem Sieger von Eriwan und Warschau, sollte es in dem Rußland des Kaisers Nikolaus keinen zweiten in Betracht kommenden Feldherrn geben!

Die uns vorliegenden russischen Quellen wissen über das in Sewastopol von Gortschakow bewiesene Ungeschick eine große Zahl von Einzelheiten zu berichten. Wir lassen es bei dem vernichtenden Urtheil bewenden, welches Paskewitsch selbst über die Thätigkeit seines Schützlings gefällt hat, und erwähnen nur noch, daß Fürst Gortschakow nach dem Tode seines ehemaligen Chefs zu dessen Nachfolger in der Statthalterschaft über Polen ernannt wurde, wo er unter der Beihilfe des ihm als Stabschef beigegebenen Generals (späteren Grafen) Kotzebue fünf Jahre lang vergeblich gegen die in der Vorbereitung begriffene Insurgirung dieses Landes ankämpfte, und zwanzig Monate vor dem förmlichen Ausbruch des Aufstandes, am 30. Mai 1861, verstarb. Daß Gortschakow in dem Glauben an die Vortrefflichkeit seiner Vertheidigung Sewastopols niemals erschüttert worden ist, hat er noch auf seinem Todtenbette bezeugt: er traf die Anordnung, daß sein Leichnam „an der Seite seiner Sewastopoler Kameraden" die letzte Ruhe finden sollte. — Nachgerühmt wird ihm eine strenge, bis in's Kleinste durchgeführte Rechtlichkeit; er verschmähte nicht nur alle in der russischen Generalität herkömmlichen Mittel zur Bereicherung, sondern machte von den ihm gesetzlich zustehenden Emolumenten immerdar einen höchst bescheidenen, ängstlich auf den Vortheil des Staats bedachten Gebrauch.

Soviel zur Erklärung des Zusammenhangs, der zwischen den früheren Beziehungen der beiden höchsten Feldherren des Rußland von 1854 und dem Paskewitsch'-

schen Brief vom 16. September 1855 bestand. Anlangend den nicht direct auf die Belagerung Sewastopols bezüglichen Theil dieses Schreibens, liegt auf der Hand, daß derselbe für die Beurtheilung der damaligen politischen Lage ebenso bedeutsam ist, wie für die Beurtheilung von Paskewitsch's Charakter und Einsicht [1]). Derselbe Mann, der sich durch Eigenliebe und Eifersucht bestimmen ließ, seinem Monarchen die verderblichsten Rathschläge zu geben und einen ihm nur allzu genau bekannten General in einer Stellung zu stützen, für welche demselben nicht weniger als Alles fehlte — derselbe Mann zeigt sich, wo seine Person außer dem Spiel blieb, als einen eben so scharfsinnigen wie unbefangenen Beurtheiler der politischen Lage. Trotz seines nahezu sprichwörtlich gewordenen nationalen Hochmuths erkennt er rücksichtslos an, daß Oesterreichs Zurückhaltung von einem Angriff auf Rußland „lediglich der edlen Festigkeit des Königs von Preußen" zu danken gewesen, daß diesem Fürsten während der auf die 48er Bewegung folgenden Jahre von russischer Seite „unverantwortliche Verhöhnungen, ja geradezu Frechheiten" zugefügt worden, und daß Rußland auf die preußische „Großmuth" von 1854 und 1855 umsoweniger Anspruch besessen habe, als eigentlich eine Parteinahme für Oesterreich und die Westmächte im Interesse dieses Staates gelegen haben würde. Wesentlich von dieser Voraussetzung geht die dem Kaiser Nikolaus am 27. (15.) Februar 1854 übergebene Denkschrift aus, deren Hauptinhalt in dem letzten Theil des Schreibens vom 15. September 1855 mitgetheilt wird und die die militärische und politische Lage, in welcher Rußland sich damals befand, mit bewunderungswürdiger Klarheit in ein paar kurze Sätze zusammenfaßt. Daß zu Rechnungen auf die „Großmuth" Preußens im Februar 1854 kein in den politischen Verhältnissen dargebotener Grund vorhanden gewesen, wird durch die Ausführung darüber, daß durch eine modificirte Annahme des Ultimatums vom 27. Februar „vielleicht" Preußen „zurückgehalten" werden könne, deutlich bezeugt. Und dieser Zeuge ist der hochmüthigste und dünkelhafteste russische General seiner Zeit, der Fürst Paskewitsch, gewesen!

---

[1]) Daß Paskewitsch von dem Kriege abgerathen hatte, wird auch durch einen von ihm an den Kaiser Nikolaus gerichteten Brief bezeugt, den die „Neue freie Presse" am 4. Mai 1876 veröffentlicht hat. — Der in der Folge von ihm gemachte ungeheuerliche Vorschlag, zunächst Oesterreich anzugreifen und der Zerstückelung der Türkei zunächst diejenige des Kaiserstaates vorauszuschicken, bezeugt freilich, daß die Fähigkeit zu klarer und nüchterner Beurtheilung der Dinge dem Feldmarschall nur zeitweise zu Gebote stand! (Vgl. Deutsche Rundschau, Band XVIII Februar 1879, p. 268.)

Annette von Droste-Hülshoff.

Von
Hermann Hüffer in Bonn.

Gesammelte Schriften von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Herausgegeben von Levin Schücking. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1879. 3 Bde.
Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. [Herausgegeben von Prof. Dr. Christoph Bernhard Schlüter.] Zweite vermehrte Auflage. Münster, Adolph Russel's Verlag. 1880.

I.

Es ist nicht leicht, über Annette von Droste zu schreiben. Was man dem einen Leser erst sagen muß, darf man dem anderen schon nicht mehr wiederholen. Gewiß fehlt es ihr nicht an Anerkennung, aber es fehlt noch viel, daß die Anerkennung eine allgemeine wäre, und selten ist sie einem deutschen Dichter so spät zu Theil geworden. Ich kenne eine große deutsche Bibliothek, wo man bis vor Kurzem von Annettens Schriften nicht eine einzige gefunden hätte. Anderswo will man ihr ein Denkmal errichten; in einem Sonett, das in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurde, nennt Paul Heyse sie die größte Dichterin Deutschlands, ja man hat sie wol ganz ohne Einschränkung die größte Dichterin genannt. Sicher darf eine so merkwürdige, eigenthümliche Erscheinung in einer „Deutschen Rundschau" nicht übersehen werden.

Wer über Annette von Droste redet, bezeichnet sie gewöhnlich auch als westphälische Dichterin. Und obgleich sie weislich vermieden hat, im Dialekt zu schreiben, obgleich ihre Gedichte dem Inhalte nach sich keineswegs auf Westphalen beschränken, so läßt sie doch beinahe ebenso wenig, wie etwa Burns, von dem Boden ihrer Heimath sich lösen, oder in ihrer Entwickelung unabhängig von den eigenthümlichen Zuständen des Münsterlandes sich begreifen. Es war ein Nachtheil, aber in mancher Beziehung wieder ein Vortheil, daß in Deutschland bei dem Mangel eines gemeinsamen Mittelpunktes so viele, wenn auch nur kleinere Kreise eines selbständigen geistigen Lebens sich bilden konnten. Unter diesen darf man den münsterischen zu Ende des vorigen Jahrhunderts nicht für unbedeutend halten. Der Freiherr Franz von Fürstenberg, obgleich als Domherr dem geistlichen Stande angehörig, war zur Regierung eines Staates in seltenem Maße befähigt. In dem kleinen, von der großen Verkehrsstraße abseits gelegenen Fürstenthum hatte er Anregungen gegeben, die weit über die

Landes-Grenzen hinaus wirkten. Da die Fürstin von Gallitzin seine Nähe aufsuchte, wurden auch philosophisch-literarische Interessen in diesen Kreis gezogen. Hamann liegt in dem Garten der Fürstin bestattet; Hemsterhuis blieb mit ihr in ununterbrochenem Verkehr; Goethe empfing ihren Besuch in Weimar, und Jeder kennt die Schilderung, die er von seinem Aufenthalt in Münster auf seiner Rückkehr aus der Champagne hinterlassen hat. Daß mit Klopstock und seinen nächsten Freunden, den Brüdern Stolberg, mit Claudius und Perthes ein Verkehr unterhalten wurde, bewirkte schon die gemeinsame religiöse Richtung; Stolberg nahm dann auch mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts in Münster seinen Aufenthalt. Wie in Weimar die antik-humane, so fand in Münster damals die christlich-kirchliche Lebensauffassung ihren Ausdruck. Indem aber der münsterische Kreis sich nicht abschloß, sondern mit den Hauptträgern der literarischen Bewegung in freundlichen Verkehr trat, konnte er Manches von ihnen empfangen, Einiges auch zurückgeben, und mit Vergnügen verfolgt man die Fäden, welche zwischen den Bestrebungen der so vielfach getheilten Nation doch noch einen Zusammenhang gewahren lassen.

Unter den Mitgliedern jenes Kreises wird häufig eine Familie von Droste genannt, welcher die Bischöfe Clemens August von Cöln und Caspar Maximilian von Münster angehören. Aber sie ist nicht die Familie der Dichterin. Der Name Droste ist ein Amtsname, gleichbedeutend mit Truchseß. Truchsesse des Bisthums Münster waren die Häupter der erstgenannten Familie Droste-Vischering. Aber auch das Domcapitel hatte einen Truchseß, und im Besitz dieses Amtes erscheinen bereits im dreizehnten Jahrhundert die Herren von Deckenbrock, welche allmälig den Familien-Namen mit dem Amts-Namen vertauschen und von dem im Jahre 1417 in der Nähe von Münster erworbenen Hülshofe eine zusätzliche Benennung erhalten [1]). In der Geschichte des Landes tritt die Familie als wirksames Mitglied des städtischen Adels hervor, auch von merkwürdigen, sogar romanhaften Erlebnissen einzelner Angehörigen wäre Manches zu sagen. Der Urgroßvater Annettens, Heinrich Wilhelm (1704—1754) hatte auf der Reise durch Italien in Rom einen Grafen Fugger im Duell erstochen. Eine Fürstin Colonna, die er vordem aus augenscheinlicher Lebensgefahr errettet hatte, schützte ihn vor Verfolgung; er kehrte in seine Heimath zurück und suchte die schwermüthigen Erinnerungen durch das Spiel auf der Flöte, in welchem er Meister war, zu verscheuchen. Sein Erbe verbindet sich 1759 mit einer ausgezeichneten Frau Marie Bernhardine von der Reck-Steinfurt, deren musikalisches Talent auf ihren dritten Sohn Maximilian Friedrich, den Componisten einer Oper und schöner Violin-Quartette, den Vater des oft und mit Auszeichnung genannten Professors Clemens August von Droste überging. Annettens Vater, dem Stammerben Clemens August, scheint nicht eine vorwiegend geistige Begabung zugefallen zu sein, aber ein um so reicherer Schatz von liebenswürdigen Eigenschaften des Gemüthes. Die Dichterin hat in ihren Schriften, und so oft sie von ihm redete,

---

[1]) Holsenbürger, die Herren von Deckenbrock (v. Droste-Hülshoff) und ihre Besitzungen. Münster, 1868, S. 27 flg.

stets mit der innigsten Liebe seiner gedacht. Auf die literarische Entwickelung seiner Tochter übte er nur dadurch einen Einfluß, daß er sich am 20. August 1793 mit Therese Louise von Haxthausen verheirathet hatte, der Tochter eines der ältesten im Paderbornischen angesessenen Geschlechter, welches wieder mannichfache, sowol politische als literarische Interessen dem Hause der münsterländischen Verwandten zuführte.

Auf Hülshoff, dem alten Stammsitze, wurde Annette Elisabeth von Droste am 10. Januar 1797 geboren. Wie sie als Frühgeburt zur Welt gekommen war, so entwickelte sich auch ihr Geist ungewöhnlich rasch, rascher als es für den zarten Körper zuträglich erscheinen konnte. Von ihrem eigenthümlichen Seelenleben haben Freunde merkwürdige Züge aufbewahrt, am anmuthigsten hat sie aber selbst in den Briefen, die hier folgen, ihren Zustand und die Erinnerungen aus den ersten Kinderjahren veranschaulicht. Sehr früh regte sich ihre poetische Begabung; bei kindlichen Spielen und Arbeiten fehlte es nicht an hingeworfenen Reimen. Die ersten erhaltenen Verse aus ihrem achten Lebensjahre: ein Spruch zum Namenstag der Mutter und ein „Lied vom Hähnchen", sind nicht gerade mehr, als auch andere, früh begabte Kinder geleistet haben, dagegen zeigt ein von Schücking mitgetheiltes Gedicht, „Der Abend", aus dem Jahre 1809 einen Reichthum des Gefühls und eine Herrschaft über die Sprache, wie sie nur einem entschiedenen Talente eigen sind. In dem Versmaß — leidlich gebildeten Distichen — und in einzelnen Ausdrücken möchte man den Einfluß Stolbergs erkennen. Daß er mit der Familie in nahem Verkehr stand, zeigt ein Brief, nicht ohne treffende Bemerkungen, aber einigermaßen an die Einmischung erinnernd, welche voreinst seinem Meister Klopstock aus Weimar von Seiten Goethe's so bittere Zurückweisung eingetragen hatte. Erst zehn Jahre alt war Annette in einem gesellschaftlichen Schauspiel aufgetreten, mit so überraschendem Talent, daß in den nächsten Tagen alles von ihrem Lobe voll war. Stolberg fühlte sich dadurch veranlaßt, an die Mutter eine ausführliche Abhandlung zu richten, in welcher er warnend die bösen Folgen solcher Productionen und ihre Gefahren für jugendliche Gemüther auseinander setzte [1]). Die Ermahnung scheint um so weniger nöthig, als Annetten's Erziehung eine vortreffliche war, liebevoll aber ernst und sogar strenge, wenn die Mutter den bei so früher Entwickelung beinah unvermeidlichen Aeußerungen eines aufkeimenden Selbstgefühls entgegentrat. Die Jugendzeit auf dem Lande zu verleben, ist für eine dichterisch begabte Natur immer ein besonderer Vortheil; Annette genoß ihn in vollem Maße. Da sie den Unterricht mit ihren Brüdern theilte, konnte sie die lateinische und mehrere neuere Sprachen, so wie einen Anfang der griechischen sich zu eigen machen. In dem zweitgeborenen Bruder Ferdinand fand sie einen stets willigen Gefährten, in der um zwei Jahre älteren Schwester Marianne oder Jenny für ihre geistige Begabung Verständniß und Anregung, und so darf ihre Jugend als eine glückliche, für ihre Entwickelung so günstige erscheinen, wie sie wenigen Menschen vergönnt zu werden pflegt.

Das erste an sich werthvolle Erzeugniß dieser frühen Zeit ist ein Gedicht

[1]) Joh. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, 1800—1819, Freiburg, 1877, S. 146.

„Das befreite Deutschland" Ende 1813 oder aus dem Anfang des folgenden Jahres. In einer langen Reihe von Strophen zeigt es, statt der gewöhnlich wiederkehrenden Redensarten, schon eine eigenthümliche Auffassung, ja sogar einen Gedanken, dessen ich mich, so nahe er liegt, aus den Poesien jener Jahre nicht erinnere. Nachdem sie in einer Vision die Unterdrückung im Süden und Osten, die Sklaverei im Westen geschildert hat, preist sie, wie aus dem Norden die Befreiung gekommen sei. „O Germanien", ruft sie aus,

O Germanien, meine Heimath schön!
Sieh, der Tiger flieht vom Raube
Und mich täuschte nicht mein Glaube,
Der Allmächt'ge hat erhört mein Flehn,
Und dies Auge hat dich frei gesehn!
Doch verzeih' der Thräne, daß sie rinnt,
Ist gleich frei der Arm von Ketten,
O Germanien, du Heldenkind,
Konntest selber dich nicht retten!

Vielleicht könnte man auch in diesem Gedicht einen Einfluß Stolberg's erkennen. Im Münsterlande war, wie in den meisten vormals geistlichen Staaten von politischem Leben wenig zu bemerken. „Votre Majesté n'a rien à craindre de ce pays-ci, et rien à espérer," lautet das Zeugniß, welches der letzte französische Präfect nicht lange vor der Leipziger Schlacht über die Stimmung des Landes an Napoleon abgehen läßt. Stolberg war dagegen von früher Jugend einer der edelsten Patrioten. Er hat drei Söhne und einen Schwiegersohn für Deutschland's Befreiung in den Krieg ziehen lassen, und die Begeisterung, die er in zahlreichen Gedichten ausspricht, konnte in dem Kreise seiner Freunde nicht ohne Nachhall bleiben. Doch wir brauchen nicht so weit zu suchen, in Annetten's eigener Familie begegnen wir der Stimmung, aus welcher Gedichte dieser Art hervorgehen konnten. Zwei von den Brüdern ihrer Mutter haben sich einen angesehenen Namen gemacht: August von Haxthausen durch seine Schriften über Rußland, Werner durch seine politische Thätigkeit, beide durch den Eifer, mit dem sie an den Bestrebungen der romantischen Schule sich betheiligten. In den Memoiren und Briefwechseln jener Zeit wird der ältere Bruder „Werner" am häufigsten genannt. Sein Haß gegen die Fremdherrschaft und das französische Königthum Jerome's trieb ihn in den Tugendbund und in die Verbannung nach England; beinah wäre er nach Indien ausgewandert, als die Nachricht von dem Aufstand des Jahres 1813 ihn nach Deutschland zurückrief. Als Soldat, Officier, Adjudant des Generals Wallmoden nahm der ehemalige Domherr am Kriege und an der Belagerung Hamburg's Theil; nach dem Frieden war er in Wien beim Congresse thätig und mit Boisserée, Görres, Arndt in eifrigem Verkehr, welchen er fortsetzte, als er 1815 als preußischer Regierungsrath in Köln eine Stellung fand. Es waren aber nicht allein politische, sondern nicht weniger literarische Interessen, welche in der Haxthausen'schen Familie von den beiden Brüdern und mehreren begabten Schwestern gepflegt wurden. Werner war in Halle bei Steffens und bei dem Musik-Director Reichardt ein gern gesehener Gast; im Jahre 1809 wurde er mit Wilhelm, bald auch mit Jacob Grimm befreundet. Ich erinnere mich lebhaft, wie einmal zu

Ende der fünfziger Jahre in einer Abendstunde August von Haxthausen bei Wilhelm Grimm eintrat, und wie der Ton herzlichster Freundschaft zwischen beiden Männern mich erfreute. Die eigentliche Erklärung gab mir erst der in neuester Zeit veröffentlichte Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit der Haxthausen'schen Familie [1]), welcher die Innigkeit des Verhältnisses, den regen Verkehr und die Vortheile erkennen läßt, welche den Volksmärchen, den deutschen Sagen, der Grammatik und anderen Werken der beiden Sprachforscher aus dieser Verbindung erwachsen sind. Schon im Jahre 1811 kam Wilhelm Grimm auf das Haxthausen'sche Gut Bökendorf; die Freundschaft, welche ihn den Brüdern verband, wurde bald auf die Schwestern übertragen, und ein Brief aus Wilhelm's Sterbejahre, vom 23. März 1859 bezeugt, daß sie beinah ein halbes Jahrhundert überdauert hat. An dieser Verbindung nahmen auch die Fräulein von Droste Theil, welche nicht selten längere Zeit bei den Verwandten im Paderbornischen verweilten. Besonders die ältere Schwester Jenny brachte den literarischen Arbeiten ein lebhaftes Interesse entgegen, trat denn auch bald zu Wilhelm Grimm in ein sehr freundliches Verhältniß. Am 25. Juni 1813 schickt er ihr ein in Verse gebrachtes Märchen; am 12. Januar 1814 dankt er „ganz besonders für die zuletzt für den zweiten Band der Märchen geschickten schönen Stücke"; im März 1816 hegt er die Absicht, mit August von Haxthausen die Familie Droste in Münster zu besuchen. Die junge Freundin theilte auch seine Neigung für Astronomie; öfters sendet sie Geschenke von Blumen, die sie geschickt zu trocknen wußte; noch am 29. October 1832 erhält sie den Auftrag, im Münster'schen bei dem Landvolk nach altdeutschen Thiernamen sich zu erkundigen. Annette wird in den Briefen seltener erwähnt, als man erwarten möchte. Aber für ihre Erscheinung ist es charakteristisch, wenn Grimm am 12. Januar 1814 schreibt, er habe von ihr geträumt, sie sei ganz in dunkle Purpurflamme gekleidet gewesen, habe sich Haare ausgezogen und sie als Pfeile in die Luft geworfen. „Fräulein Nette soll mir noch ganz bös sein", bemerkt er am 15. März 1816, was ihn aber nicht abhält, einige Tage später an August von Haxthausen zu schreiben: „Gehst Du nach Münster, so grüße mir Alles schönstens und bestens, auch, da die Sonne eben untergehen will, meine Freundin Nette". Immer erkennt man ein nahes Verhältniß zu einem Kreise bedeutender Menschen, welches gewiß auf Annetten's dichterische und musikalische Begabung, ihre Neigung für Volkslieder, für heimathliche Eigenthümlichkeiten anregend wirken mußte.

Aber freilich reicht es nicht aus, um die Entwickelung einer so eigenartigen Persönlichkeit zu erklären, und leider fehlt es für Annette noch durchaus an jenen Documenten, in welchen jugendliche, besonders dichterisch angeregte Naturen so gern von ihrem Denken und Empfinden ein Selbstgeständniß ablegen. Grade deshalb sind die folgenden Briefe, wie mir scheint, von vorzüglichem Werth. Sie füllen die Lücke aus, die man bisher am meisten empfinden mußte, sie zeigen uns die Dichterin in einem der wichtigsten Momente ihrer Ent-

[1]) Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm, herausgegeben von A. Reifferscheid. Heilbronn, 1878.

wickelung, und die Bedingungen, unter welchen sie bis dahin sich entwickeln konnte. Zugleich bezeichnen sie den Freund, welcher auf ihre literarische Thätigkeit den ersten nachweisbaren Einfluß gewonnen hat. Es war Anton Mathias Sprickmann, ein Mann, der durchaus die eingehende Würdigung verdient, die ihm, freilich lange nach seinem Tode, nunmehr auch in weiteren Kreisen zu Theil wird [1]. Geboren zu Münster am 7. September 1749 wurde er nach dreijährigem Aufenthalt in Göttingen schon 1769 Doctor der Rechte und 1774 Regierungsrath in Münster, ging aber zwei Jahre später zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen zurück, wo er als Mitglied des Hainbundes mit den bedeutenden Schriftstellern der Zeit Verbindungen anknüpfte, die er dann durch Reisen nach Hamburg, Gotha, Weimar zu vermehren wußte. 1779 wurde er Professor der Rechte an der sechs Jahre früher gestifteten Universität zu Münster, dann, als die Stadt in Folge der Säcularisationen 1802 an Preußen gelangte, preußischer Regierungsrath und während der napoleonischen Herrschaft Richter am Tribunal. Aber in Preußen wollte man ihn nicht verlieren; im Jahre 1812 erhielt er einen Ruf an die Universität Breslau, dem er im September 1814 Folge gab. 1817 ging er dann als Professor nach Berlin und kehrte erst als achtzigjähriger Greis in seine Heimath zurück, wo er am 22. November 1833 gestorben ist. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich unter Fürstenberg durch die Ausarbeitung der Schul-Ordnung, die, in jener Zeit musterhaft, in der Geschichte des Unterrichts-Wesens eine dauernde Stelle behauptet. Unter seinen Schriften befinden sich Gedichte und Trauerspiele, auch eine „Maurerische Rede", denn er war in einem früheren Lebensalter Vorstand der Loge zu den drei Balken, und neben den Männern, die wir vorher nannten, vertritt er eine freiere Richtung, ohne daß es deshalb in damaliger Zeit zu einem offenen Gegensatze hätte kommen müssen. Wie nahe er der Dichterin stand, ersieht man aus den folgenden Briefen, welche durch seine Uebersiedelung nach Breslau veranlaßt wurden. Ich verdanke ihre Kenntniß seinem Enkel, dem Amtsrichter Herrn Bernhard Sprickmann in Emmerich, der auch die Abschrift nach den Originalen selbst besorgt und durch die Erlaubniß der Veröffentlichung mich und, ich hoffe, alle, die sie lesen, lebhaft verpflichtet hat.

Erhalt. d. 10. Januar 1815. Hülshof, d. 20. December.

Ihr lieber Brief, mein lieber theurer Freund, hat mir die froheste und fast möchte ich sagen die einzige frohe Stunde seit ihrer Abreise gewährt, denn wirklich ist seit kurzem mein Leben ziemlich arm daran gewesen; mehrere Umstände stimmten zusammen, um mich in eine innere Trauer zu versetzen, mehrere Todesfälle in unserer Familie. Sie wissen es wohl noch nicht, daß meine Großtante, die alte Frau v. Padberg, und ihre Tochter, die junge Frau v. Padberg, welche beyde Sie vermuthlich oft in Münster haben nennen hören, nach einem sehr kurzen Krankenlager beyde an einem Tage gestorben sind; letztere hinterläßt sechs Kinder, wovon das älteste erst eilf Jahr alt ist. Die Verstorbenen haben mir während ihres Lebens eigentlich wenig Antheil eingeflößt, aber doch hat mich ihr Tod wundersam gerührt. Ich habe das Glück gehabt, bis jetzt wenige meiner Verwandten zu verlieren, und starb ja einer, so hatte ich ihn wenig

[1] Vgl. K. Weinhold, A. M. Sprickmann in der Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, von Dr. J. H. Müller, Hannover, 1872, N. F. I, 261; Nordhoff's Artikel Fürstenberg in der Allg. deutschen Biographie; Raßmann, Münsterländische Schriftsteller, Münster, 1866.

gekannt, oder in langer Zeit nicht gesehen oder ein langes Krankenlager hatte uns täglich auf seinen Tod vorbereitet; aber so ein frisches blühendes Leben, was ich vor wenigen Tagen noch in seiner ganzen Kraft hatte wirken und sich regen sehen, und nun so auf einmal jede Spur verlöscht, so ganz unsern Blicken und Wissen entnommen diese Wesen, mit denen wir so oft und auf so mannigfache Weise in Berührung kamen, zerrissen alle diese Bande, und uns fremd und verödet auf immer dieses Haus, wo ich so manche angenehme und unangenehme Stunden verlebt hatte: es war eine tiefe, schaurige Empfindung Sprickmann, und ich empfand sie zum ersten mahle noch sehr. Kurz vor ihrer Auflösung waren beyde Verstorbene mit ihrer ganzen Familie bey uns, und die junge Frau unterhielt sich mit mir von einer ihrer Bekannten, welche seit Kurzem von einer sonderbaren Art von Verrücktheit befallen war, worin sie alles für Täuschung hält. Die F. v. P. äußerte die Besorgniß, sie möge durch ihre grassen Ideen ihre Gesundheit zerstören und ihr Ende beschleunigen, ach! sie ahndete wohl nicht, daß die Arme bey ihrer Leiche stehn und sie im Wahnsinn nicht für ihre Freundin erkennen würde. Die schnelle Auflösung aller dieser Personen (denn auch eine Mutterschwester hat plötzlich zwey allerliebste Kinder verlohren) rief mir vernehmlich die Worte „auch du mußt sterben“, ein Ton, der in meiner Brust wiederhallte und noch dadurch verstärkt wurde, daß ich mir, wie man glaubte, durch zu vieles angestrengtes Singen ein immerwährendes Uebelbefinden zugezogen hatte. Obgleich ich nun nur wenig Schmerzen fühlte, so brachte mich doch eine täglich zunehmende Magerkeit und Bläße, das Verschwinden meines Appetits, eine immerwährende Mattigkeit und die mit einem solchen Zustande unzertrennlich verbundene Niedergeschlagenheit auf den Gedanken der Auszehrung und stellte mir oft den Gedanken einer nahen Auflösung recht lebhaft und ernstlich vor Augen; doch jetzt ist alles vorüber, und da ich mich durch ein vierzehntägiges Faullenzen vollkommen wieder kurirt habe, so zeigt sich hieraus deutlich, daß mein Uebelbefinden bloß die Folge des zu angestrengten Studierens und zu vielen Sitzens war, weshalb ich auch jetzt, da es wieder darauf losgehen soll, eine Spazierstunde in die Tagesordnung einflicken werde. Doch genug und schon zu viel, verzeihen sie mein lieber Freund Sprickmann, daß ich Sie bis jetzt nur immer von meiner eignen kleinen Person unterhalten habe; ich habe die böse Gewohnheit, daß ich nicht gut abbrechen kann, wenn ich einmal in einen Text hineingerathen bin, und dieser berührte zu sehr die innern Saiten meines Gemüthes. Doch Sie harren vielleicht mit Ungeduld auf die Beantwortung Ihrer Frage im vorigen Briefe, ich werde Ihnen alles sagen was ich vom Onkel Werner weiß. Er hält sich gegenwärtig mit dem jungen Herrn von Brenken in Wien auf und zwar schon seit einigen Monathen; weshalb er dort ist, und wie lange er sich noch dort aufhalten wird, kann ich Ihnen nicht sagen, auch wissen weder meine Mutter noch ich seine Adresse dorthin, deswegen würde es Ihnen vielleicht schwer halten, einen Brief sicher herüber zu bekommen. Nun könnte ich mich zwar an meine Großmutter im Paderbörnischen um seine Adresse wenden, aber bedenken Sie, bis mein Brief dorthin gelangt, und die Antwort zurück und dann wieder zu Ihnen nach Breslau, so ist Onkel Werner gewiß lange aus Wien abgereist. Das sicherste wäre wohl, den Brief hiehin, nach Hülshoff zu schicken, denn sobald er von Wien zurück ist, kömmt er zu uns, dies ist ganz gewiß und also eigentlich das einzige Bestimmte, was ich Ihnen über Werner schreiben kann; indessen wäre es möglich, daß Ihr Brief alsdann das Schicksal hätte, einige Wochen warten zu müssen, denn länger wird er wohl nicht ausbleiben. Es ist mir herzlich leid, Ihnen und Ihrem Freunde nur mit so unbefriedigenden Nachrichten dienen zu können, da es scheint, als geschähe Ihnen durch bestimmtere Mittheilung ein großer Gefalle, und ich möchte Ihnen doch so gern einmal einen Gefallen thun. Daß es Ihnen mein liebster Sprickmann so wohl in Breßlau gefällt, hat mich sehr gefreut, fast noch mehr aber, daß Sie theurer Freund, und Ihre liebe Frau, meine Herzensmutter, die lange bedenkliche Reise so ganz ohne Beschwerde überstanden haben. Sie können nicht glauben, mit welcher Herzensangst ich Sie auf dem langen Wege begleitet habe, und wie viele Noth ich

ausgestanden habe, bis mir ein Bekannter die Nachricht Ihrer glücklichen Ueberkunft brachte. Meine in meinem damaligen Gemüthszustande sehr aufgeregte Phantasie stellte Sie mir begleitet von allen Reiseunannehmlichkeiten vor, als da sind schlechte Wege und Bewirthung, zerbrochener Wagen, oder wohl gar krank in dem fremden Lande, auf der Reise wohl gar ohne die nöthigen Bequemlichkeiten! O Gott, Sie können sich die Angst nicht denken, die mich dann befiel, aber dann schien mir immer, Gott könne alle den Herzen, die Sie mit Trauer und Sorge auf Ihrem Wege begleiteten, das nicht zu Leide thun. Das war nun wohl ein etwas frevelhafter Gedanke, aber er gab mir doch immer einen reinen Trost, und das Reine kann doch nicht ausgehen vom Unreinen und Bösen, und sollten die frommen Wünsche so vieler vereinigten Seelen nicht auf das Wohl eines Menschen einwirken können? Die neuern Philosophen und Theologen wollen es abstreiten, daß fromme Wünsche und Gebethe etwas mehr bewirken können, wie das Heil der eigenen Seele; wenn sie bedächten, daß sie dadurch so manchem bedrängten Herzen seinen letzten Trost, seine letzte Hoffnung, dem geliebten entfernten Wesen auf irgend eine Art nützlich zu seyn, raubten, sie würden ihren schönen Grundsatz für sich behalten, der doch wohl schwerlich zur Beförderung der Moralität und innern Andacht etwas beyträgt. Nun noch etwas von meinem Treiben und Wirken. An meinem Trauerspiele habe ich bis vor zwey Wochen noch immer fortgeschrieben, und werde auch jetzt wieder dabei anfangen; es geht etwas langsam, aber doch hoffe ich es gegen den Frühling fertig zu bekommen. Ich wollte, es stände sogleich auf dem Papiere, wie ich es denke, denn hell und glänzend steht es vor mir in seinem ganzen Leben, und oft fallen mir die Strophen in großer Menge bey, aber bis ich sie alle geordnet und aufgeschrieben habe, ist ein großer Theil meiner Begeisterung verraucht, und das Aufschreiben ist mir bei weitem das mühsamste bey der Sache. Doch kömmt es mir vor, als ob sich meine Schreibart besserte; dies sagen mir auch alle, denen ich es auf Verlangen meiner Mutter vorlaß; aber ich fürchte immer, daß diese Menschen gar wenig davon verstehen, denn es sind meistens Frauenzimmer, von denen ich im Ganzen nur wenig Proben eines reinen und soliden Geschmacks gesehen habe, und so fürchte ich, sie täuschen sich und mich. Ach, mein Freund, wie sehn ich mich dann oft nach Ihnen, Ihren lehrreichen Gesprächen, unbefangenem Urtheile und sanften Tadel, denn was soll mir das Lob von Menschen, welche nicht tadeln können? Lieber theurer Sprickmann, ich sehe es täglich mehr ein, wie unendlich viel ich an Ihnen verlohren habe und wie ich ohne Sie nur ein schwaches und unselbstständiges Wesen bin. Bitten Sie Gott um etwas mehr Festigkeit des Karakters für mich, ich flehe täglich zu ihm für Ihr Glück.

Ihre

Nette v. Droste Hülshoff.

Meine Mutter und Schwester empfelen sich Ihnen aufs Beste.

Meiner lieben Mutter Sprickmann meinen herzlichen Gruß. Sie wollte ja Ihren Briefen einige Zeilen für mich beyfügen; darf ich hoffen?

Erhalten den 26. März 1816.

Daß ich Ihren mir so theuren Brief nicht eher beantwortet habe, mein lieber einziger Sprickmann, daran ist gewiß mein für Sie so warmes Herz nicht schuld, sondern nur mein schwacher, miserabler Körper, der mir bis jetzt sogar die kleine angenehme Anstrengung eines freundlichen Briefwechsels untersagte. Ich würde indessen schon weit eher wieder hergestellt worden seyn, wenn ich die Kur des vollkommenen Müßiggangs recht regelmäßig durchgehalten hätte, aber dies ist im Winter und auf dem Lande, wo man die Zeit weder mit Spatzierengehen noch freundschaftlichen Besuchen (lesen durfte ich auch nicht recht) ausfüllen kann, ganz unerträglich, und Langeweile ist ausgemacht die schmerzlichste Art von Anstrengung und gewiß auch die schädlichste. Ich weiß also nicht, was meine Genesung mehr verzögert hat, die oft zu genaue Befolgung oder die oft zu zügellose Uebertretung des ärztlichen Befehls;

jetzt bin ich aber beyden zum Trotz bis auf eine kleine Schwäche völlig hergestellt, und gegen wen sollt ich jetzt eher die so lang versäumten Pflichten der Freundschaft erfüllen, wie gegen Sie?

Ich bin vor einigen Tagen auf einige Tage in Münster gewesen, um die berühmte mimische Künstlerin Madame Händel-Schütz zu sehen, die sich jetzt dort aufhält und auch noch wohl einige Zeit bleiben wird (sollte Sie dieses wundern, so müssen Sie wissen, daß Münster wohl noch nie so glänzend gewesen ist wie jetzt, da alle mögliche Civil und Militärbüreaus der neuen Provinzen und also auch die Familien der Beamten derselben nebst einem Theile des paderbörnischen, sauerländischen und köllnischen Adels sich dort aufhält). Sie gab aber leider in der Zeit, daß ich dort war, keine mimische Vorstellungen, sondern nur Deklamatorien. Es ziemt mir nicht mein Urtheil über eine Künstlerin zu äußern, worüber ganz Deutschland schon so sehr zu ihrem Vortheile entschieden hat und deren Namen ganz Europa kennt, nur eins: Sie erschien zuerst in der Rolle der Thekla im Wallenstein in einer äußerst prächtigen Kleidung, und diese behielt sie bey allen andern Scenen bey, obgleich keine einzige darunter war, wozu sie gepaßt hätte (z. B. der alte Flausrock von Voß), und obgleich sie beym deklamiren immer mit ihrem Gemahl, dem Herrn Professor Schütz, abwechselte und also jedesmahl das Theater verließ. Sollte sie dieses, wie sich doch vermuthen läßt, nicht überall so gethan haben, so könnte es sehr leicht als das Zeichen einer beleidigenden Geringschätzung des münsterischen Publikums genommen werden.

Es geht jetzt in Münster ein, wie man sagt, sehr hübsches Gedicht auf den westphälischen Frauenverein herum, wovon man mich mit aller Gewalt zur Verfasserin machen will; ich muß mich überall mit Händen und Füßen gegen dieses ungerechte Gut vertheidigen und werde es zu bekommen suchen, weil doch meine Eitelkeit ein wenig dabey interessirt ist zu sehen, wessen Geistes Kind es sey. Einige legen es auch der Madame Schücking, Ihrer Kousine, zu; sollte dieses seyn, so interessirt es mich doppelt, sowie alles, was von diesem herrlichen und seltenen Weibe kömmt, zu der ich eine so eigne und innige Hinneigung fühle, daß ich sie bey unsrer geringen Bekanntschaft durch ihre mannichfaltigen schönen und anziehenden Eigenschaften kaum erklären kann. Vielleicht wissen Sie mir zu sagen, ob dies anonyme Geisteskind ihr wirklich seine Existenz verdankt. Ich muß eine Weile aufhören zu schreiben, weil ich mich in Hinsicht des anhaltenden Bückens noch ein wenig in Acht nehmen muß. Ich höre so eben, daß die Lerchen sich draußen schon recht lustig machen; also in den Garten: ich bin doch den ganzen Winter gar nicht vor die Thür gekommen.

— — — — — —

Ich komme so eben aus dem Garten. Gott! was für ein herrliches Wetter, vor einigen Tagen noch im härtesten Winter und jetzt von der wärmsten Mayluft umweht. Die Luft ist fast schwül, und die ersten Frühlingbothen, Lerchen, Buchfinken, Spreen ꝛc. machen ein Concert, daß man fast sein eignes Wort nicht hören kann; wenn die Wärme verhältnißmäßig so zunehmen will wie seit einigen Tagen, so werden wir noch vor Ende Februar in den Hundstagen seyn. Ich hatte, da ich noch ein kleines Mädchen war, immer die Idee, unsre Erde könne sich wohl einmahl in eine andere Lage drehen, und wir dadurch unter einen wärmern Himmelsstrich versetzt werden; diese Hoffnung erneut sich jedesmahl, wenn das Wetter einige Tage besser war, wie es der Jahreszeit von Rechtswegen zukam; man sollte aber jetzt von neuem in den Wahn fallen, da schon seit mehrern Jahren das Wetter ganz auffallende Geniestreiche macht. Von Werner Haxthausen werden Sie jetzt, da er in Berlin ist vermuthlich mehr wissen wie wir; wir wissen auch wirklich gar nichts von ihm, als eben daß er sich dort aufhält. Vor einiger Zeit ließ er uns durch die dritte Hand ersuchen, doch zwei Pumpernickel, einen an den Grafen von Solms Laubach, den andern an Gneißenau zu schicken; sollten Sie etwas mehr von ihm wissen, so bitte ich es uns doch mitzutheilen. Ich schicke Ihnen hierbey ein kleines Gedicht, was ich vor einigen Wochen verfertigt habe; nehmen Sie es gütig auf, es mahlt den damaligen und eigent-

lich auch den jetzigen Zustand meiner Seele vollkommen, obschon diese fast fieberhafte Unruhe mit Verschwindung meines Uebelbefindens einigermaßen sich gelegt hat. Ich schreibe aber immer grade aus, und theile die Zeilen blos durch kleine und die Verse durch größere Striche ab,

Unruhe.

I. Laß uns hier ein wenig ruhn am Strande, | Foibos Stralen spielen auf dem Meere.
Siehst du dort der Wimpel weiße Heere? | Reif'ge Schiffe ziehn zum fernen Strande.

II. Ach wie ists erhebend sich zu freuen | An des Ozeans Unendlichkeit,
Kein Gedanke mehr an Maaß und Räume | Ist, ein Ziel, gesteckt für unsre Träume,
Ihn zu wähnen dürfen wir nicht scheuen | Unermeßlich wie die Ewigkeit.

III. Wer hat ergründet des Meeres Gränzen, | Wie fern die schäumende Woge es treibt?
Wer seine Tiefe, | Wenn muthlos kehret | Des Senkbleys Schwere, | im wilden Meere
Des Ankers Rettung vergeblich bleibt?

IV. Möchtest du nicht mit den wagenden Seglern
Kreisen auf dem unendlichen Plan?
O ich möchte wie ein Vogel fliehen,
Mit den hellen Wimpeln möcht ich ziehen
Weit, o weit, wo noch kein Fußtritt schallte,
Keines Menschen Stimme wiederhallte,
Noch kein Schiff durchschnitt die flüchtige Bahn.

V. Und noch weiter endlos ewig neu
Mich durch fremde Schöpfungen voll Lust
Hinzuschwingen fessellos und frei,
O das pocht, das glüht in meiner Brust.
Rastlos treibts mich um im engen Leben,
Und zu Boden drücken Raum und Zeit,
Freiheit heißt der Seele banges Streben
Und im Busen tönts Unendlichkeit.

VI. Stille, stille, mein thörichtes Herz,
Willst du denn ewig vergebens dich sehnen,
Mit der Unmöglichkeit hadernde Thränen
Ewig vergießen in fruchtlosem Schmerz?

VII. So manche Lust kann ja die Erde geben,
So liebe Freuden jeden Augenblick.
Dort stille Herz dein glühend heißes Beben,
Es giebt des Holden ja so viel im Leben
So süße Lust, und ach, so seltnes Glück.

VIII. Denn selten nur genießt der Mensch die Freuden,
Die ihn umblühn, sie schwinden ungefühlt,
Sei ruhig Herz und lerne dich bescheiden,
Giebt Foibos heller Strahl dir keine Freuden,
Der freundlich schimmernd auf der Welle spielt?

IX. Laß uns heim vom feuchten Strande kehren,
Hier zu weilen Freund es thut nicht wohl;
Meine Träume drücken schwer mich nieder,
Aus der Ferne klingts wie Heimathslieder,
Und die alte Unruh kehret wieder,
Laß uns heim vom feuchten Strande kehren,
Wandrer auf den Wogen lebet wohl!

X. Fesseln will man uns am eignen Heerde!
Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum,
Und das Herz, dies kleine Klümpchen Erde,
Hat doch für die ganze Schöpfung Raum.

Leben Sie wohl, bester Freund. Ihre Nette v. Droste.

Hülshoff 27 Oktober 1818 Montag

Wenn Sie sähen, wie ich mich in diesem Augenblick schäme und noch mehr betrübe, so würden Sie, mein lieber gütiger Sprickmann! gewiß allen Unwillen aus Ihrem engelguten, treuen Herzen verbannen, so reichlich ich ihn auch verdient hätte.

Ich sitze schon länger als eine Stunde am Schreibtische, aber immer muß ich wieder Ihren letzten theuern Brief zur Hand nehmen, und kann mich gar nicht satt daran lesen, und je länger ich lese, und je klarer mir Ihre Freundschaft und Nachsicht und Ihr frommes liebreiches Gemüth ward, je unbegreiflicher wird es mir, daß ich diesen so ersehnten und so erflehten Brief noch nicht beantwortet habe, denn er ist schon vom 2. April 1817 am Tage Ihrer Abreise nach Berlin. Ich kann Sie aber dessen versichern, daß der Grund meines Stillschweigens mir bis jetzt ganz vollgültig und billig vorgekommen ist, denn ich habe in diesem Jahre ein Gedicht in sechs Gesängen geschrieben, dem eine nicht zu wohl ausgesonnene Rittergeschichte zum Grunde liegt, das mir aber in der Ausführung ziemlich gelungen scheint. Dies wollte ich Ihnen nun schicken, sobald es fertig wär, konnte aber nicht sobald damit zu Stande kommen, weil ich im vorigen Jahre sehr an einem Kopfschmerz gelitten habe, der äußerst nachtheilig auf die Augen wirkte; und habe mich hierbei, wie die Aerzte behaupten, sehr vor Rückfällen zu hüthen. Ich habe auch wirklich nie einen halben Gesang ununterbrochen schreiben können, ohne einen kleinen Anfall zu spüren. Obschon die Gesänge nicht sehr lang sind, und ich im Ganzen nicht so sehr langsam arbeite, so hat dies kleine Werk doch so oft und lange Feiertag gehalten, daß mir beinah das ganze Jahr darüber hingegangen ist; und je näher ich zum Ziel kam, je weniger konnte ich mich entschließen, Ihnen einen Brief ohne diese Einlage zu schicken. Das ist aber alles nur ein optisches Blendwerk, wodurch meine Trägheit niederträchtiger Weise meine bessere Ueberzeugung um ihr gutes Gewissen gebracht hat, denn es mußte mir nach den ersten Gesängen schon deutlich sein, daß das Ding in meiner damaligen Lage so schnell nicht ging, und so hätte ich auf jeden Fall meine Brieftaube müssen fliegen lassen und wäre dann nicht so tief in die Schulden gerathen, wie ich jetzt drinn stecke. Ich kann doch am Ende nichts thun wie mich selber auslachen. Dieser Brief ist eigentlich auch noch nicht der rechte, sondern nur ein Vorreiter zu dem folgenden; denn obgleich das Gedicht jetzt fertig ist, so ist es doch noch nicht abgeschrieben, und das kann auch jetzt nicht mehr geschehen, da der arme Schelm von Rekrute, der diese Zeilen überbringt, uns erst vor ein Paar Stunden die Nachricht gegeben hat, daß man ihm ein schönes Tornister geschenkt, wo er dergleichen Sachen hineinpacken kann, und daß er übermorgen seine betrübte Gesandtschaftsreise antritt. In zwei bis höchstens drittehalb Wochen denke ich aber wieder so vor meinem Schreibtische zu sitzen und auszuwählen zwischen dem vielen Vielen, was ich Ihnen so gerne sagen möchte, und wovon ich Ihnen doch nur den kleinsten Theil und noch dazu ganz unvollkommen schicken kann. In einem Monat wird also ohngefähr mein Paketchen bei Ihnen ankommen. Ich muß Ihnen sagen, ich freue mich ganz kindisch auf Ihre Antwort, obschon es natürlich nicht ganz ohne Furcht abläuft; denn Sie sind zwar ein höchst milder aber doch scharfsichtiger Richter. Aber ich bitte! achten Sie doch ja nicht auf meine Furcht, und verschweigen mir doch ja nichts von dem, was Ihnen davon mißfällt; denn das wäre wirklich in schriftstellerischer Hinsicht das größte Uebel, das Sie so einem armen Lehrling wie ich bin zufügen könnten. So eben merke ich erst, daß ich thue, als wenn das Gedicht schon in Ihren Händen wäre, da es doch erst in vier Wochen ankommen kann. Das kommt davon, wenn man immer so vorweg schreibt, ohne das Geschriebene zu überlesen. Ueberhaupt rede ich von dem Briefwechsel zwischen Münster und Berlin, als wenn ich nur den Bedienten aus unserm Hause im Krummen Timpen in Ihre gegenüber liegende Wohnung schicken dürfte. Aber wirklich hält sich jetzt so eine Menge Angestellter und Militärpersonen aus Berlin in Münster auf, daß wenn man nur unter diesem Schlag Menschen ein wenig bekannt ist, die Correspondenz jeder Art nach Berlin äußerst leicht ist. Ich muß für heute aufhören, denn es ist schon sehr spät. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach, denn meine Augen fallen zu und doch kann ich mich kaum von diesem Blatte trennen. Ihr liebes Bild aber will ich mit mir nehmen und einen freundlichen theuren Traum daraus bilden, wie wir wieder zusammen in Lohmanns Garten in der Laube sitzen, wo ich jetzt so oft vorbeifahre und sehe Niemand darin, was mir freilich

noch zehnmal lieber ist, als wenn statt dessen aus der lieben grünen Hütte ganz unbekannte oder gleichgültige Gesichter herausguckten, die mir am Ende wohl meine schönsten Bilder aus der Erinnerung stöhlen oder doch verwirrten. So bleibt es doch immer noch ein reiner, stiller Grund, auf dem ich mahlen kann was ich will. Und ach! lieber Sprickmann, Sie können es mir glauben, daß ich kein einziges mal vorbeifahre, ohne den Ort zu grüßen. Kein Fleck in und um Münster ruft mir Ihr theures, Ihr mir wirklich so innig, innig liebes und verehrtes Bild so lebhaft zurück wie diese Laube. Durch einen seltsamen aber glücklichen Zufall habe ich oft ein leeres Glas darin stehen sehen, aber nie einen Menschen; und da konnte ich es mir denn nie anders denken, als daß Sie soeben hinausgegangen wären; und wenn wir von Münster kamen, und ich also zu Anfang nicht in die Laube hineinsehen konnte, da habe ich mich oft weit aus dem Wagen gelehnt und mir bisweilen ernstlich eingebildet, Sie könnten doch wohl hinter der grünen Wand stecken, bis ich mich mit wirklichem Erschrecken getäuscht sah. Ich habe dieses besonders im vorigen Jahre, wo ich in einem sehr gereizten Zustande war, wohl ordentlich in's Lächerliche getrieben, und bin auch bisweilen ein bischen ausgelacht worden. Gute Nacht, mein Sprickmann, wenn der junge Mensch morgen nicht zu früh abreist, so schreibe ich noch voran, sonst leben Sie wohl und tausend tausend Liebes an Ihre Frau.

Der Rekrute ist zwar noch nicht da, aber er wird sogleich kommen. Deshalb mag ich nichts ordentliches anfangen zu schreiben, obschon mir manches auf dem Herzen liegt, was ich nur Ihnen sagen kann und mag. Aber ich bin gezwungen so schnell zu schreiben, daß ich meine Gedanken kaum denken, geschweige denn klar und ordentlich mittheilen kann. Ich verschiebe das alles bis auf den folgenden Brief, wo mein Herz wieder so offen vor Ihnen liegen soll, wie immer. Ach! wer nimmt mich mit allen meinen Eigenschaften und Neigungen und Gedanken, guten und bösen, so treu und zart auf wie Sie! Wer ist so reich im Geben und so stark im Vergeben! Genug mein Freund! ich darf mich nicht zu weit gehen lassen, sonst kann ich nicht aufhören, nur noch eins: ich habe vor 4 Tagen die Frau von Aachen im Theater gesehen, und sie hat mich einem Consistorialrath Möller vorgestellt, einem Mann, für den sein Aeußeres nach meiner Ansicht auf die vortheilhafteste Weise spricht, und der sich rühmt, Ihr Freund zu sein. Schreiben Sie mir doch über ihn, denn ich werde ihn vermuthlich noch wohl öfter treffen. Ich selber habe noch kein Urtheil über ihn, da ich ihn nur während einer einzigen Opernpause gesehen, wo zudem die ... wie Sie wissen, als eben so viel tüchtige Riegel sich vor alle Worte und sogar Gedanken schieben. Doch hat er mir viel Gutes und Freundliches gesagt, besonders von Ihnen, was mich schon sehr zu seinem Vortheil einnahm; auch ist mir seine Physiognomie, soweit die schlechte Beleuchtung deutlich werden ließ, als fest und würdig erschienen. Ich bitte nochmals, schreiben Sie mir doch über ihn; schreiben Sie mir doch überhaupt, wenn's möglich ist, noch ein paar Zeilen vor der Ankunft meines zweiten Briefes, damit ich sehe, daß Sie mir nicht mehr zürnen.

Ihre Nette.

Meine Mutter trägt mir noch [auf], ein paar Worte wegen Ueberbringer dieses hinzuzufügen. Er ist ein Köttersohn aus unserer nächsten Nachbarschaft, zu dem mein Vater noch obendrein Pathe ist. Wenn Sie ihn in Quartier bekämen, so würden Sie gewiß weniger Last davon haben, wie von jedem Andern, und der arme Junge fühlte sich doch nicht mehr so mutterselig allein in dem großen Berlin. Oder wenn Sie etwa einmal einen Taglöhner brauchen werden; ich bitte sagen Sie dies doch Ihrer lieben Frau, die ich in Gedanken aufs herzlichste umarme; ich darf nicht mehr schreiben, so gern ich auch das Blatt noch benutzte.

NB. Der junge Mensch ist seines Handwerks ein Maurer und Spinnradmacher.

erh. am 18. Febr. 1819 Hülshoff den 8. Februar.

Schon seit anderthalb Monaten ist Ihr liebereicher herzlicher Brief in meinen Händen, mein verehrter lieber lieber Freund, und erst heute antworte ich, da ich doch nichts anderes Wichtiges in der Zeit zu thun hatte und mich auch Gottlob im Ganzen immer sehr wohl befunden habe. Sollte man das nicht unter die Räthsel zählen? Ach! mein Sprickmann, es ist mir sauer genug geworden, meine Grille mit dem Namenstage durchzusetzen, das heißt bei mir selbst durchzusetzen |: — die keinen Bogen unbeschriebenes Papier sehen konnte, ohne die peinlichste Ungeduld und Sehnsucht, — und keine Feder, ohne ein magnetisches Zucken in den Fingern zu fühlen :| —; denn den Uebrigen und besonders meiner lieben Abschreiberin, der Jenny, war es eben recht, und diese ist auch eben schuld daran, daß ich meinen Plan nicht zehnmal umgestoßen und Ihnen das Gedicht je eher je lieber geschickt habe. Denn es hat sich diese Zeit soviel für sie zu thun gefunden, daß sie die Abschrift nicht eher hat vollenden können. Ich wollte es Ihnen zwar selber abschreiben, und hatte schon zwei Gesänge fertig, aber das wollte meine Mutter nicht zugeben, da ich diesen Winter bisweilen an einer Augenentzündung litt, die durch das Schreiben ein klein unmerklich wenig schlimmer geworden war. Ich versichere Sie, es war gar nicht der Mühe werth, und ich war zu dem am vorigen Tage in den Wind gegangen, davon kam es recht eigentlich. Ich hätte es Ihnen so sehr gern selbst abgeschrieben! Wenn es nun nur auf dem rechten Tage ankommt, das wäre doch noch ein Trost; aber ich fürchte es kommt zu spät. Nun bitte ich Sie nochmal recht von Herzen, lieber Sprickmann, schreiben Sie mir doch recht deutlich und aufrichtig über das kleine Werk, nicht allein über offenbare Fehler, sondern was Ihnen nur immer unbehaglich daran auffällt und noch verbesserenswerth scheint. Ich habe zwar schon soviel darüber reden hören, und Jeder klug sein wollende sitzt zu Gericht (denn meine Mutter, die das erste Exemplar bekommen hat, wie Sie aus der Zueignung sehen, liest es zuweilen zu meinem großen Leide ihren Bekannten vor und sehr oft Menschen, von denen ich voraus weiß, daß sie recht viel Ungeschicktes darüber sagen werden) und hat ein neues Lob und einen neuen Tadel, und ich weiß oft nicht, worüber ich mich am meisten ärgere. Was das Lob anbelangt, so habe ich schon recht an mich halten müssen, um manche unbedeutende und eben passable Stellen nicht auszustreichen, die mir durch unpassendes Lob ganz und gar zuwider geworden sind. So kam z. B. ein gewisser Herr, dem mein Gedicht auch nicht durch mich zur Beurtheilung vorgelegt worden war, immer darauf zurück: die schönste Stelle im ganzen Gedicht sei (2. Gesang 3. Strophe 3. Zeile): „Es rauscht der Speer, es stampfte wild das Roß", und erst durch sein vieles Reden wurde mir offenbar, wie dieser Ausdruck so gewöhnlich und oft gebraucht und beinah die schlechteste Stelle im ganzen Buche ist. Dieser Herr hörte auch gar nicht davon auf, sondern sagte während des Tages mehrmal, wie in Entzückung verloren: „Es rauscht der Speer, es etc. etc." wozu er auch wohl leise mit dem Fuße stampfte. Ich mußte endlich aus dem Zimmer gehen. Wie ich vor einer Woche in Münster bin, begegnet mir der Unglücksvogel auf der Straße, hält mich sogleich an und sagt sehr freudig freundlich „Nun Fräulein „Nettchen, wie gehts? was macht die Muse? Giebt sie Ihnen noch bisweilen so hübsche „Sächelchen in die Gedanken wie das Gedichtchen von neulich? Ja das muß ich „Ihnen sagen, das ist 'n niedlich Ding; was für 'ne Kraft bisweilen: „Es rauscht „der Speer, es stampfte wild das Roß". — Ich machte mich sobald wie möglich los und lachte ganz unmäßig; Ich hätte aber eben so gut weinen können. Sehen Sie, mein Freund, und so geht's mir oft. Von der andern Seite würde ich mir wenig daraus machen, mein Gedicht oft auf die albernste und verkehrteste Weise tadeln zu hören, wenn ich nicht dabei gezwungen wäre, zu thun, als ob ich ihre Bemerkungen ganz richtig fände, ein freundliches Gesicht zu machen und ihnen vielleicht noch für ihre Aufrichtigkeit zu danken. Aber wenn ich oft Stellen, von denen ich überzeugt bin, daß sie zu den bessern gehören, als dunkel unverständlich etc. etc. schelten höre und dagegen die schlechtesten seichtesten, eben weil nur jeder gut und

klug genug ist, um sie ganz zu verstehen und [zu] empfinden, loben höre, und soll alsdann noch die oben benannten freundlichen Grimassen dazu schneiden — das ist zu arg! und mit Stillschweigen oder einer Verbeugung kann ich es nicht abmachen; dann bin ich hochmüthig. :: Daß die ungeschickten Lober und Tadler die nämlichen Personen sind, versteht sich von selbst; nur einige wenige genügsame Seelen halten sich ausschließlich zu den Erstern |:. Nur zwei oder dreimal bin ich zu meiner Freude mit einem bloßen „recht schön!" abgefertigt worden, sonst ist [es] jedesmal, wenn ich das Gedicht in die Stube schickte (denn ich hebe es selbst auf, obschon es meiner Mutter gehört, und bin also gezwungen, mein liebes Kind jedesmal selbst in die Hände seiner Feinde zu liefern) so gut, als ob ich auf ein Dutzend Kritiken pränumerirte, denn fast Niemand kann der Versuchung widerstehen, sich durch irgend eine Verbesserung als einen denkenden, feinen Kopf zu charakterisiren.

Mein lieber geliebter Freund! ich weiß, daß ich Ihnen dies Alles schreiben kann, ohne daß Sie deshalb auf den Argwohn gerathen, als könne ich keinen Tadel vertragen. Sie wissen, wie sehr nachsichtig ich sonst hierin war, fast zu nachsichtig, denn aller und jeder Tadel war mir lieb, wenn auch von den albernsten Menschen; ich hatte den Grundsatz, daß ein fremdes Auge immer und jedesmal schärfer sehe, wie Eins, was durch Eigenliebe bestochen und durch das öftere Ueberdenken und Ueberlesen des Geschriebenen gegen die Härten und Unrichtigkeiten darin gleichsam abgestumpft worden wäre, und nicht selten opferte ich meine bessere Ueberzeugung. Noch jetzt ist mir ein vernünftiger, wohlmeinender Tadel sehr werth, aber auch nur der; von meinem Sprickmann z. B. würde es mich sehr, sehr kränken, wenn er mir einen seiner Gedanken über meine Arbeit verschwieg oder bemäntelte. Ach! Sie wissen nicht mein Freund, wie süß und lieb mir jedes Ihrer Worte ist, ich könnte und möchte mich Ihrem Urtheil blindlings unterwerfen, und würde es für die größte Grausamkeit halten, wenn Sie mich aus übergroßer Güte verleiteten, etwas stehn zu lassen, was Ihnen mißfiel und mich nachher gereute. Sonderbar ist es, daß selbst von denen, deren Urtheil ich selber wünschte und mir ausbath, keiner dem andern gleich geurtheilt hat; ich will Ihnen einige Proben davon hinsetzen, damit Sie mich darüber berichtigen können, wenn Sie so gut seyn wollen. Einer sagte z. B. „der erste Gesang sei zu gedehnt". Ein Anderer, „der erste Gesang habe viel Aehnlichkeit mit den Templern von [Zacharias] Werner" .|: das kann seyn, aber ich bin unschuldig daran, ich kenne die Templer nicht, |: wieder ein Anderer, „der zweyte Gesang sei zu dürftig und zauberisch und habe durchaus das Gediegene der Uebrigen nicht". :| Ich muß Ihnen auch sagen, daß Anfangs im zweyten Gesange der alte Ritter sich selber vergiftet, nachdem er seinen Pflichten durch Versorgung seiner Tochter glaubt genug gethan zu haben; meine Mutter fand das anstößig, ich mußte also zwey Strophen herausnehmen und zwey andere dafür einflicken; ich will Ihnen jedoch die Beyden ausgesetzten Kinder copiren und über die eingeflickten Strophen stecken, dann schreiben Sie mir wohl, ob Ihnen das Alte oder das Neue besser gefällt. :|: Ein Anderer sagte, „wenn der Alte sich vergifte, so könne er nicht feyerlich begraben werden, wenigstens in damaligen Zeiten nicht", wieder ein Anderer, „der dritte Gesang treibe sich zu viel in den Jagdgeschichten herum", wieder, „der Alte im dritten Gesang :| Vater der Alba |: sei zu phantastisch gerathen". Ueber die drey letzten Gesänge ist mir weniger gesagt worden, diese trifft gewöhnlich nur ein Tadel mit, der das Ganze trifft, z. B. „die Uebergänge seyen zu grell, es scheine, als habe ich mich zu sehr in ein Bild vertieft, nicht davon loskommen können und deshalb oft plötzlich abgebrochen" etc. Dies sind ungefähr die Urtheile, die ich von vernünftigen Leuten habe zu hören bekommen; ist es aber nicht sonderbar, daß ein Jeder nur Eins von allen diesen gesagt hat, und wenn [ich] Ihm die übrigen Urtheile vorlegte, keins davon begreyfen konnte und wollte? Und es waren doch alle fünf denkende geschmackvolle Leute. Daß ich von diesen Urtheilen das Eine mehr als das andere richtig finde, versteht sich von selbst; aber ich möchte Ihnen nicht gern vorgreifen und verlasse mich auf Ihr Gefühl weit mehr wie auf das Meinige, da ich doch noch immer der Meinung bin, daß man sich an seinen eigenen

Werken endlich dumm liest und corrigirt, so daß man nicht mehr schwarz und weiß unter einander kennt. Was mein damals angefangenes Trauerspiel anbelangt, so habe ich es noch fortgesetzt bis zum dritten Akt, dann blieb es liegen, und jetzt wird es wohl auch ferner liegen bleiben. Es enthält zwar mitunter ganz gute Stellen, aber der Stoff ist übel gewählt. Hätte ich es in damaliger Zeit fertig gemacht, wo ich dieses noch nicht einsah, sondern mir im Gegentheil diese Idee sehr lieb und begeisternd war, so wäre es wohl so übel nicht geworden; aber es ist ein entsetzlicher Gedanke, einen Stoff zu bearbeiten, für den ich nicht die mindeste Liebe mehr habe. Es ist mir leid; ich wollte daß ich es damahls fertig gemacht hätte. Außerdem habe ich in dieser Zeit Nichts Bedeutendes aufzuweisen außer einer Anzahl Gedichte, wovon verschiedene geistliche Lieder, die ich für meine Großmutter geschrieben habe, vielleicht die besten sind. Ein Gedicht, was ich als Zueignung in ein Exemplar des Walthers schrieb, welches meine Mutter an ihre vier unverheyratheten Schwestern nach Bockendorf schickte, lege ich bey, damit Sie alles haben, was auf dieses Werkchen Bezug hat. Ich möchte mich jetzt auch wohl einmahl in Prosa versuchen und zwar, da ich mich nicht gleich anfangs übernehmen mag, in einer Novelle oder kleinen Geschichte vorerst;- aber du lieber Gott, wo soll ich einen Stoff finden, der nicht schon hundertfach bearbeitet und zerarbeitet wäre? „denn ihr Name ist Legion". Ich hatte seit $1^1/_2$ bis 2 Jahren nicht viel von diesen Dingern gelesen, wußte also nicht recht, wie die commercien standen, und hatte mir also schon einen recht hübschen Stoff fast ganz durchgearbeitet, so daß außer dem Niederschreiben nicht viel mehr fehlte. Da der ganze Gedanke der Geschichte sich zum Traurigen neigte, und ich doch keine große Freundinn von plötzlichen Todesfällen bin, so trat meine Heldinn gleich anfangs mit einer innerlich schon ganz zerstörten und auch äußerlich sehr zarten und schwächlichen Constitution auf; ich hatte die Idee mit Liebe und Wärme überdacht und ich glaube und hoffe, daß es nicht mißlungen seyn würde. Da lassen wir uns in die Lesebibliothek einschreiben und fordern, weil wir sie in vielen Jahren schon ganz durchgelesen haben, bloß die neuesten Sachen. Gleich zu Anfang „3 Novellen", wo in zweyen die Heldinn auf denselben Füßen stand, wie die Meinige, das frappirte mich; in den folgenden Wochen ebenso. Kurz ich merke bald, daß ich, anstatt etwas Neues zu erfinden, an den Lieblingsstoff unserer Zeiten gerathen bin, nur mit dem Unterschiede, daß meine Heldinn weder magnetisirte noch magnetisirt wurde, weil ich zu wenig vom Magnetismus kenne, um darüber zu schreiben, da hingegen den Heldinnen der Lesebibliothek ebendazu oder deswegen ihre Zartheit oder Schwächlichkeit ertheilt war. Denn diesem großen unbegreiflichen, wenigstens mir unbegreiflichen Gegenstande geht es wie dem Löwen in der Fabel, den sogar der Esel schlug; jedes junge Kind muß seine ersten Hörner daran ablaufen. Es ist mir aber nun unmöglich, meine Novelle fertig zu machen, da sie schon so viele Schwestern hat, die ihr zwar in der Haupttendenz gänzlich unähnlich, in der Form aber desto ähnlicher sind. Schelten Sie nicht, mein geliebter Freund; wenn ich wüßte, daß meine Unbeständigkeit Sie verdröße, so wollte ich viel lieber meine Novelle niederschreiben. Ich würde sie überhaupt nicht liegen lassen, wenn ich schon angefangen hätte zu schreiben, aber da das ganze Ding nur noch eine Idee ist, so dünkt mich, es ist besser, ich gehe weiter und suche mir einen andern Stoff, wenn ich nur einen finden kann, der nicht so ganz und gar ausgedroschen ist. Aber genug und zuviel hiervon, mein verehrter Freund, ich unterhalte Sie beständig mit dem Verstand, und doch liegt so manches auf meinem Herzen, was sich hinaus und an das Ihrige sehnt. O mein Sprickmann, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Ihnen nicht lächerlich zu erscheinen, denn lächerlich ist das, was ich Ihnen sagen will, wirklich. Darüber kann ich mich selber nicht täuschen, ich muß mich einer dummen und seltsamen Schwäche vor Ihnen anklagen, die mir wirklich manche Stunde verbittert; aber lachen Sie nicht, ich bitte Sie; nein nein, Sprickmann, es ist wahrhaftig kein Spas. Sie wissen, daß ich eigentlich keine Thörin bin; ich habe mein wunderliches, verrücktes Unglück nicht aus Büchern und Romanen geholt, wie ein Jeder glauben würde. Aber niemand weiß es, Sie wissen es ganz

allein, und es ist durch keine äußern Umstände in mich hineingebracht, es hat immer in mir gelegen. Wie ich noch ganz klein war (ich war gewiß erst 4 oder 5 Jahr, denn ich hatte einen Traum, worin ich 7 Jahr zu seyn meinte und mir wie eine große Person vorkam), da kam es mir vor, als ging ich mit meinen Eltern, Geschwistern und zwey Bekannten spazieren, in einem Garten, der gar nicht schön war, sondern nur ein Gemüsgarten mit einer graden Allee mitten durch, in der wir immer hinauf gingen. Nachher wurde es wie ein Wald, aber die Allee mitten durch blieb, und wir gingen immer voran. Das war der ganze Traum, und doch war ich den ganzen folgenden Tag hindurch traurig und weinte, daß ich nicht in der Allee war und auch nie hinein kommen konnte. Ebenso erinnere ich mich, daß wie meine Mutter uns eines Tages viel von ihrem Geburtsorte und den Bergen und den uns damals noch unbekannten Groseltern erzählte, ich eine solche Sehnsucht darnach fühlte, daß wie sie einige Tage nachher zufällig bei Tische ihre Eltern nannte, ich in ein heftiges Schluchzen ausbrach, so daß ich mußte fortgebracht werden; dies war auch vor meinem siebenten Jahre, denn als ich sieben Jahre alt war, lernte ich meine Groseltern kennen. Ich schreibe Ihnen diese unbedeutenden Dinge nur, um Sie zu überzeugen, daß dieser unglückselige Hang zu allen Orten, wo ich nicht bin, und allen Dingen, die ich nicht habe, durchaus in mir selbst liegt und durch keine äußern Dinge herein gebracht ist; auf die Weise werde ich Ihnen nicht ganz so lächerlich scheinen, mein lieber nachsichtsvoller Freund. Ich denke, eine Narrheit, die uns der liebe Gott aufgelegt hat, ist doch immer nicht so schlimm, wie Eine, die wir uns selbst zugezogen haben. Seit einigen Jahren hat dieser Zustand aber zugenommen, daß ich es wirklich für eine große Plage rechnen kann. Ein einziges Wort ist hinreichend, mich den ganzen Tag zu verstimmen, und leider hat meine Phantasie so viel Steckenpferde, daß eigentlich kein Tag hingeht, ohne daß Eins von ihnen auf eine schmerzlich süße Weise aufgeregt würde. Ach mein lieber lieber Vater, das Herz wird mir so leicht, wie ich an Sie schreibe und denke, haben Sie Geduld und lassen Sie mich mein thörichtes Herz ganz vor Ihnen aufdecken, eher wird mir nicht wohl. Entfernte Länder, große interessante Menschen, von denen ich habe reden hören, entfernte Kunstwerke und dergleichen mehr, haben alle diese traurige Gewalt über mich. Ich bin keinen Augenblick mit meinen Gedanken zu Hause, wo es mir doch so wohl geht; und selbst, wenn Tage lang das Gespräch auf keinen von diesen Gegenständen fällt, seh ich sie in jedem Augenblick, wo ich nicht gezwungen bin, meine Aufmerksamkeit angestrengt auf etwas anderes zu richten, vor mir vorüberziehn und oft mit so lebhaften an Wirklichkeit grenzenden Farben und Gestalten, daß mir für meinen armen Verstand bange wird. Ein Zeitungsartikel, ein noch so schlecht geschriebenes Buch, was von diesen Dingen handelt, ist im Stande mir die Thränen in die Augen zu treiben; und weiß gar Jemand etwas aus der Erfahrung zu erzählen, hat er diese Länder bereißt, diese Kunstwerke gesehen, diese Menschen gekannt, an denen mein Verlangen hängt, und weiß er gar auf eine angenehme und begeisterte Art davon zu reden, O mein Freund, dann ist meine Ruhe und mein Gleichgewicht immer auf längere Zeit zerstört, ich kann dann mehrere Wochen an gar nichts andres denken, und wenn ich allein bin, besonders des Nachts, wo ich immer einige Stunden wach bin, so kann ich weinen wie ein Kind, und dabei glühen und rasen, wie es kaum für einen unglücklich Liebenden passen würde. Meine Lieblingsgegenden sind Spanien, Italien, China, Amerika, Afrika, dahingegen die Schweiz und Otaheite, diese Paradiese, auf mich wenig Eindruck machen. Warum? das weiß ich nicht; ich habe doch davon viel gelesen und viel erzählen hören, aber sie wohnen nun mahl nicht so lebendig in mir. Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich mich oft sogar nach Schauspielen sehne, die ich habe aufführen sehn, und oft nach eben denjenigen, wobei ich mich am meisten gelangweilt habe, nach Büchern, die ich früherhin gelesen und die mir oft gar nicht gefallen haben ... habe ich z. B. in meinem ongefähr 14t. Jahre einen schlechten Roman gelesen, den Titel weiß ich nicht mehr, aber es kam von einem Thurme darin vor, worüber ein Strom stürzt, und vorn am Titelblatt war besagter, abentheuerlicher Thurm in Kupfer

gestochen; das Buch hatte ich längst vergessen, aber seit längerer Zeit arbeitet es sich aus meinem Gedächtnisse hervor, und nicht die Geschichte, noch etwa die Zeit, in der ich es las, sondern wirklich und ernsthaft das schäbigte, verzeichnete Kupfer, worauf nichts zu sehn ist, wie der Thurm, wird mir zu einem wunderlichen Zauberbilde, und ich sehne mich oft recht lebhaft darnach, es einmahl wieder zu sehn: wenn das nicht Tollheit ist, so giebts doch keine, da ich zudem das Reisen gar nicht vertragen kann, da ich mich, wenn ich einmahl eine Woche von Hause bin, ebenso ungestüm dahin zurück sehne, und da auch wirklich dort alles meinen Wünschen zuvorkömmt. Sagen Sie! was soll ich von mir selbst denken? und was soll ich anfangen, um meinen Unsinn los zu werden? Mein Sprickmann, ich fürchtete meine eigene Weichheit, wie ich anfing, Ihnen meine Schwäche zu zeigen, und statt dessen bin ich über dem Schreiben ganz muthig geworden; mich dünkt, heute wollte ich meinen Feind wohl bestehn, wenn er auch einen Anfall wagen sollte. Sie können auch nicht denken, wie glücklich übrigens meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Aeltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde besonders seit ich vor $3^1/_2$ Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Dabey ist mir die Achtung vieler schätzbaren Menschen zu Theil geworden, und die Freundschaft einiger lieben lieben harmoniereichen Seelen, worunter freylich mein Sprickmann in meinem Herzen steht, wie der Mond unter den Sternen; unter den Uebrigen möchte ich Ihnen vorzüglich die Generalinn Thielemann nennen, die Frau unsers Gouverneurs. Ihr Rang, und der Unterschied unserer Jahre :| sie könnte reichlich meine Mutter seyn |: hielt uns lange entfernt von einander, vorzüglich da meine Mutter allen Umgang vermeidet, der sie in weitläufige Bekanntschaften und Connexionen führen könnte; wir haben wirklich beyde mit schweren Hindernissen zu kämpfen gehabt, um zu einander zu kommen. Ich möchte und könnte Ihnen sehr vieles Anziehende und Merkwürdige von dieser seltsamen und lieben Frau erzählen, aber das Blatt geht zu Ende, und so will ich lieber gar nichts sagen, bis zum nächsten Briefe. Den Consistorialrath Möller habe ich noch nicht wieder gesehen, wünsche es aber sehr und, so Gott mich leben läßt, werde ich auch noch wohl dazu kommen. Wir haben jetzt eine Schwester meiner Mutter, Ludovine, bey uns, ein gutes, stilles, verständiges Mädchen, deren Umgang mir sehr werth ist, besonders wegen ihrer klaren und richtigen Ansicht der Dinge, womit sie oft, ohne es zu ahnden, meinen armen verwirrten Kopf wieder zu Verstande bringt. Werner Haxthausen lebt in Coeln, und mein ältester Bruder Werner kömmt in einigen Wochen zu ihm. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, wie begierig ich auf Antwort warte. Ihre Nette.

Zur Erklärung habe ich nur Weniges beizufügen. Werner von Haxthausen war, wie früher erwähnt, 1815 in Wien. Ueber seinen Aufenthalt in Berlin redet Arnim in einem Briefe an Görres vom 23. Januar 1816 (Görres' Briefe, II, 481). Von der Dichterin Catharina Schücking wird später die Rede sein. Anton Möller ist am 10. Mai 1846, einundachtzigjährig, als Oberconsistorialrath in Münster gestorben. Man findet Nachrichten über ihn in einer Schrift von Ludmilla Assing: Gräfin Elisa von Ahlefeld. Nebst Briefen von Immermann, Möller und Henriette Paalzow, Berlin, 1857, S. 60. In diesen Briefen wird auch nicht selten die Freifrau von Aachen erwähnt, eine bejahrte Dame, die sich in Malerei, Poesie und Musik versuchte und mit dem Kronprinzen Ludwig von Bayern, den sie in Italien kennen gelernt hatte, im Briefwechsel stand. Gneisenau war mit dem Kreise, in welchem Haxthausen sich bewegte, insbesondere mit Steffens und Görres wol bekannt, ebenso der Graf Solms-Laubach, der zuerst auf dem rastatter Congreß 1798 eine nicht gerade erfreuliche

Thätigkeit entwickelte, später als Ober-Präsident der Rheinprovinz einen ehrenvollen Namen hinterlassen hat. — Von allen in den Briefen erwähnten Freunden stand der Dichterin aber keiner so nah als die Generalin Wilhelmine von Thielmann. Sie war die Schwester jener Julie von Charpentier, welche als Novalis' zweite Braut bekannt geworden, später dem ungarischen Magnaten Potmanitzki Assot vermählt wurde. Wilhelmine war am 16. Februar 1772 zu Freiberg in Sachsen geboren, wo ihr Vater Professor an der Bergakademie und Berghauptmann war. Mit ihrem Gatten, dem commandirenden General des siebenten Armeecorps, bewohnte sie von 1815 bis 1820 den linken Flügel des Schlosses zu Münster. Im April 1820 übernahm der General das Commando des achten Armeecorps in Coblenz bis zu seinem Tode am 10. October 1824. Die Wittwe blieb in der Stadt, verweilte aber häufig in Bonn, wo sie auch, nach einer gütigen Mittheilung ihres Sohnes, des Freiherrn Karl von Thielmann, mit dem Ende der dreißiger Jahre ihren bleibenden Aufenthalt nahm und am 9. Mai 1842 gestorben ist. Die zweite Ausgabe der Briefe Annetten's von Droste enthält im Anhange einen Brief des Freiherrn Friedrich von Thielmann an den Herausgeber, voll jugendlicher Erinnerungen an seinen Umgang mit der Droste'schen Familie, daneben ein interessantes, vielleicht das einzige noch erhaltene Schreiben der Dichterin an ihre Freundin. Davon wird aber erst in der Folge zu reden sein, denn es liegt wenigstens zehn Jahre später als die Briefe, welche man hier gelesen hat.

Alle Briefsammlungen, so viele ihrer veröffentlicht wurden, geben vielleicht kein zweites Beispiel, daß ein noch nicht zwanzigjähriges Mädchen in solchem Tone einem bedeutenden, dem Greisenalter nahestehenden Manne geschrieben hätte. Andererseits begegnen wir auch einer Reife der dichterischen Begabung, einer Lust und Leichtigkeit zu schaffen, wie sie — wenn man etwa Elisabeth Kulmann ausnimmt — bei einem weiblichen Wesen so früh nicht wieder vorkommen. Unter ihren Arbeiten erwähnt Annette eine Sammlung geistlicher Lieder, ein Trauerspiel und ein episches Gedicht. Ueber das Trauerspiel läßt sich nicht urtheilen, weil es niemals veröffentlicht, wahrscheinlich niemals beendigt wurde. Die geistlichen Lieder zeigen schon eine sichere Hand, und das epische Gedicht, so sehr es in der Erfindung den Neuling verräth, könnte durch den Wohllaut der Sprache, die Leichtigkeit des Verses, so wie durch einzelne Züge und Schilderungen auch einem gereiften Dichter zur Ehre gereichen. Nach einer Einleitung, die sich viel zu lang, durch zwei Gesänge hinzieht, tritt erst im dritten der Held des Gedichtes auf, Walther, der Sohn eines bösen, grausamen Vaters; die Mutter ist vor Gram in ein frühes Grab gesunken. Eine große, lebendig beschriebene Jagd bietet dem jungen Ritter Gelegenheit, seine Stärke und Kühnheit zu beweisen; dabei verliert er aber sein Herz an ein fremdes Mädchen, das er schlafend im Walde findet und gegen die Rohheit seiner Genossen schützt. Zum Unglück will der Vater ihn zur selbigen Zeit mit einer stolzen, reichen Erbin verbinden. Ein Kreuzzug gewährt erwünschte Frist, aber kaum sind die rückkehrenden Sieger in der rheinischen Burg festlich bewillkommnet, so tritt auch der alte Zwiespalt wieder hervor. Eine Zusammenkunft der Liebenden wird der boshaften Nebenbuhlerin verrathen. Walther sieht die Ge-

liebte vor seinen Augen durchbohrt, er wird selbst in den Kerker geworfen, und wenn auch der Tod des Vaters ihm die Freiheit wiedergibt, so ist doch seine Lebensfreude für immer dahin. Alles, was er besitzt, vertheilt er zur Sühne für die Uebelthaten des Vaters und begräbt sich und seinen Schmerz im Walde in der Hütte eines Einsiedlers.

Man sieht, die Erzählung könnte nicht einfacher sein, auch die Personen zeigen meistens nur die verschwimmenden Umrisse der damaligen Romantik. Blos schematische Figuren darf man sie aber doch nicht nennen; in einzelnen Zügen tritt schon das später so entschiedene Talent der Dichterin für Charakteristik hervor. Auch darin zeigt sich ihre Selbständigkeit, daß am Schlusse die so nahe liegende moralische Nutzanwendung unterbleibt. Der Ritter findet als Einsiedler keine Ruhe; er kann die verlorne Liebe nicht vergessen, und die Schilderung seines Zustandes, mit welcher das Gedicht seinen Anfang nimmt, zeigt ein ganz individuelles Gepräge. Man begreift, daß Annette das Gedicht niemals veröffentlichen wollte, besonders in späterer Zeit, als sie ihren Stil, ihre Auffassungsweise völlig verändert hatte; aber der Gesammtausgabe ist durch den ersten vollständigen Abdruck eine wesentliche Bereicherung zu Theil geworden. Eine gewisse Vorliebe hat auch Annette für das Jugendwerk bewahrt. Noch fünfzehn Jahre später in den Briefen an ihren Freund Schlüter erwähnt sie es nicht selten und ertheilt ihm das strenge, aber nicht ungerechte Zeugniß: „es sei im Ganzen sehr mißglückt und matt, im Einzelnen aber nicht immer." Jedenfalls zeigt der Walther ein entschiedenes Talent, und in Verbindung mit den gleichzeitig erwähnten Arbeiten scheint er den Blick in eine reiche, fruchtbare Zukunft zu eröffnen. Wer wollte sagen, die Hoffnungen seien unerfüllt geblieben? nur tritt die Erfüllung weit später ein, als ein so früher Anfang erwarten läßt, denn es folgen mehr als zehn Jahre, aus welchen mit Bestimmtheit kein Werk von Bedeutung sich nachweisen läßt. Die Hauptursache haben wir ohne Zweifel in dem schon in den Briefen so oft hervortretenden Unwohlsein der Dichterin zu suchen. Einen großen Theil ihrer Zeit mag sie dann auf Musik verwendet haben, für welche sie das entschiedene Talent ihrer Großeltern geerbt hatte. Auch in ihren äußeren Verhältnissen traten während dieses Zeitraums Veränderungen ein, die nicht vortheilhaft wirkten. Im Jahre 1826 verlor sie den Vater, wenig später den besonders geliebten zweiten Bruder Ferdinand. Die Mutter bezog altem Herkommen gemäß als Wittwensitz eine kleine ländliche Besitzung Namens Rüschhaus, ohne daß es ihr oder den beiden Töchtern in den Sinn gekommen wäre, das rechtlich ihnen zustehende Erbtheil in Anspruch zu nehmen. Annette war durch die beiden schmerzlichen Verluste so tief erschüttert, daß sie in eine lange, schwere Krankheit verfiel. Zur Erholung begab sie sich mehrmals an den Rhein, verweilte in Köln bei dem Onkel Werner, in Bonn bei ihrem Vetter, dem Professor Clemens von Droste, in Coblenz bei der Freundin Frau von Thielmann. Auch manchen Mitgliedern der Universität trat sie näher: den Professoren Braun und Nicolowius, dem Dichter Karl Simrock, vor allen einer geist- und kenntnißreichen Frau, Sybille Mertens-Schaaffhausen, welche dann wieder die Bekanntschaft mit der in Bonn verweilenden Schriftstellerin, Johanna Schopenhauer und deren Tochter Adele vermittelte.

Die neue Freundin war nur wenige Wochen später als Annette am 3. Februar 1797 geboren. Ohne eigentlich schöpferische Kraft besaß sie in hohem Maße das Talent anzuregen, mitzutheilen und zu unterstützen, und sie lebt noch in der Erinnerung von Vielen, welche sie in ihrer rheinischen Heimath, oder in Italien, ihrer zweiten Heimath, kennen lernten. Ihr Haus in Bonn glich einem Museum, und von den Meisterwerken alter und neuer Poesie blieb wenig ihr unbekannt. Annettens angeborner Sammlertrieb, ihre Neigung zu Autographen, Münzen, Uhren und anderen Raritäten wurde durch ein solches Beispiel mächtig gefördert; auch an geistiger und poetischer Anregung hat es in einem solchen Kreise und im Hause des Professors sicher nicht gefehlt. Um so merkwürdiger, daß gerade die Lebenszeit, welche für den Dichter die fruchtbarste zu sein pflegt, für Annette verhältnißmäßig unfruchtbar dahin ging. Mit dem Vetter wurden häufig scherzhafte Verse gewechselt; wenn sie, wie es nicht selten geschah, die gewöhnliche Mittagszeit nicht einhielt, mußte sie sich durch ein Gedicht loskaufen. Ueber das, was ein geistreicher Kreis an dergleichen Scherzen zu leisten pflegt, scheint aber wenig hinausgegangen zu sein. Freunde, die Annette in jener Zeit häufiger sehen konnten, versichern übereinstimmend, daß man von der Bedeutung ihres Talentes in ihrer Umgebung keine Ahnung hatte. Sie war damals nicht gerade schön, aber eine anziehende, interessante Erscheinung; im Gesicht ein Ausdruck von Ernst und gewinnender Güte, die blauen Augen, wie es bei sehr Kurzsichtigen der Fall ist, stark gewölbt, so daß sie aus den Lidern hervorzutreten schienen, alle Reden und Bewegungen voll Feuer und Lebhaftigkeit. Als sie einmal in den Laden eines Haarkünstlers getreten war, äußerte der Inhaber einen Zweifel, ob die Fülle blonden Haares, welche in starken Flechten ihren Kopf umgab, wohl ganz auf eigenem Boden gewachsen sei. Mit raschem Griff löste sie das zusammenhaltende Band und ließ den erstaunten Mann einen Reichthum gewahren, der für den Mantel einer Genoveva hätte ausreichen können.

Leider fand Clemens von Droste schon am 13. August 1832 ein frühes Grab. Das schöne Gedicht zu seinem Andenken beweist, wie schmerzlich Annette den Verlust empfand. Nur fünfzehn Monate später starb ihr Freund Sprickmann, und eine noch größere Lücke unmittelbar in der nächsten Umgebung schien das folgende Jahr herbeizuführen.

Es ist früher erwähnt, daß Werner von Haxthausen 1815 zur Zeit des Congresses in Wien verweilte. Er machte dort die Bekanntschaft des Freiherrn Joseph von Laßberg, welcher damals als fürstenbergischer Regierungs-Director die Interessen eines minderjährigen Prinzen zu vertreten hatte, später auf seine Besitzung Eppishausen im Thurgau sich zurückzog und durch seine Studien mit allen Freunden germanistischer Wissenschaft, insbesondere mit dem Kreise, in welchem wir die Familie Haxthausen gefunden haben, in Verbindung blieb. Im Jahre 1832 nahm Werner mit Frau und Tochter in der Schweiz einen Aufenthalt, der auch seine Nichte Jenny dorthin zog. Ein Besuch in Eppishausen, eine gemeinschaftliche Reise auf den Rigi knüpften zwischen dem Freiherrn und der um viele Jahre jüngeren Stiftsdame ein Band, welches bald zur Verlobung und zwei Jahre später zur Heirath führte. Auch Annette hat durch diese Verbindung eine zweite Heimath gewonnen; aber zunächst bedrohte die Entfer-

nung der Schwester die im Rüschhaus Zurückbleibenden mit immer größerer Vereinsamung. Ein Glück, daß Annette um diese Zeit auf Anregung der Mutter eine Bekanntschaft anknüpfte, welche bald zu herzlicher Freundschaft gesteigert und bis zum Tode der Dichterin niemals getrübt, für die Entwickelung ihres Geistes, wie für die Bedürfnisse ihres Herzens die schönsten Früchte getragen hat. Es war die Verbindung mit der Familie Schlüter, insbesondere mit dem Professor Christoph Bernard Schlüter, der, obgleich vor dem dreißigsten Jahre erblindet, über einen reichen Schatz philosophischer und literarischer Kenntnisse verfügte. Alle, die diesem trefflichen Manne näher getreten sind — und man dürfte hier viele und bekannte Namen nennen — waren auch Zeugen der Anregung, die seine nicht zu trübende Geistesfrische, die Milde und Wärme seines Wesens in seiner Umgebung verbreiten. Ein jüngerer Freund, Wilhelm Junkmann, jetzt Professor der Geschichte in Breslau, ließ diesem Kreise eine seltene poetische Begabung zu Gute kommen. Annette fand hier, was sie zumeist bedurfte: Theilnahme, Verständniß, die gleichen christlich-religiösen Gesinnungen, die gleiche Liebe zur Heimath. Da der Wohnort der Dichterin eine Stunde von Münster entfernt lag, so hat dieser Umgang auch in Briefen Ausdruck gefunden, die nicht allein das liebenswürdigste Bild von ihrem Charakter, sondern zugleich über ihre poetischen Arbeiten erwünschte Nachricht geben. Von jetzt an können wir alle wichtigen Punkte der Entwickelung deutlich verfolgen.

(Ein Schlußartikel im nächsten Heft.)

Die Entdeckung des Hypnotismus.

Eine Studie
von
Prof. **W. Preyer** in Jena.

Wenn eine in theoretischer oder praktischer Beziehung wichtige naturwissenschaftliche Thatsache Gegenstand allgemeinen Interesses auch außerhalb der Fachkreise geworden ist und dadurch angezweifelt, entstellt, unterschätzt und überschätzt wird, dann ist es nützlich, behufs Gewinnung eines richtigen Urtheils der Geschichte ihrer Entdeckung nachzugehen. Eine solche historische Untersuchung wird geradezu gefordert durch die Art, wie neuerdings das Problem des Hypnotismus wieder auftauchte. Nur der leider jetzt weit verbreiteten Abneigung gegen das Studium der Geschichte naturwissenschaftlicher, zumal physiologischer Erkenntnisse, ist es zuzuschreiben, daß man die Wiederholung öffentlicher Hypnotisirungen in genau eben der Weise wie vor dreißig Jahren, sogar Mißhandlungen Hypnotisirter duldete und ausgedehnte hypnotische Versuche im Laboratorium und Krankenhaus angestellt, sowie daraufhin Entdeckungen als neu veröffentlicht werden konnten, die längst bekannt, aber wieder vergessen waren.

Doch nicht um diese letztere Behauptung zu begründen, welche auf die Wahrung der Priorität für den ersten Entdecker hinausliefe, lohnt es sich, den richtigen Sachverhalt darzustellen, sondern darum, weil es lehrreich ist zu erfahren, wie in diesem Falle entdeckt und untersucht wurde. Man erkennt dann leicht, welch eine Fülle von neuen Aufgaben, auch für die praktische Heilkunde auf diesem Gebiete zu Tage tritt.

Der wahre Entdecker des Hypnotismus ist der oft genannte, wenig gelesene, viel gepriesene, arg verleumdete englische Arzt

James Braid.

Wer die großen Verdienste dieses Mannes kennt, dem erscheint es ungerecht, daß in keinem der biographischen Sammelwerke Nachrichten über sein Leben zu finden sind. Fest steht sein Todestag. Er starb nämlich am 25. März 1860 plötzlich in seinem Hause in Manchester und zwar — einer mündlichen Mittheilung seines Sohnes, des praktischen Arztes Dr. James Braid zufolge — im

Alter von ungefähr 65 Jahren. Er zeichnete sich schon früh als Chirurg aus und erwarb sich namentlich eine ungewöhnliche Geschicklichkeit im Operiren Schielender. Die Sicherheit und seltene Geschwindigkeit seiner Operationen, sowie seine Erfolge in der Behandlung Nervenkranker verschaffte ihm eine ausgedehnte Praxis in Manchester, wo er bis an das Ende seines thätigen Lebens in allen Kreisen zahlreiche Verehrer, aber auch viele Gegner und, wie es scheint, nicht die geringste äußere Anerkennung fand.

Seine ersten Schriften behandeln chirurgische Gegenstände, vom Jahre 1841 an aber ausschließlich den Hypnotismus und damit Zusammenhängendes. Auch hielt er von dieser Zeit an darüber öffentliche Vorträge in Manchester, Rochdale und Liverpool und versetzte viele von seinen Zuhörern auf deren Wunsch in den hypnotischen Zustand. Er zog sich hierdurch heftige Angriffe zu und schrieb, um sie abzuwehren, 1842 ein fulminantes Pamphlet [1]) gegen einen Geistlichen, der behauptet hatte, er beschränke sich bei der neuen Art zu „magnetisiren" auf seine Dienstboten oder eigens gemiethete Patientinnen. Die Widerlegung solcher Insinuationen war vollkommen. Er fand jedoch in den vierziger Jahren nur wenige Anhänger unter den Aerzten, obwol man viel von ihm sprach. Erst als der angesehene Physiolog Carpenter im Jahre 1853 in der Royal Institution in Manchester sechs Vorlesungen über die Physiologie des Nervensystems mit besonderer Rücksicht auf den Somnambulismus gehalten hatte [2]), in denen er die Richtigkeit der von Braid gefundenen neuen Thatsachen anerkannte, nahmen sich mehrere Aerzte der Sache an. In theoretischer Beziehung hatte die schon 1846 erschienene, noch heute ungemein interessante Schrift „Die Macht des Geistes über den Körper" Aufsehen erregt. Es wird [3]) darin auf Grund schlagender Experimente der große Einfluß der Phantasie auf die Wahrnehmung und die Unhaltbarkeit der Reichenbach'schen Od-Lehre dargethan, sofern sie als Stütze eines thierischen Magnetismus dienen sollte. Braid's Hauptwerk ist aber seine Neurypnologie [4]), welche 1843 erschien und durch die Mehrzahl der spä-

---

[1]) Satanic agency and Mesmerism reviewed, in a letter to the Rev. H. MC. Neile, A. M. of Liverpool by James Braid, Surgeon. Manchester, 1842. 11 Stn. Eine sehr lesenswerthe kleine Schrift, ein mächtiges Quos ego!

[2]) Abstract report of a course of six lectures on the physiology of the nervous system with particular reference to the states of sleep, somnambulism (natural and induced) and other conditions allied to these. Delivered at the Royal Manchester Institution, in March and April 1853, by William B. Carpenter. Manchester, 1853. 18 Stn. Aus den „Manchester Examiner and Times" abgedruckt. Hier bestätigt ein Physiologe öffentlich Braid's Entdeckungen; auch werden zum ersten Male die unmittelbar durch psychische Zustände ohne Betheiligung des Willens verursachten Bewegungen als ideo-motorisch, den excito-motorischen und sensori-motorischen Bewegungen u. a. gegenübergestellt.

[3]) The power of the mind over the body, an experimental inquiry into the nature and canse of the phenomena attributed by Baron Reichenbach and others to a new imponderable by James Braid in The Edinburgh medical and surgical Journal. 66. Band. S. 286—312. Edinburgh, 1846. Auch für sich im Buchhandel erschienen. Eine so gründliche Widerlegung hat die Od-Lehre von keiner Seite erfahren, wie hier.

[4]) Neurypnology; or the rationale of nervous sleep, considered in relation with anima magnetism. Illustrated by numerous cases of its successful application in the relief and

teren Arbeiten nur ergänzt, wenig erweitert und nicht wesentlich modificirt wird. Denn auch sein 1852 in dritter Auflage erschienenes Buch über „Magie, Hexerei, animalen Magnetismus, Hypnotismus [5]) und Electro-Biologie" bringt sachlich wenig Neues. Dasselbe gilt von der trefflichen Abhandlung über „Electro-Biologie" [6]) (1855). Die 1853 erschienenen Aufsätze über „Hypnotische Therapie" und die wahre Ursache des Tischrückens und Geisterklopfens [7]), die 1855 publicirten Broschüren über „Die Physiologie der Fascination" [8]), sowie über die „Behandlung gewisser Lähmungen" [9]) enthalten viele wichtige Thatsachen über hypnotische Heilerfolge und gute natürliche Erklärungen einiger jetzt als spiritistisch bezeichneten Erscheinungen. Endlich schrieb Braid — außer mehreren kleineren Mittheilungen in medicinischen Zeitschriften [10]) — noch über den Scheintod und den Zustand [11]) der Verzückung und Katalepsie indischer Fanatiker (Yogins), die er zum Theil für Hypnosen mit Recht ansieht.

Die genannten Werke bilden die Grundlage der folgenden Mittheilungen, welche mit der größten Sorgfalt so abgefaßt sind, daß nicht das Geringste aus späterer Zeit aus den Originalarbeiten Braid's herausgelesen wurde, nichts

---

cure of disease by J. Braid. London und Edinburgh, 1843 (287 Stn.). In der Form etwas nachlässig, nicht frei von unnöthigen Wiederholungen, sogar Widersprüchen in Nebensachen bildet dieses Buch sachlich die Grundlage der ganzen Lehre vom Braidismus. Eine zweite Auflage ist nicht erschienen.

[5]) Magic, Witchcraft, Animal magnetism, Hypnotism and Electro-Biology, by J. Braid. 3. Auflage. London, 1852. Braid's umfangreichste Vertheidigungsschrift (122 Stn.), welche er selbst a digest of the latest views of the author nennt.

[6]) Electro-Biological Phenomena physiologically and psychologically considered by James Braid. In dem Monthly Journal of Medical science. Edinburgh und London, 1851, im 12. Bande (S. 511—532). Ein in der Royal Institution zu Manchester gehaltener Vortrag, welcher namentlich die subjective Natur des Hypnotismus nachweist.

[7]) Hypnotic Therapeutics, illustrated by cases. With an Appendix on Table-moving and Spirit-rapping by James Braid, M. R. C. S. Ed. Im Monthly Journal of med. science. Juli 1853. 42 Stn. Zusammenfassend und casuistisch, hauptsächlich die Heilwirkungen des Hypnotismus betreffend.

[8]) The physiology of fascination (14 Stn.) and the critics criticised (18 Stn.) by J. Braid. Manchester, 1855. Die erstere Abhandlung wurde für die British Association geschrieben, welche in ihrem Report of the 25th meeting held at Glasgow in Sept. 1855 einen Auszug veröffentlichte (London 1856, im 2. Bande S. 120—121). Die zweite ist polemisch.

[9]) Observations on the Nature and Treatment of certain forms of paralysis by J. Braid. London, 1855. Abdruck aus dem Association medical Journal. 36 Stn. Hypnotische Behandlung; 21 Fälle.

[10]) Medical Times vom 26. März 1842, Dec. 1844, Jan. und Febr. 1845, 11. Band S. 272; Manchester Guardian vom 1. Jan. 1842 (Bericht über seinen Vortrag vom 27. Dec. 1841); Macclesfield Courier 1842 (Bericht über einen Vortrag); Manchester Examiner and Times vom 30. April 1853 (Theorie des Tischrückens von Braid anonym publicirt). Alle diese kleineren Aufsätze sind mir bis jetzt trotz vieler Bemühungen, sie kennen zu lernen, unbekannt geblieben, abgesehen von einigen in den vorgenannten Schriften wieder abgedruckten Stellen.

[11]) Observations on trance or human hybernation by J. Braid. London, 1850. 76 Stn. Der Verfasser versandte 11 gedruckte Fragen, um über die behauptete Fähigkeit gewisser Hindu-Fanatiker sich auf Tage oder Wochen lebend begraben zu lassen, ohne im versiegelten Grab zu Grunde zu gehen, sicheren Aufschluß zu erhalten, und theilt hier mit, was er in Erfahrung brachte.

ihm zugeschrieben wird, was nicht durch seine veröffentlichten Schriften beurkundet ist.

Wer die neueste hypnologische Literatur, nicht aber Braid kennt, wird erstaunt sein, zu erfahren, wieviel Thatsachen dieser geniale Mann entdeckte, die jetzt wieder entdeckt worden sind, wie richtig viele seiner Anschauungen waren, welche gleichfalls als neu gegenwärtig wieder selbständig Denkenden sich darboten [12]) und welch ein reiches psychologisches und physiologisches Material er seinen Nachfolgern hinterlassen hat. Besonders nachdem ich an gesunden Menschen viele seiner Versuche wiederholt habe, muß ich bekennen, den lebhaften Wunsch zu empfinden, daß ihm die wohlverdiente Anerkennung nicht länger vorenthalten werde.

Es ist erfreulich, daß auch in England Braid's Ansehen wieder steigt und eine Gesammtausgabe seiner Werke von seinem Sohne vorbereitet wird. Deutsche Uebersetzungen der wichtigeren Schriften sind zu wünschen. Mag man wie immer über die Glaubwürdigkeit ihres Verfassers urtheilen, sie gehören jedenfalls zu den interessantesten Abhandlungen, welche jemals über den Menschen geschrieben worden sind und einzelne machen einen tiefen Eindruck auf den Leser, dem es um Menschenkenntniß zu thun ist, auch wenn ihr wissenschaftlicher Werth nicht in Anschlag gebracht wird.

Ich kann diesen wissenschaftlichen Werth nicht allen seinen Arbeiten zuerkennen, durchaus noch nicht alle seine thatsächlichen physiologischen Angaben trotz einer ziemlich umfangreichen eigenen Erfahrung bestätigen, und über die (von Braid als das Wichtigste bezeichnete) Anwendung des Hypnotismus zur Heilung von Krankheiten steht das Urtheil der praktischen Aerzte noch aus, aber es ist im Ganzen soviel bestätigt und sowenig widerlegt worden, daß das Uebrige nicht, weil es unwahrscheinlich klingt, als unrichtig unbeachtet bleiben darf [13]).

Was heißt Hypnotismus?

Das Wort Hypnotismus bezeichnet einen nervösen Schlaf, d. h. einen *eigenthümlichen Zustand des Nervensystems, welcher künstlich herbeigeführt werden kann durch anhaltendes gespanntes Richten der Aufmerksamkeit, besonders des Blickes auf einen Gegenstand von nicht aufregender Beschaffenheit.* Und zwar bedeutet

hypnotisiren das Herbeiführen jenes Zustandes,
dehypnotisiren das Unterbrechen desselben.

So erklärt Braid 1843 die von ihm erfundenen und eingeführten Ausdrücke und fügt erläuternd hinzu: „Streng genommen bezeichnet Hypnotismus nicht *einen* Zustand, sondern eine Reihe von Zuständen, die in jeder erdenklichen Weise variiren zwischen bloßer Träumerei und tiefem Coma, mit völliger Auf-

[12]) Namentlich in den besten unter den neuesten Abhandlungen über Hypnotismus, in denen von Heidenhain und O. Berger, finden sich die meisten Uebereinstimmungen mit Braid.

[13]) „Kein selbständig denkender Mann kann zum Glauben gezwungen werden: man muß an seinen Verstand appelliren und was er einwendet, ruhig erwägen." Braid's Motto für seine große Streitschrift 1852.

hebung des Selbstbewußtseins und der Willenskraft auf der einen Seite und einer fast unglaublichen Exaltation der Functionen der einzelnen Sinnesorgane, der intellectuellen Fähigkeiten und der Willenskraft auf der anderen Seite. Die Erscheinungen sind theils geistiger Natur, theils physisch — willkürlich, unwillkürlich oder gemischt, je nach dem Stadium des Schlafes." Die völlige Aufhebung des Bewußtseins und Willens ist nicht nothwendig mit dem Hypnotismus verbunden. Selbstbewußtsein und Wille schwinden aber völlig in der tiefen Hypnose.

Eine genauere Abgrenzung der unter den Begriff des Hypnotismus fallenden Zustände sollte in einem besonderen Werke gegeben werden, das Braid „Psychophysiologie" nannte, mit diesem Worte die Lehre von den wechselseitigen Wirkungen des Geistes und Körpers aufeinander bezeichnend. Das Buch ist aber nicht erschienen, wie noch eine andere von dem durch seine Praxis zu sehr in Anspruch genommenen Arzte angekündigte Schrift [14]).

Braid's erste Entdeckungen.

Anfangs war Braid der Meinung, daß der ganze Mesmerismus oder sogenannte animalische Magnetismus auf Täuschung, heimlichem Einverständniß, erregter Einbildungskraft, Zuneigung, Nachahmung beruhe. Die erste „magnetische" Sitzung, welcher er, dem Wunsche einiger Freunde nachgebend — am 13. November 1841 — beiwohnte, bestärkte ihn in dieser vorgefaßten Meinung. In der zweiten erregte aber das Unvermögen der Patienten ihre Augen offen zu halten, seine Aufmerksamkeit. Die Thatsache beschäftigte ihn und er suchte ihre Ursache aufzufinden. Am folgenden Abend schon gewann er die Ueberzeugung, sie entdeckt zu haben, sprach aber nicht davon in der Absicht, sie durch eigene Experimente und Beobachtungen zu prüfen.

Nach zwei Tagen experimentirte er in Gegenwart einiger Freunde, um ihnen die Richtigkeit seiner „Theorie" zu beweisen, daß nämlich das anhaltende aufmerksame Starren die fragliche Erscheinung zur Folge habe, indem durch dasselbe die zum Auge gehörigen Nervencentren mit ihren Annexen gelähmt würden und so das Gleichgewicht des Nervensystems gestört würde.

Zunächst sollte gezeigt werden, daß das Unvermögen, die Augen offen zu halten, durch Lähmung des Hebers des Augenlids zu Stande komme, der während des langen Starrens ununterbrochen thätig war.

Ein junger Mann in sitzender Stellung in Braid's Zimmer wurde daher ersucht, starr die Mündung einer Weinflasche zu fixiren, welche so hoch und so nahe gestellt war, daß es eine beträchtliche Anstrengung der inneren geraden Augenmuskeln und Augenlidheber erforderte, sie stetig anzusehen. Nach drei Minuten senkten sich die Lider, ein Thränenstrom lief über die Wangen, sein Kopf neigte sich, sein Gesicht verzerrte sich etwas, er stöhnte und verfiel sogleich in einen tiefen Schlaf, wobei die Athmung sich verlangsamte, vertiefte und

[14]) Eine zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage der Neurypnologie, welche aber nicht über den Vorsatz, sie zu schreiben, hinauskam.

pfeifend wurde, während rechts Arm und Hand leichte krampfhafte Bewegungen machten. Nach 4 Minuten wurde daher der Versuch abgebrochen.

Es muß hierbei besonders bemerkt werden, daß der Patient versicherte, sich die größte Mühe gegeben zu haben, seine Augen offen zu halten, also auch nicht zu blinzeln und zu zwinkern.

Die Besorgniß dieses jungen Mannes, nachdem er geweckt worden, setzte die Gattin Braid's in großes Erstaunen. Sie war überrascht, ihn aufgeregt zu sehen, denn sie hatte ihn die ganze Zeit beobachtet und ihr Gemahl war nicht in seiner Nähe gewesen; er hatte ihn in keiner Weise berührt. Sie erklärte, so leicht werde sie nicht alterirt werden.

Nun wurde sie ersucht, sitzend die Verzierung einer Porzellanschale zu fixiren, welche in derselben Höhe wie die Flasche angebracht war. Nach 2 Minuten veränderter Gesichtsausdruck; nach $2^1/_2$ Minuten krampfhafter Lidschluß, Verzerrung des Mundes und ein tiefer Seufzer. Sie fiel und stand offenbar im Begriff, in einen hysterischen Paroxysmus zu gerathen; man weckte sie deshalb in diesem Augenblick. Der Puls war auf 180 in der Minute gestiegen.

Nun ließ man den Hausdiener rufen, welcher von Mesmerismus nichts wußte, und sagte ihm, seine angespannte Aufmerksamkeit sei erforderlich, um ein chemisches Experiment anzustellen behufs Bereitung einer Arznei. Damit vertraut, konnte er keinen Argwohn haben. Er hatte nur unverrückt die Flaschenmündung zu fixiren. Nach $2^1/_2$ Minuten senkten sich seine Augenlider langsam und zwar vibrirend, das Kinn fiel auf die Brust, er seufzte einmal tief auf und war dann in festen Schlaf versunken, dabei geräuschvoll athmend. Alle Anwesenden fingen in diesem Augenblicke plötzlich an zu lachen, doch wurde er nicht dadurch geweckt. Nach etwa einer Minute des tiefen Schlafes wurde er aber absichtlich geweckt, wegen seiner Nachlässigkeit gescholten, da er nicht einmal 3 Minuten lang den ihm ertheilten Vorschriften Folge leisten könne und fortgeschickt. Bald darauf ward der junge Mann wieder gerufen. Er mußte sich setzen und es wurde ihm wiederum eingeschärft, Acht zu geben und nicht einzuschlafen. Er äußerte die Absicht, aber nach $2^1/_2$ Minuten schlossen sich die Augen und dieselben Erscheinungen traten wieder auf.

Auch der erstgeprüfte junge Mann verfiel beim zweiten Versuche, indem er einen anderen Gegenstand anstarrte, in denselben Zustand. Dasselbe geschah, als Braid ihn wie die Magnetiseure an beiden Daumen hielt und ihn seine Augen ansehen ließ, endlich auch ohne Festhalten der Daumen und ohne alle Berührung allein nach Anstarren der Augen des Operateurs [15]).

Nach diesen überraschenden Erfolgen sprach Braid seine Ueberzeugung dahin aus, daß eine Störung des Gleichgewichts der Centren im Gehirn und Rückenmark und der Herzthätigkeit und Athmung sowie der Muskelthätigkeit vorhanden sei, welche herbeigeführt wurde durch anhaltendes Starren und absolute Ruhe, vor allem durch angespannte Aufmerksamkeit. Die herabgesetzte Athmung gehe mit jener Anspannung der Aufmerksamkeit zusammen.

[15]) Derartige Experimente sind mit demselben Erfolge auch von mir angestellt worden.

Er erklärte bereits damals — Ende 1841 — bestimmt, daß alles vom physischen und psychischen Zustande des Patienten abhängt, nicht von dem Willen oder dem Streichen des Operateurs, der durchaus nicht ein magnetisches Fluidum abgebe oder irgend ein mystisches Universal-Fluidum oder -Medium in Bewegung setze.

Doch ist er nicht der erste, welcher behauptete, Berührungen seien zum Hervorrufen der Erscheinungen des Mesmerismus unnöthig. Vielmehr theilte er selbst in einem Vortrage mit, daß Mesmer die Bäume in Franklin's Garten magnetisirt habe, um der akademischen Commission im Jahre 1784 in Paris zu beweisen, daß die Patienten afficirt werden würden, wenn sie unter jene Bäume sich begäben. Also hielt nicht einmal Mesmer den persönlichen unmittelbaren Einfluß, geschweige denn die Berührung für nöthig. Aber das magnetische Fluidum hielt er für wesentlich auch dann noch, als die Patienten unter den nicht magnetisirten Bäumen afficirt wurden und nicht unter den magnetisirten sich verändert zeigten, wenn sie nicht wußten, welche Bäume mesmerisirt worden waren[16].

Nichtsdestoweniger hielt Braid die durch sein Verfahren bewirkten Zustände lange Zeit für identisch mit den durch Mesmerisiren bewirkten. Es schien ihm wahrscheinlich, daß die Fixirung der Aufmerksamkeit und des Blickes gelegentlich während der einförmigen Bewegungen der Magnetiseure eintrete, so daß dieselben manchmal, gewissermaßen zufällig, Erfolg hätten.

Es gibt jedoch so große Unterschiede zwischen dem neuen so hervorgerufenen hypnotischen Zustande, welcher später passend Braidismus genannt wurde, und den von Mesmer hervorgerufenen mannigfaltigen Erscheinungen, daß man beide durchaus von einander trennen mußte. Namentlich fehlen dem Braidismus eine Anzahl von angeblichen Erscheinungen des Mesmerismus, welche trotz vieler Versuche unter keinen Umständen sich hervorrufen ließen. Dahin gehören

das Erkennen der Zeiger einer Taschenuhr, welche hinter dem Kopf oder auf der Magengrube sich befindet,

das Lesen verschlossener Briefe oder Bücher,

das Wahrnehmen von Dingen in meilenweiter Entfernung,

das Erkennen und Heilen von Krankheiten seitens unmedicinischer Individuen,

das Beeinflussen von Patienten in meilenweiter Entfernung, ohne daß dieselben von beabsichtigten Versuchen wissen oder an solche glauben.

Nicht eine von diesen Behauptungen der Mesmeristen hat sich vor wissenschaftlichen Kritikern thatsächlich begründen lassen. Der nüchterne Beobachter Braid erklärt, er habe trotz vieler Bemühungen niemals einen Anhalt für ihre Richtigkeit gewinnen können.

Der Hauptunterschied zwischen seinem Verfahren und dem von Mesmer besteht aber darin, daß ersteres ohne den Magnetiseur sehr oft und leicht, letz-

[16]) Vgl. meinen Aufsatz „Der thierische Magnetismus und der Mediumismus einst und jetzt". Deutsche Rundschau, 1878. XVII. S. 83.

teres selbst mit demselben verhältnißmäßig selten den vorhergesagten Erfolg herbeiführt.

Außerdem verfuhr Braid im Gegensatz zu den Magnetiseuren mit der größten Kritik, um sich gegen Täuschungen zu sichern. Er ließ die ungläubigsten und skeptischsten Individuen, Fachgenossen und andere Männer der Wissenschaft, alle seine Experimente nach allen Richtungen prüfen. Er bewog einige seiner intelligentesten und angesehensten Freunde, sich selbst den Versuchen zu unterwerfen und theilte dieselben nach zwei Jahren in seinem Buche einem größeren Publicum mit, namentlich seinen Collegen, den Aerzten, von dem Wunsche erfüllt, sie möchten den Gegenstand vorurtheilsfrei weiter untersuchen.

Er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, eine definitive Erklärung aufzustellen, ist willig, seine Ansichten zu ändern, sowie er eines besseren belehrt wird, verlangt nur, daß bei der Prüfung seiner Angaben einzig seine Art zu verfahren, wenn seine Resultate erzielt werden sollen, angewendet werde.

Auch protestirt Braid gegen die Behandlung aller möglichen Krankheiten mittelst seiner Methode, nur bei einigen sei sie geeignet, günstig zu wirken. Er selbst wendete sie nur bei der Minderzahl seiner Patienten an. Ohne Rücksicht auf den vielseitigen Widerspruch theilt er seine eigenen Erfahrungen in schlichter Sprache so mit, wie er sie erlebte, selbst dann, wenn sie für unmöglich oder unglaublich gehalten wurden, weil er sich durch alle Mittel, über die er verfügte, vergewisserte, daß er von seinen Patienten nicht hintergangen worden sei. Diese feste Ueberzeugung, welche dem Leser in jeder Zeile seiner Schriften entgegentritt, macht dieselben außerordentlich anziehend. Wer aber nur liest und sich erzählen läßt, kann sich ein richtiges Urtheil nicht bilden. Man muß selbst die Erscheinungen wahrgenommen haben, um zu begreifen, daß es sich um eine Reihe der wichtigsten physiologischen und medicinischen Thatsachen, nicht um Täuschungen und Krankheit handelt.

Der hypnotische Zustand ist aber so schwierig zu untersuchen, er weicht so sehr ab von den gewöhnlichen Zuständen des Körpers und Geistes, daß nur wer ganz frei von vorgefaßten Meinungen selbst den subtilen Gegenstand prüft, richtige und klare Vorstellungen davon gewinnen kann.

Braid's Methode.

Man nehme einen glänzenden Gegenstand zwischen Daumen und Zeige- und Mittelfinger der linken Hand, halte ihn acht bis fünfzehn Zoll vor den Augen in einer solchen Höhe, daß die größtmögliche Anstrengung der Augenmuskeln und Lider erfordert wird, wenn der Patient ruhig und anhaltend das Object fixirt. Er muß auch fortwährend an das Object denken.

Anfangs wurde den Patienten ein Kork auf die Stirn gebunden und von ihnen angeschaut. Dieses Verfahren erwies sich sehr wirksam bei solchen, welche mit beiden Augen ruhig fixiren konnten. Viele aber vermochten nicht mit beiden Augen zugleich ein so nahes Object zu fixiren. Solche Patienten wurden nicht hypnotisch, während die Betrachtung des etwas ferneren Gegenstandes,

wenn auch nicht so schnell und so intensiv, häufiger hypnotisirend wirkte und daher allgemein adoptirt wurde [17]).

Durch die Convergenz der Blicklinien tritt nun zunächst Verengerung der Pupillen ein, bald aber eine Erweiterung derselben. Wenn letztere einen hohen Grad erreicht hat und die Pupillenweite auf und ab schwankt, dann wird häufig Lidschluß eintreten, wenn Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, ausgestreckt und ein wenig von einander getrennt, vom Object gegen die Augen bewegt werden. Der Lidschluß geschieht dann unwillkürlich und zitternd. Ist es nicht der Fall, oder bewegt der Patient seine Augen, dann hat er noch einmal anzufangen und es wird ihm zu verstehen gegeben, daß er die Augenlider senken darf, wenn abermals die Finger des Operateurs gegen seine Augen hinbewegt werden, daß aber die Augäpfel in derselben Stellung festbleiben müssen und die Aufmerksamkeit sich mit keiner anderen Vorstellung als der des über den Augen gehaltenen Gegenstandes befassen darf. Dann schließen sich meistens die Lider. Nach 10 bis 15 Secunden findet man, daß der Patient, wenn man seine Arme oder Beine hebt, geneigt scheint, sie in der Stellung zu halten, in welche sie gebracht worden, falls er stark afficirt ist [18]).

Läßt man die Patienten einen Gegenstand so lange ansehen, bis die Augen sich unwillkürlich schließen, dann empfinden sie oft einen Schmerz in den Augäpfeln und es kann eine leichte Entzündung der Bindehaut eintreten. Um letztere zu vermeiden, wurden daher die Augen mit den Fingern geschlossen nach eingetretener Pupillenerweiterung. In diesem Falle kann der Patient sie auch längere Zeit nachher wieder öffnen, im ersterwähnten fühlt er sich dazu nicht im Stande [19]).

In welcher Richtung der Blick fixirt gehalten wird, ist zwar für das Zustandekommen der Hypnose gleichgültig; sie tritt aber am langsamsten ein, wenn man geradeaus starrt, am schnellsten und intensivsten, wenn mit beiden Augen zugleich nach innen und oben geblickt wird [20]).

---

[17]) Nur Wenige können 10 Minuten lang regungslos mit beiden Augen die eigene Nasenspitze fixiren. In einem exquisiten Fall der Art (mein Assistent Hr. Creutzfeldt) erschien nach Ablauf der ersten Minuten ein ganz runder dunkelgrauer Fleck gerade an der Nasenspitze. Dieses Verfahren der Hindu habe ich überhaupt nicht wirksam gefunden. Dagegen die Fixirung eines kleinen Inductionsfunkens mit ausgestreckten Armen im dunkeln Zimmer erwies sich öfters noch wirksamer, als das Anstarren weißer, rother, grüner facettirter an Stativen befestigter Glasknöpfe. Uebrigens kommt sehr wenig auf die Beschaffenheit des Objects an.

[18]) Das eigenthümliche Vibriren der Lider habe ich nicht jedesmal eintreten gesehen. Es fehlt bekanntlich beim gewöhnlichen Einschlafen. Oefters habe ich die Katalepsie fast unmittelbar nach eingetretenem Lidschluß wahrgenommen bei Solchen, die mehrmals hypnotisirt worden und „stark afficirt" waren.

[19]) Diese Angabe habe ich nicht bestätigt gefunden. Die oft starke Entzündung der Bindehaut verschwindet bald nach Anwendung kalten Wassers. Der Schmerz im Augapfel und das „Brennen" in seiner Umgebung sind zwar sehr häufig, dauern aber nach Beendigung des Versuchs nicht fort.

[20]) Man darf aber dabei den Kopf nicht rückwärts neigen, wie es bei den von mir beobachteten Individuen anfangs in der Regel geschah, weil dadurch die Anstrengung erheblich geringer wird und es vor Allem auf Herbeiführung einer localen Ermüdung oder Erschöpfung in kurzer Zeit ankommt, wie ich noch zeigen werde (s. d. Schluß).

Die Empfindungen, welche eintreten, wenn man irgend einem eigenen Körpertheile anhaltend seine ganze Aufmerksamkeit zuwendet, sind nicht mit denen der Hypnose zu verwechseln. Aber die Concentration der Aufmerksamkeit allein ist, und zwar auch bei Blinden, im Stande, Hypnose herbeizuführen, worauf Braid mit Recht großes Gewicht legte. Die Aufmerksamkeit muß nur bei geschlossenen Augen auf irgend einen eingebildeten Gegenstand oder eine Vorstellung anhaltend gerichtet sein.

„Nachdem den schon von vornherein sehr empfänglichen Individuen die Impressionabilität eingeprägt worden, werden sie geneigt allein schon durch psychische Einwirkung, Glauben und Gewohnheit afficirt zu werden — d. h. sie werden hypnotisch durch irgend einen sichtbaren Vorgang, von dem sie glauben, er habe den Zweck und das Vermögen, den Effect hervorzubringen, oder sogar wo gar kein Proceß vor sich geht, wenn sie sich nur einbilden, in der Ferne geschehe etwas, sie in den Schlafzustand zu versetzen[21]). Sie werden dann durch die bloße Kraft dieses geistigen Vorgangs und Glaubens afficirt. Hierin scheint eine große Fehlerquelle zu liegen für viele, die behaupten, sie vermöchten Patienten in der Ferne zu beeinflussen durch den bloßen Willen oder verborgenes Streichen, indem gelegentliche Coincidenzen von ihnen zu einem positiven Gesetz erhoben werden."

Eine ungewöhnlich lange Dauer oder Wiederholung desselben Sinneseindrucks auf irgend ein Sinnesorgan, außer dem Auge, kann nur dann Hypnose hervorrufen, wenn die Patienten schon vorher hypnotisirt gewesen sind. Andernfalls tritt nur gewöhnlicher Schlaf ein, wie nach dem Langeweile verursachenden bis zu einer Stunde fortgesetzten Streichen mancher Magnetiseure. Hypnose entsteht nach wenigen Minuten, im Dunkeln wie bei Tage oder bei Gaslicht, bei verbundenen oder offenen Augen, wenn nur die Augen in unverrückt fester Stellung bleiben, der Körper völlig ruht und die Aufmerksamkeit durch nichts Anderes in Anspruch genommen wird.

Ein partielles Dehypnotisiren, eine plötzliche locale Aenderung, wie Contraction ruhender und Entspannung contrahirter Muskeln, kann schon durch einen Luftzug, der gegen die zu beeinflussenden Theile gerichtet ist, herbeigeführt werden.

Ein starker Luftzug gegen das Gesicht aber hebt die Hypnose überhaupt auf, gleichviel von wem er, sei es durch Blasen mittelst der Lippen oder mittelst eines Blasebalgs, sei es durch eine Handbewegung oder wie sonst mittelst unbelebter Objecte hervorgebracht wird[22]). Auch Händeklatschen, ein starker Schlag mit der Hand auf den Arm oder das Bein, ein Druck auf die

[21]) Diese früher geleugnete Thatsache ist jetzt durch mehrere competente Forscher, ich nenne nur G. Beard (1877), sichergestellt.

[22]) Von allen Räthseln des Hypnotismus ist dieses vielleicht das befremdlichste. Ich habe das Anblasen jedesmal sofort wirksam gefunden, indem es auch bei tiefster Hypnose Erwachen herbeiführte und das „verdutzte" Gesicht nebst der einmaligen Kopfzuckung zur Folge hatte. Uebrigens bewirkt Anblasen auch bei Säuglingen stärkere Reflexe und Abwehrbewegungen, als andere periphere Hautreize von viel größerer Intensität, vielleicht weil die Zahl der gleichzeitig erregten Nervenfaser-Enden größer ist.

Augenlider oder *Reiben* derselben dient zum Dehypnotisiren, welches immer dann schleunigst vorzunehmen ist, wenn die Athmung sehr erschwert, das Gesicht stark geröthet, die Muskelsteifheit excessiv, die Herzthätigkeit sehr beschleunigt und tumultuarisch geworden ist. *Unwissende dürfen daher nicht mit hypnotischen Experimenten sich unterhalten.* Braid selbst hat jedoch niemals Schwierigkeiten beim Erwecken seiner zahlreichen Patienten gefunden.

Bezüglich des partiellen Dehypnotisirens ist noch zu bemerken, daß zwar ein plötzlicher Schlag oder Stoß auf einen gespannten Muskel den steifen Theil dehypnotisirt, aber ein Druck auf die Nase den Geruchsinn nicht wieder herstellt, wenn er nicht sehr sanft und anhaltend ist. Ein Andrücken des Taschentuchs gegen das Ohr hebt die eingetretene Schwerhörigkeit nicht auf und sanfte Reibung der Haut macht diese nicht wieder empfindlich, stellt auch die Beweglichkeit der darunterliegenden steifen Muskeln nicht wieder her — es sei denn das Reiben ein Kitzeln — und dennoch bringt ein einziges Anblasen augenblicklich den ganzen Organismus in einen Zustand gesteigerter Sensibilität und Motilität.

Ebenso wie man nach dem beschriebenen Verfahren Andere hypnotisiren und wecken kann, ist es möglich, sich selbst ganz allein zu hypnotisiren und *auf Verlangen* zu dehypnotisiren, z. B. durch die Aufforderung, sich die Augen zu reiben. Jedoch ist kein Fall bekannt geworden von einem Patienten, welcher in tiefer Hypnose befindlich *ohne Assistenz* sich selbst geweckt hätte, es sei denn zufällig, indem z. B. der gegen den Kopf gerichtete Arm starr wird und einen Druck ausübt auf die Kopfhaut.

Durch besondere Versuche wurde festgestellt, daß eine Verbindung zweier Patienten durch eine Schnur oder einen Kupferdraht, wenn sie sich nicht sehen können, in keiner Weise es ermöglicht durch Einwirkungen auf den einen, den anderen zu beeinflussen. Es geht eben nichts über vom Operateur auf den zu hypnotisirenden und nichts von diesem auf einen anderen.

Daß hingegen zwei Individuen sich gegenseitig zu gleicher Zeit hypnotisiren können, erscheint nach dem Vorigen nicht auffallend. Ist es doch vorgekommen, daß *der Operateur* durch starres Ansehen der Augen seines Patienten *ohne es zu wissen sich selbst hypnotisirte*, während Braid im Nebenzimmer sich befand und der Patient wach blieb.

Aehnliches kommt in Krankheiten vor, daß nämlich *der Kranke, ohne es zu wollen und ohne vom Hypnotismus etwas zu wissen, sich hypnotisirt*, indem er starrt.[23]).

Möglicherweise versetzten sich auch manche religiöse Enthusiasten, wie die Mönche vom Berge Athos (die Omphalopsychiker) in den hypnotischen Zustand und nachgewiesenermaßen ist es der Fall bei den Yogins in Indien[24]).

---

[23]) Mir ist nur *ein* derartiger Fall bekannt geworden.

[24]) Ueber die Methoden der Yogins in Indien ist in meiner Schrift „Ueber die Erforschung des Lebens" (Jena, 1873) im Anhang (S. 56—60) berichtet. Ueber das „Trâtaka", die Richtung des Blickes nach innen nnd oben, habe ich noch nichts Näheres in Erfahrnng gebracht (S. 59). Dhâranâ wird in dem großen Sanskrit-Wörterbuch von Böhtlingk nnd Roth (St. Petersburg, 1861, III, 945) übersetzt mit „Sammtung des Gemüthes, die unverwandte Richtung des Geistes auf einen bestimmten Gegenstand nnd auch das dabei beobachtete Anhalten des Athems", was

Erfolge des Braid'schen Verfahrens.

Die Resultate, welche Braid mittelst des beschriebenen Verfahrens erzielte, sind außerordentlich; zum Theil klingen sie ganz unwahrscheinlich. Schon der Procentsatz der hypnotisirbaren unter den sich freiwillig meldenden Individuen ist bei seinen öffentlichen Vorträgen auffallend hoch. So wurden einmal in einer Versammlung von etwa 800 Menschen in Manchester von 14 männlichen Personen, die ihm sämmtlich fremd waren, und freiwillig vortraten, 10 hypnotisch. In Rochdale wurden 20 an einem Abend hypnotisirt. In London hypnotisirte Braid in einer medicinischen Privatgesellschaft am 1. März 1842 von 18 Personen innerhalb 10 Minuten 16, die er einen Leuchter anstarren ließ. Bei einer anderen Gelegenheit ließ er 32 Schulkinder, die von Mesmerismus niemals etwas gehört oder gesehen hatten, in einem Zimmer dreimal aufstehen und binnen 10 bis 12 Minuten waren alle im ersten Stadium des Hypnotismus.

Hierbei ist zu beachten, daß *je öfter ein Patient hypnotisirt wird, er um so empfänglicher wird und schließlich allein durch seine eigenen Vorstellungen* in den eigenthümlichen Zustand geräth. So kann es geschehen, wie oben berichtet wurde, daß, wenn er sich einbildet, es gehe etwas vor, obgleich er nicht sieht, wodurch er afficirt werden soll, er wirklich afficirt wird. Andererseits wird der geschickteste Hypnotist sich oft ganz umsonst anstrengen, wenn der Patient nichts erwartet, nicht körperlich und geistig den Vorschriften Folge leistet, nicht nachgibt. Wer sich dagegen wehrt, den Vorschriften zu genügen, kann nicht hypnotisirt werden. Man braucht nur die Augen in Bewegung zu halten und die Aufmerksamkeit nicht auf einen und denselben Gegenstand zu richten, so tritt die Hypnose nicht ein. Sie erscheint aber oft sehr leicht bei solchen, welche, die Hypnose zuversichtlich erwartend, den angegebenen Vorschriften sich gefügt haben. Ein Beispiel: In einem Vortrage erfaßten 22 bereits vorher hypnotisch gewesene Individuen, verschiedene Theile ihrer Kleidungen oder Personen gegenseitig und wurden innerhalb etwa einer Minute, während der sie ihre Aufmerksamkeit jenem Acte zuwendeten und die Wirkung erwarteten, hypnotisch. Ein anderes Mal erhoben sich 16 früher hypnotisirt Gewesene ebenso und mit ihnen ein noch nie hypnotisirt Gewesener. In ungefähr einer Minute waren alle hypnotisirt, außer dem einen. Hierauf wurde dieser in der gewöhnlichen Weise binnen 2 bis 3 Minuten hypnotisirt. Solche *Kinder und Schwachsinnige oder unruhige und sehr erregbare Individuen*, welche den einfachen Vorschriften nicht nachkommen können, werden nicht hypnotisch, weil sie eben die Augen nicht stillhalten. Bei Blödsinnigen reicht die Intelligenz nicht aus, die Aufmerksamkeit auf ein Object zu concentriren, daher sie Braid nicht hypnotisiren konnte. In gewöhnlichen Fällen von Geisteskrankheiten, von Monomanie, erwies sich das Hypnotisiren dagegen oft

---

genau der wesentlichen Bedingung des Braidismus entspricht. Ueber das Verhältniß der Yoga- oder Pátanjala-Lehre zu anderen indischen Schulen vgl. H. H. Wilson: Sketch of the religions sects of the Hindus. London, 1861, und bezüglich der Einzelheiten des Systems The Aphorisms of the Yoga Philosophy of Patanjali by Bhoja Rájá. Allahabad 1852 u. 1853; auch Colebrooke in den Transactions of the Royal Asiatic Society. London, 1. Bd.

heilsam. Auch bei den hypnotisirbaren Individuen existiren große Unterschiede der Empfänglichkeit, indem einige schnell und stark, andere langsam und schwach afficirt werden. In jedem Falle ist streng nach den gegebenen Vorschriften zu verfahren, sonst kann der Erfolg auch bei den Empfänglichsten ausbleiben.

Namentlich die Concentration der Aufmerksamkeit auf die Augen, so daß dieselben, welche gewöhnlich im wachen Zustande immer in Bewegung sind, still bleiben, ist schwierig und an dem Unvermögen einige Minuten lang ein kleines glänzendes Object ohne Lidschlag und Augenbewegungen zu fixiren, scheiterten viele Versuche. Aber abgesehen von diesen Fehlerquellen ist eine ungleiche Hypnotisirbarkeit auch desselben Individuums nach körperlichen Zuständen und je nach der Stimmung vorhanden. Geradeso haben alkoholische Getränke, Opium, Lustgas bekanntlich verschiedene Wirkungen je nach den Individuen, und bei demselben Individuum wirken sie ungleich zu verschiedenen Zeiten.

Besonders darin spricht sich der individuelle Unterschied aus, daß einige Patienten nur den ersten Grad der Hypnose, die primäre Hypnose, erreichen und nur sehr schwer oder gar nicht den zweiten Grad, die secundären Erscheinungen, die Starrheit zeigen. Die Wirklichkeit der Wirkungen des Opiums wird darum nicht bestritten, weil dieselbe individuell erhebliche Verschiedenheiten zumal der Intensität darbieten. So wird auch die Wirklichkeit der Hypnose nicht zu bestreiten sein, wenn sie auch sehr ungleich stark, je nach dem Individuum auftritt.

Opium- und Lustgas-Narkosen haben mit der Hypnose auch gemein den bald raschen bald allmäligen Uebergang von einem geistigen Zustand in den entgegengesetzten.

Die Verschiedenheit der Symptome, welche verschiedene Individuen zeigen, wenn sie einmal hypnotisch geworden sind, sieht Braid als eine starke Stütze seiner Ansicht an, daß es sich um subjective Aenderungen, um individuelle oder persönliche Zustände handelt, und daß hier keine Täuschungen, Simulationen vorliegen. Wenn verschiedene Menschen „zerstreut" sind, sind sie eben sehr verschieden zerstreut. Die Zerstreutheit und Hypnose sind sich in mancher Beziehung ähnlich. Denn gerade wie in der Zerstreutheit die „Geistesabwesenheit" für neue Reize die Erregbarkeit abschwächt, also physisch wirkt, ist in einem gewissen Stadium der Hypnose die ungewöhnlich und einseitig erregte Phantasie von physischen Folgen begleitet.

Hierdurch erklärt auch Braid die Wirksamkeit des Streichens der Magnetiseure mit und ohne Berührung, indem die Aufmerksamkeit des Patienten erregt, sein Wille, seine Phantasie präoccupirt würden. Der Wille des Operateurs dagegen ist gleichgültig, indem auch wenn er nicht hypnotisiren will, doch Hypnose eintreten kann und umgekehrt.

Der folgende Fall kann zur Erläuterung dienen, indem er zeigt, wie empfindliche Individuen, ohne daß es der Operateur will und ohne daß sie es selbst wollen, in die Hypnose plötzlich verfallen können.

„Eine Dame, 30 Jahre alt, wurde ersucht, ihre rechte Hand über die Seitenlehne eines Sessels zu halten, während sie den Kopf nach links gewendet hielt, um zu verhindern, daß sie sähe, was ich vornahm; zugleich ward ihr eingeschärft, die Empfindungen zu beobachten und zu schildern, welche sie während meines ohne Berührungen vorzunehmenden Manipulirens haben

würde. Sie fühlte sehr bald ein Stechen in der Spitze des dritten Fingers, welches an Stärke zunahm und schließlich sich bis in den Arm erstreckte. Ich fragte dann, wie sie den Daumen fühle, und gleich wurde dasselbe Gefühl in diesen verlegt; als verlangt ward, sie solle auf die Mitte des Vorderarms achten, trat in gleicher Weise alsbald das Gefühl daselbst ein. Während der ganzen Zeit hatte ich Nichts vorgenommen; das Ganze war das Resultat der Wirkung ihres eigenen Aufmerkens auf ihre Hand und ihren Arm. Jetzt nahm ich den großen Magneten und gestattete ihr zu sehen, wie ich ihn langsam über die Hand zog, worauf das Gefühl wesentlich wie vorher auftrat, nur daß sie die Kälte des Stahls wahrnahm, wenn er sehr nahe an die Haut gebracht ward. Es war genau dasselbe, mochte der Magnet armirt sein oder nicht. Dieselben Empfindungen traten auf, gleichviel ob der Nordpol, der Südpol, oder beide zugleich angenähert wurden. Kein Gefühl von Anziehung wurde von ihr bemerkt weder bei einem Pol allein, noch wenn beide vereinigt waren. Ich ersuchte hierauf diese Dame, den Blick ruhig auf die Pole des großen Hufeisen-Magneten gerichtet zu halten, und mir zu sagen, ob sie Etwas sähe (das Zimmer war nicht verdunkelt, die Beleuchtung mäßig), aber es war Nichts sichtbar. Ich sagte ihr dann, sie solle ruhig hinblicken, so werde sie Flammen oder Feuer aus den Polen emporkommen sehen. Kurz nach dieser Ankündigung fuhr sie auf und sagte: „Jetzt sehe ich es; es ist roth; wie sonderbar das Gefühl in meinen Augen" und sie wurde augenblicklich hypnotisch. Diese Dame war wiederholt hypnotisirt worden. Ich benutzte nun die Gelegenheit, um das angebliche Vermögen des Magnets, die Hand während des Schlafes anzuziehen, zu prüfen, aber wie in den anderen Fällen ergaben die Versuche ganz das Gegentheil: die Kälte des Magneten (und zwar beider Pole) veranlaßte sie, die Hand zurückzuziehen, sowie er sie berührte. Ich ersuchte sie nun, mir zu sagen, was sie sähe (während sie noch schlief). Sie antwortete, sie sähe noch das rothe Licht. Ich bat sie, mit dem Finger die Stelle zu bezeichnen, wo sie es sah, was sie ablehnte aus Furcht, sich zu verbrennen. Ich versicherte sie, es werde sie nicht brennen, worauf sie dieselbe Stelle bezeichnete, an welcher der Magnet sich vor dem Einschlafen befunden hatte, anstatt die, wo er jetzt gehalten ward, nämlich dicht vor ihrem Gesicht, aber auf der anderen Seite des Sessels. Diese Dame sieht nicht durch die verengerte Lidspalte in der Hypnose, wie manche Patienten es thun; und die Beweiskraft ihres Zeugnisses für die Richtigkeit meiner Ansicht ist sehr groß, da sie eine hochbegabte Dame ist, deren Zeugniß unbegrenztes Vertrauen verdient."

(Ich habe ganz ähnliche Versuche mit einem Magneten an völlig ungläubigen Männern mit demselben Erfolge angestellt; es zeigte sich, daß, auch wenn der Magnet sich gar nicht in der Nähe befand, doch in die Finger und in die Hand, wenn ich nur fragte, ob da und dort Etwas zu fühlen sei, eigenthümliche Gefühle verlegt wurden. Eine Hypnose trat aber hierbei nicht ein.)

Außerdem hat Braid Fälle beigebracht, welche darthun, daß gegen den festen Willen der Patienten, wenn sie sich nur den Vorschriften fügen, bisweilen die Hypnose eintritt. In einer Vorlesung trat ein starker Arbeiter vor, welcher von einem Mediciner bestochen worden war um zu widerstehen. Er versuchte es, indem er den Vorschriften sich nicht fügte, als aber Braid ihm dieses geradezu sagte, fügte er sich mit einem Ausdruck von grimmigem Trotz und wurde eines der besten Beweismittel für die Macht des Verfahrens, erinnerte sich auch nachher an nichts, was während des Schlafzustandes vorgefallen war.

Besonders beweisen die Fälle, in denen die den Patienten anstarrenden Magnetiseure selbst hypnotisch wurden, während der Patient wach blieb, die weitgehende Unabhängigkeit des Hypnotischwerdens vom Willen. Die Zahl der Skeptiker, welche vorher bestimmt erklärten, sie würden keinenfalls hypnotisch werden und dann doch mehrere Minuten nach dem Beginn des Starrens die Augen nicht mehr öffnen konnten, ist groß.

Ist aber der Wille hypnotisch zu werden vorhanden, dann begünstigt er

den Eintritt der Hypnose wesentlich, so daß Anstarren eines beliebigen Objectes in der Nähe oder Ferne, in großer oder kleiner Gesellschaft, in Gegenwart oder in Abwesenheit des Operateurs sie schnell herbeiführen kann.

(Ich muß jedoch einschalten, daß mir mehrere Fälle vorgekommen sind von jungen energischen Männern, welche den lebhaften Wunsch hegten, hypnotisch zu werden, um den Zustand kennen zu lernen, welche in jeder Beziehung den Vorschriften Genüge leisteten und dennoch troß häufiger, bei einem sogar nach neunzehnmaliger Wiederholung des Versuchs nicht die geringsten hypnotischen Erscheinungen zeigten. Dabei wurde das Starren ohne Nebengedanken troß reichlicher Thränensecretion und unangenehmem Gefühle im Auge und Kopf bis zu 40 Minuten fortgesetzt. Ein Student der Mathematik, welcher früher Schlafwandler gewesen war und fest erwartete hypnotisch zu werden, zeigte trotzdem nicht die geringsten Anzeichen davon, während andere vorher fest überzeugt, daß sie widerstehen würden, von mir schon durch Ansehen hypnotisch gemacht wurden.)

Die Erscheinungen des Hypnotismus.

Wenn nach genügend langem Anstarren eines nicht aufregenden kleinen glänzenden Objectes die Augen sich unwillkürlich nahezu oder ganz geschlossen haben, so beginnt das primäre Stadium der Hypnose. Dasselbe ist im Allgemeinen charakterisirt durch gesteigerte Sensibilität und eine scheinbare Willfährigkeit. Wenn in diesem Stadium der Hypnotisirte nicht geweckt wird und genügend afficirt ist, so pflegt dann das secundäre Stadium mit enorm herabgesetzter Empfindlichkeit und kataleptiformer Steifheit einzutreten [25]).

Wie hochgradig die Sinnesschärfe im ersten Stadium zunehmen kann, zeigt folgende Angabe von Braid:

„Die vermeintliche Fähigkeit (der Hellsehenden) mit anderen Körpertheilen als den Augen zu sehen, halte ich nach meinen Erfahrungen für eine Täuschung. Jedoch steht fest, daß einige Patienten die Form von Gegenständen angeben, welche ein und einen halben Zoll von der Hand entfernt gehalten werden am Nacken, Scheitel, Arm, an der Hand oder anderen Hautstellen. Aber sie vermögen es durch das Gefühl. Die außerordentlich gesteigerte Empfindlichkeit der Haut setzt sie in den Stand die Form des Objects an der Abkühlung oder Erwärmung der betreffenden Hautstelle durch dasselbe zu erkennen."

Desgleichen werden Patienten vom Operateur gezogen oder bewogen seinen Bewegungen zu folgen nicht durch seinen Willen oder irgend eine ihm eigene

---

[25]) Diese Trennung in ein primäres und secundäres Stadium ist nicht zutreffend und widerspricht Braid's eigenen Angaben (s. oben Anm. 18), denen zufolge oft sogleich die Katalepsie eintrat. Es ist mir bis jetzt überhaupt nicht geglückt, evidente Beweise für eine gesteigerte Sinnesschärfe, wie Braid, zu demonstriren, es sei denn, daß man die enorme Empfindlichkeit gegen einen Lufthauch und Temperaturänderungen dahin rechnen will. Diese kommt aber auch im wachen Zustande vor, so daß man bei geschlossenen Augen im Dunkeln jedesmal die langsame geräuschlose Annäherung der Hand erkennt.

magnetische Kraft oder durch ihre Einbildung, meint Braid, sondern weil ihr verfeinertes Gefühl sie die Luftströmungen als angenehm und unangenehm unterscheiden läßt, denen sie folgen oder von denen sie sich zurückziehen je nach ihrer Richtung. Die Hypnotischen nähern sich regelmäßig auch den ihnen zusagenden, wohlklingenden, wohlriechenden Gegenständen und ziehen sich von den ihnen unangenehmen kalten, übelklingenden, übelriechenden zurück. Läßt man sie aber ein wenig in Ruhe, dann verfallen sie leicht in völligen Torpor mit kataleptischen Erscheinungen und Aufhören aller Sinnesthätigkeit.

In einem Falle gelang es mittelst Hin- und Herbewegen eines Glastrichters in 15 Fuß Entfernung eine Patientin, die sich selbst, und zwar ohne Assistenz, hypnotisirt hatte und deren Augen verbunden waren, anzuziehen, wenn der Trichter gegen den Operateur, abzustoßen, wenn er von ihm weg bewegt ward. Auch nach links und rechts bewegte sie sich dem Schwanken des Trichters entsprechend und folgte über 22 Stufen Herrn Braid eine Treppe hinab und dann hinauf, vorsichtig auftretend wie eine Nachtwandlerin. Plötzlich schrak sie während dem zusammen und zitterte, als an der Hausthür geklingelt worden. Oben angekommen wurde mit der „anziehenden“ Bewegung fortgefahren, die Patientin schien auch jetzt noch den Hauch zu spüren, konnte sich aber nicht mehr bewegen; sie war kataleptisch geworden. Sie wurde in das Zimmer getragen und geweckt; man war aber nicht im Stande ihr beizubringen, was sie gethan hatte. Sie glaubte auch später noch, man habe sie zum Besten gehabt.

Von anderen Patienten, denen es ähnlich erging, welche aber nicht, wie die meisten Hypnotisirten jede Spur von Erinnerung an das Vorgefallene verloren hatten, wurde dagegen anerkannt, daß es die Strömungen der Luft sind, welche das Nachfolgen und Ausbiegen bestimmen. Andere konnten sie ebenso wie Braid anziehen und abstoßen. Diesem ungemein gesteigerten Tast- und Temperatursinn ist es auch zuzuschreiben, daß die Hypnotisirten mit verbundenen Augen durch das Zimmer gehen können ohne gegen die Möbel anzustoßen, wobei Temperaturdifferenzen oder Unterschiede im Wärmeleitungsvermögen der Gegenstände und der Luftwiderstand sie leiten.

Nur einige der auffallendsten sonstigen Wirkungen, die Braid entdeckte, mögen hier erwähnt werden.

Das Sehen.

Je mehr sich der hypnotische Zustand geltend macht beim Aufhören des Wachseins, um so unvollkommener wird das Sehen [26]). Die Augenlider schließen sich, behalten aber längere Zeit eine zitternde Bewegung. Nur bei wenigen wurden sie gewaltsam, wie durch einen Krampf der Kreismuskelfasern geschlossen [27]).

[26]) Durch anhaltendes Fixiren eines Punktes wird das ganze Gesichtsfeld bald verändert, Helles dunkel und alles Farbige anders; die Grenzen der vorher erkannten Objecte verwischen sich und hierdurch allein schon können Unerfahrene verwirrt werden und fast die Fassung verlieren. Man lasse sie nur die Augen schließen, berühre sanft die Lider, die Stirn, den Kopf, oder bewege die Hand, ohne zu berühren, über dem Kopf auf und ab, so tritt bei Einigen Hypnose ein.

[27]) Von mir in keinem Falle beobachtet. Jedesmal schlossen sich die Augenlider zitternd, oder sie „fielen zu“.

In mehreren Fällen von Schwachsichtigkeit wurde in der Weise hypnotisirt, daß Braid während des Starrens die Augen der Patienten fächelte oder dann und wann einen Luftstrom darüber hingehen ließ. Die Hypnose dauerte dann 6 bis 12 Minuten ohne den sonst vorhandenen Zustand der Abstumpfung des Gesichtssinnes. Die durch derartiges Hypnotisiren herbeigeführten Erfolge waren sehr auffallend, indem angeblich die Sehschärfe zunahm und dauernde Besserung erzielt ward.

Uebrigens unterscheidet Braid allgemein mit Recht Hypnotische, welche durch die halbgeschlossenen Lider sehen, von denen, welche gar nichts sehen.

Das Hören.

Im ersten Stadium ist die Hörschärfe größer als sonst, im zweiten minimal. Besonders diejenigen Hypnotischen, welche den Operateur nachahmen, sind dazu im Stande durch ihr Vermögen ungemein schwache Geräusche, wie die Bewegungen der Kinnlade des Operateurs zu hören, während sie zu derselben Zeit durch sehr starken Schall nicht afficirt zu werden scheinen. Der Gehörsinn ist übrigens — abgesehen von der Empfindlichkeit der Haut gegen einen Luftstrom — der letzte, welcher erlischt.

Von der thatsächlich nachgewiesenen Verfeinerung des Gehörs ausgehend unternahm es Braid Schwerhörige und Taube, bei denen keine unheilbare Schädigung des Hörorgans anzunehmen war, zu hypnotisiren, und erzielte gute Resultate. Sogar Taubstumme wurden in mehreren weitläufig beschriebenen Fällen in den Stand gesetzt etwas zu hören, nachdem sie hypnotisirt, ihre Glieder ausgestreckt und die Ohren sanft gefächelt worden waren! Es ist aber häufige Wiederholung der Hypnotisirungen und Hörproben erforderlich, um Erfolge zu erzielen. Ein Schwerhöriger, welcher das Ticken einer Taschenuhr in einem Abstand von etwa 3 Fuß nicht hörte, hörte es angeblich, nachdem er hypnotisirt worden, in 35 Fuß Entfernung und ging ohne Zögern geradenwegs auf die Schallquelle zu.

Bemerkenswerth ist auch, daß der Hypnotische sich häufig leisen Tönen nähert, laute, wenn auch harmonische flieht. Eine Dissonanz, auch wenn nicht laut ertönend, kann empfindliche Individuen in der Hypnose zusammenfahren machen und sich zurückzuziehen veranlassen, auch wenn sie unmusikalisch sind und im wachen Zustande von derselben nicht unangenehm afficirt werden.

Das Riechen.

Auch der Geruchsinn ist anfangs enorm verfeinert, dann erloschen, um nach dem Erwecken wieder zu erscheinen.

Kranke, die längere Zeit, einmal sogar 9 Jahre, nicht hatten riechen können, waren nach zweimaligem Hypnotisiren dazu im Stande. Eine hypnotisirte Patientin konnte eine Rose angeblich am Dufte in 46 Fuß Entfernung spüren, indem sie mit verbundenen Augen, wie der Jagdhund das Wild, sie aufsuchte und fand. Braid wußte aber sehr wol, daß manche Individuen an der Augenbinde vorbei oder durch dieselbe hindurch etwas sehen können. Baldrian, Asafötida und stärkstes Ammoniakwasser vertrieben dagegen die Hypnotischen im

ersten Stadium schleunigst. Im zweiten können diese Riechmittel, wie die Rose, ohne irgend eine Wirkung dicht unter die Nase gehalten werden, worauf dann ein Anblasen sie zur Perception bringt [28]).

Ein Geruch kann auch bei Hypnotischen sofort entsprechende Vorstellungen wachrufen. Manche erkannten am Geruch wer von ihren Bekannten anwesend war, indem sie, wenn man die Nase zuhielt, äußerten jetzt seien sie fortgegangen. Vorher hieß es: „Ich sehe den und den". Das „Sehen" war aber ein Riechen.

Das Schmecken.

In einem vorgeschrittenen Stadium der Hypnose ist das Urtheil über Geschmacksempfindungen völlig aufgehoben. Braid selbst scheint darüber nicht besondere Versuche angestellt zu haben. Doch erwähnt er, daß gewöhnliches Trinkwasser für Essig, Honig, Kaffee, Milch, Branntwein, Wermuth, Limonade u. s. w. von Hypnotisirten erklärt werde (wie ein Magnetiseur Namens Stone 1851 in London zeigte), beruhe nicht auf Betrug. Vielmehr erinnert er daran, daß Geschmackshallucinationen auch bei Geisteskranken, Narcotisirten und anderen Kranken und Vergifteten vorkommen, welche ebensowenig wie bei Hypnotischen durch eine Einwirkung auf den Willen, durch „Sympathie", Nachahmung entstehen. Die „fixe Idee" sei die Ursache. Hier wie bei den perversen Kälte- und Wärme-Empfindungen, Gesichts- und Gehörs-Wahrnehmungen der Hypnotischen ist die enorme Lebhaftigkeit einer Vorstellung die Schuld, daß alle anderen unbeachtet bleiben, nicht in das Bewußtseinsfeld voll eindringen, daß die sinnlichen Eindrücke nicht mehr richtig beurtheilt werden können [29]).

Das Fühlen.

Wie sehr der Tastsinn und Temperatursinn im ersten Stadium verfeinert sind, geht hervor aus den obigen Angaben, über das Vermögen der Hypnotischen die Gestalt eines Objectes am Hinterkopf und Nacken durch Temperaturdifferenzen — wenn diese groß sind manchmal in 18 bis 20 Zoll Abstand — zu erkennen. Regelmäßig ist Anfangs eine Steigerung der Feinheit des Berührungssinnes, dann eine Abstumpfung zu constatiren, so daß Wärme und Kälte, Stechen, Kneipen keine Antwortsbewegung veranlassen. Die Starre bleibt.

Hiervon ausgehend hypnotisirte Braid in Fällen von krankhaft gesteigerter

---

[28]) Das gänzliche Fehlen des Geruchsinnes, die totale Anosmie, habe ich gleichfalls constatirt. Bei geschlossenem Munde bewirkten starke Riechmittel dicht unter der Nase keinerlei Aenderungen, während sogleich nach dem Anblasen dieselben schon von Weitem Abwendung des Kopfes veranlaßten oder richtig benannt wurden.

[29]) Gänzlichen Verlust des Geschmacksvermögens, totale Ageustie, constatirte ich in der Weise, daß ich eine widerlich schmeckende, ekelerregende Salzlösung in einem Trinkglase dem Hypnotischen in die Hand hielt. Finger und Daumen umspannten es, und als ich sagte: „Trinken Sie etwas Zuckerwasser!" trank er mehrere Schluck schnell nacheinander, würde auch ohne Zweifel das Glas geleert haben, wenn ich es nicht fortgenommen hätte. Ich fragte dann: „Das schmeckt gut, nicht wahr?" worauf starkes bejahendes Kopfnicken. Gleich nach dem Anblasen war der Patient außer Stande, auch nur einen Tropfen der Salzlösung im Munde zu behalten, so widerlich schmeckte sie.

Sensibilität, um sie herabzusetzen stärker, in solchen von sensorischer Lähmung schwächer mit sehr großem Erfolge. War erstenfalls die Hautempfindlichkeit so groß, daß eine leise Berührung an einzelnen Stellen den heftigsten Schmerz erregte, so genügte es in dem Schmerz-Paroxysmus zu hypnotisiren, um ihn für immer zu beseitigen! Letzterenfalls erzielte das Hypnotisiren bei Lähmungen beispiellose Erfolge.

Die Analgesie Hypnotischer geht so weit, daß ihnen Zähne ausgezogen worden sind, ohne daß sie es wußten. Nur darf der Patient vorher nicht wissen, wann gerade die Operation vorgenommen werden soll, sonst kann er wegen der Befangenheit nicht leicht tief genug hypnotisirt werden, um ihn gegen Schmerz völlig unempfindlich zu machen. Indessen ist schon bei weniger tiefen Hypnosen eine geringere Schmerzempfindlichkeit leicht herbeizuführen[30]).

Die in Europa seltenen Fälle von schmerzlos während der Hypnose ausgeführten größeren chirurgischen Operationen (Amputationen) für Täuschungen zu erklären, liegt kein Grund vor, da Esdaile im Hospital zu Calcutta 300 derartige Operationen vollzog.

Die heftigsten Kopfschmerzen sind in sehr vielen Fällen durch Hypnotisiren beseitigt worden, ebenso die quälendsten rheumatischen Schmerzen.

Bei der Prüfung der Hautsensibilität Hypnotischer wurde eine merkwürdige Ungleichheit derselben je nach den berührten Stellen von Braid entdeckt. Er fand nämlich, daß sehr complicirte Bewegungen durch die leisesten Berührungen oder durch sanften Druck auf gewisse Stellen des Gesichtes, Schädels und Halses oder durch Reibung dieser Stellen hervorgerufen werden können. Da es sich aber hierbei nicht allein um eine gesteigerte Wirkung der Hautnervenerregung handelt, so wurden diese Erscheinungen als eine besondere Art des Hypnotismus, als Phrenohypnose für sich behandelt (s. unten).

Der Empfindlichkeit für Luftzug wurde bereits gedacht. Sogar in 50 ja 90 Fuß Entfernung kann ein besonders empfindliches hypnotisches Individuum ein Blasen mit den Lippen oder dem Blasebalg spüren und sich abwenden. Ein starkes Blasen hat dann sofortiges Erwachen zur Folge. Und zwar kommt ein Stadium vor, in dem Unempfindlichkeit gegen Stechen und Kneipen besteht, zugleich aber das Anhauchen oder Kitzeln mit einer Federfahne sofort erweckend wirkt[22]).

Die Muskelthätigkeit.

Im Allgemeinen haben Hypnotische — hierdurch von den Nachtwandlern sich unterscheidend — die Neigung völlig bewegungslos ihre anfängliche Stellung beizubehalten. Von Bewegungen sieht man dann nur das Vibriren der Augenlider und die Athembewegungen. Wenn man aber eine Extremität hebt oder sonst Muskeln in Thätigkeit versetzt, wird sehr leicht eine Tendenz zu katalepti-

[30]) Ein Stabsarzt hat mich schon vor Jahren, ehe vom Hypnotismus in weiteren Kreisen die Rede war, versichert, daß er den Soldaten seines Bataillons nie anders Zähne ausziehe, als nachdem er sie unempfindlich gemacht habe dadurch, daß sie einige Male tief einathmen und zugleich einen glänzenden Gegenstand anstarren mußten.

former Starre hervorgerufen. Die Glieder bleiben dann in einem Tonus beliebig lange, wie es scheint, nicht in dem schlaffen Zustande des gewöhnlichen Schlafes. Auffallend ist dabei, daß nachher keine der Muskelanspannung entsprechende Ermüdung beobachtet wird, wenn auch die Steifheit eine sehr lange Zeit dauerte [31]).

Hält der zu Hypnotisirende einen Gegenstand in der Hand, so umfaßt er ihn fester in der Hypnose, während bei gewöhnlichem Schlafe er aus der Hand fällt. (Ich lasse daher Jeden, der von mir hypnotisirt zu werden wünscht, ein Lineal in die Hand nehmen. Läßt er es nach eingetretenem Lidschluß fallen, dann ist er nur eingeschlafen, hält er es fester, und zwar in jeder von mir ihm ertheilten Stellung, dann ist er hypnotisch.)

Vor dem Eintritt der Katalepsie ist das Vermögen der Hypnotischen, das Gleichgewicht zu erhalten, erstaunlich. Wie die Nachtwandler fallen sie nicht. In der natürlichsten (und darum anmuthigsten) Weise bewegen sie sich so, daß sie in keiner Lage das Gleichgewicht verlieren. Läßt man sie in der errungenen Stellung, so werden sie leicht allmälig kataleptisch, so daß nach Braid's Ansicht vielleicht die Natürlichkeit und unübertroffene Schönheit griechischer Plastik mit auf der Verwerthung kataleptischer Stellungen hypnotischer Bacchantinnen und anderer Modelle beruht. Die Stellungen der Fakirs (Yogins) in Indien gehören gleichfalls hierher [24]).

Die Sprache ging, wie nach Lustgaseinathmung, einmal bei einer Selbsthypnotisirung für die Dauer von 2 Stunden verloren [32]). Nach dieser Vergiftung, wie nach Alkohol-, Opium-Genuß pflegt aber öfters eine gesteigerte Motilität einzutreten, während Hypnotische nur durch äußere Eindrücke zu Muskelanstrengungen veranlaßt werden. So lange die sogenannten Willkürbewegungen noch vorhanden sind, ist keine Katalepsie vorhanden. Nach und nach treten jene zurück, diese erhält an Intensität wachsend das Uebergewicht.

Daher empfiehlt Braid bei mancherlei frischen Fällen von Muskelschwäche und spastischen Contractionen die Hypnotisirung. Während der Hypnose bringt er die sonst durch die Antagonisten beherrschten Muskeln in Thätigkeit, die contrahirten zur Ruhe.

Eine der räthselhaftesten hierhergehörigen Erscheinungen, die Braid beobachtete, ist die Verschiedenheit der Wirkungen desselben Sinneseindrucks. Die „mesmerisirenden Striche" bringen die Muskeln zur Action, heben die Extremität, die „demesmerisirenden Striche" in entgegengesetzter Richtung bewirken Muskelruhe und Senken des erhobenen Gliedes. Nun bemerkte er aber, daß dieselben Bewegungen des Magnetiseurs, welche die Muskelthätigkeit veranlaßt hatten, auf die contrahirten Muskeln wirkend, Muskelruhe zur Folge haben

[31]) Ob der gewöhnliche Schlaf länger dauerte, ist nicht angegeben.

[32]) Ich habe wiederholt Hypnotische sprachlos gemacht durch einen sanften Druck auf die Mitte der Stirn. Fragte ich sie dann nach ihrem Namen, so wurde entweder gar nicht geantwortet, oder unter außerordentlichen Anstrengungen, wie sie selbst bei habituellen Stotterern in dem Grade kaum vorkommen, nur der Anfangsbuchstabe, wie B—B—B—B zu Stande gebracht. Dieses gilt für Solche, die nie früher hypnotisirt worden waren. Uebrigens trat Aphasie und Stottern in der Hypnose bei Einigen auch ohne Druck auf die Stirn auf.

konnten, wobei sein Wille irrelevant war. Die Erklärung suchte er darin, daß die „automatischen“ Bewegungen des Hypnotischen völlig ohne sein Wissen geschehen, indem der sinnliche Eindruck nur eine Tendenz sich überhaupt zu bewegen abgibt, die Richtung und Art der Bewegung aber die natürlichste unter den zur Zeit möglichen sein wird. Demnach wird ein thätiger Muskel erschlaffen, ein ruhender sich contrahiren bei derselben äußeren Einwirkung. Ein gesenkter Arm hebt sich beim Anfassen der Hand, ein gehobener senkt sich. Von Willkür ist dabei nicht die Rede.

Die halbseitige Hypnose.

„Im Zustande des Torpors aller Sinne und der Steifheit des Rumpfes und der Glieder wird ein Luftzug oder sanfter Druck gegen ein Auge das Sehvermögen für dieses Auge und Gefühl und Motilität auf einer Körperhälfte — derselben Seite, welcher das betroffene Auge zugehört — wiederherstellen, aber das andere Auge unempfindlich und die andere Körperhälfte steif und torpide lassen, wie sie vorher war. Doch wird auf keiner Seite Gehör und Geruch in diesem Falle wiederhergestellt. In vielen Fällen, wenn der Patient durch Seitwärtsblicken hypnotisirt worden ist, erhält sein Körper die Tendenz sich nach jener Seite zu drehen wenn er schläft. Es schien räthselhaft, daß durch die Einwirkung auf ein Auge, sowol Sensibilität wie Motilität derselben Körperhälfte wiedergegeben werden konnten, da doch der motorische Einfluß von der entgegengesetzten Gehirnhemisphäre mitgetheilt wird. Mir däucht, daß die partielle Decussation der Sehnerven hierfür in Betracht kommen könnte“ [33]).

Der Phreno-Hypnotismus.

Die Eigenthümlichkeit der Hypnotischen, nach Erregung gewisser Hautnerven seitens des Operateurs verschiedene Zustände, Emotionen, Leidenschaften, Gefühle zu äußern, nennt Braid „Phreno-Hypnotismus“. Das Wort ist eine Nachbildung des älteren „Phreno-Magnetismus“ und soll daran erinnern, daß, ähnlich wie in der Phrenologie gewissen äußerlich bezeichneten Hautstellen des Kopfes gewisse Gehirntheile functionell entsprechen sollen, durch die Berührung gewisser Hautstellen, namentlich des Kopfes, gewisse geistige Thätigkeiten bei Hypnotischen in vielen Fällen wachgerufen werden können.

Jedoch sind die empfindlichen Hautstellen, deren Berührung bestimmte Aeußerungen veranlaßt, nicht bei allen Individuen dieselben. Bei allen ist aber außer Frage nichts zu beobachten, was für das Ueberströmen irgend eines Agens aus dem Operateur in den Hypnotischen oder für einen directen Einfluß seines Willens spräche, denn auch bei Berührung der Patienten mit einem drei Fuß langen Glasstabe treten die Erscheinungen ein wie nach Berührung mit der Hand und auch ohne und gegen den Willen des Operateurs, wenn er z. B. an etwas anderes denkt.

[33]) Die halbseitige (unilaterale) Hypnose ist neuerdings von mehreren Forschern in Breslau wiederentdeckt und untersucht worden.

Dagegen können oft ganz unscheinbare Sinneseindrücke die stärkste Wirkung haben und namentlich die Nachahmung in auffallendster Weise sich geltend machen, indem die Hypnotischen durch die nur halbgeschlossenen Augenlider sehen und mit geschärftem Gehör hören.

Daher machen die Phreno-Hypnotischen den Eindruck von gelehrigen Personen und es erscheint möglich ihnen allerlei beizubringen, was den conventionellen Aeußerungen von Gemüthszuständen widerspricht. Denn sie geberden sich als wenn sie im höchsten Grade das Bestreben hätten, jeden geäußerten Wunsch anderer zu erfüllen. Sie bewegen sich wie Automaten.

Verfahren, die Phreno-Hypnose herbeizuführen.

Man hypnotisire den Patienten in der gewöhnlichen Weise, halte seine Arme 1 bis 2 Minuten lang ausgestreckt, bringe sie dann sanft wieder in ihre frühere Lage — die Hände auf den Schoß — und lasse ihn einige Minuten lang vollkommen in Ruhe. Dann drücke man sehr sanft mit einer Fingerspitze oder zwei Fingerspitzen gegen eine Stelle der Kopfhaut. Tritt keine Veränderung des Gesichtsausdrucks, keine Bewegung ein, dann reibe man sanft die Stelle und frage leise, woran der Patient denkt, was er wünscht, was er thun möchte, was er sieht. Man wiederhole dann die Fragen, den Druck, die Berührung, die Reibung der Stelle, bis eine Antwort erfolgt.

Wenn der Patient nicht spricht, kann ein sanfter Druck auf die Augäpfel ihn dazu veranlassen. Ist die Haut zu empfindlich, dann kann er erwachen. Dann beginne man wieder und warte etwas länger, im gegentheiligen Falle weniger lang.

Diese Manipulationen müssen mit demselben Patienten immer wieder und wieder vorgenommen werden mit Abwechseln im Zeitpunkt des Anfangens. Die besten Fälle kommen oft erst nach der ersten und zweiten Probe zum Vorschein.

Flüstern und Sprechen der Anwesenden ist dabei zu vermeiden.

Von den empfindlichen Hautstellen ist die Mitte der Stirn besonders empfindlich gegen Druck. Wird sie gedrückt, so könnten, meint Braid, beide Großhirnhemisphären zugleich betroffen werden und das Gedächtniß der Hypnotischen schwindet.

Ein Druck auf das Kinn bewirkt zuerst Speichelabsonderung, diese Zungen- und Kieferbewegungen mit einer Neigung zu schlucken. Auch durch Erregung der Kaumuskeln wird die Bewegung des Essens und Trinkens erregt.

Berührung der Nasenspitze, inspiratorische Bewegungen veranlassend, bewirkt den Wunsch etwas zu riechen.

Reizung des Kopfnickers eine Kopfneigung bewirkend, kann die Vorstellung von Handgeben als Freundschaftszeichen erwecken, die hinzukommende des Trapezmuskels, das seitliche Kopfneigen verstärkend, noch größere Anhänglichkeit zur Aeußerung bringen u. a. m.

Phreno-hypnotische Experimente.

Die ersten Versuche fanden im April 1842 in Liverpool statt, mißlangen aber gänzlich. Im December desselben Jahres gelang jedoch ein Versuch. Beide

Male waren die Manipulationen bekannter Magnetiseure angewendet worden. Braid schrieb aber das ungleiche Resultat nicht einer ungleichen Wirksamkeit des magnetischen Fluidum zu wie jene. Er schloß, daß es durch die verschiedene Empfindlichkeit der verschiedenen Hautstellen bedingt sei, welch letztere verschiedene Eindrücke gäben, wenn sie in gleichartiger Weise gedrückt würden und verschiedene Vorstellungen erweckten, wodurch alte Associationen wachgerufen würden, so daß bei wiederholter gleichartiger Reizung dieselben Ideen sich wiederum einstellen könnten. Dieses schien ihm viel wahrscheinlicher, als daß das Gehirn durch irgend etwas vom Operateur ausgehendes afficirt werde, das durch den Schädel hindurch in das Gehirn dringe; und um es zu beweisen drückte er Stellen, unterhalb welcher keine Hirntheile sich befinden. Das Ergebniß bestätigte die Ansicht. Denn auch Druck auf die Spitze des Warzenfortsatzes, das Nasenbein, das Kinn hatte besondere Manifestationen ebenso zur Folge wie Druck auf verschiedene Stellen des Schädels, oben und seitlich. Ferner ergab sich, daß dieselben Stellen in gleicher Weise bei verschiedenen Patienten gedrückt nicht dieselben Vorstellungen oder Emotionen erweckten, wie es nach Ansicht der consequenten Phrenologen hätte sein müssen. Jedoch konnte daran ungleiche Tiefe der Hypnose schuld sein, wie Braid meinte. Wenn er sie nämlich nicht das supersensitive Stadium erreichen ließ, traten die mimischen Bewegungen und gesprochenen Antworten auf Fragen mannigfaltiger und deutlicher hervor.

Factisch besteht eine große individuelle Verschiedenheit. Einige sind im vollkommenen Phreno-Hypnotismus nach einer Probe, andere erst nach einigen Proben, viele nach vielen gar nicht.

In vielen Fällen behauptet Braid, sorgfältig persönliche Beeinflussung durch andeutende Fragen vermieden zu haben. In anderen richtete er Fragen an seine Patienten. Fremde und Freunde sah er ohne seine Assistenz dasselbe wie er vollbringen.

Auch experimentirte er an mehreren Freunden, auf deren Intelligenz, Ehrenhaftigkeit und Offenheit er sich verlassen konnte, sowie an Kindern mit dem befriedigendsten Erfolge.

Er vergleicht die Versuche mit den Fällen, in welchen durch Flüstern in das Ohr Schlafender gewisse Träume erzeugt wurden.

Vor dem 2. Juni 1843, also binnen einem halben Jahre, hatte er 45 perfecte Fälle von Phreno-Hypnotismus selbst herbeigeführt. Davon beschreibt er 25, welche sämmtlich so überaus unglaublich klingen, daß sie hier nicht wiederzugeben sind. Denn jeder unbefangene Leser wird sich, wenn er die Berichte liest, nicht leicht ausreden lassen, hier handele es sich offenbar um Täuschungen.

Ein anderer Grund aber, weshalb diese phreno-hypnotischen Versuche Braid's nicht mitzutheilen sind, ist die Art ihrer Darstellung mehr noch als ihr Verlauf. Immer wird nämlich diese oder jene von den Phrenologen so oder so benannte Stelle des Kopfes gedrückt, gerieben, berührt — sogar einmal mit einem Glasstabe nicht einmal berührt, sondern nur bezeichnet — und oft erfolgte dann eine Handlung, Bewegung, Aeußerung der Hypnotischen, welche

die Phrenologie scheinbar bestätigt, auch dann, wenn die Patienten von Phrenologie angeblich gar nichts wußten. So wurden nacheinander 6, 8 auch 12 „Vermögen" in Thätigkeit gesetzt, ehe das Selbstbewußtsein wiedererweckt ward; und wenn auch in einem Falle ein bis dahin skeptischer Künstler und Verächter aller Phrenologie hingerissen äußerte und schrieb: „Ist das Verstellung, so ist es das vollkommenste Spiel, das ich jemals sah; nie habe ich die Natur so deutlich und so schön sich äußern gesehen" [34]), so folgt daraus nicht, daß gerade die Berührung der phrenologischen Hautstellen die ihnen entsprechenden „Facultäten" zur Aeußerung brachte. Hätte Braid genauer die Stellen des Kopfes bezeichnet, welche man drücken muß, um Nachahmung, Wohlwollen, Freundschaft, Ehrfurcht, Festigkeit, Mitleid u. dergl. zur Darstellung zu bringen, dann könnte man seine (durch viele namhaft gemachte angesehene Männer) bezeugten Angaben controliren. Er selbst hat übrigens später seine phrenologische Ausdrucksweise gänzlich aufgegeben und niemals behauptet, seine Versuche sprächen zu Gunsten der phrenologischen Organologie. Er erklärt dieselben, wie sogleich gezeigt werden soll, nach gänzlich anderen Principien.

Hier seien nur diejenigen Experimente kurz erwähnt, bei welchen die gedrückten Hautstellen deutlich bezeichnet sind.

Ein sanfter Druck auf das Nasenbein bewirkte bei einer Hypnotischen ausgelassenes Lachen; unmittelbar nach dem Aufhören der Berührung trat der ernste und leere Gesichtsausdruck wieder ein, welcher dem gewöhnlichen Hypnotismus eigen ist. Der Uebergang war plötzlich, so daß die Berührung auch während Absingens ernster Lieder sofort die Lachlust weckte. Reiben oder Kneipen der Haut war an jener Stelle ohne Wirkung.

Beim Drücken des Kinnes dieser Patientin stockte die Athmung unter Seufzen und Schluchzen, jedoch nur so lange die Berührung dauerte.

Wurden Nase und Kinn zugleich berührt, so kam eine höchst lächerliche Combination von Lachen und Weinen, wie bei Hysterischen, zum Vorschein. Beides schwand als der Druck aufhörte. Reiben und Kneipen des Kinnes waren ohne Wirkung. Auch war keine andere Hautstelle in der Weise empfindlich.

Kneipen der Haut um die Augen herum bewirkte subjective Farbenempfindungen, jedoch weniger deutlich, als einfacher Druck gegen die Orbita und Nasenwurzel.

Wurde die Haut über den Ohren gedrückt, dann nahm das Gesicht einen wilden Ausdruck an, der Athem ward angehalten, das Antlitz roth, die Zähne knirschten. Waren die Arme nicht starr, so wurden sogar Versuche, den Anwesenden Gewalt anzuthun gemacht.

---

[34]) Ganz dasselbe wird von den hystero-epileptischen Patientinnen Charcots berichtet, welche unnachahmlich die Drohung, die Furcht, die Lust, den Abscheu u. s. w. darstellen. „Es ist unmöglich, den Blick himmlischer Beseligung zu beschreiben" as of one who realised the blessedness of heaven, which the patient presented, schreibt Gamgee (Brit. med. Journ. 12. October 1878), der den Ausdruck mit dem vergleicht, welchen die alten Meister ihren Heiligen und Märtyrern geben.

Bei häufiger Wiederholung dieser Experimente waren die Erfolge und Antworten dieselben. Die Patientin wußte aber nachher nichts davon.

Bei einem zweiten hypnotischen Individuum bewirkte Reibung über dem Nasenbein das Verlangen etwas zu riechen, über dem Kinn, etwas zu essen, über dem Orbicularmuskel eine geringe Lachlust, dicht über der Nasenwurzel subjective Gesichtsempfindungen, rund um die Orbita ähnliche in Farbe und Form und Verbindung variirende subjective Gesichtserscheinungen je nach dem Grade des Druckes und der Reibung.

In einem dritten Falle bewirkte Reibung der Haut gegen die Orbita-Ränder subjective Gesichtserscheinungen. Obwol nun Braid versichert, der Augapfel sei sorgfältig vor Druck bewahrt worden, liegt es nahe diese wie die anderen Angaben über die „Spectra" auf mechanische Netzhautreizung zu beziehen. Jedoch bewirkte

in einem vierten Fall Druck über den Augenbrauen vielfarbige vielgestaltige subjective Bilder, heitere und glänzende, und Druck unter dem Auge die Vorstellung des Meeres, eines Schiffes und ertrinkender Menschen.

Als zum ersten Male die von Phrenologen der Nachahmung zugeschriebene Kopfstelle — und zwar zufällig — berührt wurde, wurde alles gesprochene nachgesprochen: Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Deutsch, Lateinisch, Griechisch mit äußerster Präcision. Später wurden derartige Beobachtungen oftmals wiederholt mit gleichem Erfolge, einmal sogar der Gesang der Jenny Lind Deutsch und Italienisch auffallend correct von einer grammatikalisch ununterrichteten Person in der Hypnose wiedergegeben, ohne daß sie ein Wort davon verstanden hätte und ohne im wachen Zustande eine solche phonische Nachahmung auch nur versuchen zu können.

Im Ganzen scheinen mehr wohl unterrichtete hochgebildete Individuen als ungebildete verwendet worden zu sein, jedoch gaben zwei gesunde und kräftige Mägde, von denen die eine behauptete, sie könne überhaupt nicht hypnotisirt werden, ganz ähnliche Resultate. Das Nachsprechen in fünf Sprachen, das Farbensehen und vieles andere gelang gerade so wie oben. Die auffallendsten Aeußerungen geschahen sogar, ohne daß irgend jemand etwas sprach. Beide Patientinnen wurden unabhängig von einander geprüft.

Musik hatte bei einigen auffallend anmuthige Tanzbewegungen zur Folge. Ueberhaupt wurden die Zeugen der phreno-hypnotischen Experimente sowol durch den raschen Uebergang von einem Zustande in den anderen, wie durch die vollkommene Wahrheit ihrer Darstellung in das allergrößte Erstaunen versetzt [34]). Ehrfurcht, Freundschaft, Abneigung, Hoffnung u. a. wurden durch Mienen und Geberden in unbegreiflicher Schönheit lebendig geäußert und zwar von angesehenen, einer Täuschung unfähigen Persönlichkeiten. Eine strenge Methodistin, welche seit vielen Jahren nicht mehr tanzte, und Tanzen für sündhaft hielt, zeichnete sich durch Geschicklichkeit beim Walzen aus. Nach dem Erwachen wußte sie nichts davon.

Alle derartigen phreno-hypnotischen Experimente sind, meint Braid, sehr leicht zu demonstriren. Er beschreibt die Fälle, welche er beobachtete, als wenn

es jedem, wie ihm gelingen müsse, die geschilderten merkwürdigen Erscheinungen hervorzurufen.

Braid's theoretische Bemerkungen.

Während der Entdecker des Hypnotismus den größten Werth auf die Anerkennung und immer auf's Neue wiederholte Bestätigung der von ihm gefundenen Thatsachen legt, versucht er eine Erklärung derselben nicht. Nur ganz zerstreute, theoretische Notizen finden sich in seinen Schriften bezüglich der wichtigen Frage, worin die organische und psychische Veränderung besteht, welche die Hypnose bedingt.

Diese Aussprüche sind aber von Interesse, weil sie deutlich die Selbständigkeit des Verfassers zeigen und bis zum heutigen Tage etwas besseres an ihre Stelle nicht gesetzt worden ist.

a) Gewöhnlicher Hypnotismus.

„Die merkwürdige Thatsache, daß sämmtliche Sinne in einem tiefen Torpor verharren, die Glieder starr sein können und doch durch einen sehr sanften Druck auf die Haut über den Augäpfeln der Patient sofort erweckt wird, wach wird in Bezug auf alle Sinne und die Beweglichkeit des Kopfes und Nackens, kurz, alle die Theile, welche von den oberhalb des Ursprungs des fünften (Hirnnerven-)Paares entspringenden und den mit diesen anastomosirenden Nerven versorgt werden, dagegen nicht afficirt wird durch einfache mechanische Einwirkung auf andere Sinnesorgane, ist ein schlagender Beweis dafür, daß eine eigenthümliche Beziehung des Zustandes der Augen zum Gehirn und Rückenmark in der Hypnose besteht".

Einen wesentlichen Antheil an dem veränderten Gehirnzustand im natürlichen wie künstlichen Hypnotismus schreibt Braid einer „unvollkommenen Arterialisation" des Blutes zu. Er behauptet, „daß ein solcher Zustand des Blutes existirt und die Ursache des gewöhnlichen Schlafes ist und daß der noch intensivere Torpor in einem gewissen Stadium des Hypnotismus von einem noch weniger purificirten Blute herrührt, sowie, daß andererseits der traumhafte und exaltirte Zustand von verschiedenen Graden der reizenden Eigenschaften des Blutes herkomme (indem es mehr arterialisirt sei in verschiedenen Stadien) und zusammenhängt mit der Geschwindigkeit der Circulation, dem Blutdruck oder der auf das Gehirn ausgeübten Tension während des kataleptiformen Zustandes." Jedoch:

„In Bezug auf die nächste Ursache der Erscheinungen meine ich, der beste Plan beim gegenwärtigen Stande unseres Wissens sei der, weitere Thatsachen zu sammeln, sie für die Heilung von Krankheiten zu verwerthen und in einer künftigen Zeit zu theoretisiren, wenn wir größere Vorräthe von Thatsachen haben, um daraus Schlüsse zu ziehen."

Einen Hauptunterschied des Hypnotismus vom gewöhnlichen Schlaf sieht nämlich Braid darin, daß jener ganz außerordentliche Heilwirkungen in acuten, Besserungen in chronischen Nervenkrankheiten bewirke, ein Gebiet, das er dem der Theorie vorzog und mit Enthusiasmus cultivirte. Eine Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Schlaf bildet dagegen der Mangel an absichtlichen oder

überlegten (bewußten) Muskelcontractionen. Daß bei den letzteren der (willkürliche) Impuls anfangs am stärksten ist und allmälig nachläßt, worauf Ermüdung folgt, ist wieder ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal vom wachen Zustande. Denn in der Hypnose tritt die Katalepsie allmählich zunehmend ein, erreicht und behält lange ein Maximum und es folgt kein Ermüdungsgefühl nach [31]).

b) Phreno-Hypnotismus.

Zum Verständniß dieses eigenthümlichen Zustandes können zwei Wege führen.

„Es ist bekannt, daß jede Art Leidenschaft und Emotion im Geiste durch Musik erweckt werden kann. Aber wie entsteht sie? Einfach durch die verschiedenen Effecte, welche durch die ungleichen Geschwindigkeiten, Kräfte, Arten und Combinationen der Luftschwingungen auf die Hörnerven ausgeübt werden, welche wieder dem Gehirn mitgetheilt werden, so daß dieses auf Geist und Körper wirkt, die entsprechenden psychischen und körperlichen Aeußerungen erzeugend. Jedermann hat die durch dieses Mittel auf die Physiognomie ausgeübten merkwürdigen Wirkungen wahrnehmen müssen und der kritischere Beobachter muß bemerkt haben, daß bei empfänglichen Individuen auch eine sehr deutliche Aenderung der Athmung und Körperhaltung vorhanden ist. Er muß auch erfahren haben, an sich und anderen, wie geneigt wir sind, eine psychisch und physisch sympathisirende Verfassung anzunehmen von denen, mit welchen wir zusammen sind, auch schon während einer temporären Zusammenkunft. Diese physischen Veränderungen scheinen von einem geistigen Einfluß herzurühren, der von den Augen und Ohren her mitgetheilt und dann von innen reflectirt wurde durch die Athmungs-, Gesichts- und Rückenmarks-Nerven auf die äußere Gestalt und Miene. Wenn das nun der Fall ist, ist es dann sehr unwahrscheinlich, daß mittelst Erregung der Muskeln in der Hypnose durch Reizung gewisser Nerven der Eindruck des Gefühls, mit dem solche Aeußerung gewöhnlich verbunden ist, auf das Gehirn reflectirt wird und im Gemüth die entsprechende Leidenschaft oder Emotion erweckt? Ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß dieses die wahre Ursache der „phrenologischen Manifestationen" in der Hypnose ist. Und da es die Eigenthümlichkeit dieses Zustandes ist, daß alle Energieen der Seele auf die hervorgerufene Emotion concentrirt sind, wird die Manifestation natürlich sehr entschieden. Ich muthmaße, daß das Drücken verschiedener Stellen, durch den mannigfaltigen Nervenbündeln ertheilten Reiz, gewisse Gruppen von Muskeln des Gesichts und ganzen Körpers in Thätigkeit setzt und auch die Athmungsorgane beeinflußt; so wird das Gemüth indirect beeinflußt durch die Organe des Gemeingefühls und den Sympathicus, wie Niesen bei Einigen hervorgerufen wird, wenn ein zu helles Licht die Sehnerven reizt. Zwei sehr intelligente Patienten, welche theilweise ihr Bewußtsein behielten und bekennen alles in ihrer Macht gethan zu haben, um dem durch die Manipulationen am Kopf gesetzten Einfluß zu widerstehen, sagen aus, das erste Gefühl sei ein Ziehen der Muskeln des Gesichts gewesen, eine Affection des Athmens und dann ein unwiderstehlicher Impuls so zu thun, wie sie thaten, aber

warum, das konnten sie nicht sagen." Ebenso konnten diejenigen Patienten, welche nach der ersten Hypnose nichts von dem Vorgefallenen behalten, aber in der zweiten Hypnose die Erinnerung an die Vorfälle während der ersten vollständig wiedergewonnen hatten, nichts in dieser aussagen was zum Verständniß ihres Zustandes diente, aber auch nichts was gegen diese Auffassung spräche.

Wenn aber dieselbe nicht für zulässig erachtet werden sollte, dann hat Braid nur noch eine Meinung als allenfalls befriedigend vorzubringen, daß nämlich „die verschiedenen sensibeln Nervenfasern direct die entsprechenden Punkte des Gehirns erregen und diese wieder die physischen Aeußerungen hervorrufen."

Die Magnetiseure behaupten jetzt nicht mehr, daß ihr Wille nothwendig sei. Dr. Elliotson erklärt ausdrücklich 1842, daß er „niemals eine Wirkung durch bloßes Wollen hervorgerufen habe" und fügt hinzu: „Ich habe nie zu der Annahme Grund gehabt (und ich habe unzählige, vergleichende Experimente darüber angestellt), daß die Wirkungen meiner Proceduren durch die größte Willensanstrengung erhöht würden, oder daß sie durch Denken an andere Dinge abnähmen oder dadurch, daß ich versuchte nur ebensoviel Aufmerksamkeit auf das, was ich vorhatte, zu verwenden, als eben zur Fortsetzung der Procedur nothwendig war. Soweit war ich vom Wollen entfernt, daß ich anfangs keine Vorstellung davon hatte, was die Wirkung meiner Proceduren sein werde." Derselbe magnetisirte sogar erfolgreich, wenn er vorübergehend vergaß, was er vorhatte und leugnet eine Sympathie des Patienten mit dem Gehirn des Operateurs. Braid stimmt ihm in Beidem bei und wußte, daß Berührung oder Annäherung unbelebter Objecte ebenso wie die Berührung durch die Finger eines Skeptikers wirken kann.

Dem Einwande, daß die Kopfhaut nicht empfindlich genug sei und nur von Nervenfasern versorgt werde, welche nicht direct durch den Schädel in das Gehirn gehen, entgegnet Braid, man kenne den Zusammenhang der sensibeln Nerven (der Haut) des Kopfes mit den verschiedenen Hirntheilen noch nicht genau, und wenn sie auch auf Umwegen zu den functionell differenten Hirntheilen gelangten, so sei eine directe Beeinflussung doch nicht unmöglich.

Jedenfalls kann, so behauptet er 1843 mit großer Entschiedenheit, weil die Gehirnfunctionen localisirt sind, durch Erregung der in die functionell ungleichen Hirntheile einmündenden sensorischen Nerven von jedem Theile des ganzen Körpers aus der eine oder andere Hirntheil erregt werden, gleichviel, ob man die Stellen, besonders des Kopfes und Halses, von denen aus häufig dieselben oder ähnliche Aeußerungen bei verschiedenen Individuen — durch sanften Druck in tiefer Hypnose — ausgelöst werden, correspondirende oder sympathetische Punkte nennt oder sonstwie den Einfluß der Annäherung und Berührung deuten will.

„Die hier zu entscheidende Frage ist nicht, wozu Patienten gegen den natürlichen Verlauf dressirt werden können, indem man ihnen ein stärkeres Motiv künstlich beibringt, als der aus dem natürlichen Gefühle entspringende Impuls ist. Was nach dieser Richtung erreicht werden kann, weiß ich nicht, da ich derartige Experimente in Bezug auf den vorliegenden Theil der Frage nicht an-

gestellt habe. Es ist aber allgemein bekannt, daß ich schon seit December 1841 die merkwürdige Gelehrigkeit der Patienten im Hypnotismus hervorhob, welche sie besorgt erscheinen ließ, jedes passende Verlangen, jeden vermutheten Wunsch Anderer zu erfüllen. Ich zweifle daher nicht mehr, daß sie in der Hypnose dressirt werden könnten, entgegengesetzte Neigungen zu äußern, im Einklang mit conventionellen Bestimmungen, gerade wie sie im Wachsein es zu thun gelehrt werden können, daß sie z. B. Weiß schwarz und Schwarz weiß, die Nacht Tag und den Tag Nacht nennten u. dgl. in Bezug auf jede Sitte, Redeweise, Handlung."

„Die eigentliche Frage, welche entschieden werden muß, scheint mir diese zu sein: Können die Leidenschaften und Emotionen und intellectuellen Vermögen im Hypnotismus einfach durch Berührung oder Reibung über gewissen sympathetischen Stellen des Kopfes und Gesichts ohne vorherige Kenntniß der Phrenologie, Dressur oder Flüstern oder solche anleitende Fragen, welche naturgemäß solche Leidenschaften, Emotionen oder geistige und körperliche „Manifestationen" hervorrufen, sich äußern? Meine eigene Erfahrung berechtigt mich bejahend zu antworten."

Nichtsdestoweniger zweifelte Braid so sehr, daß er die andere Möglichkeit wiederholt betont und experimentell zu untersuchen sich vornahm, die Möglichkeit, daß gar kein Zusammenhang zwischen den berührten Stellen und den hervorgerufenen Aeußerungen stattfindet, daß vielmehr diese ganz auf Associationen beruhen, die von irgend einer unvollständigen Kenntniß der Phrenologie herrühren, von willkürlichen Einrichtungen oder zufälligen Umständen stammen oder von Ursachen, welche gänzlich übersehen oder vergessen worden waren und nachher die Resultate zu Tage fördern durch „„das Gesetz des Geistes, welches bestimmt, daß die Wiederholung einer deutlichen Empfindung die Erneuerung der vergangenen früher mit ihr associirten Gefühle mit sich bringt"" (Hibbert).

Eine Frau hatte im Schlafwandeln correct lange Bibelstellen Hebräisch und andere Auszüge aus Büchern in Sprachen, die sie nie gelernt hatte, öfters hergesagt, ohne nach dem Erwachen etwas davon zu wissen. Schließlich fand man heraus, daß sie als Mädchen bei einem Geistlichen gewohnt hatte, der die Stellen für sich laut las und den sie hörte.

So meint Braid könnten auch die phreno-hypnotischen Erscheinungen durch unbewußte Association „automatisch" zu Stande kommen. Zu Gunsten dieser Auffassung spricht vor Allem seine Entdeckung, daß dann die Manipulation jedesmal dem (phrenologisch supponirten) Theile nach dem Berühren entsprach, wenn er vorher dem hypnotischen Patienten „das Vermögen" z. B. Ehrfurcht genannt und dieser seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet hatte. Hier an ein abgekartetes Spiel nicht zu glauben ist in der That schwer für jeden, der keine eigenen hypnotischen Erfahrungen gemacht hat.

Im gewöhnlichen Schlafe kann unbewußt eine unbequeme Lage mit einer bequemen vertauscht werden. Dabei wird der Muskelzustand Ursache der neuen instinctiven Bewegung. Bei dem Hypnotischen kann ähnlich durch künstliche Einwirkung auf gewisse Muskeln der Theil des Gehirns in Thätigkeit gesetzt werden, welcher gewöhnlich die Bewegung derselben veranlaßt. „In diesem Falle würde

die gewöhnliche Folge umgekehrt werden, indem was natürlicherweise die Consequenz ist, eine Ursache der cerebralen und psychischen Erregung wird."

„Man kann sich leicht vorstellen, daß das Hineinlegen einer Feder oder eines Bleistiftes in die Hand die Vorstellung des Schreibens oder Zeichnens erwecken kann; oder daß Reizung des Wadenmuskels, der uns auf die Zehen stellt, die Vorstellung des Tanzens natürlicherweise erregt, ohne irgend eine andere Eingebung, als die aus der Stellung und der Thätigkeit jener Muskeln resultirende, welche natürlicherweise und nothwendig beim Ausüben solcher Functionen thätig sind. Dagegen würde ich gar sehr bezweifeln, daß die Reizung der Beinmuskeln die Vorstellung des Schreibens erwecke, oder daß das Hineinlegen einer Feder oder eines Bleistiftes in die Hand die Vorstellung des Tanzens erwecke, ohne vorherige Verständigung und Absprache."

Nach demselben Grundsatz faßt Braid die oben erwähnten auffallenden Wirkungen von künstlicher Muskelreizung im Traumstadium des Hypnotismus auf und geht sogar soweit, anzunehmen, daß Erregung der Nackenmuskeln die wiegende Bewegung hervorrufend die Vorstellung des Wiegens erzeuge, d. h. die Kinderliebe sich bethätigen lasse. „Ein Druck auf den Scheitel, alle Muskeln zur Aufrechthaltung des Körpers in Thätigkeit setzend, erregt die Vorstellung von unnachgiebiger Festigkeit." Gibt man dem Patienten die gebeugte Stellung, das Athmen etwas ihm erschwerend, dann würden Ehrfurcht und Wohlwollen dargestellt.

Endlich ist noch zur Erklärung des Phreno-Hypnotismus zu beachten, daß viele wegen der erregten und angespannten Gemüthsverfassung und gesteigerten Sinnesthätigkeit viel leichter Eindrücke von außen erhalten, sich dadurch leichter bestimmen lassen in gewisser Weise zu agiren, und in der Hypnose darum wie das willenlose Werkzeug des Operateurs sich geriren, ohne es zu wissen.

c) Fascination.

Eine dem Hypnotismus nahe verwandte Veränderung des Gehirns, mit Aufhebung des Willens, tritt bei Menschen und Thieren in Augenblicken großer Gefahr ein, sie sind wie „verzaubert" oder „fascinirt". Die Fascination, welche auch künstlich herbeigeführt werden kann, nennt Braid eine Art Monoideïsmus. Wird Jemand monoideïsirt, so heißen ferner die organischen und psychischen Veränderungen, welche eintreten, mono-ideo-dynamisch. Diese Ausdrücke decken sich nicht mit dem lediglich zur Bezeichnung des durch einen unerwarteten starken Sinneseindruck herbeigeführten Zustandes dienenden neuen Namen Kataplexie, kataplegisch, da letztere nur auf Zustände der Willenlosigkeit ohne Bewegungen sich beziehen[35]).

Monoideïsmus umfaßt vielmehr den Hypnotismus, die Kataplexie, die Fascination und noch andere Zustände, welche alle gemeinsam haben eine temporäre Störung der Thätigkeit nervöser Centren durch eine ungewöhnliche Erregung oder Vorstellung, auf welche die ganze Aufmerksamkeit ursprünglich sich concentrirt hatte.

---

[35]) Vgl. „Ueber das Magnetisiren der Thiere." Deutsche Rundschau, 1877. XIII. S. 107.

Die Annäherung des Vogels an die ihn anstarrende Schlange ist für Braid ein Fall von mono-ideo-dynamischer oder unbewußter Muskelthätigkeit, welche daher rührt, daß eine Vorstellung allein herrscht, wie beim Tischrücken.

Wenn die Aufmerksamkeit völlig in Anspruch genommen ist durch eine mit einer Bewegung verbundene Vorstellung, dann wird ein Impuls in die Nerven und Muskeln gesendet, welcher eine entsprechende Bewegung veranlaßt, nicht nur ohne irgend eine bewußte Anstrengung des Willens, sondern sogar entgegen dem Willen in vielen Fällen. Daher scheinen Menschen wie Thiere unwiderstehlich angezogen zu werden oder wie gebannt zu sein. Der Wille liegt darnieder. Das Individuum ist mono-ideïsirt oder unter dem Einfluß der herrschenden Vorstellung, so daß es dieser nicht hinreichend Zurückhaltung oder Widerstand entgegensetzen kann. Und beim Vogel und der Schlange ist es zunächst Erstaunen, welches die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, dann verursacht Furcht jenen mono-ideo-dynamischen Zustand der Muskeln, welcher unwillkürlich mit der Annäherung und Gefangennahme des Vogels endet. Im Gedränge werden bisweilen einzelne Menschen, wenn sie quer über die Straße gehen zwischen die Wagen hindurch, nicht nur wie gebannt durch ein Gefühl von Gefahr, sodaß sie den Ort der Gefahr nicht verlassen können, sondern manchmal scheint es sogar, daß sie gezwungen werden, vorwärts in die größere Gefahr sich zu begeben, welche sie vermeiden wollen und welche Individuen mit mehr Selbstbeherrschung oder Geistesgegenwart genöthigt werden können zu vermeiden, etwa durch einen unglaublichen Sprung, indem ihre gewöhnlichen Kräfte zu ungewohnter Höhe steigen durch das lebhafte Vertrauen, das ihrer sich bemächtigte, sie würden die Fähigkeit haben, eine solche Leistung zu vollbringen.

Dasselbe Princip gilt für das Tischdrehen, welches Viele täuschte, indem sie glaubten der Tisch ziehe sie, während sie ihn selbst schoben oder zogen ohne es zu wissen. So können auch einzelne Menschen unabsichtlich in Abgründe springen, sich von Thürmen herabstürzen u. s. w.

Hier, wie beim Huhn im Experimentum mirabile wird durch das Vorherrschen einer einzigen Vorstellung oder Fixirung der Aufmerksamkeit, die controlirende Kraft, der Wille, außer Thätigkeit gesetzt.

(Dasselbe ist der Fall, wenn ein Wandervogel, z. B. die ungemein scharfsichtige und scharfhörende Canadische wilde Gans, durch Schiffe oder Lärm erschreckt, die Fassung verliert, wie Audubon berichtet, und gegen den Leuchtthurm bei hellem Tage anstürmt, oder hunderte von Meilen wieder zurück fliegt, oder sich zu Boden setzt, wo sie „verdutzt" sich widerstandslos ergreifen läßt.)

(Schluß des Artikels im nächsten Heft.)

Die Weltgeschichte in ihren neuesten Darstellungen.

Von
Dr. Ignaz Jastrow in Berlin.

Es ist von unserer Zeit vielfach behauptet worden, daß sie auf künstlerischem Gebiet mehr der sorgfältigen Technik als dem genialen Schwung günstig sei, auf wissenschaftlichem mehr der Erforschung der Einzelheiten als der systematischen Zusammenfassung der Ergebnisse. Wenn dem so ist, dann gibt es sicher kein Gebiet, für welches jene Beobachtung in höherem Grade zuträfe, als für die moderne Geschichtschreibung.

Auf dem Felde der historischen Forschung überläßt das gesammte Ausland uns Deutschen neidlos den Vortritt. Als vor einigen Jahren in Paris die „Revue historique" begründet wurde, führte sie sich in die gelehrte Welt durch einen Aufsatz ein, in dem sie ohne Rückhalt anerkannte, daß der Ruhm, für die Erforschung vergangener Zeiten das Meiste geleistet zu haben, der deutschen Gelehrtenwelt gebühre. In zahllosen Städten und Städtchen sind die historischen Localvereine thätig, das Dunkel aufzuhellen, das auf Ursprung und Entwickelung ihrer heimathlichen Gemeinden ruht; und der einst gefürchtete Städtebund der Hansa ist in unsern Tagen zu dem harmloseren Zwecke auferstanden, die Kunde von vergangener Herrlichkeit der Nachwelt zu überliefern. Die deutschen Staaten lassen es sich alle angelegen sein, für die archivalische Bewahrung der Urkunden, für Veröffentlichung und Verarbeitung ihres Inhalts zu sorgen; allen voran das Königreich Bayern, dem auf diesem Gebiete kein deutscher Patriot den Ruhm mißgönnt, an selbständiger Entfaltung seiner Kräfte es allen Großstaaten gleich zu thun. Endlich ist die Hauptstadt des neuen Reiches auch der Sitz einer Behörde geworden, die Gelehrte aller deutschen Länder aus dem Reich, wie aus Oesterreich, zu dem schönen Zweck vereinigt, die politischen Grenzen der Gegenwart zu vergessen und die gemeinsame Vergangenheit aller deutschen Stämme zu erforschen: Es ist dies die Centraldirection für die „Monumenta Germaniae historica", die Schöpfung des Freiherrn vom Stein, die eben nach langem Schlummer wieder erwacht war, als sie auf dem neu errichteten Denkmal ihres Stifters unter den Emblemen seiner Wirksamkeit einen so hervorragenden Platz erhielt.

Auch bleibt all' das Quellenmaterial, das an Chroniken, Briefen, Acten und Alterthümern aller Art zu Tage gefördert wird, nicht etwa unverarbeitet.

Im Gegentheil: unsere historische Literatur ist reich an vorzüglichen Werken über die einzelnen Perioden der vaterländischen Geschichte. Aber nur desto auffallender bleibt die Thatsache, daß bereits seit Jahrzehnten kein Buch geschrieben worden ist, welches die Ergebnisse aller dieser Arbeiten zusammenfaßte. Trotz allem Eifer der Forschung gerade auf diesem Gebiete muß man doch gestehen, daß es nicht eine einzige deutsche Geschichte auf dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft gibt: wenn man anders darunter ein Buch versteht, das die Entwickelung unseres Volkes von den ältesten Zeiten bis herab auf die Gegenwart verfolgt. Und doch ist die Geschichte eines einzelnen Volkes nur ein begrenztes Gebiet. Wenn es nun schon auf diesem Felde an einer zusammenfassenden Darstellung fehlt, so sollte man meinen, daß derjenige Zweig der Geschichtschreibung, dessen Werth ausschließlich in der Zusammenfassung der verschiedenen Volksgeschichten unter einem einheitlichen Gesichtspunkte besteht, nämlich die Universalgeschichte, vollends darniederliege. Und doch ist dies nicht der Fall. Vielmehr ist die wissenschaftliche Bewegung gerade auf diesem Felde ziemlich lebhaft geworden. Es hat weder an philosophischen Betrachtungen, noch an historischen Darstellungen der Weltgeschichte gefehlt. Während auf der einen Seite die Naturwissenschaften, stolz auf die Erfolge, die sie in ihrem Bereiche errungen, ihre Methode auch auf das Gebiet der Geschichtschreibung zu verpflanzen suchten, während so eine Zeit lang eine gewaltige Revolution in der historischen Wissenschaft sich vorzubereiten schien, haben auf der anderen Seite die älteren Darstellungen der Weltgeschichte immer neue Leser, aber auch immer neue Bearbeitungen gefunden. Eine Wanderung durch das ganze Gebiet dieser Literatur zu unternehmen, kann hier unsere Absicht nicht sein. Dem Zwecke dieser Zeitschrift ist es wol angemessen, diejenigen Werke auszuwählen, die — mit Recht oder Unrecht — einen größeren Leserkreis gefunden haben.

Vielleicht hat von allen diesen Büchern keines eine solche Bewegung hervorgerufen, wie Buckle's Geschichte der englischen Civilisation, deren erster Band im Jahre 1857 den Grundriß zu einem neuen Gebäude der Geschichtswissenschaft brachte. Buckle tritt in bewußtem Gegensatz zu all' seinen Vorgängern auf. In allen ihren Leistungen erblickt er nur das eine Verdienst, Stoff zu einer künftigen Wissenschaft gesammelt zu haben. Aber jetzt komme es darauf an, Licht zu bringen in diese wirre Masse von Thatsachen, die Gesetze herauszufinden, nach denen sich die Geschicke der Völker entwickeln, d. h. eine Wissenschaft der Geschichte zu gründen, wie es seit Jahrhunderten eine Wissenschaft der Natur gibt. In der Naturwissenschaft, sagt Buckle, zweifelt Niemand daran, daß alle Veränderungen nach ganz bestimmten Gesetzen vor sich gehen; aber die menschlichen Handlungen stehen ebenfalls unter dem bestimmenden Einfluß von Gesetzen und sind von ihnen allein abhängig. Ein freier Wille existirt nicht. Wir glauben allerdings, frei zu sein; thatsächlich aber ist jede unserer Handlungen von Antecedentien bestimmt, die zum Theil zwar im menschlichen Geist selbst, zum Theil aber auch in der Außenwelt liegen. Wo den Menschen eine Natur voller Schrecknisse umgibt, wie in den Gegenden der tropischen Hitze, da ist seine Geschichte im Wesentlichen nichts anderes als eine Einwirkung der Natur auf den menschlichen Geist. Die europäische Geschichte dagegen kann in der Hauptsache

als die Einwirkung des menschlichen Geistes auf die Außenwelt bezeichnet werden. Man sieht wol, daß man es hier nicht mit einem consequenten Materialismus zu thun hat. Materie und Geist werden neben einander gestellt. Buckle ist, wenn wir seinem Freunde Ruge trauen dürfen, überhaupt kein Materialist, sondern „nur" ein Engländer. Aber in Deutschland sind wir einmal gewohnt, die Freiheit des Willens als den Probirstein anzusehen; wenn Jemand behauptet, daß alle unsere Handlungen unter dem ausschließlichen Einfluß von bestimmten Gesetzen stehen, so sind wir gewohnt, diese Anschauung mit dem Materialismus zu identificiren; und uns erscheint es eigentlich als Inconsequenz, wenn man von diesem Standpunkte aus noch von einer Einwirkung des Geistes auf die Natur reden will.

Aber diese — scheinbare oder wirkliche — Inconsequenz ist es doch wieder, wodurch Buckle sich unserer Anschauung nähert, wodurch so viele Partien des Buches sogar bei Gegnern seines Standpunktes Verständniß und Anerkennung gefunden haben. Er untersucht auf's Eingehendste die Ansichten, welche der Religion eines Volkes oder gar seiner Regierung einen bestimmenden Einfluß zuschreiben. Aber diese beiden Momente, sagt Buckle, sind nicht die Hebel der Cultur, sondern bloße Producte derselben. Ein Volk hat stets die religiöse Ueberzeugung, die seinem Culturzustande angemessen ist; und wenn ihm von außen her eine fremde Religion gebracht wird, so nimmt es nur so viel davon an, wie es nach seiner geistigen Befähigung erfassen kann. Die Juden haben die mosaische Religion angenommen, als sie ihnen geboten wurde; aber die Rückfälle in's Heidenthum haben nicht früher aufgehört, als bis das Volk auf den geistigen Standpunkt gehoben war, daß es die Idee von Einem Gotte erfassen und bewahren konnte. Als die germanischen Völkerschaften mit christlichen Nationen in nähere Berührung traten, haben sie sich zum Christenthum bekannt; aber dennoch machen die ersten Jahrhunderte des Mittelalters noch einen fast heidnischen Eindruck, und bis auf den heutigen Tag sind die Bekehrungen wilder Völker durch Missionare nur äußerlich, und sie bleiben es so lange, bis jene Völker durch die Heranbildung im Sinne der europäischen Cultur dazu befähigt werden, einen höheren religiösen Standpunkt zu verstehen und sich zu eigen zu machen.

Noch weit schärfer wendet sich Buckle gegen die Ansicht, daß wir die Fortschritte unserer Cultur der Geschicklichkeit unserer Staatsregierungen zu verdanken haben. Er erinnert an die Aufhebung der Korngesetze, ein damals wie noch heute vielbewundertes Denkmal von der Weisheit der englischen Gesetzgeber. Aber wer waren die Gesetzgeber, die diesen Schritt endlich gethan haben? Es waren dieselben Männer, die ein Menschenalter hindurch ihre Kraft im Widerstand gegen diese heilsame Maßregel vergeudet hatten. Immer wieder und wieder hat das Parlament alle darauf gerichteten Anträge abgelehnt. Nur dem Aufschwunge der nationalökonomischen Wissenschaft, nur der Ausbreitung der freihändlerischen Ideen hat England jenen Fortschritt zu danken, nicht den Gesetzgebern, die die Aufhebung erst decretirten, als sie von der fortschreitenden Wissenschaft seit Jahrzehnten gefordert war.

Man mag mit Buckle darüber streiten, ob Religion und Staatsregierung nicht denn doch an der Entwickelung des menschlichen Geistes einen größeren

Antheil haben; aber bei aller Differenz im Einzelnen befindet man sich bis hierher noch auf gemeinsamem Boden mit ihm. Diese Gemeinsamkeit hört jedoch bei vielen seiner Leser auf, wo er von der Behauptung, daß all' jene Fortschritte der Entwickelung der menschlichen Wissenschaft zu verdanken sind, zu der weiteren Behauptung fortschreitet, daß sie ihr ausschließlich zu verdanken sind. Die Entwickelung des menschlichen Geistes ist für ihn identisch mit der Entwickelung des menschlichen Verstandes. Er leugnet ausdrücklich, daß die sittlichen Ideen einen irgendwie erheblichen Einfluß auf die Geschichte ausgeübt haben oder jemals ausüben könnten. Unsere sittlichen Ideen seien heut dieselben wie vor Jahrtausenden; sie bleiben in ewigem Stillstand; schon dies allein beweise, daß ihnen kein Verdienst um die Ursachen unsers Fortschritts zugeschrieben werden könne. Schon vor Buckle war darauf hingewiesen worden, daß die zehn Gebote heut wie vor 3000 Jahren als die Grundlage aller sittlichen Anschauung gelehrt werden. Aber der Dekalog ist niemals als der Inbegriff der sittlichen Gebote ausgegeben worden; er enthält nicht einmal, wie sein deutscher Name sagt, zehn Gebote, sondern nur ein einziges, „Ehre Vater und Mutter"; die übrigen neun sind sämmtlich Verbote, sie verbieten wenig mehr, als was eine sittlich-religiöse Gemeinschaft von sich fern halten muß, wenn sie überhaupt nur existiren will. Dieses Minimum religiöser Vorschriften ist sich allerdings gleichgeblieben; aber wenn Jemand daraus folgert, daß die moralischen Lehren überhaupt keine Fortschritte machen, so hat man diesem Verfahren mit Recht das Pendant an die Seite gestellt: das Einmaleins war vor Jahrtausenden bekannt und wird noch heut als Grundlage der Mathematik gelehrt: ein klarer Beweis, daß diese Wissenschaft keine Fortschritte mache und auch keiner Fortschritte fähig sei! Thatsächlich läßt sich durch den ganzen Verlauf der Weltgeschichte neben dem wissenschaftlichen Fortschritt und von diesem unabhängig der moralische auf's Deutlichste verfolgen.

Das ganze classische Alterthum ist von der Moral durchdrungen, daß es des Mannes würdig ist, seinen Freunden zu nützen und seine Feinde zu verderben. In Rom erhob der alte Cato, der Eiferer für alte Zucht und Sitte, seine Stimme, um die Römer aufzufordern, den Erzfeind Karthago nicht blos zu überwinden und herabzudrücken, sondern vom Erdboden zu vertilgen. Aber auch dem Volke Israel wurde es zur heiligen Pflicht gemacht, Amalek aus dem Menschengeschlechte auszurotten; und als Saul mit dem König des feindlichen Volks Erbarmen fühlt, wird ihm dies als eine schwere Verschuldung angerechnet. Samuel, der Gottesmann, stößt den Gefangenen nieder und thut dabei einen Ausspruch, der uns recht deutlich zeigt, wie die Rache am Feinde als ein gottgefälliges Werk, als ein Gebot der Sittlichkeit erscheint. Hat dem gegenüber die Moral keine Fortschritte gemacht? Wir haben in Elsaß-Lothringen die mit den Waffen in der Hand unterworfenen Einwohner, mochten sie Franzosen sein oder ehemalige Deutsche, nicht massacrirt, wir haben ihr Land nicht unterjocht, wir haben ihnen nicht mit Großmuth das Leben geschenkt, um sie zu unsern Sklaven zu machen, sondern wir haben sie zu unsern Mitbürgern gemacht. Und dies ist heut ganz ebenso ein Gebot der Sittlichkeit, wie es dem Alterthum als ein Verbrechen erscheinen mußte. Dies ist eine Entwickelung der Moral, ein

sittlicher Fortschritt, der durch keine Fortbildung der Wissenschaft ersetzt oder erklärt werden kann, und der doch für die Betrachtungen des Historikers von einer Wichtigkeit ist, wie wenig andere. Solchen Thatsachen gegenüber scheint Buckle's Ansicht, daß die Moral stationär bleibt, nicht haltbar zu sein.

Aber doch ist dies noch nicht der schärfste Gegensatz Buckle's gegen die herrschende Auffassung der Weltgeschichte. Er geht in seinen Forderungen noch einen Schritt weiter. Die Geschichte darf sich nicht damit begnügen, die Einwirkung der Natur auf den Menschen und der menschlichen Intelligenz auf die Natur darzustellen, sie muß den Gründen dieser Einwirkung nachspüren. Ganz ebenso wie die Naturwissenschaften nur dann eine Entdeckung gemacht zu haben glauben, wenn sie ein Gesetz festgestellt haben, nach welchem die Veränderungen in der Natur vor sich gehen, ganz ebenso darf auch die Geschichtswissenschaft nur darin eine Errungenschaft erblicken, daß ein Gesetz für die Veränderungen im Gebiete der Geschichte gefunden wird; mit einem Wort: die naturwissenschaftliche Methode muß auf die Geschichte übertragen werden. Diese Forderung war nicht blos in den Augen des Historikers eine kühne; man muß sie vielleicht ebenso kühn finden nach dem damaligen Stande der Naturwissenschaft. Die Naturwissenschaften waren gewiß erfolgreich in der Erklärung einzelner Veränderungen, aber kaum schüchterne Versuche waren gemacht worden, die gesammte Reihe der bisherigen Veränderungen in der Natur zu erklären; die Gründe anzugeben, wie sich aus der vorsündfluthlichen Fauna und Flora die heutige entwickelt hat, vermochte sie nicht, ja versuchte sie kaum. Die eigentlich herrschende Theorie war noch immer, daß in großen Zwischenräumen mächtige Revolutionen über die Erde hereingebrochen seien, alles Leben vernichtet und Platz für ein neues Leben gemacht haben. Konnte eine solche Lehre irgend Etwas thun, um uns eine Methode für die Erforschung der Weltgeschichte zu geben? Was Buckle brauchte, war eine Theorie der allmäligen Entwickelung, und diese war in der Naturwissenschaft seiner Zeit kaum zu finden. Droysen hat daher gesagt, dieser Versuch, die naturwissenschaftliche Methode auf die Geschichte zu übertragen, d. h. auf ein Gebiet, für deren Zwecke sie nicht geschaffen ist, sei, wie wenn Jemand beweisen wolle, daß man auch mit den Händen gehen könne und mit den Füßen verdauen.

Freilich änderte sich dieser Zustand der Naturwissenschaften gar bald. Das zweite Jahr nach dem Erscheinen von Buckle's Buch ist das Geburtsjahr des Darwinismus. Ich erwähne dies nicht wegen Darwin's Ansicht von dem Ursprung des Menschengeschlechts; denn dies ist eine Frage, die der Historiker zu den „prähistorischen" rechnet; und dieselbe spielt im System des Darwinismus doch nur eine untergeordnete Rolle; ja Darwin's grundlegendes Werk berührt sie nicht mit einem Worte. Weswegen ich Darwin hier erwähnen muß, das ist, weil er zuerst eine vollständige Theorie der Entwickelung im Reiche der Natur gegeben hat: Alles, was lebt, kämpft mit einander den Kampf um's Dasein; nur die Individuen, die für diesen Kampf auf's beste ausgerüstet sind, bestehen denselben und vererben ihre Eigenschaften auf ihre Nachkommen. Von diesen bleiben wieder nur diejenigen am Leben, deren Organe für den Kampf um's Dasein am besten geeignet sind u. s. w. So erklärt es sich, daß alle

lebenden Wesen im Allgemeinen so gebaut sind, wie es für ihre Lebensverhältnisse am angemessensten ist; denn was schlechter organisirt war, ist eben zu Grunde gegangen. So erklärt es sich auch, daß die Nachkommen desselben Stammvaters in verschiedenen Gegenden sich zu ganz verschiedenen Arten entwickeln konnten.

Es darf freilich nicht vergessen werden, daß die Darwin'sche Theorie unter den Vertretern der Naturwissenschaften es keineswegs zu einer allgemeinen Anerkennung gebracht hat und unter den Philosophen unserer Zeit sogar nur verhältnißmäßig wenige Anhänger zählt. Aber sie ist doch eine in sich vollkommen abgeschlossene Theorie; und schon Häckel, der erste, der sich ihre Verbreitung in Deutschland zur Aufgabe machte, wies darauf hin, wie man diese Theorie auch auf andere Gebiete der Wissenschaft, namentlich auf die Geschichte anwenden könne. Als nun Hellwald's „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung" die Lösung dieser Aufgabe versprach, war man berechtigt, eine historische Leistung zu erwarten, wie noch keine zuvor. Hellwald unternahm es, den Nachweis zu führen, daß im Leben der Völker, wie im Leben der Natur der Kampf um's Dasein der einzige treibende Factor sei. Ebenso wie daher Darwin nachweist, daß die heute bestehenden Arten so geworden sind, wie sie sind, weil sie nur so den Kampf um's Dasein bestehen können: so hätte auch Hellwald nachweisen müssen, daß die Personen und Völker der Weltgeschichte gerade so und nicht anders geworden sind, weil nur ihre Eigenschaften und keine andern ihnen in dem allgemeinen Kampf das Leben erhalten konnten. Diesen Nachweis liefert er nicht. Das Buch ist eine außerordentlich heftige Polemik gegen die herrschende Geschichtschreibung, aber nicht die Begründung einer neuen. Der Anlauf der materialistischen Weltanschauung gegen die althergebrachte Geschichtsauffassung hat bisher noch nicht zu positiven Ergebnissen geführt. Wenn man sagen wollte, die Historiker hätten den Angriff des Materialismus abgeschlagen, so würde man damit entweder zu viel oder zu wenig behaupten; denn bis jetzt ist es zwar zu kleinen Scharmützeln, aber noch zu keiner Feldschlacht gekommen. Erst wenn es dem Materialismus gelungen sein wird, die Entwickelung eines einzelnen Volkslebens in allen seinen Aeußerungen oder die Entwickelung auch nur einer einzigen Aeußerung des Volkslebens bei allen Völkern zu erklären: erst dann wird diese Richtung auch der historischen Wissenschaft angehören; bis jetzt hat sie auf diesem Gebiete noch nichts geleistet.

Immerhin bleibt die von dieser Richtung so außerordentlich betonte Einwirkung der Natur auf die Geschichte der Völker eine der wichtigsten Fragen für den Historiker. Aber diese Frage ist auch von der deutschen Wissenschaft niemals vernachlässigt worden. Zwei Menschenalter vor Buckle waren Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" bereits ein vielgelesenes Buch. Gewiß wird Niemand wagen, dasselbe als eine rein wissenschaftliche Leistung zu bezeichnen. Die wissenschaftlichen Grundgedanken sind in ihrer Ausführung poetisch durchhaucht; und nicht selten hat eine lebensvoll schaffende Phantasie neben dem ruhig forschenden Verstande doch einen großen Antheil an den Ergebnissen, zu denen Herder gelangt. Auch ist es nicht ein System, was Herder dem Leser bietet, sondern es sind nur „Ideen" zu einem solchen. Aber die Bau-

steine, die er geliefert, sind nicht ungenutzt liegen geblieben; man freut sich, sie hier und da in einem Lehrgebäude wiederzuerkennen, dessen Einheit und Originalität dadurch nichts eingebüßt hat. Lotze hat seinem „Mikrokosmos" auch eine Weltgeschichte en miniature einverleibt, die, so viel sie auch von Herder's aphoristischen Gedanken verwendet hat, doch einen Theil eines einheitlichen philosophischen Systems und ein in sich selbst abgeschlossenes Ganze bildet.

Lotze's Buch enthält eines von den wenigen philosophischen Systemen der Gegenwart, die auch außerhalb der Gelehrtenwelt von Fach sich einen Leserkreis zu erringen verstanden haben. Aber groß ist die Anzahl der wirklich in's Volk gedrungenen Werke, die es nicht unternehmen, eine Philosophie der Weltgeschichte systematisch darzustellen, sondern die Entwickelung derselben zusammenhängend erzählen. Diejenigen beiden Werke, welche in hohem Grade das Verdienst in Anspruch nehmen dürfen, das gebildete Publicum Deutschlands mit neuem Interesse für Weltgeschichte erfüllt zu haben, sind heute den Meisten kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Es waren zwei Männer sehr entgegengesetzter Art, Johannes von Müller und Karl von Rotteck, die, der eine durch seine poetische, der andere durch seine politische Darstellung, das Interesse der Leser gewannen. Müller's Schilderungen sind zuweilen von bezaubernder Schönheit, Rotteck's Räsonnements nicht selten von überzeugender Gewalt; beide für den unbefangenen Leser anziehend und fesselnd: aber als historische Werke betrachtet, zeigen beide den Mangel, daß sie nicht historisch sind. Dem Einen ist die Geschichte das biegsame Material, das er zu einem Kunstwerk umformt; dem Andern ist sie das Mittel, um seiner politischen Theorie die Stütze einer dreitausendjährigen Vergangenheit zu verschaffen; bei beiden muß die Geschichte an Reinheit soviel einbüßen, wie sie an Bedeutung für den Leser gewinnen soll.

Gegen die Ausschmückung der Geschichte zu einem poetischen Kunstwerk und gegen ihre Zustutzung für die Zwecke einer politischen Partei hat sich Friedrich Christoph Schlosser mit großer Entschiedenheit erklärt. Aber eine trockene Objectivität will er nicht an ihre Stelle gesetzt wissen. Er selbst hat es einmal ausgesprochen, daß er „von einem bestimmten, wenn auch nur nach subjectiven Gründen gewählten Standpunkte aus" einen Ueberblick über die Ereignisse geben wolle. Er betonte, daß er keiner politischen Partei angehöre; aber er hielt es doch „für die Pflicht jedes Unbefangenen, daß auch er seine Stimme neben dem Gebell der einen und dem Geheul der andern Partei erhebe". Von Rücksichten auf die Gegenwart soll also auch hier die Darstellung der Vergangenheit nicht befreit werden. Im Gegentheil: das Interesse für die Fragen seiner Zeit und die kräftige moralische Tendenz, die Schlosser's Persönlichkeit auszeichnen, durchziehen auch seine Werke und verleihen ihnen jenen Reiz, der auf verwandte Naturen einen so mächtigen Einfluß geübt hat. Wer sich in seine Seele hineinzudenken und mit ihm zu fühlen versteht, der wird ihn nicht schmähen, wenn unter seinen Händen das Schöne noch schöner und das Häßliche noch häßlicher geworden ist; er wird über Vieles, was vor einer strengeren Kritik nicht bestehen kann, hinwegzusehen geneigt sein. Wenn aber seine Freunde eine Bearbeitung seiner Weltgeschichte für das deutsche Volk unternahmen, so wäre hiefür vielleicht ein strengerer Standpunkt angemessen. Die Herausgeber haben

sich jedoch darauf beschränkt, das zu ändern, was den unzweifelhaften Ergebnissen der neueren Forschung widersprach; was aber „die einseitigen, harten, herben Urtheile betrifft, so berichtigt sie der Kenntnißreichere leicht, und der minder Kenntnißreiche mag sich trösten, daß er bis zu besserer Belehrung mit einem Manne irrt, der, was immer Andere in einzelnen Partien der Geschichte geleistet haben, doch das Ganze der Geschichte gründlicher durchgearbeitet hat, als irgendwer vor ihm, und der, wo er irrte, ebenso wie in den weit zahlreicheren Fällen, wo sein hartes Urtheil gegründet ist, ein gerader, wahrhaftiger, sittenstrenger, für alles Edle tief und rein begeisterter Mann war". Mir möchte doch scheinen, daß dieser Grad der Schonung über das Maß der Pietät hinausgeht; und vielleicht ist dies einer von den Punkten, in denen die allzuhohe Verehrung der Schüler Schlosser's für ihren Meister seinem Andenken und seinem Nachlaß nicht so förderlich gewesen ist, wie ein berechtigtes Maß von Hochachtung gewesen wäre.

Ein günstigeres Geschick hat über Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte gewaltet. Becker schrieb zuerst „für Kinder und Kinderlehrer", dann „für heranwachsende Jünglinge"; es ist heute ein Werk daraus geworden, das von allen Lebensaltern gern gelesen wird. Becker verzichtete ausdrücklich sowol auf Vollständigkeit, wie auf philosophische Durchdringung des Stoffes; was er dem Leser bieten wollte, war „eine moralische Bildergalerie, die uns den Menschen in allen seinen Zuständen und Gestalten vorhält, vor Allem aber die Charaktere, die Umgebungen und die Bestimmungsgründe jener Heroen der Menschheit, die Tausende von Andern zu ihren Zwecken lenkten, vor unsern Augen entwickelt". Sein Werk hat das seltene Glück gehabt, daß die Herausgabe sich fast immer in den Händen von Männern befunden hat, die die Ausführung dieses Programms mit den Fortschritten der Wissenschaft zu vereinbaren verstanden; und heute steht an der Spitze dieses Unternehmens ein Historiker, Adolf Schmidt, der sich an der Forschung nicht für eine, sondern für fast alle wichtigeren Perioden der Weltgeschichte betheiligt hat. Ich kann nicht finden, daß die sorgfältigen Ueberarbeitungen der Frische der Darstellung Eintrag gethan hätten.

Was in dieser „moralischen Bildergalerie" auffallen könnte, ist, daß sie oft zwischen den einzelnen anmuthigen Gemälden keinen größeren Zusammenhang zeigt, als jede andere Bildergalerie; daß hier wie dort in nichts Anderem ein einheitlicher Gedanke gefunden wird, als in der Anordnung und Gruppirung der Bilder. Noch weit mehr tritt dies in der großen Weltgeschichte von Georg Weber hervor, die soeben mit dem fünfzehnten Bande ihren Abschluß erreicht hat [1]). Schon die allbekannten Lehrbücher Weber's zeichneten sich durch eine besonders reiche Berücksichtigung des Culturlebens der einzelnen Völker und durch eine Eintheilung des Stoffes aus, die auch die Einfügung der kleineren Volksgeschichten an geeigneter Stelle gestattete. Diese Tendenz hat der Verfasser in

[1]) Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet von Dr. Georg Weber. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1857—1880. 15 Bde. — Register bis jetzt 3 Bde.



seinem größeren Werke mit voller Absicht von Band zu Band immer mehr hervortreten lassen. „Je mehr die Geschichtschreibung sich der Gegenwart nähert", so hat er sich bereits früher über seinen Plan ausgesprochen, „desto mehr wird ein Verfahren am Platze sein, welches mit dem Gesammtbilde die Einzeldarstellung verbindet, welches neben den großen Weltbegebenheiten auch das Kleinleben der Geschichte beachtet, neben den mächtigen Herrschaften und Reichen auch den historischen Erlebnissen der Geringen und Schwachen Rechnung trägt." Es zeigt sich darum namentlich in den letzten Perioden, daß das Werk weniger in der einheitlichen Zusammenfassung, als in der getreuen Darstellung des Einzelnen seinen Werth sucht.

Wenn man hierin die Hauptsache erblickt, so erscheint das neueste Unternehmen von Wilhelm Oncken eine „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" zu veranstalten als vollkommen berechtigt [1]). Wenn es nur darauf ankommt, die Einheit des Planes zu wahren, so kann dies durch eine an der Spitze stehende Redaction geschehen. Die Theilung der Arbeit gibt dagegen die Möglichkeit, für jedes Fach die geeignete Kraft zu gewinnen. Beides scheint hier in der That gelungen zu sein. Die bis jetzt erschienenen Bände zeigen zwei Eigenschaften vereint, die man in Deutschland selten beisammen findet: fachmännische Durcharbeitung und graziöse Darstellung.

Aber darf man dies eigentlich noch Weltgeschichte nennen? Ist Weltgeschichte wirklich nichts Anderes als die einfache Nebeneinanderstellung aller Völkergeschichten? Die Abgrenzung fällt hier ebenso schwer, wie oben gegenüber den philosophischen Systemen. Viel zu groß ist die Anzahl der Ansichten über den Gegenstand der Weltgeschichte, als daß sie hier aufgezählt werden könnten. Von dem Aufbau der Geschichte nach rein philosophischen Ideen, bis zur Zusammenstellung eines bloßen Repertoriums der Thatsachen gibt es kaum eine erdenkliche Auffassung, deren Ausführung in Deutschland nicht zu irgend einer Zeit versucht worden wäre.

Bei diesem Stande der Wissenschaft wird Mancher, der gehört hat, daß der Verfasser der neuesten Weltgeschichte [2]) Leopold von Ranke ist, in diesem Werke die endgültige Lösung der Frage erwarten. Aber eine solche Erwartung wäre ein Verkennen von Ranke's ganzer wissenschaftlicher Thätigkeit. Was er für die Wissenschaft geleistet hat, beruht vielleicht zu einem großen Theile gerade darauf, daß er bei keinem seiner Werke die Absicht gehabt hat, etwas definitiv Abschließendes zu schreiben. Nur dadurch war es möglich, daß jede neue Schrift von ihm das Signal für die historische Forschung wurde und ihr die Richtung zeigte, in welcher sie ihren Weg zu nehmen habe; nur so läßt sich die vielfache Anregung zu neuen Arbeiten erklären, die jedes seiner Werke gegeben hat, nicht blos seinen Lesern, sondern vor Allem ihm selbst. Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat er Geschichte geschrieben; und wenn es sich nur um solche

[1]) Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Johann Dümichen u. A. herausgegeben von Wilhelm Oncken. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1880. — Bis jetzt 27 Abtheilungen.

[2]) Weltgeschichte von Leopold von Ranke. Erster Theil: Die älteste historische Völkergruppe und die Griechen (in zwei Abtheilungen). Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881.



Fragen handelte, die von außen an ihn herantreten, so könnte er mit vollem Rechte die Feder niederlegen und der wissenschaftlichen Welt sagen: ich habe genug geleistet, um der Ruhe pflegen zu dürfen. Aber bis jetzt hat ihm noch jedes seiner Werke eine neue Aufgabe gebracht, und alle seine Leistungen haben sich immer eine aus der anderen ergeben. Wer Ranke's frühere Thätigkeit kennt und wer das Glück gehabt hat, ihn mitten in seinem Schaffen und Wirken zu sehen: der kann mit voller Bestimmtheit sagen, daß er diese Weltgeschichte nur deswegen schreibt, weil er es seiner literarischen Vergangenheit und seiner literarischen Zukunft in gleichem Maße schuldig zu sein glaubt, sie zu schreiben; weil er es für Gewissenspflicht hält, seine Werke nicht ohne diese nothwendige Ergänzung zu lassen.

Seitdem Ranke in den „Geschichten der romanisch-germanischen Völker" sein Programm entwickelte, bis auf den heutigen Tag, hat er eigentlich niemals etwas Anderes als Weltgeschichte geschrieben. Zwar führen gerade die meistgelesenen Werke von ihm ihren Titel nach einzelnen Völkern; aber niemals erscheint ein Volk bei ihm anders, denn als ein Glied der großen Völkergemeinschaft. Selbst seine englische Geschichte, welche es mit einer Nation zu thun hat, die ihre Verfassung in insularer Abgeschlossenheit entwickelt, ist nicht etwa blos reich an gelegentlichen Erwähnungen der auswärtigen Verhältnisse, sondern in ihr erscheinen innere und äußere Politik vollständig verwoben mit einander; sie zeigt uns auf's Deutlichste, wie auch jenseits des Canals es keinen Moment gegeben hat, in dem die Verfassung sich anders entwickelte, als es die Verhältnisse Europa's gestatteten. So sehen wir, daß es eine weltgeschichtliche Bewegung gibt, die sich in der Geschichte jedes einzelnen Volkes äußert, wie sie Ranke durch drei Jahrhunderte hindurch verfolgt hat. Diese Bewegung geht „fortschreitend von einer Nation zur andern, von einem Völkerkreis zum andern". Sie ist eine Begebenheit, die eine ununterbrochene Einheit hat, wie jede andere Begebenheit; und alle Ranke'schen Werke legen die Frage nahe: wann hat diese Bewegung begonnen, und wie hat sie sich fortgesetzt?

Diese Frage zu beantworten, scheint mir das vorliegende Werk bestimmt zu sein. Nur wenn man sich klar macht, daß es aus dieser Auffassung hervorgegangen ist, nur dann, meine ich, läßt sich seine Anlage verstehen.

Hieraus erklärt sich zunächst der Anfangspunkt des Werkes. Wo in der Welt sich zuerst eine Cultur gebildet, wo zuerst ein Volksleben begonnen hat, ob das, was Chinesen und Inder von einer viele Jahrtausende umfassenden Geschichte ihres Volkes erzählen, wahr ist oder nicht: das sind Fragen, die Ranke unerörtert läßt; denn Culturen, die nur für sich leben, haben an jener Bewegung keinen Antheil. Für ihn kann es nur darauf ankommen, den Punkt zu finden, an welchem jene Bewegung beginnt: und dies ist das alte Aegypten.

Aus derselben Rücksicht erklärt sich ferner die Vertheilung des Stoffes und die außerordentliche Berücksichtigung derjenigen Productionen, die später in den Gesammtbesitz der Menschheit übergegangen sind. Die Israeliten sind in der orientalischen Geschichte doch nur ganz vorübergehend von Bedeutung gewesen; weswegen sie einen so hervorragenden Platz erhalten haben, das ist ihre Religion und ihre Literatur. Zwar hat die neuere Forschung dargethan, daß ihr Jehova

ursprünglich nur ihr Nationalgott ist und auch in ganzen Partien der Bücher Mosis nur als solcher gedacht wird: aber doch ist es der Jehovadienst gewesen, aus dem schon damals der Monotheismus sich zu entwickeln begann. Alle Stadien dieser Entwickelung mit gleichem Interesse zu verfolgen, ist Aufgabe desjenigen, der eine Geschichte der Hebräer schreiben will. In dem vorliegenden Werk fällt, seiner ganzen Anlage nach, das Hauptgewicht nicht auf die halbheidnischen Anschauungen der Anfangszeit, sondern auf die Idee, die späterhin von universalhistorischer Wichtigkeit geworden ist. Denn für die Weltgeschichte bedeutet der Glaube an einen Gott zugleich den Glauben an eine Menschheit. Fremdartig nimmt sich da gegenüber den Anschauungen des classischen Alterthums, das in jedem Fremden nur einen Barbaren erblickte, die hebräische Völkertafel aus, in der Semiten, Japhetiten und selbst der verstoßene Stamm der Hamiten ohne allen Racenhaß als Nachkommen eines gemeinsamen Stammvaters genannt werden. Hier fühlt man sich bereits auf dem Boden, von welchem aus nach Jahrhunderten die Lehre, daß alle Menschen Brüder seien, „Söhne eines Vaters", den Völkern gepredigt werden sollte.

Freilich hat der Historiker gerade dieser Literatur gegenüber einen besonders schweren Stand. Jahrhunderte lang ist die Geschichtschreibung von der Bibel beherrscht gewesen; und als sie sich dieser Fesseln entledigte, schlug der kritische Geist, wie nicht selten, in das Gegentheil um und verwarf Alles, weil er bisher Alles hatte glauben müssen. Es hat lange gedauert, bis eine besonnene Kritik mit dem Nachweis durchdrang, daß namentlich die an den Pentateuch sich anschließenden historischen Bücher des alten Testaments an Glaubwürdigkeit alle andern nationalen Traditionen des Alterthums weit überragen.

„Den Büchern Samuel und der Könige wird man in Bezug auf die Darstellung der weltlichen und, wenn wir dies Wort gebrauchen dürfen, der politischen Geschichte ein hohes Verdienst zuzuerkennen haben. Wie ein Volk, das von allen Seiten angegriffen, seine Verfassung ändert, der Republik entsagt und sich der einheitlichen Gewalt des Königthums unterwirft, ist niemals besser geschildert worden. Der natürliche Widerstreit zwischen den geistlichen Antrieben und den der weltlichen Macht inhärirenden Tendenzen einer vollen Unabhängigkeit ist, wie er hier hervortritt, symbolisch für alle Zeiten. König Saul ist eine große, unnahbare, in ihrer Art einzige, aber historisch doch sehr verständliche Gestalt. In seinem Kampfe kann man bereits den deutschen Kaiser im Gegensatz gegen das Papstthum erkennen. So sind die beiden Könige, der kriegerische, schonungsvolle David, der friedliche, weise Salomo Vorbild für alle Jahrhunderte. In Rehabeam und Jerobeam erscheint dann der Zwiespalt zwischen centraler Macht und provinzieller Unabhängigkeit, wie er sich unzählige Mal wiederholt hat. Sie sind jedoch nicht als Vorbilder gedacht, sie haben die Realität historischer Erscheinungen. Man wird befriedigt und belehrt, wenn man sie studirt."

Eine nicht geringere Bedeutung hat das, was die Griechen in Kunst und Wissenschaft der Menschheit gewesen sind. Den griechischen Dichtern, Künstlern, Philosophen ist denn auch in der Mitte der Darstellung der gebührend breite Raum zugemessen. Die Charakteristiken der einzelnen Personen und ihrer Werke sind alle aus vollem Interesse an dem Gegenstande hervorgegangen; nur bei Pindar, dem Manne, der mit dem Schwunge des lyrischen Dichters der aufkeimenden Entwickelung sich nicht feindlich gegenüberstellen konnte, den es aber doch immer wieder zu dem Althergebrachten hinzog und der, ohne der Gegenwart ihr Recht verkümmern zu wollen, doch die einzige Stütze für sie in den

Ueberlieferungen der Vergangenheit erblickte: nur bei dieser Figur scheint mir das Interesse des Darstellers für seinen Helden in Sympathie für denselben überzugehen.

Das Werk hat nicht viele solche Ruhepunkte. Im Allgemeinen wird der Faden der Erzählung ununterbrochen fortgeführt. In Aegypten hat der Gegensatz der Völker und ihrer Götter begonnen. Die Eingeborenen kämpfen gegen die Hirtenvölker, Amon-Ra gegen Baal. In diesem Gegensatz treten die Israeliten auf; sie wandern aus und gründen das Zwölfstämmereich Jehova's; auch ihre Geschichte ist der Kampf Jehova's gegen Baal und erreicht einen gewissen Abschluß in dem Sturze Jesebel's, „der ersten mit den finstern Mächten verbündeten Frauengestalt der Weltgeschichte." Sie ist eine phönizische Königstochter, aber Phönizien kann ihren Sturz nicht rächen; es wird gerade damals von den Assyriern unterjocht; denen folgt die Weltherrschaft der Babylonier, Meder, Perser. Diese stoßen mit den Griechen zusammen, und deren Geschichte mündet mit dem Rachezuge Alexander's gegen die Perser in das makedonische Weltreich. Auch durch diese Kämpfe schimmern religiöse Gegensätze hindurch, und selbst die spätere Zeit, in welcher eine gleichmäßige griechische Cultur sich über die Reiche der Nachfolger Alexander's ergießt, vom indischen Ocean bis an's adriatische Meer, auch sie sind von diesem Antagonismus nicht ganz frei. Der Kampf des Occidents gegen den Orient ist unter Alexander nicht ausgefochten worden. Das orientalische Element hat in Karthago einen neuen Sitz gewonnen; und im Hintergrunde sehen wir bereits die gewaltigste Macht des Occidents emporkeimen, sehen wir die Römer sich gegen die Punier zum Kampfe um die Weltherrschaft rüsten. —

Hier bricht die vorliegende Darstellung ab. Drei Erdtheile hat die weltgeschichtliche Bewegung erreicht; Europa ist bereits von ihr ergriffen. Aber noch ist keines der europäischen Völker aufgetreten, die in der Gegenwart von Bedeutung sind. Auch die römische Geschichte wird uns zunächst noch nicht mit ihnen zusammenführen. Erst wenn die Erzählung die Periode erreicht, in welcher einerseits vor dem belebenden Einflusse der ersten Weltreligion die nationalen Bildungen des Alterthums zurücktreten, andererseits gerade die universalste Schöpfung des Alterthums, das römische Weltreich, unter dem kräftigen Auftreten der nordischen Naturvölker zusammenbricht, die Periode, in welcher auf den Trümmern der alten Welt sich neue Staaten erheben, jeder auf nationaler Grundlage und doch alle Glieder eines europäischen Systems; erst wenn die Darstellung bis zur Jugendzeit der romanisch-germanischen Völker gelangt ist, deren Mannesalter Ranke in einer Reihe selbständiger und doch zusammenhängender Werke uns vor Augen geführt hat: erst dann wird sich die Bedeutung, welche diese neueste „Weltgeschichte" als Unterbau zu Ranke's bisherigen Leistungen und als lückenlose Durchführung eines historischen Grundgedankens beanspruchen darf, voll und ganz ermessen lassen.

Gotthold Ephraim Lessing.

Zum 15. Februar 1881.

Von

Prof. **Wilhelm Scherer** in Berlin.

Am Donnerstag den 15. Februar 1781 um 9 Uhr Abends ist Lessing nach kurzer Krankheit zu Braunschweig gestorben. Er war, wie er pflegte, von Wolfenbüttel herübergekommen, um sich zu zerstreuen. Noch am 13. Februar war er ausgegangen und brachte den Abend in einem Club zu, welcher die literarischen Persönlichkeiten Braunschweigs vereinigte: den Abt Jerusalem, die Professoren Ebert, Eschenburg, Schmid, den Landschaftssecretär Leisewitz, Verfasser des Trauerspiels „Julius von Tarent" u. s. w. Alle die Genannten waren anwesend und das Ereigniß des Tages dürfte Jerusalem's Schrift über die deutsche Sprache und Literatur gewesen sein, eine matte Entschuldigung der deutschen Literatur gegenüber der Kritik, welche Friedrich der Große in seinem berühmten geistsprühenden Briefe De la littérature allemande an ihr geübt hatte. Leisewitz notirte in sein Tagebuch: „Viel mit Lessing, der nicht weit von mir saß. Jerusalem's Antwort an den König von Preußen ist heraus; er gab sie mir heute; ich mußte sie aber hernach an Lessing geben".

Dies war der letzte literarische Gegenstand, für den sich Lessing nachweislich interessirte. Als er in sein Absteigequartier zurückkehrte, übermannte ihn ein Gefühl von Engbrüstigkeit, und eine Zeit lang fehlte ihm die Sprache. Trotzdem versuchte er am anderen Tage aufzustehen und wollte nach Hause zurückkehren. Doch bewog man ihn zu bleiben und sich ärztlicher Pflege zu unterziehen. Er war auf Leben und Tod gefaßt. Am 15. schien sich sein Zustand zu bessern. Seine Stieftochter, die von Wolfenbüttel herbeigeeilt war, erzählte in hohem Alter aus vielleicht schwankender Erinnerung ungefähr Folgendes: „Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Besuch seien. Da öffnet sich die Thüre und Lessing tritt herein, ein Bild des herzzerschneidendsten Jammers! Das edle Antlitz schon durch hippokratische Züge markirt und von kaltem Todesschweiße überdeckt, leuchtet von himmlischer Verklärung. Stumm, und unter einem unaussprechlich seelenvollen Blicke, drückt er

seiner Tochter die Hand. Darauf neigt er sich freundlich gegen die übrigen Anwesenden; und mit so entsetzlicher Anstrengung es auch geschieht, nimmt er ehrerbietig seine Mütze vom Haupte; aber die Füße versagen den Dienst: er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch dem ängstlichsten Besorgnisse noch überraschend, das theure Leben".

Als Ursache seines Todes wird Brustwassersucht angegeben. Sein Leben hat nur 52 Jahre gedauert. Am 20. Februar ist er begraben worden [1]). Den würdigsten Nekrolog schrieb ihm Herder in Wieland's Teutschem Merkur, Octoberheft 1781.

Niemand war berechtigter über Lessing zu urtheilen, als Herder; denn Niemand hatte als ein selbständiger Mensch und aus der Ferne, ohne persönliche Berührung, so viel von Lessing gelernt, als Herder; und Niemand unter den Zeitgenossen war in einer bestimmten Richtung so weit über Lessing hinausgelangt, als Herder. Nirgends aber macht er seine Ueberlegenheit geltend; kein Wort schreibt er, das nicht reinste neidlose Anerkennung athmete. Er redet schlicht und sachlich, Punkt für Punkt ruhig beleuchtend; erhebt sich dann aber zu einer Mahnung an seine theologischen Amtsbrüder und endigt mit einem enthusiastischen Preise des edlen Dieners der Wahrheit, den er feiert.

Seine begeisterten Lobesworte stellten das Bild Lessing's hin, wie es unter uns dauert. Seine sachlichen Betrachtungen waren der Ergänzung überall fähig. Er hatte sich fast nur an Lessing's ästhetische und theologische Schriften gehalten, und den Dichter Lessing nur unvollkommen, gar nicht als Dramatiker gewürdigt. Seitdem ist eine große Literatur über ihn erschienen; aber erschöpft wurde das Thema keineswegs, und namentlich die historische Erkenntniß seiner dichterischen Eigenschaften und Verdienste läßt noch Manches zu wünschen übrig. Es fließt uns keine authentische Quelle für seine innere Entwickelung, wie wir sie in „Dichtung und Wahrheit" für Goethe besitzen. Auch seine Briefe geben nur selten Aufschluß über Seelenleben und poetische Studien. Das biographische Denkmal, das ihm 1793 sein Bruder setzte, enthält unschätzbare Notizen, aber in so mangelhafter Verarbeitung, daß uns mit den Materialien, die er benutzte, viel besser gedient wäre. Die Grundlinien einer geschichtlichen Auffassung Lessing's hat erst Goethe in seiner Selbstbiographie gezogen. Und nachdem in den Jahren 1838 bis 1840 die erste kritische Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften durch Karl Lachmann erschienen war, nachdem Gervinus ihm 1840 einen der glänzendsten Abschnitte seiner Literaturgeschichte gewidmet hatte, unternahm Theodor Wilhelm Danzel die erste eingehende wissenschaftliche Biographie Lessing's, welche nicht blos der Ausgangspunkt einer neuen gründlichen Beschäftigung mit Lessing, sondern auch eines der grundlegenden Bücher für das Studium der neueren deutschen Literatur überhaupt geworden ist. Der erste Band erschien 1850, und kurz darauf starb der Verfasser im Alter von 32 Jahren. Die Fortsetzung des Werkes wurde an G. E. Guhrauer übertragen, der seinerseits die

---

[1]) Nach Stahr hätte Lessing's Krankheit zwölf Tage gedauert; das beruht auf einem Druckfehler bei Karl Lessing I, 426, wornach die Erkrankung am „3ten", statt am „13ten" erfolgt wäre. Leisewitz' Tagebuchnotizen s. bei O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing (Leipzig, 1870), S. 141.

Vollendung des Druckes nicht erlebte und dessen Arbeit hinter der Danzel'schen in manchen Stücken zurückblieb. Das ganze Werk erscheint soeben in neuer Auflage[1]); und wenn die Herausgeber betonen, daß es fast ein Menschenalter brauchte, bis diese neue Auflage nothwendig wurde, so hätten sie auch hinzufügen müssen, daß dies bei der Beschaffenheit des Buches sehr natürlich war. Danzel dachte nicht daran, ein großes Publicum für Lessing zu gewinnen. Sein Stil hatte durchaus keine künstlerischen Qualitäten, ja er war schwerfällig und trug noch Spuren jener philosophischen Unklarheit, aus der sich der Verfasser mühsam herausgearbeitet hatte. Der mühsame, ringende Charakter zwingt den Leser zur geistigen Mitarbeit; aber es wird ihm mehr Arbeit auferlegt, als der Natur der Sache nach nöthig wäre. In Gedanken und Ausdruck fehlt dem Biographen die Einfachheit. Aber er hat das Material gründlich ausgenutzt und energischer als irgend ein Literarhistoriker vor ihm die Frage zu beantworten gesucht, auf die Alles ankommt: Wie sind die uns überlieferten dichterischen Kunstwerke in der Phantasie ihres Urhebers entstanden? Was hat er aus dem eigenen und dem umgebenden Leben geschöpft? Welche Gedanken und Motive waren vor ihm vorhanden? Wie hat er sie verändert und fortgebildet? Die heutige Wissenschaft kann nur in seltenen Fällen sich mit den Resultaten begnügen, welche Danzel für solche Fragen geliefert. Aber sie muß überall anerkennen, daß er in die Methode eine ganz neue Genauigkeit gebracht, und daß, wenn wir über ihn hinausschreiten, wir als sein Schüler über ihn hinausschreiten.

Das bekannte Buch von Adolf Stahr über Lessing ruht auf Danzel und Guhrauer, darf aber keineswegs nur als eine Popularisirung des älteren Werkes bezeichnet werden. Es fehlt darin nicht an eigenen Beobachtungen und Combinationen; die Darstellung ist klar und wohlgegliedert; Lessing's Schriften werden anschaulich analysirt. Die Forschung ist allerdings weniger gründlich als bei den Vorgängern, und es herrscht durchweg eine subjective Färbung, eine starke Neigung zu Superlativen und Uebertreibungen; mit Einem Worte: eine die reine Auffassung hindernde Tendenz. Auch die Biographie Lessing's von dem Engländer Sime konnte nicht für eine wissenschaftliche Förderung gelten, wie dies seiner Zeit von Erich Schmidt in der deutschen Rundschau (Bd. 15 S. 485) nachgewiesen wurde. Das Gleiche gilt von der französischen Monographie über Lessing, welche Herrn L. Crouslé zum Verfasser hat und unter dem vielversprechenden Titel Lessing et le goût français en Allemagne (Paris 1863) doch nur bekannte Dinge wiederholt. Ein Essay von Herrn Victor Cherbuliez in seinen Études de littérature et d'art (Paris 1873) hätte unter uns nicht gelobt werden sollen, wenn nicht zugleich die bösartige Hetzerei gegen Deutschland, die darin gelegentlich hervortritt, entschieden zurückgewiesen wurde.

Fehlt uns noch eine in der Forschung erschöpfende, in der Darstellung populäre und sachliche Biographie Lessing's, so hat doch — wie es einmal unsere Art ist, das Ganze für unerreichbar zu halten, um dafür in exacter Erkenntniß

[1]) Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. v. Maltzahn und R. Boxberger. Berlin, Theodor Hofmann. 1880. Mir liegen 12 Lieferungen vor.

des Einzelnen zu schwelgen — die deutsche Specialforschung seit Danzel nicht geruht. Die Nathan dem Weisen gewidmete Literatur ist kaum zu übersehen. Zur „Dramaturgie" besitzen wir zwei Commentare. Der Laokoon liegt in einer sorgsamen mit Einleitung und fortlaufender Erklärung versehenen besonderen Ausgabe vor [1]). Zu allen größeren poetischen Werken existiren Erläuterungen. Lessing als Dramatiker ist mehrfach behandelt worden. Lessing's philosophische Ansichten sind Gegenstand eingehender Erörterungen gewesen. Lessing's Briefwechsel mit Eva König erschien in einer schönen Ausgabe. Und zu den sämmtlichen Werken hat die Hempel'sche Ausgabe derselben nicht nur manches neue Material, sondern auch werthvolle Erläuterungen und zusammenfassende Uebersichten gebracht. Kurz: an Thätigkeit und an wahrhaft fruchtbringender Thätigkeit war kein Mangel. Und man könnte sich wol versucht fühlen, sie genauer abzuhandeln und so zu zeigen, in welcher Weise die Deutschen, seit Lessing aus ihrer Mitte geschieden, Zeugniß davon abgelegt, daß sie den großen Mann zu schätzen wußten und würdig waren, ihn zu besitzen. Aber es scheint mir wichtiger, in der Erkenntniß Lessing's fortzuschreiten, als Denen, welche sich um diese Erkenntniß verdient gemacht, kleine Denksäulen zu errichten.

In allen Biographien Lessing's vermißt man den einfachen Umriß, der sich der Phantasie leicht einprägt, und ich zweifle, ob irgend ein Mensch, er müßte denn Literarhistoriker von Fach sein, mit dem vielfachen Wechsel des Aufenthaltes, wonach sich Lessing's äußeres Leben gliedert, eine bestimmte Vorstellung inneren Fortschrittes zu verbinden weiß. Auch Danzel hat sich um die Periodisirung von Lessing's Leben und Entwickelung entweder nicht gekümmert oder falsche Einschnitte angenommen. Falsch, wie sie mir wenigstens erscheinen: denn man soll bescheiden sein in der Beurtheilung von Fragen, über die es keine allgemein anerkannten Principien gibt. Ich meine, daß Lessing's Leben in drei Perioden zerfällt und daß „Miß Sara Sampson" die erste, „Emilia Galotti" die zweite, sein Tod die dritte beschließt. Die Producte der ersten liegen dem unmittelbaren Interesse der Gegenwart ferner; die Producte der zweiten und dritten sind noch ganz unter uns lebendig und werden mit Recht zu den classischen Werken der deutschen Literatur gerechnet. In der ersten ist Lessing vorwiegend Journalist; in der zweiten Aesthetiker; in der dritten Theolog. In allen dreien ist er Dramatiker: in der ersten dient er der Bühne; in der zweiten muß ihm die Bühne zu höheren Begriffen des Dramas folgen; in der dritten macht er die Bühne zur Kanzel. In der ersten lernt er, was die andern können; in der zweiten lehrt er, was kein anderer bis dahin konnte; in der dritten wird er ein rückschauender Prophet, welcher den edelsten sittlichen Gehalt des Mittelalters für die Zukunft neu entdeckt. In der ersten ist er breit und redselig, wie alle seine Zeitgenossen; in der zweiten bringt er uns Präcision und Kürze; in der dritten steht ihm breite Entfaltung und ein erhabener oder witziger Lakonismus gleichmäßig zu Gebote. Jede dieser Perioden möchte ich kurz

[1]) Lessing's Laokoon. Herausgegeben und erläutert von Hugo Blümner. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, 1880. Vgl. über die erste Ausgabe L. Friedländer in der „D. Rundschau", B. XI, S. 168.

charakterisiren und einzelne Züge hervorheben, die vielleicht bisher zu wenig beachtet sind. Auf Lessing's dichterische Thätigkeit werde ich dabei ein größeres Gewicht legen, als auf die wissenschaftliche, welche den Blick nach vielen Seiten lenkt und kein so klarer Spiegel der Seele ist.

Erste Periode.
1747—1755.

Im Januar 1748 wurde zu Leipzig Lessing's Lustspiel „der junge Gelehrte" mit Beifall aufgeführt. Seit dieser Zeit wird sein Name in unserer Literatur genannt. Im Herbst 1746 hatte er siebzehnjährig die Universität bezogen; und schon 1747 waren kleine Gedichte und ein anderes Lustspiel von ihm veröffentlicht worden. Gleichzeitig hat Klopstock seine Dichterlaufbahn begonnen und mit einem großen Erfolg eingesetzt, den er selbst nicht mehr zu übertreffen vermochte, während Lessing bescheiden, obgleich nicht unbedeutend, anfing und immer höher gestiegen ist. „Der junge Gelehrte" war eine Selbstverspottung. Die Pedanterei, die er darin lächerlich machte, war seine eigene gewesen. Mit der Emancipation von der Schwelgerei im Schulwissen begann er seine Dichterlaufbahn, ohne jedoch der Wissenschaft Lebewohl zu sagen. Die Theologie wie die Gelehrsamkeit überhaupt steckte vom Vater her in ihm. Er hatte von vornherein den gelehrten Trieb und die Freude an den Büchern; er kannte die Lust der Untersuchung, des Besserwissens, des Widerlegens; er hat früh und sein ganzes Leben lang davon Proben abgelegt. Wenn seine Lehrer schon auf der Schule ihm nachrühmten, es gebe kein Gebiet des Wissens, auf das sein lebhafter Geist sich nicht würfe, das er sich nicht zu eigen mache; so erkennen wir den künftigen Gelehrten, der in Philologie, Archäologie, Aesthetik, Literaturgeschichte, Theologie fördernd eingreifen sollte. Und wenn seine Lehrer tadelten, daß er „naseweis" oder „moquant" sei, so erkennen wir den künftigen Lustspieldichter, der sich als Student vorsetzte, ein deutscher Molière zu werden.

Diese beiden Seiten seines Wesens, die ästhetische und die gelehrte, liegen auch in der Sammlung seiner Schriften deutlich vor, welche in den Jahren 1753—1755 erschien, einen äußeren Abschluß der ersten Periode bildet und die mannigfaltige Thätigkeit, die der junge Schriftsteller bis in sein siebenundzwanzigstes Jahr entwickelt hatte, bequem überschauen läßt; wie denn auch Herder in seinem Nekrolog sich daran über Lessing's Anfänge orientirte.

Gedichte eröffnen die Sammlung: Lieder, Oden, Fabeln, Epigramme, Fragmente von Lehrgedichten. Diese kleinen Sachen pflegt man mit einer gewissen Verachtung bei Seite zu schieben, obgleich Herder bezeugt, daß die Lieder in häufigen Compositionen noch zur Zeit von Lessing's Tod im Munde der Nation und die Epigramme als Probe des glücklichsten Witzes in Lehrbüchern und sogar in der Gesellschaft gäng und gäbe waren. Lessing hat freilich nichts gethan, um unsere poetische Sprache zu bereichern und ihr den ahnungsvollen Zauber zu geben, den sie unter Klopstock's Händen gewann und den nachher Wieland und Goethe in reineren Kunstwerken zur Geltung brachten. Lessing's Oden, großentheils officielle Gedichte, in der Vossischen Zeitung zu Neujahr oder zu Friedrich des Großen Geburtstag veröffentlicht, enthalten zwar manches Sinnreiche, auch schöne

starke Bilder; aber unzweifelhaft steht Lessing in dieser Gattung weit hinter Klopstock zurück, dessen Manier er ein wenig nachahmen muß. Auch seine poetischen Fabeln und Erzählungen haben keinen selbständigen Charakter, sondern schließen sich ganz an Gellert an und sind nur merkwürdig, weil sie zeigen, daß Lessing auch auf diesem Gebiete so anfing, wie man immer anfangen muß, daß er auch hier erst lernte, was der bedeutendste Vorgänger konnte, ehe er seinen eignen Weg zu gehen versuchte. Seine Lieder dagegen haben ihren besonderen Ton, freilich innerhalb einer Gattung, welche schon vor ihm vertreten war und heute aus der Mode ist, im damaligen Deutschland aber eine große sittliche und literarische Bedeutung hatte, weil die Poeten sich darin unbefangen ihres Lebens zu freuen wagten, von Liebe und Wein sangen, der volksthümlichen Weise wieder näher kamen und unserer Sprache eine Leichtigkeit und Glätte verliehen, die sie bis dahin nicht gehabt hatte und doch nothwendig erhalten mußte, wenn sie der classischen Anmuth fähig werden sollte. Lessing's Lieder sind anakreontisch, d. h. im Stile der nach Anakreon benannten griechischen Gedichte, die aus alexandrinischer oder justinianischer Zeit stammen. Zahllos sind ihre Uebersetzungen in die modernen Sprachen seit dem sechzehnten Jahrhundert und zahllos die Nachahmungen, die anakreontischen oder bacchischen Oden und Gesänge. Die ersten deutschen Anakreontiker, Gleim und seine Freunde, fanden in Lessing bald einen gelehrigen Schüler. Aber er ging auf die griechischen Originale zurück, versah seine Gedichte in der Regel mit dem Reim und entwickelte an den fremden Vorbildern seine persönliche Manier. Manche dieser Vorbilder scheinen erweiterte Epigramme zu sein und haben von daher eine Pointe, eine Ueberraschung am Schlusse behalten. Lessing hat sie gelegentlich noch mehr zugespitzt und die in ihnen enthaltenen Gedanken geradezu auf Epigramme gebracht. Er hat außerdem das Costüm verändert und modernisirt. Wenn der Grieche nichts nach Gyges' Schätzen und nach dem Königsthrone von Sardes fragt, so sagt Lessing:

Was frag' ich nach dem Großsultan
Und Mahomet's Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an,
Mit allen seinen Schätzen?

Nach diesem Eingange führt der Dichter den oft variirten Gedanken aus, er wolle das Heute genießen und um das Morgen nicht sorgen, die Würfel nehmen und trinken: „denn", heißt es im Griechischen, „sucht einmal die Krankheit dich heim, da möcht' es heißen: den Becher von dem Munde!" Was der junge Lessing schwerfällig so ausdrückt:

Damit nicht eine Krankheit spricht,
In die ich schnell versunken:
Nein, länger, länger trinke nicht:
Du hast genug getrunken.

Dieses Schlußmotiv aber hat ihm sein bestes Lied eingegeben, das mit seiner noch heute üblichen Melodie mindestens schon 1758 gesungen wurde: „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben." Die Krankheit hat er in den volksthümlicheren Tod verwandelt, der drohend zu ihm tritt und ihn abholen will und dem er, wie es auch in populären Schwänken vorkommt, ein Schnippchen

zu schlagen weiß. Der dramatische Charakter, hier in Dialog und Handlung ausgeprägt, findet sich auch in anderen Lessing'schen Liedern. Und der Tod, dem ein Glas hingesetzt wird, das er auf die Gesundheit seiner Base, der Pest, leert; der Dichter, ein Mediciner, (wie denn Lessing wirklich als Studiosus medicinae immatriculirt war,) der dem Tode die Hälfte seiner Kranken verspricht und dafür leben soll, bis er sich satt geküßt und des Trinkens müde ist, und der nun triumphirt: also werde er ewig leben — dies Alles ist ausgezeichnet gedacht und präcise gesagt und war vollkommen werth, als Trinklied fortzudauern. Auch ein anderes bekanntes Chorlied, der Gesang von Papst und Sultan („Der Papst lebt herrlich in der Welt") ist ohne Zweifel aus einem Lessing'schen Liede („Die Türken haben schöne Töchter") hervorgegangen.

Die Liebeslieder haben nicht vieles, aber doch einiges Eigenthümliche. Man möchte bei dem einen oder andern glauben, daß Erlebnisse zum Grunde liegen. Aber es lohnt nicht, dabei zu verweilen. Diese Lyrik entspricht jedenfalls nur einer sehr rasch vorübergehenden Phase in Lessing's Entwickelung: dagegen zieht sich die kleine Epigrammenpoesie durch sein ganzes Leben. Und wenn er sich darin auch vielfach an fremde Vorbilder, an die griechische Anthologie, an Martialis, an neuere Lateiner und Franzosen anschließt, wenn ungefähr die Hälfte seiner Sinngedichte als Nachbildung erwiesen ist, so war doch das Epigramm eine seinem Geiste sehr gemäße Ausdrucksform und die erste Schule für seinen Lakonismus. Ihrem Gegenstande nach sind Lessing's Epigramme meist harmloser Natur, und von öffentlichen Angelegenheiten enthalten sie nur literarische Satire. Daß Voltaire, Gottsched, Bodmer darin vorkommen, vermuthet man leicht. Aber daß er auch eine der früheren Schriften Kant's übermüthig angegriffen, verdient bemerkt zu werden.

Die Epigramme Lessing's pflegt man stets zu erwähnen, wenn von seiner literarischen Thätigkeit die Rede ist. Aber um Lessing's Lehrgedichte hat man sich wenig gekümmert. Und doch erreicht er in der Epistel „an den Herrn Marpurg" Albrecht v. Hallers Kürze und Gedrungenheit ohne Albrecht v. Hallers Unklarheit. Und das Lehrgedicht „die Religion" ist das tiefste von Lessing's Jugendgedichten überhaupt, trotz der Verallgemeinerung persönlicher Erfahrungen voll von biographischen Aufschlüssen. Wieder blickt er zurück auf eine Zeit, wo er in der Schulweisheit befangen war. Jetzt sieht er, daß wir nichts wissen können und wirft nach dem Beispiele Hallers eine Reihe von Fragen auf, deren Lösung unmöglich scheint. Auch was wir sonst von diesem Werke besitzen, ist ganz pessimistisch. Es enthält Zweifel wider die Gottheit, aus dem Uebel der Welt abgeleitet, und viel selbstquälerische Grübelei. Der Dichter berichtet, wie Faust, von weit ausgreifendem Streben, das ihn nicht besser gemacht habe: Sprachen, Geschichte, alte Kunst, Rhetorik, Poesie (alle hübsch dichterisch umschrieben) haben ihn angelockt; zu ihnen hat er sich fern von sich selbst verirrt, sein „eigen Fach" vergessen. Und ehe er diese Bekenntnisse ausspricht, setzt er sich mit seiner Umgebung in Scene und erinnert dadurch wiederum an die Art, wie Goethe's Faust sein dumpfes Mauerloch, den Bücherhauf und Urväterhausrath mit seiner Stimmung verknüpft — nur daß der junge Gelehrte sich wohl fühlt in dem ärmlichen Raume, der ihn umschließt:

Mein Herz eröffne dich! Hier in dem stillen Zimmer,
Das nie der Neid besucht und spät der Sonne Schimmer;
Wo mich kein Gold zerstreut, das an den Wänden blitzt,
An welchen es nicht mehr als ungegraben nützt;
Wo mir kein sammtner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tisch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausraths statt, was finstern Gram besiegt,
Begriffner Bücher Zahl auf Tisch und Dielen liegt;
Hier, Herz, entwickle treu die tiefsten deiner Falten ...

Der Dichter klagt sich hierauf der Ruhmsucht und des Neides auf Klopstock an: er wünscht die Messiade verfaßt zu haben, den „ewigen Gesang, durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang". Wie bald sollte er einen kritischen Standpunkt gewinnen, von dem aus er der Messiade und der Klopstock'schen Odendichtung sehr unbefangen gegenüberstand, und leicht vom Lob zum Tadel übergehen konnte!

Im November 1748 kam Lessing nach Berlin: sein Freund Mylius redigirte die Vossische Zeitung; er selbst durfte sich darin sofort die kritischen Sporen verdienen [1]) und übernahm im Februar 1751 die Redaction des „gelehrten Artikels" und der monatlichen Beiblätter, wir können sagen: des Feuilletons, der Vossischen Zeitung, die er bis October 1755 fortführte. Er hat sich darin als Recensent nach allen Seiten ausgebreitet und zahlreiche Berichte über schönwissenschaftliche, theologische, philosophische und geschichtliche Werke geliefert, in denen man mit Vergnügen bemerkt, wie er auf allen Gebieten die maßgebenden Ideen der Zeit ergreift und nie einer Clique dient. Einige Journalaufsätze sind in die „Briefe" übergegangen, welche mit den „Rettungen" zusammen den wissenschaftlichen Theil der ersten Sammlung seiner Schriften ausmachen und überall Kühnheit, Schärfe, schriftstellerische Gewandtheit, Freude an Paradoxien und die entschiedene Absicht des Autors verrathen, sich als Persönlichkeit geltend zu machen und einen geachteten oder gefürchteten Namen zu erlangen.

Aber am meisten war ihm dies schon damals auf dem Gebiete des Dramas gelungen. Theorie, Geschichte und Praxis interessirten ihn gleichmäßig. Sie gingen bei ihm Hand in Hand wie bei Gottsched, aber mit weit größerem Erfolg. Schon seine ersten theoretischen Versuche waren Fortschritte des deutschen Schauspiels, wenn auch Schülerarbeiten, verglichen mit den großen Mustern anderer Nationen. Aber die vorhandene Technik hat er sich angeeignet; zum Dialog besaß er ein natürliches Talent; und geschichtsphilosophische Erwägungen über die eigenthümlichen Anlagen der verschiedenen Nationen, wie sie damals nicht selten angestellt wurden, führten ihn zu der Meinung, daß die englische Schaubühne dem deutschen Naturell mehr entspreche, als die französische; sie gaben ihm dadurch einen wichtigen Wink für seine Praxis. In der That hat man von jeher die englischen Vorbilder der „Miß Sara Sampson" erkannt

[1]) Ueber Lessing's Berliner Anfänge und sein später zu berührendes Verhältniß zu Voltaire hat Dr. W. A. Wagner neues Licht verbreitet in den Sonntagsbeilagen zur Vossischen Zeitung 1879, Beil. Nr. 26, 29; 1880, Beil. Nr. 29, 31.

und dieselben so ausschließlich in Betracht gezogen, daß darüber ein anderer Zusammenhang ganz übersehen wurde, obgleich Lessing selbst darauf hinwies, indem er die Intriguantin, die Verbrecherin des Stückes zu dem Helden sagen läßt: „Sieh' in mir eine neue Medea!"

Lessing verschmäht die abgeleiteten Quellen nicht, wo er daraus lernen kann; aber er geht immer auch auf die ursprünglichen zurück. Er war Anakreontiker, aber ging auf die griechischen Vorbilder zurück. Er war Fabeldichter nach Gellert, ging aber später auf Aesop zurück. Er war Epigrammatiker und schöpfte als solcher aus den modernen Literaturen, ging aber doch vorzugsweise auf die Griechen und Martial zurück. Er wollte ein deutscher Molière werden; aber Molière hatte aus Plautus gelernt; und so ging Lessing auf Plautus selbst zurück, indem er ihn zugleich modernisirte, wie er griechische Lieder modernisirt hatte. Es liegt nahe, zu vermuthen, daß Lessing für das Trauerspiel ähnliche Erwägungen anstellte. Wie er sich später mit Corneille mißt, so mag er schon früher gefragt haben: woher hat Corneille seine Kunst? Corneille's „Medea" z. B. war eine Bearbeitung der „Medea" des Seneca. Demgemäß ging Lessing auf Seneca selbst zurück. Wie er in seinen theatralischen „Beiträgen" von Plautus gehandelt hatte, so besprach er in seiner „Theatralischen Bibliothek" den Tragiker Seneca. Wie er dort „die Gefangenen" des Plautus übersetzt und kritisirt hatte, so machte er es hier mit dem rasenden Hercules und dem Thyestes des Seneca. Er zieht beim Hercules auch den Euripides und die modernen Bearbeitungen des Stoffes herbei und knüpft daran einen Vorschlag für den modernen Dichter — aber immer noch einen Vorschlag für das Thema des Hercules. Seinen letzten Gedanken spricht er nicht aus; denn in einem viel späteren Brief an seinen Bruder bekennt er, daß ihm das Sujet des Masaniello einmal durch den Kopf gegangen sei; er habe geglaubt, darin den Mann zu finden, an welchem sich der alte rasende Hercules modernisiren lasse, und er habe in der Motivirung des Wahnsinnes den alten Tragiker zu übertreffen gehofft. Ebenso hätte sich der Stoff der Medea in einer Abhandlung darstellen können, etwa von folgendem Gange: die „Medea" des Seneca; Vergleichung der Euripideischen und der übrigen, besonders der des Corneille; Vorschlag für den modernen Dichter, entspringend aus der Kritik der Vorgänger. Im Stillen: eigener Vorsatz der Modernisirung.

Aber kein historisches Sujet fand sich wie dort Masaniello. Sondern direct ward das Thema übertragen in die bürgerliche Sphäre, in die Gegenwart — nur nicht in deutsches Costüm sondern in englisches, welches für Gegenstände dieser Art dem Dichter wie dem Publicum damals am nächsten lag. Seine Medea heißt daher Marwood, sein Jason heißt Mellefont, seine Kreusa — Miß Sara Sampson. Aber das rührende Opfer steht im Mittelpunkte, nicht die Verbrecherin. Sara hat, wie Kreusa, ihren Vater zur Seite; die Marwood droht mit der Tödtung des Kindes — ohne sie zu vollführen, denn so Furchtbares wagte der Dichter seinen gefühlvollen Zeitgenossen nicht zuzumuthen; aber Sara wird in der That durch sie vergiftet, wie Kreusa in Medea's vergiftetem Kleide verbrennt.

Daß Lessing's Miß Sara Sampson weinerlich und schleppend ist und an mangelhafter Motivirung leidet, kann Niemand leugnen. Aber daß sie dem Geschmacke des damaligen deutschen Publicums in ungewöhnlichem Maß entgegen kam, darf nicht verkannt werden. Am 10. Juli 1755 wurde sie zu Frankfurt a. d. Oder in Lessing's Gegenwart zum ersten Mal aufgeführt und eine Nachricht meldet: „Die Zuschauer haben drei und eine halbe Stunde zugehört, gesessen wie Statuen und geweint." Auch die dramatische Production warf sich auf das bürgerliche Trauerspiel, und die lange Reihe von Nachahmungen [1]) bezeugt, wie sehr die Miß Sara Sampson in der deutschen Theatergeschichte Epoche machte. Alles klatschte Beifall und glaubte, eine höchste Leistung dramatischer Kunst vor sich zu haben. Nur Einer glaubte es nicht: Lessing selbst. Er dachte nicht daran, beruhigt je sich auf ein Faulbett zu legen. Er strebte weiter. Alles Erreichte war für ihn nur eine Stufe zu Höherem. Dieselbe Nachricht, welche den Theatererfolg der Miß Sara meldet, setzt hinzu, Lessing werde künftig in reimlosen Jamben dichten, und bezeugt damit, daß ihm schon die Form des Stückes nicht genug that und daß er unmittelbar nach dem Erfolge der soeben gegen den Alexandriner durchgesetzten Prosa an diejenige metrische Form des Dramas dachte, welche in Deutschland ebenso die classische geworden ist, wie sie es in England war.

Zweite Periode.

1755—1772.

Zu Anfang der zweiten Epoche steht noch das Interesse für's Theater im Vordergrunde; Lessing macht für den reimlosen fünffüßigen Jambus unter seinen Freunden Propaganda, und wendet ihn selbst damals in seinen Entwürfen, obgleich öffentlich erst im „Nathan" an. Aber 1758 gibt er Gleim's Kriegslieder heraus und gründet die Literaturbriefe, die im Januar 1759 zu erscheinen beginnen; 1759 kommt auch sein „Philotas" und kommen die prosaischen „Fabeln" mit den Abhandlungen über die Fabel heraus; 1760—1765 lebt er in Breslau unter den Soldaten; 1766 erscheint der „Laokoon", 1767 „Minna von Barnhelm", 1767—1769 die „Hamburgische Dramaturgie", 1771 die Anmerkungen über das Epigramm, 1772 „Emilia Galotti". Die früheren Hauptrichtungen seiner Thätigkeit wiederholen sich auf einer höheren Stufe: beim Theater beschäftigen ihn nach wie vor Praxis, Theorie und Geschichte, wozu das begonnene Leben des Sophokles gehört; die Recensionen der Vossischen Zeitung setzen sich in den Literaturbriefen fort; die „Fabeln" sind so zu sagen Lessing's Lyrik in dieser Zeit, d. h. das Denkmal seiner Stimmung in den Jahren 1756 und 1757. Ein stolzes Selbstgefühl spricht sich darin aus; wahre und falsche Größe, wirkliches und gemachtes Verdienst werden einander gegenübergestellt; sie kämpfen für die Wahrheit und gegen den Schein, gegen die Heuchelei, gegen die Schwärmerei und das Vergessen der Wirklichkeit; für die Anerkennung der allseitigen Grenzen unserer Natur.

[1]) Sie sind zusammengestellt, analysirt, verglichen und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit beleuchtet von A. Sauer in dem Buche „Joachim Wilhelm v. Brawe, der Schüler Lessing's" (Straßburg, 1878), S. 80—119.

Lessing, der geborene Sachse, stand auf der Seite Friedrich's des Großen im siebenjährigen Krieg. Und nicht blos der kriegerische Plan und Ton der Literaturbriefe, nicht blos das soldatische Knabenstück „Philotas", nicht blos „das Soldatenglück" Tellheim's und Paul Werner's ist aus dieser denkwürdigen Situation hervorgegangen, sondern ihre Spuren sind noch weiter zu verfolgen. An Gleim's Grenadierliedern ist Lessing der Begriff der volksthümlichen Poesie aufgegangen und führte ihn sofort zu altdeutschen Studien. Den Grenadier verglich er mit Tyrtäus; die Preußen sind ihm die modernen „besseren Spartaner"; die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz, für das Vaterland zu sterben, seien einem Preußen ebenso natürlich, wie einem Spartaner. Etwas von spartanisch-männlichem Wesen gewinnt Lessing's eigene Poesie. Schmucklose Kürze wird sein Ideal: wir erkennen es in dem „Heldenlied der Spartaner", in den Fabeln, im „Philotas", in den prosaischen Oden. Zwei der letzteren richten sich an Ewald von Kleist und an Gleim. Indem er Ersterem in einer fernen Zukunft den Heldentod Schwerin's wünscht, erhält er Gelegenheit, diesen „beneidenswürdigen Helden" selbst zu preisen. Indem er Gleim auffordert, seinen König zu besingen, erhält er Gelegenheit, selbst seine Meinung über Friedrich zu sagen:

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! Deinen tapfern, doch menschlichen; deinen schlauen, doch edeldenkenden Friedrich!

Singe ihn an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, so weit Menschen den Göttern ähnlich sein können.

Singe ihn im Dampfe der Schlacht; so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz, aber nicht ihren Einfluß verlieret.

Singe ihn, mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.

Aber viel besser ist, was folgt. Lessing nimmt scheinbar für seine Person den Standpunkt des Sachsen ein, um die schneidendste Kritik an einem Könige zu üben, der über Maitressen und Oper die Sorge für sein Volk versäumt:

.... Ich will unterdeß mit äsopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren: —

Ein Märchen vom blutigen Tiger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und dem Echo scherzte, die arme Herde würgte und zerstreute.

Unglücklicher Hirte, wann wirst du die zerstreuten Lämmer wieder um dich versammeln. Wie rufen sie ängstlich im Dornengehecke nach dir!

Bedarf es neben der vorstehenden Verherrlichung Friedrich's des Großen eines Zeugnisses für Lessing's Unabhängigkeit, so braucht man nur die prosaische Ode „An Mäcen" anzusehen, um schärfste Kritik zu finden. Auch in seinen Dramen ist das Freiheitsgefühl mächtig; der Kampf gegen Tyrannei geht von jugendlich unreifen Producten bis zu bleibenden Schöpfungen, neben denen aber eine spartanische Luft, für's Vaterland zu sterben, auch ihre Vertretung findet. Und Lessing's eigenste persönliche Erfahrung kommt zur Geltung, wenn er den Doctor Faust zu seinem Helden wählt.

Das Jahr 1755 ist nicht blos durch „Miß Sara Sampson", den Ausgangspunkt alles weiteren deutschen Strebens für die Tragödie, sondern auch dadurch bezeichnet, daß das größte Thema moderner deutscher Poesie aus der Sphäre des Volksdramas wieder in den Gesichtskreis der Gebildeten und eines wirklichen Dichters trat. Aus dem November 1755 wissen wir, daß Lessing an

einem bürgerlichen Trauerspiele „Faust“ arbeitete. Der Held sollte nur Einen Trieb, nur Eine Neigung haben: den unauslöschlichen Durst nach Wissenschaften und Kenntniß. Der Satan meint: bei dieser Leidenschaft sei er sicher sein. Mephistopheles beginnt und vollendet scheinbar sein Werk, schon stimmen im fünften Acte die höllischen Heerscharen Triumphlieder an; da erscheint ein Engel und verkündet: „Triumphiret nicht! Ihr habt nicht über Menschheit und Wissenschaft gesiegt; die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen; was ihr sahet und jetzt zu besitzen glaubt, war nichts als ein Phantom.“ Alles aber, was mit diesem Phantome vorging, war ein Traumgesicht für den schlafenden wirklichen Faust.

Leider besitzen wir wenig davon, und selbst die Nachrichten über den Plan sind unsicher. Aber so viel sehen wir, daß jener Wahrheitstrieb, den Lessing früh empfand und später so herrlich zu preisen wußte, jenes Suchen, das er dem Besitze vorzog, den Hebel bilden sollte — daß das Stück ein Tendenzdrama geworden wäre in der Art des früheren „Freigeist“ und des späteren „Nathan“ — daß die antike Lösung durch einen Deus ex machina beabsichtigt war — daß außerdem Calderon's Lessing wohlbekanntes „Leben ein Traum“ vorschwebte und das Motiv ähnlich weitergebildet ward, wie nachmals bei Grillparzer — daß Lessing nicht den tragischen Ausgang des Volksdramas, sondern wie Goethe einen versöhnenden Abschluß für nothwendig hielt — und daß er in dem Streben nach Begründung einer nationalen Literatur auch auf die aus der deutschen Vergangenheit vererbten Stoffe bereits sein Auge geworfen hatte.

Die Gruppe der Befreiungstragödien geht schon in das Jahr 1749 zurück, wo Lessing in die allerneueste Geschichte hinein griff und den im Juli 1749 hingerichteten Berner Revolutionär Henzi tragisch verklären wollte. Ein Revolutionsthema war auch „Masaniello“, sein modernisirter rasender Hercules, der nicht zu Stande kam. „Das befreite Rom“ sollte die Vertreibung der Könige behandeln. Es war nur auf drei Acte berechnet und gehört schon deshalb in die Zeit der Experimente nach der Vollendung der „Miß Sara Sampson.“ Im ersten Act erzählt Lucretia dem Volk ihre Schande, ersticht sich und wirft den Dolch unter's Volk mit dem Rufe: „Meinem Rächer!“ Brutus nimmt ihn auf; und alles Weitere vollzieht sich unter Männern. Es sollte eine Tragödie ohne Liebe werden, wie der „Henzi“. Aber schon 1754 hatte Lessing einen Auszug aus einer spanischen „Virginia“ geliefert, 1757 arbeitete er selbst an dem Gegenstande, und im Januar 1758 konnte er melden, daß sich die Virginia in eine Emilia Galotti verwandelt habe. Und dieser vierzehn Jahre später erst gereifte Plan bringt dergestalt eine Jugendrichtung Lessing's zum Abschluß. Wie Lessing darin gegen die Tyrannei kämpft, so hat ihn noch ganz spät, kurz vor seinem Tode, der Stoff des „Nero“ beschäftigt.

Verwandt ist eine Gruppe von Tragödien, worin die Helden sich selbst aufopfern. Die Gestalten des Seneca und des Königs Codrus, unter Lessing und zum Theil auf seinen Betrieb von andern behandelt, sind auch ihm selbst nahegetreten. Aus einem „Kleonnis“, worin es dem Anschein nach auf Vatermord abgesehen war, hat sich 1758 der „Philotas“ gebildet, ein gefangener Königssohn, der dem Vaterlande nützen will, indem er sich selbst tödtet und so dem Feind

eine werthvolle Geißel raubt. Ein Act, ohne Frauen und ganz heroisch, voll soldatischer Anschauung und heldenmüthiger Gesinnung. Daß der Held ein halber Knabe ist, gibt Gelegenheit zu naiven Zügen und erhöht die tendenziöse Wirkung. Der enge Rahmen, die Sparsamkeit in den Mitteln sind Lessing's Selbstkritik gegenüber der Miß Sara; und scharfsichtige Beobachter haben Anlehnung an Sophokles und Shakespeare herausgefunden.

Chronologisch schließt sich „Fatime" an, wovon drei Entwürfe vorhanden sind, der älteste aus dem August 1759. Der Anfang erinnert an den „Agamemnon" des Thompson, den Lessing zu übersetzen begann: eines fernen Herrschers Rückkehr wird erwartet, und die Gattin ist darüber nicht erfreut. Was aber zwischen beiden Gatten steht, wird nicht klar, wenn man auch erfährt, daß Grausamkeit und Eifersucht hervorstechende Eigenschaften des Mannes sind, der zuerst als Nachfolger des Propheten, dann als Pascha gedacht wird. Das kleine Stück einer dritten Bearbeitung in Versen ist sehr schön. Fatime zeigt sich als ein eigenartiger Charakter. Indem sie unter dem Bewußtsein ihrer sklavischen Abhängigkeit leidet, indem sie gegen die Tyrannei ihres Herrn und Gemahls sich mit Worten auflehnt, sehen wir uns auf verwandtem Boden mit der Gruppe der Befreiungsstücke.

Und so handelt es sich auch im „Spartacus", an den Lessing zu Wolfenbüttel noch dachte, um Sklaverei und Menschenwürde. Spartacus ist sehr glücklich als Mann aus dem Volke genommen, während sein Gegner Crassus dem Typus des Sklavenhalters entspricht. Und wenn Spartacus als schlichtverständiger Mensch einer verderbten Welt gegenübersteht, so finden wir das Motiv der „Räuber" vorbereitet.

Die intensive Beschäftigung mit Sophokles führte Lessing ohne Zweifel zu dem Plan eines „Philoktet" und zu dem Entwurfe des „Horoskop", worin Hettner eine Art Schicksalstragödie und eine Nachbildung des König Oedipus erkannt hat. Einem Vater ist prophezeit, daß ihn sein Sohn tödten werde; der Sohn erfährt davon, und um die Erfüllung der Prophezeiung unmöglich zu machen, will er sich erschießen; aber durch Zufall trifft er den Vater, tödtet ihn und sucht dann selbst den Tod.

In Lessing's Breslauer Zeit (1760—1765) wird der „Alcibiades" gesetzt, von dem zwei Entwürfe vorhanden sind. Alcibiades hat keinen Ehrgeiz mehr; aber seine ruhmreiche Vergangenheit wird sein Verhängniß und läßt ihn nicht in der Einsamkeit und Ruhe, die er aufgesucht hat, der er sich hingeben will. Hier gewinnt er einen Jonathan, den Sohn seines Gegners Pharnabaz, einen edlen jungen Mann, der sich im Tode mit ihm vereinigt. König Artaxerxes wünscht den Alcibiades zum Anführer gegen Griechenland. Alcibiades aber geht nicht darauf ein; vielmehr wissen ihm Abgesandte aus Athen die Seele zu bewegen, und so wird die Liebe zum Vaterland ein entscheidendes Motiv der Verwickelung, die sich nothwendig tragisch gestalten muß. Denn Pharnabaz, gekränkt, weil Artaxerxes den Alcibiades an seine Stelle setzen will, läßt den König die Unterredung des Helden mit den athenischen Gesandten belauschen und bringt ihn dadurch auf, indem er zugleich religiöse Unduldsamkeit in ihm erregt. Alcibiades hat dem Schutzgeiste des Sokrates

einen Altar errichtet. „Siehe" — sagt Pharnabaz zum Artaxerxes — „wie jeder dieser Ungläubigen sich einen eignen Gott schafft! Anstatt den einigen Gott im Feuer, auf seinem ewigen, sichtbaren Throne, der Sonne, anzubeten, betet jeder sein eignes Hirngespinnst oder, welches noch lächerlicher ist und du hier siehst, das Hirngespinnst eines Freundes an!"

Hat Lessing bei jenem vaterländischen Motive Erlebtes gestaltet? Den inneren Conflikt des Sachsen, der sich unter die preußischen Soldaten begeben? Auch das Bedürfniß, sich zurückzuziehen, die Einsamkeit zu suchen, ist ohne Zweifel hier ebenso aus Lessing's Seele genommen wie bei dem Derwisch im „Nathan". Und im zweiten Entwurf des „Alcibiades" fällt ein Motiv auf, das noch bestimmter auf den Nathan hinweist. Alcibiades hat sich aus dem „weisen" Griechenland, wo Aberglaube und gesetzlose Frechheit den Pöbel, Ehrgeiz und Abgötterei die Großen regiert, in das „barbarische" Persien zurückgezogen, wo Wahrheit und Tugend den alten Thron besitzen. Er möchte gerne noch den Sokrates aus dem Schiffbruche seines Vaterlandes retten. Sein Freund, der Sohn des Pharnabaz, vergleicht den Sokrates mit Zoroaster. Hierauf lobt Alcibiades die Religion der Perser; und jener freut sich, daß der Grieche seinem Volke so viel Gerechtigkeit widerfahren lasse. Den Gegensatz zu Alcibiades bildet hierin seine Geliebte Timandra, der alles Persische lächerlich und unsinnig vorkommt. Man sieht: die Freundschaft des Alcibiades mit den Persern ist ein Band zwischen Völkern und Religionen; und der Dichter, der es erfand, will den nationalen und religiösen Hochmuth züchtigen, aus welchem der Begriff der Barbaren entsprungen ist. So hatte Lessing, schon als er von der Schule Abschied nahm, über die Mathematik der Barbaren doch vermuthlich zum Ruhme der Barbaren gehandelt. So begann er später eine theologische Streitschrift mit den Worten: „Barbaren haben die Philosophie erfunden; von Barbaren schreibt sich die wahre Religion her: wer sollte nicht gern ein Barbar heißen wollen?" Und so hatte er von jeher die Ueberhebung der Franzosen bekämpft, welche auf die Deutschen beinahe wie auf Barbaren herabsahen.

Lessing seinerseits war nicht gemeint, sich durch nationale Abneigung gegen die Franzosen überhaupt verblenden zu lassen. Längst hatte er in Diderot einen Bundesgenossen erkannt, der auch mit dem bestehenden französischen Theater unzufrieden war und dessen Stimme mehr wog als die seinige. Schon 1748 erklärte sich Diderot gegen die Unnatürlichkeit des classischen Theaters der Franzosen. Lessing mag daraus den Muth geschöpft haben, sich von der französischen Regel zu emancipiren und unmittelbar auf die Alten zurückzugehen. Aus Diderots Brief über die Taubstummen (von 1751) sind gewisse Elemente von Lessing's ästhetischer Theorie im „Laokoon" geflossen. Die „Miß Sara Sampson" beruht auf denselben Voraussetzungen, wie Diderots Stücke, ist aber unabhängig von denselben und früher entstanden. Indem Lessing dann von Diderot's Theater 1760 eine Uebersetzung herausgab, suchte er die Stimme des Bundesgenossen in Deutschland zum Vortheile der gemeinsamen Sache zu verstärken und bezeugte ihm zugleich in der Vorrede seine Dankbarkeit für den großen Antheil, den er an der Bildung seines Geschmackes genommen.

Es geschah im Sinne Diderot's, wenn er die Virginia in eine Emilia



Galotti verwandelte und das Privatschicksal aus dem Zusammenhang mit einer Revolution herausnahm. Diderot aber hatte auch empfohlen, ganze Stände auf die Bühne zu bringen und er hatte in seinem Fils naturel einen Charakter geschildert, der aus Edelmuth und Entsagung gleichsam Profession machte. Beides finden wir in „Minna von Barnhelm“ wieder: den Soldatenstand in verschiedenen Repräsentanten; Edelmuth und Entsagung in Tellheim, dem eigentlichen Helden; zugleich Lessing's eigene Erfahrungen unter den Soldaten; das Lob des preußischen Heeres; ein Denkmal für Kleist; einen Abglanz des durch den Krieg entfesselten Franzosenhasses; eine Verherrlichung des großen Königs, der am Schlusse hereinragt, wie die Gerechtigkeit Ludwig's XIV. in Molière's „Tartuffe“. Und die Vermählung zwischen der Sächsin Minna, wenn sie auch aus Thüringen stammt, und dem preußischen Officiere Tellheim, wenn er auch ein Curländer ist, mag ihm ebenso symbolisch als eine Versöhnung zwischen den politischen Gegensätzen, die ihn selbst bewegten, erschienen sein, wie er die Freundschaft des Alcibiades mit einem Perser und später den Familienzusammenhang im „Nathan“ als eine symbolische Ausgleichung nationaler oder religiöser Gegensätze hinstellte.

Obwol seit „Miß Sara Sampson“ bei Lessing das Interesse für die Tragödie überwog, so fehlte es doch nicht an Lustspielplänen. Auch auf diesem Gebiete gedachte er eine große Productivität unter Anlehnung an fremde Muster zu entfalten. So wollte er Goldoni's Erede fortunata als „glückliche Erbin“ bearbeiten. So studirte er Lustspiele von Otway und Wycherley, um daraus Motive zu borgen. Aus diesem entnahm er den Plan zu einem „Leichtgläubigen“, mithin zu einer Charakterkomödie der alten Gattung. Aus jenem den Plan zu den „Witzlingen“ (nach 1759), wobei nach Molière's Art derselbe Charakterzug auf verschiedene Personen vertheilt werden sollte. Aber Otway's Stück, welches diesen Entwurf in ihm anregte, hieß The Soldier's Fortune — „das Soldatenglück“, wie „Minna von Barnhelm“ mit ihrem zweiten Titel.

Otway hatte zwei Soldaten vorgeführt, wovon der eine bei einer verheiratheten Frau Glück hat, der andere eine vortheilhafte Heirath macht. Jenes war Haupthandlung, dieses Episode. Lessing hat die Episode zur Haupthandlung erhoben, aber seinem Helden auch einen Cameraden mit selbständiger Liebesgeschichte beigegeben: den Wachtmeister Paul Werner. Die stehenden Soldatenfiguren der modernen Bühne waren die Großsprecher, die milites gloriosi gewesen. Wieweit ist davon Tellheim entfernt! Aber auch in Werner und Just fehlt der abgedroschene traditionelle Zug; nur bei Riccaut spielt er leise herein, ohne indessen wesentlich zu sein. Es ließe sich wol gegen Tellheim Manches einwenden; aber so wie der Charakter einmal gedacht war, ist er vortrefflich durchgeführt. Jede seiner Handlungen zeigt sich charakteristisch; in jeder manifestirt sich sein Wesen: seine strenge Rechtlichkeit, seine Noblesse, seine edle Auffassung des Soldatenstandes, die Opferwilligkeit für seine Freunde, der Entschluß nichts für sich anzunehmen, die Lessing'sche Sorglosigkeit in Geldsachen, das Lessing'sche menschen- und schicksalsfeindliche bittere Lachen im Unglück.

Ueberall strebt Lessing aus der überlieferten Komödienform heraus, aber überall knüpft er auch an sie an. Der Apparat von Bedienten und Kammer-

mädchen ist ganz der hergebrachte französische, der auf den Sklaven des römischen Lustspiels beruht: da sie zur Einfädelung der Intrigue stark gebraucht werden, so nehmen sie sich merkwürdig viel, auch ihren Herren gegenüber, heraus. Aber Lessing hat wenigstens den Just ganz von dem alten Bedienentypus hinweggearbeitet. Seine Francisca dagegen hat noch viel von der stehenden Figur der Lisette in Lessing's früheren Lustspielen an sich; er wußte ohne die conventionellen Züge nicht auszukommen und hat sie daher aus besonderen Verhältnissen motivirt: Francisca ist mit dem gnädigen Fräulein erzogen und hat Alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Wie kommt es dann aber, daß ihr eine gewisse Naivetät geblieben ist? daß sie das Lob, eine gute Bemerkung gemacht zu haben, mit den Worten ablehnt: „Gemacht? Macht man das, was einem so einfällt?" Da ist sie wieder das Mädchen aus dem Volke; wie Spartacus, der Mann aus dem Volke, dem der Consul sagt: „Ich höre, du philosophirst" — darauf erwidert: „Was ist das: du philosophirst? doch ich erinnere mich" und es folgt eine Reflexion, welche wirklich Philosophie verräth.

Ueber Schwächen der Motivirung und unwahrscheinliche oder allzu bequeme Voraussetzungen in der „Minna" will ich mich nicht weiter verbreiten. Francisca ist darin nicht conventionelle Lisette, daß nicht sie ausschließlich die Rathschläge gibt, aus denen die Verwickelung entsteht. Dafür hat ihre Herrin recht launenhafte Einfälle. Sie ist sehr liebenswürdig und gibt einer guten Schauspielerin verschiedene Gelegenheiten sich zu zeigen und unsern Antheil zu erwecken. Aber ihre Handlungen sind nicht, wie Tellheims, charakteristisch. Sie ist gar nicht individuell ausgestattet. Sie ist der Hebel der Handlung. Sie thut, was der Dichter braucht. Eine Aufwallung, eine Laune von ihr bringt entscheidende Wendungen hervor. Wir erfahren aber nicht, daß es zu ihrem Charakter gehört, launisch zu sein, Leute zu quälen u. s. w.

Die Vortrefflichkeit des Dialoges und der Mache in Allem, was wir auf der Bühne vor uns sehen; die eminente Actualität des Stückes, die Darstellung der Zustände nach dem Frieden und die Darstellung des Krieges selbst in ausgewählten Vertretern: das Alles ist zu bekannt, als daß es eines rühmenden Wortes bedürfte. Es gibt wenige Werke der deutschen Literatur, welche so sehr das höchste Können ihrer Zeit repräsentiren und zugleich so sehr diese Zeit selbst repräsentiren. Aber die Grenze von Lessing's Können liegt genau dort, wo die Grenze seiner Erfahrung. Seine Menschendarstellung ist ausgezeichnet, so weit er beobachtet hat; aber Frauen zu beobachten, scheint er wenig Gelegenheit gehabt zu haben. Und so viel die Kunst gethan hat, um aus Minna und Francisca lebendige interessante Wesen zu machen, und so sehr sie es in der That geworden sind —: man braucht sie nur mit den Männern zu vergleichen, denen sie zu Theil werden, um zu bemerken, daß ihnen Etwas fehlt.

Viel besser ist Emilia gerathen. Lessing hatte mittlerweile in Hamburg tiefere Blicke in weibliches Wesen gethan. Er gewann aus der reicheren Beobachtung die reichere Kraft der Charakteristik. Er hat Emilia Galotti mit einer Fülle individueller Züge ausgestattet. Sie ist wirklich die Hauptperson, um die sich Alles dreht. Tritt sie nicht oft auf, so wird desto mehr von ihr gesprochen. Der Maler rühmt ihre vollendete Schönheit, ihren Liebreiz, ihre

Bescheidenheit. Bei Marinelli heißt das: ein wenig Larve, aber viel Prunk von Tugend, Gefühl und Witz. Sie ist, nach Aussage ihrer Mutter, die Furchtsamste und Entschlossenste ihres Geschlechtes, ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Ueberlegung in Alles sich findend, auf Alles gefaßt. Und so lernen wir sie nachher kennen; alle die Eigenschaften, auf die wir vorbereitet sind, entfalten sich in der Action. Erst fassungslos, dann ganz gefaßt ist sie nach der Begegnung mit dem Prinzen. Und ebenso fassungslos läßt sie sich bei dem Ueberfall erst fortbringen, um dann zu fühlen, daß sie hätte bleiben müssen. Und wieder erscheint sie dann vor dem Vater in auffallender Ruhe, die sie mit den Worten begründet: „Entweder ist Nichts verloren oder Alles.“ Sie ist aber der Meinung, daß Alles verloren sei. Der Gedanke, daß der Graf todt sei, ist ihr so geläufig, daß sie die Mittheilung davon erst fortspinnt: „Und warum er todt ist! Warum!“ Und dann erst ausruft: „Ha, so ist es wahr, mein Vater!“

Ihre Ruhe ist natürlich nicht Gelassenheit. Ihre Ruhe ist die finstere Entschlossenheit, mit der man sich einem Raubthier gegenüber sehen würde; man weiß, daß Alles darauf ankommt, das Zweckmäßigste zu thun; man hat die Kraft sich darauf zu besinnen; aber nur in Folge der furchtbaren Erregung aller Sinne. So steht Emilia dem Prinzen gegenüber. So beräth sie mit ihrem Vater, was zu thun sei. Den Gedanken, den Prinzen oder Marinelli oder beide zu tödten, weist sie zurück: „Dieses Leben ist Alles, was die Lasterhaften haben.“ Als wenn sie sagen wollte: „Nimm den Bettlern nicht ihre Lumpen.“ Wir wissen lange, daß sie streng religiös ist. Sie meint wol auch: die Strafe sei Gott anheim zu stellen. Ihr schwebt der eigene Tod als einzige Rettung vor. In der furchtbaren Klarheit der äußersten Seelenspannung hat sie die Kraft auszusprechen, was sonst die Scham zurückdrängen würde: der schreckliche Augenblick eines unbekannten sinnlichen Zaubers, durch den Beichtvater verdeutlicht, durch die strengsten Uebungen der Religion nur mühsam besänftigt, ist mit der Erscheinung des Prinzen unauflöslich verknüpft; die Erinnerung daran muß ihr wiederkommen, eben jetzt; die Furcht vor dem prinzlichen Verführer ist ein Hauptelement ihrer Klarheit; diese Furcht erfüllt sie ganz; neben ihr ist kein Raum für eine andere Empfindung. Sie reißt den Vater in ihre einseitige Auffassung der Situation hinein . . .

Zum Schluß hat Lessing einen wunderschönen ergreifenden Zug gefunden. Als sie sich zur Hochzeit schmückte, hatte sie eine einzige Rose in's Haar gesteckt: denn so war sie geschmückt, als sie ihr Bräutigam zum ersten Male sah. Von dieser Rose redet sie im zweiten Act, ehe sie ihre Brauttoilette macht; mit dieser Rose im Haar betritt sie das Lustschloß des Prinzen nach dem Ueberfall — und jetzt greift sie nach einer Haarnadel, um sich zu tödten, und — bekommt die Rose zu fassen: „Du noch hier?“ Ein letzter Augenblick der Rührung! Es geht dann leidenschaftlich weiter, aber doch zu geistreich. Nachdem der Alte sie durchstochen, bricht er in die Worte aus: „Was hab' ich gethan!“ Emilia sagt: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert.“ Und der Vater citirt nachher das Wort gegenüber dem Prinzen!

Was diesen Vater selbst anlangt, so ist man hinlänglich davon überzeugt,

daß er einer solchen That fähig wäre. Schon bei dem früheren Entwurf einer „Virginia" hatte Lessing gefühlt, daß Alles darauf ankomme, den Charakter des Vaters gehörig auszustatten. Alter und wahnwitzige Träume von Ruhm und Ehre haben dem Virginius das schwärmerische Gehirn verrückt. Er gibt den Gegnern unverholen seine Verachtung kund; finstere Blicke wirft er ihnen zu; in ungestümer Eilfertigkeit bewegt er sich. Man weiß wie gefährlich er werden könnte: er ist durchgängig verehrt; „sein silbernes Haar, sein Ruhm, seine rasche Beredsamkeit würde ganz Rom empören."

Aus diesem Virginius ist Odoardo Galotti erwachsen. Immer schwebt seine Umgebung in Angst vor seiner rücksichtslosen Heftigkeit. Er selbst hat dem Prinzen gegenüber das allgemeine Gefühl, keine übereilte That thun zu dürfen. Und so rettet den Tyrannen die einfache Bemerkung: „Fassen Sie sich, lieber Galotti." Nachdem aber der günstige Augenblick einmal versäumt ist, scheinen alle Wege abgeschnitten, wenigstens für den leidenschaftlichen, kurzsichtigen, durch eines frommen angstvollen Weibes leidenschaftliche Auffassung hingerissenen Greis. Dennoch — es bleibt ein Dennoch und man hat es oft genug hervorgehoben. Die Allmacht des absoluten Fürsten, die undurchdringliche Mauer, mit der er seine Person umgeben kann, die Aussichtslosigkeit eines Angriffes auf ihn wird von Lessing nicht so anschaulich gemacht, als sie gemacht werden müßte, um uns völlig zu überzeugen, daß dem Vater nichts übrig war, als seine Tochter aufzuopfern. Hier bleibt also für den kühlen Zuschauer, der nicht in die Befangenheit der Situation hineingerissen ist, eine Lücke der Motivirung. Denn verändern konnte Lessing das Ende unmöglich. Nicht weil es aus der Sage von Virginia feststand; sondern weil er unmöglich einen Fürstenmord sympathisch darstellen konnte.

Indem Lessing die Staatsaction wegließ und die verheerende Wirkung fürstlicher Willkür an einem Beispiele des Privatlebens zeigte, hat er nicht blos die Mittel bekommen, den Stoff zu modernisiren, sondern seinem Stück auch eine viel stärkere Resonanz bei den Zuhörern und eine viel stärkere Wirkung der Tendenz gesichert. Der Haß gegen die Tyrannei aber wurde im denkbar höchsten Grade erregt, wenn der Prinz ruhig weiter lebte, wenn das furchtbare Ereigniß nur eine vorübergehende Episode seiner Laufbahn war. Odoardo und Appiani vertreten die Ansicht Lessings, die Ansicht, die er auch Tellheim lieh: fern von den Großen! fern vom Hofe! Der Stolz des unabhängigen Mannes, der kein Fürstendiener sein will, ist aber noch bescheiden, ohne Pathos, ausgesprochen. Marinelli dagegen zeigt, was der Hof aus dem von der Willkür des Herrschers abhängigen Menschen macht, wie der Despotismus seine Werkzeuge verdirbt und jedes Gefühl von Moral und Ehre in ihnen unterdrückt. So empfiehlt Lessing's „Emilia" das unabhängige Privatleben. Die Nähe des Fürsten bringt Unglück, auch wenn er ein gebildeter, ein gefühlvoller und geschmackvoller, die Künste beschützender Fürst ist. Er ist eben ein Klein-Fürst der Zeit, ein Egoist, ein Tyrann — nicht ein Diener seines Staates, sondern ein Diener seiner eigenen Lust; ein Mensch von guten Anlagen, aber durch die Allgewalt verdorben.

Auch die Erscheinung der Orsina bildet eine schwere Anklage gegen den Prinzen. Sie dient zugleich dem Dichter ausgezeichnet, um die Schwierigkeiten

des vierten Actes zu überwinden. Und sie mochte ihm nahe liegen, weil er den Gegensatz des dämonischen Weibes und des schlicht natürlichen schon in der „Miß Sara Sampson" behandelt hatte und der Prinz sich von jener zu dieser wendet, wie Jason von Medea zu Kreusa, wie Mellefont von der Marwood zur Sara

Aber die schwerste Anklage ist doch der Schluß des ersten Actes, die furchtbare Scene mit dem Todesurtheil, das der Fürst leichtsinnig, ohne Prüfung unterschreiben will. „Den Händen der Fürsten ist kein werthvolleres Pfand anvertraut, als das Leben ihrer Unterthanen:" sagt Friedrich der Große im „Anti-Macchiavell". Er sagt es mit einer bitteren Polemik gegen Macchiavell, welcher Todesurtheile für Bagatellen ansehe und das Leben der Menschen für nichts achte.

Nach Macchiavelli mag Lessing den Namen seines Marinelli gebildet haben. Aber wie dem auch sei, jedenfalls darf man sagen: „Emilia Galotti" ist *sein* Antimacchiavell. Das Werk Friedrichs des Großen und die Tragödie des ehemaligen Secretärs eines seiner Generale liegen auf derselben Linie. Und in der Geschichte unseres politischen Denkens stehen sie dicht neben einander als die wirksamsten Proteste gegen tyrannische Willkür der Herrscher [1]).

Unterdessen hatte Lessing auch seine Schlachten geschlagen, auf denen die Selbständigkeit der deutschen Literatur geradeso beruhte, wie die Selbständigkeit des deutschen Großstaates auf den Schlachten des siebenjährigen Krieges. Lessing hat nach innen das Reich geordnet, indem er aller Stümperei den Krieg erklärte. Er hat nach außen wuchtige Schläge geführt, indem er den Franzosen die Griechen und Shakespeare entgegensetzte. Und er hat sich nicht damit begnügt, niederzureißen; er hat sich nicht damit begnügt, Fremde durch Fremde zu vertreiben; er hat nicht an die Stelle der französischen Sclaverei eine griechische oder englische gesetzt; sondern indem er nach einer eigenen Theorie des Drama's strebte, indem er sich mit Aristoteles auseinandersetzte und von der Form des antiken Drama's zu dem Wesen desselben vorzudringen suchte, gewann er unter Anknüpfung an die herrschende französische Tradition eine neue Regel und eine neue, wenn auch maßvolle Freiheit, die sich von der „Minna" zur „Emilia" und von da zum „Nathan" Schritt für Schritt erweiterte und im Wesentlichen die classische Form unseres Drama's blieb. Keinen stärkeren Beweis gibt es für die Autorität Lessing's und die Wirkung seiner „Emilia", als daß Lessing gegen Goethe's „Götz" Recht behalten hat, daß Goethe nur in den Stücken, welche vor dem Erscheinen der „Emilia" begonnen waren, im „Götz" und im „Faust", die Willkür des Scenenwechsels walten ließ, die er in blindem Jugendeifer aus Shakespeare copirte, und daß er auch die Regel von der Einheit der Zeit nie wieder in dem Maße verletzte.

Aber mit dem Drama war es nicht gethan. Lessing hat für die Fabel und das Epigramm Theorien aufgestellt, die zwar einer Verbesserung fähig waren und sie durch Herder auch erhielten, die aber noch heute durch bündige und umsichtige Erörterung glänzende Beispiele ästhetischer Untersuchung bilden. Er

---

[1]) Zur Würdigung Friedrich's des Großen durch Lessing vergleiche man die Reflexion, die sich dieser einmal aufzeichnete: „Wenn ich mich recht untersuche, so beneide ich alle itzt regi.renden Könige in Europa, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist, Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei." (Hempel'sche Ausg. 19, 629.)

hat sich abgesehen von den früheren Versuchen in kleinen poetischen Erzählungen gar nicht in der epischen Gattung versucht; aber er wies im „Laokoon" den Weg zu einer Technik des Epos, zu einer technischen Würdigung Homers, auf dem er bis jetzt wenig Nachfolge fand, aber gewiß noch viel Nachfolge finden wird. Auch das denkwürdige Wagniß, die Grenzen der Prosa und Malerei zu bestimmen, war eine große That und würde reich an fruchtbaren Anregungen bleiben, wenn auch fortgesetzte Forschung diese Grenzen ganz anders bestimmen müßte, als sie Lessing bestimmen zu müssen glaubte.

Hierbei ward ihm das Glück zu Theil, Studien, die er unter Leitung von Christ in Leipzig begonnen hatte, im Anschluß an Winckelmann's erste bahnbrechende Schrift fortzusetzen und auch von der Seite der bildenden Kunst in das classische Alterthum eindringen zu dürfen. Die Lebenshoffnungen, die er an den „Laokoon" knüpfen mochte, haben sich nicht erfüllt: die Direction der königl. Bibliothek und des Cabinets der Alterthümer und Medaillen zu Berlin wurde weder ihm noch Winckelmann, sondern einem, wie mit Bestimmtheit ausgesprochen werden kann, unwürdigen Franzosen übertragen [1]). Auch hat der „Laokoon" und die „Antiquarischen Briefe" zu dem dauernden Besitze der archäologischen Wissenschaft wenig beigetragen und nur die Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" lebt in unvergänglichem Ruhme fort. Aber alle diese Schriften sind Muster des Vortrags und der Methode; und für die sittliche Auffassung des Gelehrtenberufes haben sie ihres gleichen nur in Lessing's theologischen Streitschriften der dritten Periode.

Dritte Periode.

1772—1781.

Ueber diese dritte Periode kann sich eine Betrachtung kurz fassen, die es hauptsächlich mit dem Dichter Lessing zu thun haben will. Diese dritte Periode ist die Periode des „Nathan". Eine Botschaft des Friedens ward aus dem Streit geboren. Wie harmlos hatten 1773 Lessing's Beiträge „zur Geschichte und Literatur" begonnen! Wie schien er ganz nur der vielseitige Gelehrte sein zu wollen, der aus den Schätzen der ihm anvertrauten Bibliothek bald diese bald jene Kostbarkeit und auch geringere Waare mittheilte! Aber schon 1774 tauchte auf Anlaß eines Renegaten des sechzehnten Jahrhunderts die Frage der Toleranz darin auf und wenig beachtet erschien das erste jener Fragmente des „Wolfenbütteler Ungenannten", deren weitere Folge in den Jahren 1777 und 1778 die Angriffe der Theologen hervorrief, auf welche Lessing in allbekannten Prachtstücken deutscher Prosa die Antwort gab.

Daß Lessing „Nathan den Weisen" vor seiner Nation erscheinen ließ, daß wir ihn seit 1779 besitzen, danken wir dem theologischen Streit. Aber schon lange hat sich Lessing damit getragen, „vor vielen Jahren," — schrieb er im August 1778 — hatte er ihn entworfen. Und in den tiefsten Zusammenhang von Lessing's Entwickelung werden wir eingeführt, wenn wir die Entstehungsgeschichte des „Nathan" aufzuhellen versuchen.

[1]) Man vergleiche über diese Beziehung des „Laokoon" die scharfsinnigen Vermuthungen von A. Schöne in der Hempel'schen Lessing-Ausgabe Bd. 13, 2, S. XIII ff.

Hat er das Problem der Toleranz durch Familientradition empfangen? Im Jahre 1670 hielt Lessing's Großvater die herkömmliche Disputation zum Abschluß seiner Universitätsstudien. Sein Thema war: die Toleranz der Religionen. Nicht die Duldung der drei Religionen im Römischen Reich — erläutert der Enkel Karl Lessing — sondern die allgemeine Duldung aller Religionen. Man weiß nicht, ob er diese Disputation drucken ließ; aber Karl Lessing wußte von ihrer Existenz, und dem älteren Bruder, dem theologische und gelehrte Dinge so viel näher lagen, kann die Thatsache nicht unbekannt geblieben sein. Er hatte ohne Zweifel im Vaterhause davon gehört; und sollte ihn nicht das Beispiel des Großvaters in eigenem Streben, Handeln, Schreiben bestärkt haben? Ich glaube in solchen Dingen nicht gern an Zufall.

Jedenfalls hat Lessing frühe Proben von duldsamer Gesinnung abgelegt. Daß vielleicht sein jugendliches Interesse für die Barbaren als Beleg angesehen werden darf, habe ich oben vermuthet. Und sofort nach dem Abgange von der Schule hatte er die persönliche, religiöse und ständische Intoleranz seines Vaterhauses zu bekämpfen, welche ihm den Umgang mit dem „Freigeist" Mylius und mit den Comödianten der Neuberischen Truppe als Sünde anrechnete [1]). Aber Mylius blieb sein bester Freund, und den Comödianten vertraute er mehr, als für seine Finanzen gut war. In Berlin verkehrte er gleich mit Juden, und schon 1749 verfaßte er das kleine Lustspiel „Die Juden". Ein sonderbares Ding, dessen schwache Seiten zu Tage liegen! Und doch ein wichtiges Denkmal für das edle Herz des jungen Lessing!

Ein Reisender hat das Glück, einen von Räubern überfallenen Gutsbesitzer zu retten und die Räuber in der unmittelbaren Umgebung des Barons zu entdecken. Er gewinnt die Freundschaft des Barons und die Liebe seiner Tochter; der Baron, der ihn für einen Edelmann hält, geht so weit, ihm diese Tochter geradezu anzutragen. Da muß der Fremde sich als einen Juden bekennen; und es gilt sofort für selbstverständlich, daß nunmehr aus der Heirath nichts werden kann, obgleich Christ und Jude sehr achtungsvolle Complimente tauschen.

Der Baron und einer der Spitzbuben, Martin Krumm, vertreten die christliche Intoleranz gegen die Juden in den schärfsten Ausdrücken: „So viele als ihrer sind, keinen ausgenommen, sind Betrüger, Diebe und Straßenräuber:" meint Martin Krumm. Wenn er König wäre, ließe er keinen einzigen am Leben. Den verdammten Juden möchte er allen auf einmal mit Gift vergeben. Das hindert ihn nicht, in der Maske eines Juden zu rauben; und eben diese Maske wird nachher seine Verrätherin. Aber auch der Baron glaubt mit Vergnügen, daß es Juden gewesen seien, die ihn angefallen: „Ein Volk, das auf den Gewinnst so erpicht ist, fragt wenig darnach, ob es ihn mit Recht oder Unrecht, mit List oder Gewaltsamkeit erhält. Es scheint auch zur Handelschaft, oder, deutsch zu reden, zur Betrügerei gemacht zu sein. Höflich, frei, unternehmend, verschwiegen, sind Eigenschaften, die es schätzbar machen würden, wenn es sie nicht allzu sehr zu unserem Unglück anwendete." . . . Er weiß

---

[1]) Man vergleiche die von Hermann Uhde erläuterte poetische Epistel, welche auf Lessing's Verkehr mit Schauspielern ein neues Licht wirft: Hammann und Henzen, Dramaturgische Blätter, Heft 7 und 8 (Leipzig, Dürr).



wirklich Einen Fall anzuführen, wo ihm von einem Juden bei einer Wechselschuld übel mitgespielt worden, und darauf gründet er sofort die allgemeine Bemerkung: „O! Es sind die allerboshaftesten, niederträchtigsten Leute." Schon ihre Gesichtsbildung nimmt ihn wider sie ein, das Tückische, das Ungewissenhafte, das Eigennützige, Betrug und Meineid glaubt er aus ihren Augen zu lesen. Doch macht er natürlich zuletzt die Concession, seinem Retter zu erklären: „O, wie achtungswürdig wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!"

In der That ist der Held des Stückes ein edler Mann von peinlicher Gewissenhaftigkeit. Jede Dankbarkeit für seine That lehnt er ab; allgemeine Menschenliebe verband ihn dazu; es war seine Schuldigkeit. Selbst gegen die Spitzbuben hütet er sich, ungerecht zu sein; er will nicht behaupten, daß sie Mörder gewesen, „aus Furcht ihnen zu viel zu thun". Den ersten aufsteigenden Verdacht gegen Martin Krumm weist er mit den Worten zurück: „Auch mit seinem Verdachte muß man Niemanden beleidigen." Und als sich die Indicien verstärken, hält er immer noch zurück: „Doch ich will in meiner Vermuthung behutsam gehen." Auch dann werden diese Vermuthungen ihm von dem Baron nur abgedrungen; er ist bei der geringsten sich bietenden Möglichkeit bereit, sie zurückzunehmen, und für den falschen Verdacht, den er gegen seinen Bedienten hegte, sucht er diesen zu entschädigen, sobald seine Unschuld am Tage ist. Wofür denn auch der christliche Bediente, der von dem Juden gleich weglaufen wollte, ihm die Anerkennung zollt: „Es gibt doch wol auch Juden, die keine Juden sind. Sie sind ein braver Mann." Keine Spur von Egoismus in diesem Juden. Er will nicht Wohlthäter heißen. Er will keinen Lohn annehmen. Der Baron wird nicht müde, ihn als seinen Erretter, als seinen Schutzengel zu preisen. Und der enthüllte Jude bittet zu aller Vergeltung nur, daß der Baron von den Juden künftig etwas gelinder und weniger allgemein urtheile. Aber in einem Monologe spricht er folgende Ansichten aus: „Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn, unter neun Malen, der Christ vielleicht sieben Mal dazu genöthigt. Ich zweifle, ob viel Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein: und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht? Sollen Treu und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt oder beinahe ein verdienstliches Werk wäre, die andere zu verfolgen?"

Als Lessing diesen leisen Protest gegen die religiöse Verfolgung niederschrieb, war er zwanzig Jahre alt. Aber hat nicht jeder meiner Leser darin die Gesinnungen des „Nathan", ja vielleicht noch etwas mehr als die Gesinnungen des „Nathan" erkannt?

Der Baron und seine Tochter, ihnen gegenüber ein Retter, ein „Schutzengel", die entschiedene Sympathie der Tochter für diesen Schutzengel, der Plan die Beiden zu verbinden — erinnert es nicht an Nathan und Recha und den Tempelherrn? Nur daß nicht so jugendlich unreif alles Licht auf die eine, alle Dunkelheit auf die andere Seite fällt! Nur daß der Vater ein edler Jude, und der Retter ein unduldsamer, vorurtheilsvoller Christ ist! Kein Zweifel, wir haben da ein Schema vor uns, welches Lessing noch vorschwebte, als er den „Nathan" entwarf.

Vielleicht hat er ihn recht bald nachher entworfen, denn die Unvollkommen-

heit der Leistung in den „Juden“ mußte ihm so rasch auffallen, als ihm die Unvollkommenheit seines „Henzi“ auffiel. Und wie er das Thema der politischen Freiheit immer von Neuem durcharbeitete, so wird er es auch mit der religiösen Freiheit gehalten haben. Wie er dort gegen die Tyrannei mit der Waffe des Dramas zu kämpfen gedachte, so wird er auch nicht abgelassen haben, an den dramatischen Kampf gegen die religiöse Tyrannei zu denken. Und wenn er dort bald diesen, bald jenen Gegenstand ergriff, der jenem Zwecke dienlich schien, so hat er das hier vielleicht nur darum unterlassen, weil ein bestimmter Stoff sich von vornherein so bedeutend aufdrängte, daß er nach einem besseren nicht zu suchen brauchte. Warum sollte nicht die Geschichte des „Nathan“ in Lessing's Phantasie so früh oder noch früher begonnen haben, als die Geschichte der „Emilia Galotti?“

Auf die Anklänge an den „Nathan“, die in den Fragmenten des „Alcibiades“ vorkommen, wurde schon hingewiesen. In einer von Lessing's Fabeln spricht ein „gereister Pudel“ zu seinen Mithunden ähnlich wie der Derwisch zu Nathan: „Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht! In dem fernen Welttheile, welches die Menschen Indien nennen, da, da gibt es noch rechte Hunde.“ Sollten sich diese Anklänge nicht am einfachsten erklären, wenn der „Nathan“ in irgend einer Gestalt, sei es auch nur in dem Kopfe seines Verfassers, schon vorhanden war?

Im Jahre 1754 vertheidigte Lessing seine „Juden“ gegen einen theologischen Recensenten, welcher den Charakter des jüdischen Reisenden für unwahrscheinlich erklärt hatte. Im Jahre 1754 schrieb er auch die Rettung des Cardanus, den man für einen Atheisten erklärte, weil er einen Heiden, Juden, Mohammedaner und Christen über die Vorzüge ihrer Religionen streiten ließ, ohne eine Entscheidung zu geben. Lessing nahm ihn in Schutz und fügte eine lange Rede des Mohammedaners hinzu, worin dieser den Vorzug seiner Religion vor der christlichen nach Gesichtspunkten des Deismus vertheidigt. Aber schon vorher hatte er Moses Mendelssohn kennen gelernt, von dem allgemein angenommen wird, daß er das Modell zum Nathan gewesen. Wenn Lessing überhaupt sich damit beschäftigte, die Juden dramatisch zu feiern, und wenn in einem dazu bestimmten Drama speciell Mendelssohn vorschwebte, ist es nicht am natürlichsten anzunehmen, daß der Entschluß, dies zu thun, in eine Zeit fällt, wo Mendelssohn dem Freunde als ein neues Phänomen entgegentrat, wo er einen künftigen zweiten Spinoza ohne dessen Irrthümer vor sich zu haben glaubte, wo ihn Mendelssohn's ohne alle Anleitung erworbene Bildung, seine Stärke in Sprachen, Mathematik, Philosophie und Poesie mit einer ganz frischen Bewunderung erfüllte?

Und noch etwas anderes kommt in Betracht: der „Nathan“ spielt im Zeitalter der Kreuzzüge; der Tempelherr ist ein Deutscher. Lessing ist, indem er diesen Stoff erfaßte, in die Ritterzeit zurückgegangen; er hat das Erlebniß eines mittelalterlichen Deutschen aus der Zeit des dritten Kreuzzuges, nach dem Tode Friedrich Barbarossa's, dichterisch zu gestalten gesucht. Wann hat er sich nachweislich für die Geschichte der Kreuzzüge interessirt?

Ich muß hier etwas weiter ausholen, um einen Punkt im Vorbeigehen zu erörtern, den die Literarhistoriker bisher kaum in Betracht gezogen haben: nämlich das Verhältniß Lessing's zu Voltaire.

Daß Lessing im Jahre 1750 Voltaire kennen lernte, daß er Voltaire's Ein-

gaben in dem Processe gegen Hirsch in's Deutsche zu übersetzen hatte, daß er eine Zeit lang täglich bei Voltaire zu Tische war, daß er aber Anfang 1752 mit ihm gänzlich auseinander kam, weil Lessing ein Exemplar des Siècle de Louis XIV., das er vor dem Erscheinen erhalten, nicht sorgfältig genug vor fremden Augen hütete, das Alles ist bekannt. Aber daß neben diesem äußeren Verhältnisse nothwendig ein inneres hergegangen sein muß, haben die Biographen Lessing's nie erwogen. Und doch braucht man nur Lessing mit Klopstock und beide mit Voltaire zusammenzuhalten, um zu erkennen, daß Lessing und Voltaire Verwandte, Klopstock aber aus einem anderen Geschlecht ist.

Voltaire war der erste Schriftsteller der damaligen Welt. Ein junger Mann, welcher den Beruf des Schriftstellers ergreifen wollte, mußte nothwendig zu ihm mit Respect emporblicken. Mit ihm in persönliche Berührung zu kommen, war ein seltenes Glück. Mitten in Deutschland, am Hofe des größten deutschen Königs in der norddeutschen Hauptstadt, hatte er seinen Sitz aufgeschlagen. Das Organ der Bewunderung hätte bei Lessing sehr wenig ausgebildet sein müssen, ja — um noch weniger zu sagen — er hätte sich sehr wenig auf seinen Vortheil verstehen müssen, wenn er nicht von Voltaire so viel als möglich zu lernen suchte. Und wenn der Anfänger sein eigenes Lebensbild zum Voraus überschlug, so hätte es damals mit dem Lebensbilde Voltaire's vermuthlich eine recht nahe Verwandtschaft gezeigt. Ein freier Schriftsteller wollte er sein, und das Berliner Zeitungswesen sollte ihm eine Gelegenheit geben, es zu werden, wie sie ihm in Leipzig nicht zu Gebote stand. Nicht gleich Gottsched mit der Rückendeckung des Katheders wollte er in die deutsche Literatur eingreifen, den deutschen Geschmack bilden, das öffentliche Urtheil lenken und auf die deutsche Schaubühne Einfluß gewinnen, sondern als ein bloßer Schriftsteller, wie Voltaire, unabhängig vom Universitätswesen, einzig vertrauend auf seine Feder. Voltaire hatte 1741 Rathschläge für einen Journalisten geschrieben: er empfahl ihm in allen Dingen Unparteilichkeit; in der Philosophie Respect vor den großen Männern; in der Geschichte die Betonung der Cultur und die Begünstigung der neueren Zeiten; im Theaterwesen treue Analyse, Zurückhaltung des Urtheils und Vergleichung der übrigen vorhandenen Stücke des gleichen Themas; in Bezug auf sonstige ästhetische Kritik ebenso Vergleichung des Verwandten, die er der vergleichenden Anatomie an Werth für die Erkenntniß gleichstellt; im Stil das Vorbild von Bayle mit einigen Einschränkungen; in Bezug auf Sprachkenntniß Englisch und Italienisch, ganz besonders aber Griechisch. Ob Lessing seine journalistischen Grundsätze aus diesen Rathschlägen entlehnte, ob er Dramen des gleichen Stoffes verglich und in die Spuren von Bayle trat, weil Voltaire das für zweckmäßig hielt, ob die Probe eingehender Kritik eines poetischen Werkes in jenen Rathschlägen ihn zu seiner eingehenden Kritik der Messiade veranlaßte, mag dahingestellt bleiben. Aber unzweifelhaft ist, daß Lessing's journalistisches Verfahren mit Voltaire's Rathschlägen übereinstimmt. Auch die allgemeine Richtung seiner sonstigen Thätigkeit hat mit Voltaire Verwandtschaft. Ihre Lyrik, Lehrdichtung, Epigrammatik steht ungefähr auf Einer Stufe — nicht des Könnens, aber des Wollens. Beide sind hauptsächlich dem Drama zugewandt. Beide schreiben eine klare, schmucklose Prosa, die in bewunderungswürdiger Weise sich jeder Bewegung des Gedankens anschmiegt. Lessing ist in frühester

Zeit auch mit den physikalischen Wissenschaften vertraut; und in der Philosophie schließt er sich ebenso an größere Vorgänger an, wie Voltaire. In der Theologie liegt Beiden nichts mehr am Herzen als die Toleranz. Aesthetische Kritik wird von Beiden geübt; die Theorie des Epos hat sie Beide beschäftigt; und wenn Lessing keine Epen und Romane schrieb, so hat er doch einmal zu einem komischen Epos, zugleich einer Satire auf Gottsched, den Plan gefaßt und sich früh in schlüpfrigen Erzählungen, wie Voltaire, versucht. Wer weiß, ob ihm nicht, als er nach solchen Stoffen im Boccaccio sucht, die Erzählung von den drei Ringen in die Hände fiel? Lessing hat keine historischen Werke verfaßt; aber gerade in der Zeit seiner Bekanntschaft mit Voltaire scheint er auf historische Production gedacht zu haben. Er übersetzte mehrere Bände von Rollin's römischer Geschichte und von Marigny's Geschichte der Araber; er übersetzte 15 kleine historische Schriften von Voltaire und zeigte viele geschichtliche Literatur in, der Vossischen Zeitung an. Er ist berührt von dem Ideenkreise, der in Montesquieu seinen wirksamsten Vertreter fand. Er ist geneigt, die literarischen Erscheinungen aus der besonderen Anlage der Nationen abzuleiten, auf die nationalen Unterschiede zu achten und sie auf die Verschiedenheit des Klimas zurückzuführen. Er ist mit Einem Wort auf dem Wege Winckelmann's und Herder's. Aber er geht ihn nur eine kurze Strecke weit; statt in der Literatur die vorhandenen Leistungen historisch zu begreifen, zieht er es vor nach Regeln für die künftige Production zu forschen; und die Pläne der Geschichtschreibung, wenn er ja schon bestimmte hegte, liefen lediglich in eine kurze Erörterung der „Literaturbriefe" aus, worin er den Namen eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zuerkennen will, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes beschreibe.

Hierin weicht er von Voltaire ab, der zwar die neueren Zeiten, aber nicht die eigene Zeit dem Geschichtschreiber empfahl. Ueberhaupt hatte sich der Lessing der „Literaturbriefe" und schon der frühere Lessing ziemlich weit von Voltaire entfernt. Er kämpfte auf dem Gebiete des Dramas viel mehr gegen Voltaire, als gegen die Franzosen im Allgemeinen. Hatte Voltaire dem Journalisten gerathen darauf zu achten, daß die comédie nicht in tragédie bourgeoise ausarte, so setzte Lessing gerade ein bürgerliches Trauerspiel, und zwar mit dieser ausdrücklichen Bezeichnung in die Welt. Und die Hamburgische Dramaturgie kehrte ihre polemische Spitze mit Entschiedenheit gegen Voltaire. Sie konnte an Voltaire's Commentare über Corneille erinnern, die noch nicht lang erschienen waren; und sie sollte in ihrer Fortsetzung diese Commentare noch schärfer angreifen, als es vorher geschehen.

Trotzdem war Lessing weit davon entfernt, die ganze Wirksamkeit des Mannes zu verwerfen, der 1763 den Traité de la tolérance geschrieben hatte. Vielmehr drückt es seine genaue Meinung aus, wenn er in seiner „Grabschrift auf Voltaire" (1779) sagt:

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! — der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzeih' aus Gnade
Ihm seine Henriade
Und seine Trauerspiele,

Und seiner Verschen viele:
Denn was er sonst an's Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Demselben Voltaire nun war vielleicht Lessing und sind wir in gewisser Weise für den „Nathan" verpflichtet. Nicht blos weil er für die Toleranz wirkte, sondern weil Voltaire für Lessing ein Führer zum Mittelalter und zwar zu den menschlichsten Seiten des Mittelalters gewesen ist, weil Voltaire in den Schriften, welche Lessing übersetzte, die Kreuzzüge besprochen, die Toleranz des Islam hervorgehoben und speciell den Sultan Saladin als einen duldsamen Herrscher gepriesen hatte, während er dessen christliche Feinde um ihres Glaubensfanatismus willen für Barbaren erklärte. Und vor Allem: weil Voltaire dem jungen Dichter durch sein Beispiel Muth machte, in der vaterländischen Geschichte des Mittelalters einen Tragödienstoff zu suchen. Voltaire, durch Shakespeare angeregt, machte das innerhalb der französischen Bühnentradition neue Experiment gleich nach seiner Rückkehr aus England, indem er am 18. Januar 1734 seine Adélaïde du Guesclin zu Paris auf die Bühne brachte. Das Experiment mißlang; das Stück fiel durch. Aber Voltaire arbeitete es 1751 während seines Aufenthaltes in Berlin um und nannte es Amélie ou le Duc de Foix. Friedrich der Große fand Gefallen daran und für eine Aufführung bei Hofe durch die Prinzen mußte Voltaire die fünfactige Tragödie in eine dreiactige ohne Frauenrollen unter dem Titel Duc d'Alençon verwandeln. Amélie erschien 1752 im Druck und wurde von Lessing in der Vossischen Zeitung mit ganz außerordentlichem Lobe angezeigt. Amélie hat nach ihm „nicht nur schöne Stellen, sie ist durchaus schön, und die Thränen eines fühlenden Lesers werden unser Urtheil rechtfertigen". Er will den Inhalt nicht verrathen: „Wir wollen den Lesern das Vergnügen, das aus dem Unerwarteten entsteht, ganz gönnen und ihnen weiter nichts sagen, als daß es ein Trauerspiel ohne Blut, zugleich aber ein lehrendes Muster sei, daß das Tragische in etwas mehr als in der bloßen Vergießung des Blutes bestehe".

Der Duc de Foix ist ein Brausekopf wie Lessing's Tempelherr. In der Hitze der Leidenschaft thut er, was er nicht sollte und was ihn reuen muß, wie Lessing's Tempelherr. Diese Leidenschaft ist Liebe; und die Folgen der Uebereilung, deren er sich schuldig macht, werden bei Voltaire wie bei Lessing von außen, ohne sein Zuthun glücklich abgewendet. Hat Lessing die Figur aus Voltaire entnommen? Die Handlung von Voltaire's Amélie scheint sich sonst in ganz anderer Richtung zu bewegen: innere Kriege Frankreichs unter den Merovingern; Vasallen, die gegen ihren König empört sind; zwei Brüder, die dasselbe Mädchen lieben, die auf entgegengesetzten Seiten stehen und von denen der eine mit den Arabern verbündet ist; eine vollkommen tragische Verwickelung, welche zum Brudermord führen müßte, wenn nicht Lisois dazwischen träte, ein edler Ritter, der Lessing's ganz besonderen Beifall errang und im Stücke durch Hochherzigkeit, Umsicht und Aufopferung Alles zum Guten führt. „Lisois, was für ein Charakter!" rief Lessing aus. Ein solch überlegener leitender Verstand ist auch in der Gestalt des Nathan sichtbar, und seine menschliche Seele, die nichts für sich will und nur das Heil der Andern bedenkt, glänzt in heller Reinheit neben den kurzsichtigen Leidenschaften und den egoistischen Absichten,

denen er Stand halten und die er zurückweisen muß. Aber auch hier will ich nur die Frage aufwerfen, ob Nathan's rührender Edelmuth nicht auf Lisois zurückgehe? ob der Mann, der ein Christenkind annimmt, nachdem ihm soeben sieben Söhne, alle seine Kinder, von Christen erschlagen sind, nicht von dem Ritter abstamme, der, wo er selbst liebt, fremder Liebe zu dienen, die entsagende Kraft findet? Dagegen möchte ich die Anregung im Ganzen und die principielle Ermuthigung zu der Wahl des mittelalterlichen Stoffes in der That für wahrscheinlich erklären und deshalb mit einiger Zuversicht die Entstehung des „Nathan" in den Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückschieben.

In welcher Weise nun Lessing die Novelle des Boccaccio umbildete, ist oft gezeigt und soll hier nicht wiederholt werden [1]). Die Novelle hat ihre eigene Geschichte für sich, die nach Spanien und in's zwölfte Jahrhundert führt. Sie ist ein Ausfluß der mittelalterlichen Toleranz, welche sich dort zuerst entfaltete, wo Christen, Juden und Mohammedaner darauf angewiesen waren, sich mit einander zu vertragen. Sie ist auch durch die Kreuzzüge verstärkt worden; sie waltet in den bedeutendsten Dichtungen der Deutschen aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; und indem Lessing jene Novelle wieder aufgreift, berühren sich verwandte Richtungen weit entlegener Epochen. Was die Toleranz geboren, kommt der Toleranz zu gute. Der Judenfreund Lessing scheint den Heidenfreund Wolfram von Eschenbach fortzusetzen, von dem er nichts wußte. Und wie Wolfram den Parzival zum Bruder eines Mohammedaners machte, so gibt Lessing dem Sultan Saladin einen Christen zum Neffen.

Aber wie sollte ich nun von den Menschen reden, welche Lessing im „Nathan" geschaffen? Wie sollte ich mich über das Werk und seine nationale Bedeutung verbreiten? Und wie sollte ich wagen, ein abschließendes Wort über Lessing zu sagen?

Es ist Alles ausgesprochen; und ich brauche nur an das zu erinnern, was von Lessing's Freunden und Verehrern zu seinen Lebzeiten und nachher über ihn und über sein Hauptwerk gedacht und gesagt wurde.

Herder schrieb an Lessing: „Ich sage Ihnen kein Wort Lob über das Stück; das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk." Elise Reimacus, die Hamburger Freundin, die Tochter des Mannes, den Lessing in der Maske des Wolfenbütteler Ungenannten auftreten ließ, begann ihren Dankbrief: „Tausend Gotteslohn für Ihren Nathan, lieber Lessing! Lange, lange muß kein Trunk Wasser in einer Sandwüste so verschluckt worden sein, so gelabt haben als dieser uns.... So ein Jude, so ein Sultan, so ein Tempelherr, so eine Recha, Sittah — was für Menschen! Gott! Wenn es deren viele von ordentlichen Vätern geboren gäbe, wer möchte nicht so lieb auf Erden als im Himmel leben, da, wie Sie ganz recht bemerken, der Mensch dem Menschen doch immer lieber bleibt als der Engel."

---

[1]) Zum Theil müßte ich mich selbst dabei ausschreiben. S. meine Vorträge und Aufsätze S. 328 ff. Ueber Toleranz im Mittelalter: Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter, Bd. 2 (Berlin, 1877), S. 31 ff., 62 ff., und meine Geschichte der deutschen Literatur, S. 97 u. ö.

Ein neuerer Schriftsteller [1]) knüpfte einst, als die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Juden in Deutschland noch nicht durchgeführt war, an Lessing's theologische Streitigkeiten folgende Bemerkung: „Auch die Dichtung, welche diesen Kämpfen entsproß, ragt hinaus über das Verständniß seiner, und soll ich nicht auch sagen: — unserer Zeit. Denn wol in tausend Herzen lebt jenes Evangelium der Duldung Nathan's des Weisen. Aber vor diesem Werke am schmerzlichsten empfinden wir, daß die besten Männer unseres Volkes Helden des Geistes waren: hier gerade thut sich vor uns auf eine unselige Kluft zwischen den Gedanken unseres Volkes und seinem politischen Zustand. Erst wenn die Ideen des Nathan in unserer Gesetzgebung sich vollständig verkörpert haben, dann erst dürfen wir uns rühmen in einer gesitteten Zeit zu leben."

Moses Mendelssohn, der auf eine mehr als dreißigjährige ungetrübte Freundschaft mit Lessing zurückblicken durfte, und seinen „Wohlthäter", wie er ihn nennt, in treuer Dankbarkeit beweinte, schrieb an den Bruder des Verewigten: „Alles wohl überlegt, ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen ..... Fontenelle sagt von Copernicus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über Alles, was bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand."

Ueber Lessing's theologische Schriften, welche den Grundton der dritten Periode hergaben, und über Lessing's wissenschaftlichen Charakter überhaupt mag ein Theolog das letzte Wort haben: wieder Herder, der sich in seinem Nekrolog auf Lessing am Schlusse zu einer begeisterten Anrede an den Verstorbenen selbst fortreißen läßt, an den edlen Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter, an den Feind der Heuchelei und der langweiligen schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen nage: „Dies Ungeheuer" — ruft er aus — „und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du wie ein Held an und hast deinen Kampf tapfer gekämpft. Hundert Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen festen Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken, die auch wie Du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme, überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde."

---

[1]) Heinrich von Treitschke. Historische und politische Aufsätze, Neue Folge (Leipzig, 1870), S. 648. Wiederabdruck eines älteren, zuerst in den „Grenzboten", wenn ich mich recht erinnere, veröffentlichten Vortrages.

Die Berliner Theater.

Berlin, 10. Januar 1881.

Ein Rückblick auf das hauptstädtische Theaterleben in den letzten Monaten zeigt die nun längst zur Alltäglichkeit gewordene Erscheinung, daß neben dem bürgerlichen Schauspiel und Lustspiel sich nur noch die classische Dichtung auf den Brettern behaupten kann. Statt sich mit dieser Erscheinung abzufinden, befehden sie diejenigen unserer Dramatiker, die sich gern in dem Gebiet der historischen Tragödie und des romantischen Lustspiels ergehen, in allen Tonarten. Als ob ein böser Dämon gerade ihren Gebilden nachstellte! Eine Art Freimaurerbund den Trauerspielen in Versen Licht und Luft verkümmerte! So schlecht und herabgekommen, wie sie ihn schildern, ist der Geschmack unsers Publicums keineswegs. Eine Stadt, in der Shakespeare's „Sommernachtstraum" — nicht einmal in einer neuen Einrichtung, denn man hat die Tieck'sche Einrichtung beibehalten und nur die Costüme und Decorationen aufgefrischt — innerhalb zweier Monate sechzehnmal vor ausverkauftem Hause gespielt werden kann, muß trotz alledem eine stattliche Schar aufrichtiger Verehrer des Schönen haben. Warum sollten sich diese nun gewaltsam vor der Kunst Kruse's, Lindner's, Wilbrandt's, Herrig's verschließen, wenn diese Kunst annähernd in ihren Augen einen Vergleich mit der classischen aushielte? Wo sie dies zu finden glauben, bei Lindner's „Bluthochzeit", bei Kruse's „Gräfin", bei Wilbrandt's „Arria und Messalina", ist ihre Theilnahme nicht ausgeblieben. Ihrer Schwächen ungeachtet haben diese Dichtungen, gerade wie aus einer früheren Zeit Brachvogel's „Narziß" und Laube's „Graf Essex", einen festen Platz auf unseren Bühnen. Solche Würfe gelingen selten, aber sie beweisen doch, daß von einer unüberwindlichen Feindschaft des Publicums und der Kritik gegen das „höhere Drama" nicht die Rede sein kann. Freilich begünstigen läßt sich diese Richtung nicht. Welche Kritik sollte die mittleren Talente, die sich bei uns fast allein noch der dramatischen Dichtung widmen, zu einem aussichtslosen Kampfe mit Shakespeare und Schiller auffordern! Jeder, der dem Theater, wie es ist, nicht dem, wie es sein könnte, wahrhaft nutzen will, vermag nichts weiter zu thun, als den Berufenen zuzurufen: „Das Geleise, das Lessing mit der „Minna" und der „Emilia" gezogen, das dann Goethe mit „Clavigo" und den „Geschwistern", Schiller mit „Kabale und Liebe" betreten, in dem Iffland und Gutzkow gewandelt, ist noch nicht ausgefahren; auf diesem Wege ist die Möglichkeit zu neuen Aussichten zu kommen; hier versucht eure Kräfte, bemächtigt euch des geistigen Gehalts der Zeit, dann werdet ihr nicht nur für die Zeitgenossen, sondern auch für die Nachkommen gearbeitet haben!"

Wie viel solcher Stimmen in der Wüste sind schon laut geworden und ohne Echo verschollen! Nach wie vor mühen sich gerade die Tiefsinnigeren unter unsern Dichtern mit der Gestaltung historischer Vorfälle und Charaktere ab, bei der sie dann meist gegen den historischen Roman den Kürzeren ziehen — man braucht nur Felix Dahn's Romane mit seinen Dramen zu vergleichen: man glaubt zwei ganz verschiedene

Gesichter zu sehen — und verschließen sich hartnäckig gegen jeden Stoff aus der modernen Gesellschaft. So kommt es, daß die leichter wiegenden, die schneller zugreifenden Talente immer zuerst auf dem Platze sind. Ist es nicht thöricht, gegen die Geistlosigkeit der Komödien zu eifern, die eine große Wirkung erzielen, ohne den geringsten Versuch zu machen, den Geschmack des Publicums nicht durch Reden, sondern durch Werke zu bessern? Ich entsinne mich nicht, seit langer Zeit ein so unerquickliches Stück wie Ibsen's „Nora" gesehen zu haben. Dieser Eindruck des Peinlichen war ein allgemeiner, dennoch zog das Schauspiel allabendlich sein Publicum an. Warum? Weil eine Saite darin angeschlagen war, die in uns wiederklingt. Ja wol, im Vergleich zu den Problemen, zu der Feinheit der psychologischen Detailmalerei in den Schauspielen Augier's, Dumas', Björnson's und Ibsen's haben die bürgerlichen Dramen und Komödien unserer Dichter etwas Kleinliches und Hausbackenes — immer ist Adolf Wilbrandt ausgenommen, dessen Originalität sich nur zu sehr in's Absonderliche verliert — aber ist diesem Mangel durch Kritik abzuhelfen? Das Publicum will unterhalten, will erfreut und erhoben sein, es muß sich mit dem geringeren Werk begnügen, wenn keine besseren zu haben sind. Das gilt besonders in dieser Saison, wo die Zahl der dramatischen Neuigkeiten eine überaus geringe ist und keine von ihnen an Werth und Bedeutung die andern überragt.

Denn auch Paul Lindau, der sonst ein lebendiges Gefühl für die Fragen und die Schwächen der Zeit besitzt und sie, wenn auch nur in episodischen Figuren und Scenen, dramatisch auszubilden versteht, ist diesmal mit seinem dreiactigen Schauspiel „Verschämte Arbeit", das am Sonnabend den 23. October zum ersten Male auf der Bühne des Schauspielhauses aufgeführt wurde, hinter seiner Aufgabe zurück geblieben. Das Vorurtheil, das er bekämpfen will, lebt nur noch in den Köpfen einiger Narren und Närrinnen. Hat es überhaupt jemals in der großen Gesellschaft gelebt? Ist es einem jungen gebildeten Mädchen aus den vornehmeren Ständen, den höheren Beamtenkreisen je im Ernste verdacht worden, daß sie für ein öffentliches Geschäft Stickereien oder andere feine Handarbeiten fertigt? Nun gar in unserer Zeit, wo umgekehrt die so mannigfachen und oft so lächerlichen Versuche, die Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts auszudehnen, die Satire des Lustspieldichters herausfordern. Der Gegensatz zwischen einem arbeitsamen, bescheidenen jungen Mädchen, das sich durch ihre Stickereien ein Nadelgeld erwirbt, und einer eiteln, hochmüthigen und einfältigen Putz- und Salonnärrin war nur komisch zu verwerthen: Paul Lindau vergriff sich im Ton, als er diesen Conflict ernsthaft nahm, seine schöne Stickerin Martha Geißler in schmerzlich-resignirter Haltung gegen das Vorurtheil klagen und den Staatsminister von Hegershausen im Parlament und außerhalb dagegen eifern läßt. Und wie die Idee scheint mir auch die Fabel, die der Dichter erfunden, in ihrem Kern eine komische zu sein, die sich in der Schauspiel-Tonart nicht günstig ausnimmt. Die reiche, gefallsüchtige Wittwe Isabella Weichsel liebt die Gesellschaften, den Glanz und Lärm des Lebens, vergebens sucht ihr Bruder, ein einfacher, bescheidener junger Mann, sie von der Verkehrtheit und der Nichtigkeit ihres Treibens zu überzeugen, sie braucht nun einmal diesen Strudel von Vergnügungen. In ihrem Salon treffen sich die politischen Berühmtheiten des Tages, um jeden Preis möchte sie auch den Staatsminister von Hegershausen bei sich sehen. Wirklich stattet er ihr einen Besuch ab, ihr für einen kostbaren Stich der Sixtina zu danken, den sie angeblich in dem Hause ihres Vaters gefunden, in Wahrheit aber für eine große Summe auf einer Londoner Auction erstanden hat. Ob sie daran denkt, einmal die Frau des Ministers zu werden? Paul Lindau läßt die letzten Motive seiner Figuren gern in einem gewissen Halbdunkel — genug, wir sehen die hübsche, eitle und thörichte Frau eifrig um den Minister bemüht. Mit der Gabe des Kupferstichs will sie sich nicht begnügen, sie wird ihm auch eine Arbeit von ihrer Hand verehren, natürlich eine Stickerei, die sie in einem Laden bestellt. Ihr das Muster zu zeigen, tritt Fräulein Martha Geißler, die Tochter eines verstorbenen geheimen Regierungsrathes, bei ihr ein. Die Vorlage erhält den vollsten Beifall Isabellen's. Zu ihrem Unglück

findet Hegershausen die Stickerei in Martha's Wohnung — er ist ihr Vormund, ein Freund des Hauses — und betrachtet dieselbe, da Martha sie vor ihm zu verbergen sucht, aufmerksamer, als er es sonst gethan haben würde: er nimmt unwillkürlich an, daß sie für ihn bestimmt sei, eine Gabe zu seinem Geburtstage. Die Erfindung erinnert ein wenig an eine ähnliche in einer Novelle Alfred de Musset's „les deux maîtresses". Als ihm nun bei einem Ballfeste Isabella das Notizbuch mit der Stickerei überreicht, mit einer pathetischen Andeutung ihrer Mühen und Nachtwachen, erkennt er den Zusammenhang. Aber auch die Anderen erfahren von Martha's „verschämter Arbeit". Der Deputirte Wilhelm Fellner, ein wohlhabender Fortschrittsmann, Wittwer, aber noch rüstig und heirathslustig, der sich um das schöne Mädchen beworben, tritt bei dieser Nachricht, nach der Recitation einiger Verse von Freiligrath, von seiner Werbung zurück: er liebt das Volk und die arbeitsamen Hände, allein er kann doch eine junge Dame, die für ein Geschäft arbeitet, nicht in sein „respectables" Haus einführen. Er wird schön heimgeleuchtet von dem Minister, der jetzt hervortritt und Martha, von der er sich längst geliebt weiß, Hand und Herz anbietet. Zwei heitere Episoden: Mr. Sharper, Correspondent der New World, erlangt endlich nach Hangen und Bangen durch Isabellen's Einfluß die sehnlichst gewünschte Unterredung mit dem Minister, der ihn indessen mit langer Nase heimschickt, und der alte brave Bäckermeister Zacharias Gerhardt, der zum Besuch seiner Kinder aus der kleinen Provinzialstadt nach der Residenz gekommen, muß die Biographie Paul Gerhardt's und des Kupferstechers Müller auswendig lernen, um sein Töchterchen Frau Isabella mit ihren Flunkereien nicht Lügen zu strafen — und eine ernste: Martha's Bruder Franz, der im Bureau des Ministers arbeitet, begeht, um eine Spielschuld zu bezahlen, einen schlimmen Vertrauensbruch und wird nach Amerika geschickt — sind flüchtig in die Haupthandlung verflochten, mehr zur Ausfüllung, als zur Vertiefung und Entwickelung derselben. Meinem Gefühl nach hätte von vornherein der ernste Ton vermieden, die Sentimentalität Martha's, die Steifheit des Ministers erheitert und gemildert werden müssen; in den Figuren Isabellen's und des fortschrittlichen Abgeordneten waren zwei treffliche komische Charaktere gegeben, die in breiterer Ausführung, in beweglicheren Situationen auch eine größere Wirkung ausgeübt hätten. Der Stoff verdiente, ja erforderte mehr Freiheit und Heiterkeit, der Dichter verdarb sich das Spiel, indem er die ernsthaften Gestalten zu sehr in den Vordergrund schob und die „verschämte Arbeit" hübscher Mädchen wie ein Stück der socialen Frage, das einer endgültigen, theoretischen und praktischen Lösung harrt, behandelte. Warum wollte sich der spöttische und satirische Komödiendichter gerade in diesem Falle im Mantel eines volkswirthschaftlichen Philosophen zeigen? Wenn irgendwo, so war hier der heiterste Scherz und eine gewisse Ausgelassenheit am Platz. Fräulein Clara Meyer, in der Darstellung moderner Mädchengestalten aus der gebildeten und wohlhabenden Gesellschaft eine hervorragende Schauspielerin, war eine so anmuthige „verschämte" Stickerin, daß es ihr vortrefflich gestanden haben würde, nicht nur im Ernst, sondern lachend über die Albernheit Isabellen's und Fellner's zu triumphiren.

Noch weniger Inhalt besitzt Ernst Wichert's Lustspiel in 3 Acten „Der Secretär", das zum ersten Male am Sonnabend den 27. November im Schauspielhause gegeben wurde. Eine lustige Situationsposse, die sich dadurch von anderen unterscheidet, daß die Endursache der wunderlichsten Verwickelungen ein altmodischer „Schreibsecretär" ist, der niemals zum Vorschein kommt. Dieses würdige Möbel steht in einem Gastzimmer des Hôtels Bratenwender am Tiefensee. Eine hübsche Mutter und eine noch hübschere Stieftochter haben in seinen geheimen Fächern, die eine rechts, die andere links, die Liebesbriefe, die ihnen ein leichtfertiger Sausewind während der Badezeit geschrieben, bei ihrer eiligen Abreise liegen lassen; als sie nun nach zwei Jahren wieder in der Reisezeit nach jenem Gasthofe kommen, sucht jede sich über das Schicksal jener Briefe Gewißheit zu verschaffen, die Tochter mit nicht geringer Sorge, denn sie ist seitdem die Frau des gutmüthigen Oberlehrers Otto Zeller geworden und betritt in seiner Begleitung den vulkanischen Boden ihrer

ersten Liebe. Um ihr Unglück vollzumachen, ist der erste, den ihre Augen erblicken, der Miniatur-Don Juan von damals, der Baumeister Bernhard Wenig, der auch nicht allein, sondern mit seiner kleinen eifersüchtigen Frau im Hôtel Bratenwender abgestiegen ist. Geschickt weiß sich Frau Wanda in das Zimmer mit dem verhängnißvollen Schrank zu schleichen, aber, o Schrecken! die Briefe sind fort. Die jetzige Bewohnerin des Zimmers, Theophile von Sterna, eine junge Wittwe, hat sie gefunden und nicht ohne Bosheit der kleinen Malerin Anna Felder als Eigenthum zugeschoben, die vor ihr dort logirt: sie hofft dadurch ihren Bruder, einen berühmten Maler Paul Watt, von seiner Neigung zu der Schönen zu heilen. So gibt es, da überdies die Briefe auf einem Tisch des gemeinschaftlichen Salons liegen bleiben, ein tolles Hinüber und Herüber, bis sich zuletzt aus dem Wirrwarr zwei glückliche Ehepaare und vier Verlobungen herausarbeiten. In dem Verschlingen der Fäden zeigt sich Ernst Wichert als ein in der Technik der Bühne wohl erfahrener Schriftsteller, eine lustige Scene löst die andere ab, zur gelegenen Zeit stellt sich ein Ungewitter mit Blitz und Donner ein. Aber das Ganze bleibt handwerksmäßig, durch die Schablone gemalt. Ein trockenes Lachen, kein toller Uebermuth. Viel versprechend beginnt der erste Act mit einer munteren, realistischen Darstellung des Treibens in einem schweizerischen oder österreichischen Gasthause. Drollige Figuren der Wirthin, des Kellners, des Stubenmädchens; der Pfiff des Dampfschiffs, die telegraphische Depesche, die Fremden, die nach Aussehen und Kofferzahl taxirt werden; die Munterkeit der einen, die Verdrießlichkeit und Abspannung der anderen: rasch und lebhaft wird der Zuschauer in eine kleine Welt versetzt, die er selbst aus eigener Erfahrung genügend kennt und die ihm nun in frischen, saftigen Farben ergötzlich entgegentritt. Man erwartet eine weitere Schilderung des Touristenthums und fühlt sich getäuscht, wenn die Verwickelung auf die ewigen Briefe und Verwechselungen, auf den Handwerkskasten des wackeren Benedix hinausläuft. Nein, ganz ohne sokratische Ironie, ohne Molière'schen Witz in der Charakteristik darf der nicht sein, der die modernen Touristen auf die Bühne bringen will. Wichert streift das Thema nur; hier wie in seinem Lustspiel „Ein Schritt vom Wege", das übrigens ungleich besser als der „Secretär" ist, geht er vorsichtig um den Kern der Sache, unsere lächerliche Reisewuth, herum. Wie absichtlich schießt er immer nach dem Rand der Scheibe, aber König wird doch nur, wer in's Schwarze trifft.

So fest steht Adolph L'Arronge schon in der Gunst des Publicums, einen solchen Anspruch auf die Theilnahme der Freunde der dramatischen Kunst hat er sich schon durch eine Reihe wohlgelungener, erfreulicher Schöpfungen erworben, daß die erste Aufführung seines neuen Lustspiels in vier Acten „Haus Lonei" im Wallner-Theater am Sonnabend den 18. December nicht nur vor einem vollen Hause, sondern auch vor einer strenger richtenden Versammlung, als sie sonst in diesem Saale zu sitzen pflegt, stattfand. Mit dem Lustspiel „Wohlthätige Frauen" hatte L'Arronge den engen Kreis, in dem er sich bisher bewegt, verlassen und sich an der Darstellung eines allgemeinen, die deutsche Frauenwelt mannigfach beschäftigenden Gedankens versucht. Warum er nun doch wieder den Schritt zurück gethan hat? „Haus Lonei" spielt wie „Hasemann's Töchter", wie „Doctor Klaus" in den vier Pfählen einer kleinbürgerlichen Häuslichkeit. Zweifellos würde die Darstellung dieses Lustspiels auf der Bühne des Schauspielhauses die Dichtung in eine höhere Sphäre heben und ihr den unvermeidlichen Duft der guten, an einem Festtage geöffneten und geheizten Stube, der von ihren grauen Leinwandbezügen befreiten Plüschsessel und Sopha's nehmen, der den Decorationen, Requisiten, Dingen und Menschen im Wallner-Theater anhaftet, aber das Alltägliche und halbwegs Triviale, das im Kern der Sache steckt, wäre doch nicht fortzuschaffen. Die scharfe Beobachtung, die originale Gestaltungskraft, der naturalistische Zug in der Schilderung, wodurch die Wiedergabe der unmittelbaren Wirklichkeit allein ein künstlerisches Gepräge erhält, sind L'Arronge versagt, seine Kraft wurzelt in dem gemüthvollen Humor, in der Liebenswürdigkeit seiner Gemälde, in der echt deutschen Freude an der Häuslichkeit,

an der Wiege und an dem Familientisch: was Eduard Meyerheim und Hosemann in der Malerei, ist L'Arronge auf den Brettern. Er ist dabei klug und erfahren genug, um die Schwäche seiner Kunstweise recht wohl zu erkennen und sucht seit der Komödie „Doctor Klaus" nach einem Zusatz von Salz, um die Speise, in der Milch, Wasser und Weißbrod die Elemente bilden, schmackhafter zu machen. Dies Salz ist für die Eigenart und das Talent L'Arronge's einzig in der Beziehung der Familie zu dem Gesammtleben des Volkes, in ihrer Stellung zu einer bestimmten Zeitfrage, in dem Zusammenhange zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen zu finden: gibt es doch in der Gegenwart auch nicht die kleinste Hütte, nicht das reinste Liebesglück, worin nicht ein Ton aus der Außenwelt bald belebend, bald erkältend, aber immer fühlbar eindränge. Mit den „Wohlthätigen Frauen" hatte L'Arronge den Rubicon überschritten, er schadet sich selbst, wenn er wieder in die Harmlosigkeit zurückfällt, die keine andere Welt als die geliebten „vier Pfähle" kennen will. In dem Lustspiel „Haus Lonei" handelt es sich um den Preis und die Ehrenrettung des Schauspielerstandes und um ein Abiturientenexamen. Berthold Reinhard, der geniale, hochgebildete, edelsinnige Künstler, der den Hamlet bewunderungswürdig darstellt und zur Zeit den Othello studirt, ist nach dem Vorbild Adolph Sonnenthal's gezeichnet; der junge Kurt Lonei, der das Abiturientenexamen nicht bestanden, von dem zornigen Vater aus dem Hause gewiesen wird und sich in einem Augenblick der Verzweiflung in den Kanal stürzt, stammt aus dem Polizeibericht und den Lokalnachrichten der Zeitungen. Geschickt stellt L'Arronge den Schauspieler in die Mitte der Handlung: er liebt die Tochter des Hauses Lonei, er empfiehlt sich dem Vater wie der Mutter durch die Gradheit seines Charakters und den Anstand seines Betragens, er rettet den halbverlorenen Sohn nicht nur aus dem Wasser, er bringt ihm auch das nöthige Latein bei, um in der nächsten Prüfung ein gutes Zeugniß zu erhalten. Alles ein wenig kunstlos und gar zu durchsichtig, sowol was den Verlauf der Handlung, als die Entwickelung der Charaktere betrifft, dafür voll schlichter Lebenswahrheit, die sich nicht für mehr ausgibt, als sie ist, in frischer Natürlichkeit, die sich nicht müht, von irgend einer Seltsamkeit, einer phantastischen Grille, einem psychologischen Problem Reize zu borgen, die ihr nun einmal verweigert sind. Reinhard nimmt gleich beim Auftreten durch seine Einfachheit ein, nirgends läßt er den „berühmten" Künstler durchschimmern, wir glauben an sein Talent, an all' seine vorzüglichen Eigenschaften, mit denen der Dichter ihn vielleicht zu freigebig ausstattet, weil ihm jede Ziererei, jede Uebertreibung fern bleibt. Dem Conflikt zwischen dem Vater und dem Sohn wünschte man eine tiefer gehende Begründung; der Jüngling ist ja darum noch kein verlorener Mensch, weil er einmal durch das Examen fällt und schon vor der Zeit den Studiosus spielt. Seinerseits kann sich indessen der Dichter auf den Polizeibericht berufen, der schon wiederholt Selbstmord und Selbstmordsversuche junger Leute wegen eines schlechten Schulzeugnisses, wegen einer nicht bestandenen Prüfung verzeichnet hat. Der Commerzienrath Eberhard Lonei ist ein eigensinniger, verdrießlicher Herr, ein gutes, weiches Herz unter harten Formen versteckend, der immer das letzte Wort haben will, den jeder Widerstand erbittert; ihm ist es wol zuzutrauen, daß er den „durchgefallenen" Sohn schon auf dem Wege zum Abgrunde sieht, daß er den Kecken, der ihm in solcher Stimmung noch zu widersprechen wagt, aus dem Hause stößt. Das Unbefriedigende des Lustspiels liegt nicht in der falschen Bedeutung, die dem Geschick eines ungerathenen, noch auf der Schulbank sitzenden Muttersöhnchens gegeben wird, denn dasselbe bildet nur einen Moment der Handlung, sondern in der Enge des geistigen Horizontes, die das Ganze niederdrückt. Niemals kommen wir aus dem Kleinkram des Alltagslebens hinaus; das zweite Liebespaar, der Rechtsanwalt Bruno von Seewald, um den sich eine unausstehliche, naserümpfende, altjungferliche Tante, ein Bedienter aus der vormärzlichen Zeit und eine naseweise Köchin gruppiren, und die kleine Pauline Freyfing, eine Mündel des Commerzienraths, die plötzlich durch ein Testament aus einem armen Mädchen eine reiche Erbin wird, athmet die Langweiligkeit des Edelmuths in langen Phrasen aus;

selbst der Spalt, durch den wir aus diesem Heim der Philisterhaftigkeit in die bunte Zauberwelt der Bühne blicken, schließt sich nach einer kurzen Weile so schnell, daß uns beinahe um die künftige Künstlerschaft des guten Reinhard in dieser Umgebung bange werden könnte. Mehr Licht von Oben, mehr Ozon! Der Lustspieldichter darf nicht gar so behutsam Allem vorübergehen, was seine Zeitgenossen bewegt und ergreift; freilich wird er es dabei nicht vermeiden können, Diesem auf den Fuß zu treten und Jenen unsanft mit dem Ellenbogen zu berühren, aber wie viele Stöße haben Molière und Beaumarchais ausgetheilt und empfangen! Welch' feine und empfindlich treffende Satire steckt in den anscheinend so harmlosen Stücken Bauernfeld's! Die Idylle, mag sie nun auf dem Lande oder in der Stadt spielen, kann auf die Dauer für den Komödiendichter keinen ausreichenden Stoff abgeben. Wenn einer, so gehört er auf den Markt des Lebens.

Eine Figur in L'Arronge's jüngstem Lustspiel berechtigt, wie ich glaube, zu der Hoffnung, daß der Dichter künftig nicht allein im Hause, sondern auch auf der Straße seine Modelle suchen wird. Christian Hummel, ein mißrathenes Genie, ein Maler ohne Talent, ein Photograph ohne Geschick, ein Garnichts, aber getragen von dem Bewußtsein seiner künstlerischen Bedeutung, durchdrungen von dem Gefühl seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und seiner Unentbehrlichkeit für die Familie — er gehört zum Hause Lonei, die Frau des Commerzienraths ist seine Schwester — wer ihn nicht gesehen, hat keine volle Vorstellung von der humoristischen Begabung L'Arronge's. Auch Christian Hummel stammt noch aus der Provinz, ist noch nicht mit Spreewasser getauft, hat noch nicht in jedem Zuge, in Betragen und Rede den Tic des modernen Menschen aus einer Großstadt, allein er schaut doch noch einmal so frei und so weit um sich, als der Vereinsdiener in den „Wohlthätigen Frauen“ oder das Factotum des „Doctor Klaus“. Es ist die beste humoristische Figur, die L'Arronge bis jetzt geschaffen. Was er sagt, ist niemals das Feinste und das Richtigste, dafür charakterisirt es ihn stets auf das Glücklichste. Er hat nicht das gewählteste Benehmen, dafür ist er immer rund und ganz in seinem Humor, von einer unverwüstlichen guten Laune, die hier in seiner Einfältigkeit und dort in seiner Selbstüberschätzung wurzelt. Wenn die Anderen über Kurt's Durchfall in der Prüfung erschrocken sind, reibt er sich froh die Hände: „alle Fragen hat er beantwortet, vortrefflich, nur im Latein ging's nicht; und warum? weil der Schulrath aus einem falschen Classiker examinirte; Kurt war auf Horaz präparirt und jener nahm den Sallust.“ Nur wenige Striche fehlen hier zu einem kleinen Meisterstück. Die Wiener, denen die Schauspieler des Burgtheaters das Stück vorgeführt, werden einen vornehmeren Eindruck davon empfangen haben, als wir; ich sagte schon, daß die Schauspieler des Wallner-Theaters das Lustspiel um eine Stufe auf der socialen Leiter herabdrücken, nicht durch ein schlechtes, im Gegentheil durch ihr gutes Spiel. Sie geben sich, wie sie sind, natürlich und wahr; schade nur, daß ihre Wahrheit und Natur nicht in der höheren Kunst salonfähig sind, daß wir beim besten Willen nicht an den Hamlet des Herrn **Kadelburg** glauben können und die Familie des Commerzienraths, vom Haupt des Hauses angefangen, einer kleinen Handwerkerfamilie im Sonntagsstaat verzweifelt ähnlich sieht. L'Arronge's drei letzte Komödien gehören nicht mehr auf eine zweite, sondern auf die erste Bühne der Stadt; sehr möglich, daß sie in der anderen Beleuchtung eine schärfere Kritik erführen, schwerer mit dem genius loci zu kämpfen hätten als in ihrem jetzigen Daheim; wiederum aber würde manche Einzelheit witziger zugespitzt werden, manche Figur zierlicher oder drolliger hervortreten, zuerst und zuletzt der Dichter selbst würde mehr nach dem Mittelpunkt des Lebens gedrängt, sein Horizont erweitert, durch die Nothwendigkeit, höheren Ansprüchen zu genügen, seinem Talent ein schärferer Sporn gegeben werden. Wie glücklich der Einfluß einer großen Bühne auf den Dichter ist, zeigt dies Lustspiel unwiderleglich. Ohne den Hinblick auf Sonnenthal würde Reinhard schwerlich die liebenswürdige, vor Allem die lebenswahre Gestalt gewonnen haben, in der er jetzt so bestechend uns entgegentritt.

Wendet man sich von diesen drei Stücken den beiden Neuigkeiten zu, die uns das Residenz-Theater brachte, Sonnabend den 9. October 1880: Daniel Rochat, Schauspiel in 5 Acten von Victorien Sardou, in deutscher Uebertragung von Heinrich Laube, und am Sonnabend den 20. November: Nora, Schauspiel in 3 Aufzügen von Henrik Ibsen, deutsch von Wilhelm Lange, so glaubt man sich aus dem Märchen in die Wirklichkeit, aus der Pension für junge Mädchen in den Gerichtssaal versetzt. Hier, sagen wir uns unwillkürlich, ist eine Unterhaltung für nachdenkliche Männer und Frauen, zugegeben — eine unerquickliche, Probleme, die das Gefühl in Verwirrung setzen, zur Frage stellend, aber eben so gewiß unsern Geist anregend, unsere Gedanken im Für und Wider beschäftigend. Wie verschieden die Dichtungen Paul Lindau's, Ernst Wichert's, Adolph L'Arronge's in ihrer Absicht, ihren Charakteren, ihrer Sprache sind: sie gleichen einander in der Harmlosigkeit ihres Inhalts, der Einfachheit ihrer Fabel, der Flachheit ihrer Figuren. Dabei ist die Form geschickt, der Eindruck gefällig. Umgekehrt bei Sardou und Ibsen. Eine so zugespitzte Erfindung, daß die Kunst in Künstelei umschlägt, ein auffallendes Vergnügen am Widerlichen, wie in der Nachtscene bei Sardou, in der Gestalt des am Rückenmark leidenden Doctor's Rank bei Ibsen, ein unbehaglicher Eindruck, nachhaltig, wie der Geschmack eines Baldriantropfens auf der Zunge, dafür die Handlung voll überraschender Momente, die Gestalten voll Originalität, scharf und deutlich sich abhebend, wie im Hautrelief. Man vergißt sie nicht, wenn man sie einmal gesehen. Die eine wie die andere Dichtung in der Gegenwart wurzelnd, in ihren Anschauungen, Gesinnungen, Erscheinungen; Ibsen psychologisch feiner, grübelnder, spitzfindiger, Sardou schlagfertiger, polemischer.

„Daniel Rochat" erfuhr bei seiner ersten Aufführung im Théatre français eine schwere Niederlage; die bedenkliche und, um den bescheidensten Ausdruck zu gebrauchen, peinliche Scene zwischen Daniel und Lea in der Nacht, nach ihrer bürgerlichen Verheirathung, erregte einen Sturm des Unwillens. Später beruhigten sich die aufgeregten Wogen, das Stück blieb auf dem Repertoir, doch wird man es schwerlich zu den glücklichen des Dichters rechnen können. Denn Sardou ist diesmal in seinen Voraussetzungen wie in seinen Folgerungen unklar. Wenn ein Dramatiker eine Tagesfrage behandelt, so muß er mit einer bündigen Antwort, mit einem Ja oder Nein darauf antworten, er darf nicht ausweichen. Ob die bürgerliche Verheirathung, die Civilehe, allein dem Gefühl der Frau genügt; ob sie ein Recht hat, die kirchliche Einsegnung von ihrem Gatten zu fordern und, wenn er es ihr weigert, sich von ihm zu scheiden — gewiß sind dies Fragen, die einen dramatischen Conflict erzeugen können. Zwei Verlobte gerathen, kurz vor dem Tage ihrer Verbindung, über die kirchliche Einsegnung in Streit; die Braut besteht darauf, der Bräutigam widerstrebt; im Verlauf des Gesprächs offenbaren sich immer tiefere Gegensätze; die Versuche, die Kluft zu überbrücken, scheitern; die Eigenwilligkeit beider Personen ist stärker als die Liebe, sie trennen sich. Warum sollte ein solcher Stoff in bewegter Handlung vorgeführt den frommen Zuschauer nicht rühren, den ungläubigen wenigstens nachdenklich stimmen? Sardou aber vergreift sich gleich darin, daß er den Conflict erst nach der Unterzeichnung des standesamtlichen Protokolls zwischen seinem Helden und seiner Heldin ausbrechen und innerhalb weniger Stunden enden läßt. Wie, diese weltkluge gewandte Amerikanerin, Miß Lea Henderson, soll vierzehn Tage lang mit dem republikanischen Deputirten Daniel Rochat in der Schweiz umhergereist sein, ihm am Tage, wo er in Ferney, bei Ausstellung einer Büste Voltaire's, eine schwungvolle Rede zum Preise des Patriarchen gehalten — eine Rede, die sie hingerissen — ihre Liebe gestanden und doch niemals gemerkt haben, daß er keineswegs ihre mystischen Entzückungen und ihren Kirchenglauben theilt? Soll nicht wissen, daß er in der Deputirtenkammer stets für die Civilehe gesprochen und demnächst wieder eine Rede dafür halten wird? Soll wie ein Backfisch von sechzehn Jahren das Protokoll ihrer Verbindung unterschreiben und nachher mit höchster Naivetät sagen: es gilt nicht, erst muß uns Mr. Septimus Clarke eingesegnet haben!? Nimmt sie vielleicht an,

dieser anglikanische Geistliche würde dem Freidenker Daniel Rochat ehrwürdiger erscheinen, als ein katholischer Priester? In dem vierten Act, möglicherweise ohne daß es dem Dichter recht zum Bewußtsein gekommen ist, entpuppt sich diese Naive nun als eine kleine Lady Tartüffe. Der in seiner Liebesleidenschaft verblendete und haltlos gewordene Mann schlägt ihr vor, sich in der Nacht trauen zu lassen, das Geheimniß dieser Handlung aber, seiner politischen Stellung wegen, vor der Welt zu bewahren; nein, erwidert sie darauf, alle Welt soll es wissen, meine Absicht ist es überhaupt, dich sanft und allmälig zu Gott zurückzuführen. So gestellt, verliert die Frage für Jeden, der sich außerhalb des Conflicts befindet, die tiefere Theilnahme: ein solches Weib ist der Liebe eines würdigen Mannes nicht werth und ein Mann, der einzig um seine erregte Sinnlichkeit zu befriedigen, die Grundsätze seines ganzen bisherigen Lebens verleugnen will, muß gerade einer edlen Frau den ärgsten Widerwillen erregen. Weder Lea Henderson noch Daniel Rochat sind so gefaßt und hingestellt, daß sie uns als typische Vorkämpfer für oder gegen die kirchliche Weihe der Ehe gelten könnten; sie ist, zu welcher Secte sie sich auch bekennen mag, eine verkappte Jesuitin, er ein Phrasenheld, der nicht einmal liebt, sondern nur in Lea's Schönheit blind verliebt ist. Daß diese beiden so gar nicht zu einander passenden Menschen auseinander gehen, empfinden die Zuschauer als ein Glück, keineswegs als ein tragisches Geschick. Ueberdies hat der Dichter noch einen zweiten Liebhaber Lea's, einen Vetter aus England, der durch das Stück als der Ritter der Entsagung hin und her Botendienste thut, bei der Hand, dem es wol gelingen wird, die junge „Wittwe" zu trösten, wenn ihr Trotz und ihre Unweiblichkeit ihn nicht gründlich abgekühlt haben. So unsicher fühlte sich Sardou der Entscheidung gegenüber, daß er dem ernsten, wie er glaubt, tragischen Liebespaar ein munteres zur Seite stellt, dem die ganze Frage nur zu einem heiteren Scherz Veranlassung gibt. Ich bestehe aber auf die Kirche, sagt Miß Esther bei ihrer Verlobung zu ihrem lustigen Bräutigam Casimir Fargis. Die Kirche! ruft er. Bestehen Sie auf die Pagode, die Moschee, die Synagoge, was Sie wollen — ich folge! Vortrefflich, jeder naiv Empfindende, jeder Liebende wird so reden und die mit so vielem Ernst behandelte Frage dahin rücken, wohin sie für ihn gehört, in das Gebiet der äußeren Formen, der Schicklichkeit. Allein kann dies Sardou's Meinung sein? Er schlüge ja damit seinem Helden selbst in das Gesicht. Begegnen sich zwei Personen, denen diese kirchlichen Formen und Ceremonien noch etwas bedeuten, das sie lieben oder bekämpfen, wofür sie mit der Kraft und Leidenschaft ihres Willens eintreten, so müssen sie uns zuerst und zuletzt von der Reinheit ihrer Empfindungen überzeugen, sie müssen sich nicht gegenseitig überlisten, sich nichts gegenseitig vorheucheln wollen. Diejenigen, die wie Lea Henderson in der Einzeichnung ihres Namens in das Standesregister, in dem „Ja", das sie vor dem Beamten als Gelöbniß aussprechen, nur eine Farce sehen, müssen ja beständig fürchten, daß der Andere die kirchliche Weihe für eben solche Farce in einem andern Costüme hält. Nur darauf kann der tragische Conflict beruhen, daß die Braut den bürgerlichen Act, dessen zwingende Gewalt sie anerkennt, nicht eingehen will, ohne sich der kirchlichen Weihe vorher versichert zu haben. Jede andere Fragstellung schielt. Zu diesen Fehlern, die der Dichter verschuldet, gesellen sich die in dem Stoffe selbst liegenden Schwächen. Nothwendig muß es eine Reihe von Auseinandersetzungen geben, welche jede dramatische Bewegung aufhalten: sie wird für die kirchliche Trauung, er dagegen eifern, eine Advocatenbebatte, in der Jeder bei seiner Meinung beharrt. Der eine Freund wird zur Nachgibigkeit, der andere zur Unbeugsamkeit rathen, die Form der Scenen wird sich wiederholen, dieselben Beweisgründe, dieselben Redensarten werden öfters vorgebracht werden, immer, wie es der Zuhörer im Voraus weiß, vergeblich. Mit großer Kühnheit hat Sardou diese Eintönigkeit durchbrochen; die Scene, als Daniel Rochat in der Nacht durch den Garten kommend in das Gemach Lea's tritt, die halb sich vor seinem Besuch entsetzt und halb ihn doch erwartet, gehört zu den leidenschaftlichsten, die er noch geschrieben, und hat alles Schwerfällige, Dogmatische, rein Verständige in die erregteste Empfindung

aufgelöst, wäre sie nur weniger widerlich, bräche nur einmal durch diese Mischung roher Sinnlichkeit seiner- und mystischer Verhimmelung ihrerseits der Ton einer edeln Gesinnung, der Adel eines großen Herzens. Damit ist freilich auch Sardou's Kraft erschöpft. Der fünfte Act, die bürgerliche Scheidung, wieder vor dem Maire — man begreift nicht, warum Lea diese Handlung so außerordentlich feierlich nimmt, nachdem sie vorher ihre Verbindung vor denselben Männern, unter denselben Formen, so komisch gefunden — ist ein überflüssiges Rad am Wagen.

Gesuchter und unerquicklicher noch ist Henrik Ibsen's „Nora". Eine Dichtung, die in Dänemark ein bedeutendes Aufsehen erregt hat und sich die Beachtung auch derer erwirbt, die sich von ihrer Form wie von ihrer Tendenz gleich abgestoßen fühlen. Das eigenthümliche Talent des Dichters übt eben eine bannende Gewalt. Ibsen hat eine ganze Reihe Dichtungen in dramatischer Form geschrieben, historische Tragödien, phantastische Spiele, moderne Dramen. Vor einiger Zeit war sein Schauspiel „Stützen der Gesellschaft" ein Repertoirstück auf vielen deutschen Bühnen. Dabei beherrscht er keineswegs die dramatische Form als Meister. Immer spielt der Novellist mit hinein. Bald erscheint er in den langen Erzählungen und Schilderungen, die uns die verwickelte und oft unklare Handlung durchsichtiger machen sollen; bald in den feinen und scharfen Secirungen des Herzens, die in einer Erzählung in der Weise der George Eliot an ihrem Platz wären, in einem Schauspiel aber, wo es sich nur um die großen Linien, die starken, ursprünglichen Leidenschaften, nicht um die Reflexe und die unentschiedenen Farben handelt, entweder ermüden oder verwirren. Zuweilen will es mich sogar bedünken, als wüßte der Dichter selber nicht immer den richtigen Weg, wählte sich Charaktere, die er denn doch nicht enträthseln kann, käme zu einem Ziele, das ihm bei dem Beginn seiner Wanderung nicht vorgeschwebt. Denn einem Dichter gegenüber, wie Ibsen, dem es niemals um die heitere Unterhaltung und Zerstreuung seiner Leser oder Zuhörer zu thun ist, der stets etwas beabsichtigt, mich belehren, mich zum Nachdenken zwingen will, bin ich doppelt mißtrauisch. Ich mißtraue ihm, weil ich hinter seiner Handlung und zwischen seinen Zeilen einen verborgenen Sinn vermuthe, und mißtraue mir, weil ich mich ihm nicht rein und rückhaltlos hingeben kann. Was will er mit seiner „Nora" beweisen? Daß die Gesetze, die jede Urkundenfälschung bestrafen, ungerecht sind? Welch' eine Thorheit! Das Gesetz ist durchaus in seinem Recht und die Strafe von einem oder von acht Tagen Gefängniß, zu der Frau Nora Helmer verurtheilt werden würde, ohne den geringsten Schaden an ihrer Ehre zu nehmen, da jeder Richter hervorheben würde, daß sie nur formell gefehlt hat, steht in keinem Verhältniß zu den Folterqualen, die Nora und wir durch drei Acte erleiden müssen: Alles in Erwartung der fürchterlichen Entscheidung! Wehrt der Dichter aber diese Erklärung ab und behauptet, er habe in Nora eine große, unverstandene Frauenseele, das innere Unglück einer dem äußeren Schein nach glücklichen Ehe zeigen wollen, so hat er sich durchaus in dem Eindruck getäuscht, den ich von seiner Nora empfange.

Frau Nora Helmer ist eine hübsche, muntere Frau, seit acht Jahren mit dem Advocaten Robert Helmer verheirathet, der eben die einträgliche Stelle eines Bankdirectors erhalten hat. Nach Jahren harten Ringens und mancher Entbehrungen ist jetzt das Glück bei ihnen eingekehrt. Mit ihrem heiteren Wesen, ihrer Zeisignatur, ihren Schmeicheleien hat sie ihrem Manne, den sie liebt und der schwer an der Last des Lebens trägt, manche trübe Stunde weggelächelt; sie ist ein Kind mit ihren beiden Kindern, zerstreut, ruschlig, naschhaft, zu kleinen Lügen und Verheimlichungen geneigt, kein aufrichtiger Charakter weder gegen sich noch gegen ihren Mann, Alles in Allem jedoch gut und liebenswürdig. Einer Freundin, Frau Linden, die nach herben Schicksalsschlägen bei ihr Hilfe und in den Bureaux der Gesellschaft, deren Director Helmer geworden, eine Stellung sucht, vertraut sie das Geheimniß ihres Lebens an — ein Geheimniß, in dem, wenn ich mich nicht täusche, nach Ibsen's Meinung auch der Schlüssel zu ihrem Wesen liegen soll. Vor einigen Jahren hat ihr Mann eine schwere Krankheit überstanden, zu seiner vollkommenen Genesung haben

die Aerzte eine Reise, einen längeren Aufenthalt im Süden für durchaus nothwendig erklärt. Aber woher das Geld zu dieser Ausgabe nehmen? Hinter dem Rücken ihres Mannes, dessen Peinlichkeit in allen Geldangelegenheiten sie kennt, hat sie das Geld geborgt und ihm vorgeredet, ihr Vater habe es ihr geschenkt. Helmer ist gesund, gekräftigt heimgekehrt und Nora hat sich all' die Jahre bemüht, redlich die geborgten viertausend fünfhundert Mark, Zinsen und Capital, zurückzuzahlen. In den Augen ihres Mannes gilt sie für eine kleine Verschwenderin, so oft spricht sie ihn um Geld an. Sie aber deckt damit nur ihre Schuld; einmal hat sie einen Roman übersetzt und das Honorar zu demselben Zweck verwandt. Jetzt glaubt sie sich geborgen, nur ein kleiner Rest ist noch zu tilgen, der Himmel hängt ihr voller Geigen. Vergebens räth ihr die verständige Freundin, so bald als möglich, am liebsten gleich, am Weihnachtsabend, ihrem Gatten die ganze, doch nicht unbedenkliche Geschichte mitzutheilen und sie so für immer aus der Welt zu schaffen. Aber Nora schüttelt den Kopf, die Heimlichthuerei gefällt ihr und hat längst die Klarheit und Reinheit ihrer Empfindung getrübt. Zu ihrem Unglück trifft es sich, daß Herr Günther, von dem sie das Geld geborgt, ein Mann von nicht fleckenloser Vergangenheit, von Helmer auf das Empfindlichste gekränkt wird: Helmer hat beschlossen, Günther der Stellung bei der Bank, die er bis jetzt innegehabt, zu entheben. Bewegen Sie Ihren Mann dazu, sagt er nun zu Nora, mich an meinem Platz zu lassen, wo nicht, entdecke ich ihm Alles. Ja noch mehr, Sie haben den Schuldschein gefälscht. Nora kann es nicht leugnen; Günther hat damals, zu seiner größeren Sicherheit, auch die Unterschrift ihres Vaters unter dem Schein verlangt; ihr Vater lag damals im Sterben, sie hat für ihn unterschrieben, ohne sich dabei der geringsten Verschuldung bewußt zu sein. Jählings dämmert es ihr auf, daß sie sich vergangen haben könnte, aber statt sich ihres eigenen Leichtsinns anzuklagen, statt ihrem Mann Alles zu gestehen, fängt sie an, die Gesetze zu schmähen, die sie und ihre That verurtheilen wollen, und schiebt Alles getrost dem Schicksal zu: ein Wunder wird sie aus aller Verlegenheit retten. Ihre Bitte, Günther nicht aus dem Dienste fortzuschicken, weist Helmer natürlich zurück, es ist ihm unangenehm, daß seine Frau für einen so übel berufenen Menschen Partei nimmt. Ihren Versuch, sich dem Freunde des Hauses, dem Doctor Rank, zu entdecken, muß sie aufgeben, da ihr dieser in der unpassendsten Weise — er ist ein Todescandidat und malt sich mit einer eigenen Wollust die Phasen des Sterbens aus — ein Liebesgeständniß macht. So bleibt ihr denn nichts übrig, als in einem beständigen Auf und Nieder zwischen der Todesangst bei jedem Klingelzug, bei jedem Schritt ihres Mannes zu seinem Briefkasten und einer bacchantischen Selbstbetäubung durch Champagnertrinken und Tanzen das Wunder zu erwarten.

Und was ist für diese verwirrte, durchaus selbstsüchtige Frau das erharrte Wunder? Als Helmer Günther's Brief erhalten und in leicht begreiflichem Zorn über ihren Leichtsinn, ihre Heimlichkeiten, über die Gefahr, in die sie sich, ihres Mannes und ihres Hauses Ehre gestürzt hat, in die heftigsten Vorwürfe, in leidenschaftliche Drohungen ausbricht, richtet sie sich tragisch auf und sagt: Leb' wohl! Sie hat erwartet, daß er einfach ihre Schuld auf sich nehmen, ihre Fälschung für die seine erklären und sie als ein heroisches Weib bewundern werde. Da er dies nicht thut — würde es vielleicht Ibsen in einem ähnlichen Falle thun? — ist er schlecht, unedel, ihrer Liebe nicht mehr werth. Ein langes Sündenregister hält sie ihm vor; von ernsten Dingen, von seinen Geschäften habe er nie mit ihr geredet, sie stets nur wie seine Puppe, sein Spielzeug behandelt. Sie fühlt sich plötzlich verunehrt, unverstanden, sie verläßt ihn, auch als ein reuiger Brief Günther's, den inzwischen Frau Linden, seine Jugendgeliebte, bekehrt und gebessert hat, mit dem zerrissenen Schuldschein eintrifft. Während die Nora des ersten Acts, nach diesem Umschlag des Schicksals, ihrem Mann um den Hals fallen, mit ihm durch das Gemach tanzen und rasch hinter seinem Rücken eine Makrone naschen würde, geht die unverstandene Heroine des dritten stolz davon. Und dies Verlassen ihres Mannes, ihrer unerwachsenen Kinder soll nicht

unsittlich, soll tragisch sein? Daß der Held eines Drama's dem Sittengesetz erliegt, sei es dem geschriebenen oder dem ungeschriebenen in unserer Brust, hieß bisher tragisch; nicht, daß er es bricht. Ibsen's Nora stellt den Begriff der Pflicht einfach auf den Kopf; während sie die verkörperte Eigensucht ist, hält sie sich für die verkörperte hingebende Liebe. Den schlimmsten Fehler aber finde ich darin, daß die zwei Seiten, aus denen Nora's Natur besteht, sich nicht zusammenreimen lassen. Wer so denkt und redet, wie die Nora der letzten Scene, tänzelt und ruschelt und spielt nicht das Kätzchen, wie die Nora der ersten. Möglich, daß unser Dichter ein Modell zu seiner Nora kennt, aber er hat nichts gethan, um ihr Abbild auf der Bühne, im Rahmen der Dichtung, wahrscheinlich zu machen. Darf ich eine Vermuthung aussprechen? Ein Psychologe, ein Kenner und Ergründer des menschlichen Herzens, wie Ibsen, muß sich sagen, daß die plötzliche Offenbarung ihres Geheimnisses, die nicht nur ohne, die gegen ihren Willen geschieht, Nora's Verhältniß zu ihrem Gatten von Grund aus ändern muß. Sie erfährt, was sie bisher nicht geglaubt, nicht geahnt, daß er die Ehre seines Namens höher schätzt als ihre Liebe; er wird irre an all' ihrem Thun und Treiben, denn nicht allein hat sie leichtsinnig und unbedacht gehandelt, sie hat ihn auch diese ganzen Jahre hindurch hintergangen und betrogen. Aus Liebe, aber doch betrogen. Da kann es wol geschehen, daß im Verlauf eines weiteren Jahres sich die beiden Naturen immer mehr entfremden, die Verbitterung in ihr, das Mißtrauen in ihm größer werden, andere Zerwürfnisse zu dem ursprünglichen Zwiespalt sich gesellen und beide es vorziehen, von einander zu gehen, als freudlos und stets auf der Hut gegen einander weiter zusammen zu leben. Hier war eine Aufgabe für den Novellendichter, der Dramatiker konnte sie nicht in seiner sprunghaften Weise lösen. Nur auf das Aeußerste, die Trennung, achtend, wirft Ibsen alle Bindeglieder, die dahin leiten, bei Seite, auf die Gefahr hin, uns ein Räthsel aufzugeben. Die sentimentale Aenderung des Schlusses, die auf der Bühne beliebt war — die Wärterin führt die Kinder herein und bei ihrem Anblick entschießt sich Nora zum Bleiben —, streitet mit der Absicht des Dichters, mit der ganzen Führung des Schauspiels und mildert seine Unerquicklichkeit doch nicht. Denn diese beruht einmal in der schiefen Gegenüberstellung von Schuld und Gesetz und dann in dem Uebermuth Nora's, sich als die Verletzte aufzuspielen, wo sie einzig um Vergebung zu bitten hätte. Ibsen hat die düstere Färbung seiner Dichtung, die etwas an Hebbel's „Maria Magdalena" und Otto Ludwig's „Erbförster" erinnert, auch nicht von einem Sonnenblick durchbrechen lassen: im Gegentheil, ein Todtkranker, der mit unangenehmem Witz über seine Lage spöttelt und zuletzt sich einen leichten Champagnerrausch trinkt, läuft, noch obendrein müßig, durch das ganze Stück und erfüllt den Zuschauer mit jener Hospitalempfindung aus der „Cameliendame" und „Frousrou", die gewiß nicht zu den erfreulichen Wirkungen des modernen französischen Drama's gehört. Das Schauspiel wurde im Residenztheater vortrefflich dargestellt, die Herren Keppler (Helmer) und Haack (Günther) stellten zwei charakteristische, lebenswahre Figuren hin, Frau Hedwig Niemann gab in der Nora eine Meisterleistung. Alle Vorzüge dieser ausgezeichneten Schauspielerin, die nur bei ihren vielfachen Gastspielen nicht immer die Feinheit und den Adel der Kunst in jeder Einzelheit wahrt, sondern zu oft, um der stärkeren Wirkung willen, grobe Striche und grelle Farben anwendet: der zum Herzen dringende Ton ihrer Stimme, die Wandlungsfähigkeit ihres ganzen Wesens aus der Freude zur Trauer, von der Hoffnung zur Furcht, die Anmuth und die Bestimmtheit ihrer Bewegung, die Harmonie zwischen ihrer Geberde und ihrer Rede, so daß die eine die andere unterstützt, bestärkt, erhöht, die Ausgibigkeit ihres Talentes, die sie für jede Empfindung, ja für jede Abstufung derselben den richtigen Ausdruck finden und gebrauchen läßt — Natur und Kunst in einander geschmolzen, einander durchdringend zu einer Wahrheit, einer Wirklichkeit, kamen in der Darstellu[illegible] dieser Rolle, die wie für sie und sie allein gedichtet zu sein schein[illegible] Erscheinu[illegible] Geltung.

[illegible]l Frenzel

Literarische Rundschau.

Heinrich Rückert.

Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken dargestellt von Amélie Sohr. Weimar, Böhlau. 1880.

Heinrich Rückert, der Sohn Friedrich Rückert's, des Dichters, starb vor der Zeit und von vielen Freunden betrauert 1875 in Breslau, wo er Professor der Geschichte war. Testamentarisch hatte er die Verfasserin der vorliegenden Biographie gebeten, für die Herausgabe seiner Schriften Sorge zu tragen. In Gemeinschaft mit Prof. A. Reifferscheid hat Frl. Sohr Rückert's kleinere Schriften dann auch edirt. Sie läßt die Lebensgeschichte ihres Freundes nun nachfolgen. Ueberall in Deutschland herum hat sie nach seinen Spuren geforscht und gibt die Resultate ihrer Arbeit.

Auch die, welche nichts von Heinrich Rückert wußten, wird dieses Buch rühren. Es trägt den Stempel der eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen es entstand. Fräulein Sohr hatte vor ihrem 65ten Jahre nie daran gedacht, für den Druck zu schreiben. Niemand wird dies dem Buche anmerken was den Stil betrifft, wol aber, zumal wenn man es weiß, glaubt man der ungemeinen Sorgfalt, mit der die Einzelnheiten behandelt sind, abzufühlen, wie das Bewußtsein der Wichtigkeit ihrer Aufgabe bei der Verfasserin waltete. Dies ist der Arbeit zu Gute gekommen. Man wird auch als ferner Stehender mit Interesse an Menschen und Dingen erfüllt, die historisch betrachtet zum Theil unbedeutend sind und nur den Freunden des Verstorbenen werthvoll erscheinen können. Das Buch macht keinen weiteren Anspruch, als für diese geschrieben zu sein; unwillkürlich aber müssen die, welche es lesen, zu Freunden des Mannes werden, über dessen kurze Laufbahn darin so einfach und so ergreifend berichtet worden ist.

Mit dem Leben des Dichters Friedrich Rückert's hebt die Erzählung an. Heinrich hatte selbst das Leben seines Vaters zu schreiben begonnen und die vorhandenen Bruchstücke dieser unvollendet gebliebenen Arbeit bilden hier die Grundlage. Man empfindet bald, wie unzertrennlich Vater und Sohn zusammengehören. Im Besitze dieses Vaters, dessen Aeltester Heinrich war, lag sein Schicksal. Ueber Friedrich Rückert's Dasein liegt eine Art Dämmerung. Er hatte nie einen Moment, wo er in heller Beleuchtung dastehend die Blicke Aller auf sich zog. Ruhm in breitem, donnerndem Wellenschlage ist nie zu seinen Füßen herangerollt. Nie ist im Augenblicke des Erscheinens von vielen ungeduldigen Händen zugleich nach seinen Büchern gegriffen worden. Sie schlichen sich unbemerkt und langsam ein. Als gelegentliche Geschenke lagen sie unter Christbäumen und man sah wenig nach der Jahreszahl auf dem Titel. Rückert gehört gewiß zu denen, die am seltensten in öffentlichen

Blättern genannt worden sind. Ihm hätte begegnen können, was Uhland in Berlin erfuhr, wo seiner Anwesenheit zu Ehren einmal der Herzog Ernst gegeben wurde und in einer Zeitung bei der Besprechung des Stückes zu lesen stand, wie Uhland selbst darüber erfreut gewesen sein würde, wenn er diese Aufführung erlebt hätte. Man wußte weder, daß er noch lebte, noch daß er in Berlin war. Der gesammten späteren Romantik wurde von Goethe's weithin ausgebreiteten Aesten Licht und Luft genommen, um sich recht zu entfalten. Uhland, Rückert, Arnim, Kleist, Brentano hatten lange Jahre hindurch nur kleine Gemeinden, deren Anhänger über die „Secte" nicht hinauskamen, und sangen jetzt erst an, mehr in die Sonne zu rücken.

Friedrich Rückert war einsiedlerisch angelegt. Das Orientalische, das den Inhalt seiner Studien ausmachte, entsprach seiner Natur. Er hatte etwas Ruhendes. Wie wir Hafis zumeist hingelagert uns vorstellen. Es mußte still sein um ihn. Seine Lieder erfüllten nicht rauschend die ganze Atmosphäre, sondern wurden mit halbem Tone leise hingesungen. Wenn er darstellt, schimmern seine Farben, auch wo er sie noch so glänzend anbringen will, wie aus der Ferne, und seine Weisheit, auch wenn er sie in noch so überraschenden Sprüchen gibt, redet bescheiden und hat nichts Ueberwältigendes. Dem entspricht seine Abneigung gegen die große Stadt sobald er sie kennen lernte, sein Beharren im eng Häuslichen und seine völlige Rückkehr in ein verstecktes Landleben, in dem er endete. All dieses Wesen sehen wir im Sohne durchbrechen und sein Schicksal gestalten.

Ich erinnere mich in ganz jungen Jahren beide Rückert gesehen zu haben. Der Vater war eine lange, markige Gestalt. Den Kopf trug er ein wenig nach vorn über, als fürchtete er oben anzustoßen. Das lange Haar theilte sich im Nacken und war von beiden Seiten nach vorn gestrichen. So habe ich ihn, ein Kind auf dem Arme tragend und seine kleine Frau neben sich aus seinem Hause in der Schulgartenstraße herauskommen sehen. Dann noch einmal sah ich ihn mit seinem Sohne gehen. Mir steht die lange, schmale, ungeschickte Gestalt noch lebhaft vor Augen. Auch hier das vorgebeugte Haupt, das lange Haar, die langen Arme und der gleiche lange braune Rock, den der Vater trug. Aber nicht dessen breite Schultern und eckige Stirn. Dann, eine Reihe Jahre später, fiel mir sein Buch über die Anfänge des Christenthums in Deutschland in die Hände und es schien mir das Durcheinanderwogen christlicher neuer Gedanken und heidnischer altgewohnter Anschauungen überzeugend darin dargestellt zu sein. Dann, wieder nach Jahren, hörte ich, daß er gestorben sei. Bis dann endlich Fräulein Sohr in Berlin erschien und von ihrem armen gestorbenen Freunde Heinrich Rückert überall sprach. Jetzt aber erst in ihrer Biographie kommt seine rechte Natur zur Erscheinung. Das Träumerische, Dichterische seines Wesens und die Mißhandlung, die das Leben ihm zu Theil werden ließ.

Was ihn in Kinderjahren erfüllte, war die Natur. Was ihn in späterer Zeit erst begeisterte, dann tröstete, ist die stille Schönheit der Wälder und Gebirge. Was ihm in den letzten Zeiten immer wieder Genesung und Rückerlangung von Kraft und Gesundheit vorschmeichelt, ist das Leben auf dem Lande. Heinrich Rückert war von Profession Historiker, Schriftsteller, sogar Politiker, voll leidenschaftlichen Gefühles für das, was im Momente oder nächster Zukunft geschehen müsse; aber alle diese Gedanken, so lebendig sie scheinen, hatten doch etwas von der Weisheit des nachdenkenden Gelehrten und es war ihnen ein Theil Traumleben beigemischt wie den Lehrgedichten seines Vaters. Er würde verstummt sein, wenn nicht die tiefe Stille um ihn gewaltet hätte.

Solange der Vater da war, sehen wir Heinrich's Leben so stark nach dieser Seite hin gravitiren, daß sich die Rechnung leicht ergibt, wie ungeheuer die Lücke war, die der Tod hier endlich riß. Heinrich hatte zu weit in die Mannesjahre hinein seinen Vater als vornehmsten Kritiker und besten Freund neben sich gehabt. Man kann sagen, der Rest seines Lebens sei nur ein sich hinziehendes Nachfolgen

gewesen. Seine besten Gedanken waren nur noch da zu Hause, wo der Vater nun nicht mehr zu finden war.

Friedrich Rückert's Laufbahn aber hatten von Anfang an günstige Sterne beschienen. Er gründete eine große Familie, erwarb Ruhm und Anerkennung und fand für seine letzten Jahren eine behagliche Stelle, wo er ein zufriedenes Alter genoß. Heinrich wollte von diesen Gütern keines zu Theil werden. Sein Leben war der Kampf einer reichen, körperlich und geistig zart angelegten Natur gegen unabläßige Widerwärtigkeiten. Das was seiner Biographie trotzdem einen beruhigenden und schönen Inhalt gibt, ist die Art, wie er diesen Kampf angenommen und, obgleich er unterliegen mußte, siegreich durchgeführt hat. Wie elende Sorgen haben ihn durch das Leben gehetzt und wie wenig hat er sich dessen anfechten lassen. Seine persönlichen Bedürfnisse waren gewiß die bescheidensten: auch das Wenige, das er so bedurfte, hat das Leben ihm oft versagen wollen. Wir lesen, unter welchen Aengsten um die Existenz seine Bücher und Aufsätze geschrieben werden, wie anstrengende Berufsarbeit und Krankheit ihm stets auf dem Nacken saßen, wir sehen ihn aus dem ärmlichen jenenser Dasein in das fast noch ärmlichere nach Breslau übergehen und wir erstaunen über die Heiterkeit des Geistes, die er sich bewahrt.

Wir wissen auch jetzt erst ganz, was das heißen sollte. Es sind Fräulein Sohr die Acten in Berlin nicht vorenthalten worden, aus denen sich ergibt, wie schlimm es ihm ergangen ist. Holen wir hier kurz nach. Heinrich Rückert, geboren 1823 in Coburg, war mit seinem Vater nach Erlangen gegangen, wo er das Gymnasium absolvirte. Nach Studienjahren in München, Bonn und Berlin hatte er sich in Jena als Privatdocent habilitirt und, als dort alle Hoffnung für günstiges Fortkommen schwand, einen Ruf nach Breslau angenommen. 1853 und 1854 erschienen jetzt nun die beiden Bände seiner Culturgeschichte des Deutschen Volkes in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthume in das Christenthum. Fräulein Sohr hat über ihres Freundes Arbeiten nicht selbst urtheilen wollen. Entweder gibt sie ihm selber das Wort oder läßt Andere reden. Ueber dieses Hauptwerk wird im Anhange eine besondere Besprechung aus der Feder Herrmann's (datirt: Heidelberg, Februar 1880) mitgetheilt. Herrmann hebt die glänzenden Eigenschaften der Arbeit hervor, macht aber, was den zweiten Theil anlangt, gewisse Vorbehalte, die wol auch Andere machen würden.

Das Buch gibt die Geschichte des Zusammenbruches des germanischen Heidenthumes, an dessen Stelle das Christenthum, nun jedoch nicht als erlösende Macht, sondern als gleichsam neues Heidenthum im fränkischen Volke emporkommt. Der Vermischung fortwährender alter Anschauungen und unverstandener neuer Ideen sehen wir die grauenvolle sittliche Verwilderung entwachsen, die die Geschichte der Franken erfüllt. Damit schließt das Buch. Allerdings hätte es, insofern es nicht für Gelehrte allein bestimmt war, einer Fortsetzung bedurft, in der das Deutsche Christenthum des 13. Jahrhunderts und die Reformation als das endliche Ziel der gesammten Bewegung sich erkennen ließen. Rückert hatte diese Fortsetzung wol beabsichtigt, allein daß dem so sei, ging aus dem Buch selbst zunächst nicht hervor. Man kann sich denken, welche Aufnahme eine solche Arbeit bei Herrn von Raumer finden mußte, dem sie als damaligen Cultusminister übersandt worden war.

Fräulein Sohr theilt das von Johannes Schulz verfaßte Concept des Schreibens mit, worin der Minister seinen Dank aussprechen sollte. Es lautet anerkennend und ermunternd. „Ich habe von der Culturgesch. d. D. V. mit dem Wunsche Kenntniß genommen, daß Sie die von Neuem nicht ohne Erfolg unternommenen Untersuchungen fortsetzen und auf die späteren Entwickelungsphasen der Kirche und der Deutschen Nationalität ausdehnen mögen." Offenbar hatte Schulz dabei im Auge, Rückert auf das hinzuweisen, was als Mangel der Arbeit oben genannt worden ist. Die gesperrten Schlußworte des Conceptes jedoch strich der Minister eigenhändig durch. Und zugleich war von jetzt ab beschlossene Sache, Rückert's Laufbahn überhaupt einen Riegel vorzuschieben.

Beides wäre den Verhältnissen gegenüber, wie sie 1854 lagen, so unnatürlich nicht. Man kennt die Signatur der damaligen Zeitläufte und weiß, wie unnachsichtlich vorgegangen wurde. Jammervoll aber wirkte die kalte Durchführung des Principes im einzelnen Falle. Rückert war, als verheiratheter Mann, mit 400 Thalern nach Breslau gegangen. Er war Extraordinarius und Collegiengelder flossen ihm kaum zu. Jede Hoffnung auf Besserung war nun abgeschnitten. Rückert selbst, die Facultät in corpore, dann wieder in beweglichen Eingaben, in denen die Verhältnisse dargelegt werden, er selber, bittet um Besserung der immer drückender werdenden Lage. Erbarmungsloses Schweigen wird diesen Schriftstücken zu Theil, bis endlich, nach langem Hinhalten, aus Berlin das wenigstens klare Wort eintrifft, daß überhaupt nichts zu hoffen sei. Die Kämpfe sind längst vorüber, in denen der arme Mensch nun um Lohn schreiben mußte, aber es erbittert heute noch, diese Dinge zu lesen. Als mit dem Jahre 59 dann eine menschliche Anschauung und damit sofort eine Aenderung in Rückert's äußerer Lage eintrat, war es zu spät. Die schwache Natur des Mannes hatte den entscheidenden Stoß empfangen und erholte sich nicht wieder.

Aber, wie gesagt, dieses Leiden füllt nur scheinbar eine Partie des Buches. Wir bewundern die Energie, mit der Rückert das Unvermeidliche ertrug. Ungebrochene Arbeitslust und Arbeitskraft verbleiben ihm und die Größe und Herrlichkeit Deutschlands ist immer der leitende Gedanke, neben dem nichts Niederes emporkam. Es sind nur Nebenstunden, in denen er an sich selbst denkt. Er erlebt das Jahr 1870 mit jugendlicher Begeisterung. Die Gesundheit aber konnte ihm all das nicht zurückgeben.

Immer wird man bei uns gern von Männern lesen, die ganz in der Idee lebten. Wenn wir eine Inventur der Kostbarkeiten aufstellen wollten, die die Geschichte der Menschheit in sich birgt, so bilden die Lebensläufe solcher Naturen einen Theil unseres edelsten Besitzes. In ihnen liegt das, was die eigentliche Schwerkraft der Nationen ausmacht. Diese stillen Beamten des großen Menschheitsstaates formen die öffentliche Meinung, halten die nationale Denkungsart aufrecht und lehren uns, daß der beste Lohn eines guten Lebens in ihm selber ruhe. Heinrich Rückert war frei von Weichlichkeit und Sentimentalität. Eine tragische Nothwendigkeit geht durch seine Schicksale durch, aber die Geschichte seines Lebens hinterläßt den Eindruck von Frische und froher Lebendigkeit. Immer liegt um ihn her ein freies Element, eine sonnige weite Landschaft, auch wenn es ihm oft nur vergönnt war, sehnsuchtsvoll von Weitem in sie hineinzublicken. Immer stehen seine Gedanken nach Thüringen und nach Neuseß, das er den „einzigen Ruheplatz seiner Seele" nennt. Es ist als hätte Jean Paul's Poesie der Genügsamkeit es ersonnen, wie Rückert auf der Hochzeitsreise zu Fuß mit seiner jungen Frau durch das Schwarzathal hinspaziert. Wie er seine Marie in die Berge und Wälder seines „liebsten Thüringens" einführt, als ob diese Kenntniß das Wichtigste für ihr späteres Leben sei. Und dann, wie erschütternd seine Flucht nach dem alten, leeren Vaterhause, als er nach dem plötzlichen Verluste dieser Frau nun keinen Halt mehr im Leben hatte und mit seinem kleinen Töchterchen an der Hand in Neuseß erscheint. —

Amélie Sohr's Buch ist 20 Bogen stark. Es enthält eine Fülle von Briefen und authentischen Belegen jeder Art. Man sieht nicht nur in die Familie eines unserer größten Dichter, man sieht allgemeiner gesagt in eine Deutsche Familie tief hinein. Es wird Niemand gereuen, Heinrich Rückert's Leben gelesen zu haben.

Herman Grimm.

Der Schlußband von Freytag's „Ahnen".

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. Sechste Abtheilung: Aus einer kleinen Stadt. Leipzig, S. Hirzel. 1880.

Das erste Gefühl, mit welchem wir den Schlußband von Freytag's „Ahnen" begrüßen, ist theilnehmende Freude, daß es dem allverehrten Dichter beschieden war, das große Werk, welches er im Herbste seines Lebens noch unternommen, zu glücklichstem Ende zu führen. Neun Jahre seines Dichtens hat Freytag zum eigenen Ruhme und zum Ruhme unserer Literatur an dieser Cyclus gewendet, und die letzte Abtheilung des Buches zeigt ihn, wie der Beginn, im Vollbesitz seiner dichterischen Kraft, zeigt den Dichter von „Soll und Haben" und der „Verlorenen Handschrift" mit allen seinen großen Vorzügen und kleinen Eigenthümlichkeiten, die ihn zum Liebling schon einer zweiten Generation in unserem Volke gemacht haben. Daß diese Kraft, diese Begabung ihre unüberwindlichen Schranken hat, daß die Muse Freytag's sich von jeher in der Sphäre des Kleinbürgerlichen und Provinziellen am Wohlsten fühlt, jene der Leidenschaft aber sich ihr unweigerlich verschließt — wer könnte darüber im Zweifel sein; aber es brauchte kein Buch „aus einer kleinen Stadt" herzukommen, um uns das zu lehren und es erscheint mir daher weder gerecht, noch dankbar, wenn grade die eifrigsten Verehrer Freytag's jetzt gegenüber dem neuen Bande so laut von Enttäuschung, von Spießbürger- und Philisterthum reden. „Was soll der Mond denn anders thun, als scheinen?" Aus innern und aus äußern Gründen war es vorauszusagen, daß der Dichter, je mehr das Werk sich unsern Zeiten näherte, das Bürgerthum, die kleinen Leute in den Vordergrund heben würde; aus innern, denn die Poesie des Hauses, welche die eigenste Domäne von Freytag's Genius ausmacht, konnte nur hier zur vollsten Entfaltung kommen; aus äußern, denn schon durch die Vorrede des ersten Bandes, welche von dem letzten Enkel des Geschlechts aussagte, daß er um Thaten und Leiden seiner Vorfahren wenig sorge, war für Jeden, der nur lesen wollte, gegeben, daß als jüngster Abkömmling des Vandalenkönigs Ingo ein ehrlicher Bürgersmann, nicht ein gekröntes Haupt und ein großer Staatsmann erscheinen werde.

Wenn Freytag's Buch nun trotzdem eine Ueberraschung und Enttäuschung uns bereitet, so ist es nicht die Geschichte aus einer kleinen Stadt, sondern die aus der Großstadt, welcher wir sie verdanken. Wie „Ingo und Ingraban" und wie die „Geschwister", so zerfällt auch der neue Band in zwei selbständige, leider diesmal äußerlich zu einem Ganzen verbundene Dichtungen, und wie in den „Geschwistern" ist die erste von ihnen, die Erzählung aus den Freiheitskriegen, deren Held der Arzt Ernst König, der Bürger einer kleinen schlesischen Kreisstadt ist, unvergleichlich werthvoller als die zweite, deren Held der Literat Victor König, deren Mittelpunkt Berlin und die Revolution von 1848 ist, oder doch sein sollte. So viel Gutes wir der ersten Geschichte nachrühmen können, so wenig wissen wir zum Lobe der zweiten zu sagen. Ein so getreues, feines und anziehendes Bild jene aus der Zeit der Befreiungskriege gibt — es versteht sich, nicht in ihrer ganzen Breite und Fülle, sondern nur insoweit sie sich in dem Mikrokosmos eines weltentlegenen Städtchens wiederspiegelt, — ein ebenso mattes und reizloses Bild gibt diese. Indem Freytag sich zum ersten Male aus der Provinz in die Hauptstadt gewagt hat, ist er — weshalb es leugnen? — unbedingt gescheitert; die Schauplätze seiner früheren Romane und Dramen, Breslau und Leipzig und die kleinen Residenzen, sind ihm auf das Genauste vertraut, aber in dem modernen und allermodernsten Berliner Leben ist er ein Fremdling, und wir verspüren von jener Atmosphäre keinen Hauch in seiner Dichtung. Mag sein, daß Victor König ein trefflicher Redacteur, ein geschätzter Journalist ist und im Dienste des Vaterlandes das Seinige mit der Feder leistet; aber was wir von ihm sehen, vermag uns nicht sonderlich zu erwärmen, weder seine harmlosen

Studentenpaukereien, noch seine ebenso harmlose Begegnung mit einer Schauspielerin, noch seine geistvolle Nichtbetheiligung an der Berliner Revolution.

Aber die Erzählung, die sich um Victor König dreht, nimmt, zum Glück, nur den vierten Theil des Bandes ein, und es wäre unbillig, allzu lange bei ihr zu verweilen, doppelt unbillig, da wir in der frohen Lage sind, für die richtige und eigentliche Geschichte „Aus einer kleinen Stadt“ nur Worte des Dankes und der Anerkennung sagen zu dürfen. Welcher Reichthum an originellen Gestalten, welche Fülle von innigster Poesie und reifem Humor, welche schönen und tiefen Aussprüche historischer Weisheit! Was Freytag über das Wesen des Krieges, über die eigensten Gründe der Schmach von 1806, über Volkskraft und Nation in seiner prägnanten Art vorträgt, die treffende Charakteristik Napoleon's, die er in wenigen Sätzen zu geben weiß, ist mehr werth, als was mancher Historiker auf ganzen Bogen gesagt hat. Freytag's Kunstübung ist nicht, wie die vieler anderer Autoren, in's ungemessene Weite und Breite gegangen; er gehört noch zu der guten alten Schule, die nicht jedes gleichgiltige Gespräch, nicht jede zufällige Episode in gleicher Ausführlichkeit wiedergibt, die am rechten Orte die Effecte auszusparen weiß, um dann aber das Wesentliche desto eindringlicher und wuchtiger darzustellen. Welche großen Wirkungen sich in dieser Methode erzielen lassen, zeigt die wundervolle Schilderung jener einsamen Wanderung, welche Henriette, die Geliebte des Helden, durch Nacht und Gefahr und öde Finsterniß wagt, um den theuren Mann vor den todbringenden Anschlägen der Franzosen zu erretten, sie macht in all ihrer Knappheit einen Höhepunkt des Buches aus und zählt unter das Schönste und Reinste, was Freytag je gelungen.

Und wie diese Scene zu dem Schönsten, so gehören zu dem Originellsten und Humoristischsten in Freytag's gesammtem Dichten die Figuren, welche mit dem Geschicke der Helden freilich nur episodisch verbunden sind, die Figuren des Steuereinnehmers Köhler und seines Minchen, des derben Fleischers Beblow und des weisen Schusters Schilling, eines würdigen Geistesverwandten seiner engeren Fachgenossen Hans Sachs und Jakob Böhme. Zumal der Herr Einnehmer, dieses echt kleinstädtische Original, dieser kaustische Verehrer des „Quintus Fixlein“ und des Minchen von Buskow, dessen lebhaftestes, aber fruchtloses Bemühen es ist, zwischen dem geliebten Jean Paul und dem geliebten Minchen (kostbarer Name!) eine Verbindung herzustellen, ist eine Gestalt, werth der reichsten Bewunderung; und die Lösung seiner bangen Frage: „Hat sie Poesie? Hat sie keine Poesie?“ durch den von Minchen ganz allein zusammengereimten Spruch: „Wir bitten zu dem lieben Gott Für dein Wohlergehen, Habe Nachsicht auch mit uns, Wenn wir was versehen“, ist eben so drollig wie wahr. Das Wohlgefallen, das der Dichter selbst an diesen Gestalten fand, hat ihn veranlaßt, sie auch in der zweiten Geschichte, als Bewohner Berlins, vorzuführen und Minchen Gelegenheit zu geben, Victor's „erstes größeres Buch“ durch den Vers in Zuckerguß zu ehren: „Zum Dank für goldene Worte, Empfange, Kind, die Torte“.

Dieses „größere Buch über gewisse stille Gesetze, nach denen der Dichter Form und Inhalt seiner Werke erfindet“, ist eines der Indicien, an denen man erkennen will, daß zwischen Victor König und Gustav Freytag eine nahe Verwandtschaft existirt, und man hat die Ueberraschung, welche der Dichter uns damit bereitet, vielfach glossirt und commentirt. Wir meinen, daß der Tageskritiker sich billig des Urtheils über diesen Punkt enthält, da er den ästhetischen Werth der Dichtung weder erhöhen noch schmälern kann; für den zukünftigen Freytag-Biographen wird es allerdings nöthig sein, die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob das Buch nicht an Stelle von „Die Ahnen“ besser „Meine Ahnen“ hieße. Die treffenden Worte, welche Victor König am Ende der Dichtung als „der Weisheit letzter Schluß“ ausspricht, bleiben darum doch zu Recht bestehen: „Es ist eine weise Fügung,“ sagt er, „daß wir nicht wissen, wie weit wir selbst das Leben vergangener Menschen fortsetzen. Vielleicht bin ich ein Stück von jenem Manne, welcher einst an dieser Stelle von dem Reformator gesegnet wurde. Aber meine Valerie hatte keiner von den alten Knaben und

keiner sah wie wir von dieser Höhe herab in die Landschaft eines großen deutschen Volkes, welches über der Arbeit ist, das Haus seines Staates zu zimmern. Was wir uns selbst gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens, ihn schafft sich jeder Lebende neu." Otto Brahm.

Alessandro Manzoni's heilige Hymnen.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Mit großem Interesse habe ich den gediegenen Aufsatz unseres Sprachmeisters Paul Heyse über Ales. Manzoni's heilige Hymnen im Octoberhefte (1880) der „Deutschen Rundschau" gelesen. Nur möchte ich mir erlauben, zu den Worten auf S. 36, Z. 1 v. o.: „Auch ist es, meines Wissens, bisher in keiner (Sprache) versucht worden (die Hymnen nachzubilden)" — einige Worte zur Ergänzung, resp. Berichtigung hinzuzufügen.

In dem etwas selten gewordenen Buche „Hymnologische Forschungen von Gottlieb Mohnike", Th. II, Stralsund 1832, S. 205—241, finden sich „Die 5 heiligen Hymnen von Al. Manzoni, italienisch und deutsch", denen eine kurze Einleitung vorausgeschickt ist, in welcher nach der auch von P. Heyse abgedruckten Charakteristik dieser Hymnen, welche Goethe in seiner Zeitschrift „Ueber Kunst und Alterthum" gegeben, bemerkt wird, daß J. P. Silbert in der Zeitschrift „Oelzweige" (Wien, 1821 u. 1822) eine gelungene Nachbildung der vier ersten Hymnen veröffentlicht habe. Mohnike fügt dieselbe dem italienischen Urtexte bei und gibt der Vollständigkeit halber eine eigene Uebersetzung des fünften von Manzoni später gedichteten Hymnus.

Lehnstedt b. Wellingen (S.-Weimar), den 3. Januar 1881.

Th. Linschmann,
Pfarrer.

μ. **Die Wiederbelebung des classischen Alterthums** oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. In zwei Bänden. Erster Band. Vierte umgearbeitete Auflage. Berlin, G. Reimer, 1880.

Die erste Auflage dieses rühmlichst bekannten Werkes, welches den Ausgangspunkt aller deutschen Studien über den Humanismus bildete, erschien im Jahre 1859 und umfaßte nicht mehr als einen Octavband von 486 Seiten. Jetzt zählt der erste Band allein gegen 600 Seiten, und ein zweiter wird folgen. Das Buch darf fast als ein neues Werk angesehen werden. Die Eintheilung ist dieselbe geblieben und 4 von den 7 Büchern, in die es zerfällt, bringt der erste Band in veränderter Gestalt. Haften der ersten Ausgabe die natürlichen Mängel eines Jugendversuches an, so wird man hier überall erfreut durch die reife umsichtige Weise des langjährigen Kenners. Was Andere zur Erkenntniß der Epoche des Humanismus beigetragen, insbesondere die Forschungen von Vahlen über Lorenzo Valla, findet volle Anerkennung und gewissenhafte Verwerthung Um den Unterschied der beiden Bearbeitungen recht inne zu werden, lese man z. B. den Abschnitt über Boccaccio. Die frühere und die jetzige Fassung verhalten sich wie erste Skizze und sorgfältige Ausführung. Schon damals suchte der Verfasser über seinen Helden zu stehen und ihnen mit Unbefangenheit Vorzüge und Schwächen nachzurechnen. Um wie viel runder aber ist jetzt das Bild geworden! Wie sorgfältig werden die Anknüpfungspunkte zwischen Boccaccio und Petrarca dargelegt! Wie anschaulich und fast humoristisch die Abhängigkeit des ersteren von letzterem! Und wie liebenswürdig und in seiner Weise tüchtig steht doch das Ingenium zweiten Ranges neben dem Genie!

ϱ. **Geschichte des deutschen Volkes** in kurzgefaßter Darstellung erzählt von Dr. David Müller, weil. Professor am Polytechnikum in Karlsruhe. Pracht-Ausgabe, in der Reihe der Auflagen die neunte, besorgt von Prof. Dr. Friedrich Junge. Mit einem Bildnisse Kaiser Wilhelm's nach einer Original-Kreide-Zeichnung von Anton von Werner. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. 1881.

Einem Buche gegenüber, das als Schulbuch schon durch Jahre segensreich gewirkt hat und, im besten Sinne des Wortes, ein Volksbuch geworden ist, darf sich die Kritik darauf beschränken, den thatsächlichen Erfolg zu constatiren und hinzuzufügen, daß er ein wohlverdienter. Der Verfasser, David Müller, ist im besten Mannesalter, viel zu früh für die Wissenschaft und Schule gestorben; doch sein Werk ist in guten Händen, und wiederum zeigt die vorliegende neue Auflage, mit welcher pietätvollen Sorge die Verlagshandlung über dem ferneren Gedeihen desselben wacht. Zu der Wahl des Herausgebers, welchem sie die wissenschaftliche Verantwortung für die neuen Auflagen anvertraut, darf man ihr Glück wünschen: Herr Prof. Dr. Junge vereint exacte Kenntniß der Gegenstände mit der für den Zweck der Jugendbildung und des Schulunterrichts unerläßlichen Wärme. Seine Arbeit ist eine bescheidene, jedoch höchst dankenswerthe; seine thätige Hand bemerkt man überall, wenn man den Text dieser mit dem der älteren Auflagen vergleicht. Denn die Wissenschaft so wenig als das Leben steht jemals still. Besonders verpflichtet werden reifere Leser und solche, die das Buch cursorisch und zum Nachschlagen benutzen wollen, für die Hinzufügung des sehr genauen Namens-Verzeichnisses sein, welches 116 Columnen umfaßt. Die Ausstattung ist glänzend und stilvoll.

βxγ. **Das Original von Dürer's Postreiter,** von Fritz Harck. Mit Abbildung. Innsbruck. 1880.

Bekanntlich ist von Thausing der Beweis versucht worden, daß eine Anzahl mit W gezeichneter Stiche, welche zugleich als Werke Dürer's mit dessen Monogrammen vorhanden sind, nicht Nachstiche von fremder Hand nach diesen letzteren, sondern vielmehr Originale Wohlgemuth's seien, welche Dürer copirte. Dürer hätte mithin Werke seines alten Lehrers nachgestochen. Für diese Hypothese sind verschiedene Gelehrte eingetreten, während andere das Verhältniß als eine Unmöglichkeit ansehen. Was am meisten dagegen spricht, ist der Umstand, daß zu einigen der auf diesen Stichen dargestellten Compositionen vorbereitende Zeichnungen Dürer's vorhanden sind. Hätte Dürer also auch die Stiche Wohlgemuth's copirt, so würde dieser doch wieder nach Zeichnungen Dürer's gestochen haben. Der Verfasser der kleinen Schrift theilt uns die Heliogravüre eines bisher unbekannten Blattes mit, des Dürer'schen sogenannten „Postreiters" mit einem W als Monogramm darunter. Es entsteht also auch für dieses Blatt die Frage, ob das W den Nachstecher oder den ersten Urheber des Werkes bezeichne. Harck entscheidet sich für das letztere, wie er denn überhaupt auf Seiten Thausing's steht, mit der Modification jedoch, daß er Dürer, nach seiner Rückkehr aus Italien 1494, bei Wohlgemuth wieder eintreten und für dessen Atelier die Zeichnungen zu den in Frage stehenden Stichen anfertigen läßt, welche in dem Atelier Wohlgemuth's sodann ausgeführt und mit der Firma W bezeichnet worden wären. Der Absatz der Platten sei dann ein so bedeutender gewesen, daß Dürer die nach seinen Zeichnungen angefertigten Stiche selber noch einmal copirt habe. Viel einfacher wäre da doch die Annahme, Dürer selbst habe seine Zeichnungen zweimal gestochen und das erstemal statt seines Monogramms dem Atelier seines Meisters Wohlgemuth zu Ehren ein W darauf gesetzt. Wovon freilich nichts bekannt ist. Sei dem, wie ihm wolle — (wir unsererseits haben die mit W gezeichneten Stiche stets für Copien der Dürer'schen Stiche und Thausing's Beweisführung für unzureichend gehalten) — sobald einmal zugegeben wird, Dürer'sche Zeichnungen lägen hier zu Grunde, verliert die Frage das Hauptinteresse. Denn darauf kommt es an, ob der alte trockene Wohlgemuth diese geistreichen, in eminenter Weise Dürer'schen Compositionen zu schaffen im Stande gewesen sei. Weder er noch irgend ein Anderer neben Dürer.

Herr Harck führt außerdem den umständlichen Beweis, die mit W gezeichneten Stiche könnten

nicht etwa, wie vorher vermuthet worden war, von Jacopo di Barbari herrühren (W als Anfangsbuchstabe von Barbari's deutschem Namen Walch). Diese Annahme hatte so wenig für sich, daß sie unerwähnt bleiben durfte.

βxψ. **Catalog der Königlichen Nationalgalerie zu Berlin** von Dr. Max Jordan. Fünfte neu bearbeitete Auflage. 2 Thle. Berlin, Mittler & Sohn. 1880.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Catalogs im März 1876 wurden bis zum Herbst dieses Jahres im Ganzen 32,000 Exemplare verkauft. In Rücksicht auf die größere Handlichkeit des Buches ist dasselbe in der vorliegenden fünften Auflage in zwei Bändchen zerlegt worden, von denen das erste die Bilderbeschreibungen, das zweite die Künstlerbiographien enthält. Letztere sind allmälig durch die bei jeder neuen Auflage erfolgte neue Prüfung und Sichtung des Materiales zum zuverlässigsten Archiv herangereift, das wir für die deutsche Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts besitzen. — An der Hand dieser neuen Auflage ergibt sich, daß die Nationalgalerie seit ihrer Eröffnung im jetzigen Gebäude um 90 Gemälde (von 391 auf 481), 34 Cartons (von 85 auf 119) und 22 Bildhauerwerke (von 16 auf 38) gewachsen ist. Der qualitative Werth des Neuerworbenen aber überragt bei den Gemälden und Sculpturen noch wesentlich das numerische Verhältniß. Die immer noch kleine plastische Abtheilung hatte in der ersten Auflage kaum zwei oder drei bedeutendere Arbeiten aufzuweisen, unter den neu erworbenen Gemälden befindet sich die überwiegende Zahl der Hauptstücke der Sammlung.

ε. **Musikwelt.** Musikalische Wochenschrift für die Familie und den Musiker. Herausgegeben von Max Goldstein. Berlin, Verlag der Musikwelt. 1880.

Der Herausgeber hat mehrere Jahre in New-York eine Musikzeitung geleitet und sich neuerdings durch einen in der „Sammlung musikalischer Vorträge" (Breitkopf u. Härtel) veröffentlichten Aufsatz über „die öffentliche Musikpflege in den vereinigten Staaten Nordamerika's" bekannt gemacht. Es liegt hier der Versuch vor, für den Musiker wie für den gebildeten Dilettanten ein gemeinsames, die Kunst förderndes Organ zu schaffen, von dem wir aufrichtig wünschen, daß er gelingen möge. Immermehr treten die Künste aus ihrer Isolirheit heraus und suchen Fühlung mit der Laienwelt zu gewinnen. Immer dringender wird das Bedürfniß nach einem Blatte, welches keinen Verlagsrücksichten und Parteileidenschaften dient, welches die Fragen und Angelegenheiten der musikalischen Welt, insbesondere ihrer Gegenwart, nicht nur aus dem zünftigen Gesichtspunkte behandelt. Eine Reihe angesehener Mitarbeiter, die sich gewiß bald erweitern wird, bürgt dafür, daß die Redaction mit Vorsicht und doch mit einem gewissen Muth geführt wird; denn an die bekannten Namen schließen sich unbekannte an. Dynastien muß von Zeit zu Zeit frisches Blut zugeführt werden und der alternden Kunstkritik wird es auch nicht schaden, wenn man junge Stecklinge zwischen ihre Reihen pflanzt.

Ueber die Zukunft des Blattes etwas Bestimmtes vorher sagen zu wollen, ist weder unser Amt noch unser Wille. Wenn der Erfolg aber etwas beweist, wenn Neugierde und Neuerungssucht sich nicht allein in ihn theilen, so haben die ersten sechs Hefte einen solchen zu verzeichnen. Wie man uns berichtet, haben dieselben bereits die für eine Musikzeitung stattliche Höhe von 800 Abonnenten erzielt.

ρ. **Blüthen und Perlen deutscher Dichtung.** Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. Illustrirte Ausgabe. 26. Auflage. Hannover, Carl Rümpler. 1880.

Wie eine alte, liebe Freundin, fast aus der Jugendzeit, möchten wir sagen, ist uns diese Sammlung, wenn der Vergleich nicht ein wenig hinkte: da wir inzwischen alt geworden, die „Blüthen und Perlen" aber jung geblieben sind, oder sich immer wieder verjüngt haben. Sechsundzwanzig Auflagen! Sie bedecken einen Zeitraum, der bis an den Anfang oder in die Mitte der fünfziger Jahre reicht; und der Sängermund, der „den deutschen Frauen" das schöne, stimmungsvolle Widmungsgedicht sang, ist verstummt; aber der edle, nur den höchsten Idealen zugewandte Geist, der sich einst in der Auswahl kund gegeben, lebt unverändert in diesen Blättern, welche noch lange den Töchtern und vielleicht den Enkelinnen derer werth bleiben mögen, die sich in ihren frühen Jahren als Mädchen, als Liebende, als Bräute, als junge Mütter daran erfreut haben. Bekanntlich theilt die Sammlung die dichterischen Gaben, welche sie bietet, nach den Landschaften ein, aus denen sie uns geworden: vom Rhein, aus Schwaben, aus Franken u. s. w., bis zu unserer eigenen Heimath, Weser, Westphalen, Niedersachsen. Sollen wir sagen, was wir ernstlich vermissen? Die deutsche Schweiz. Diese gehört doch in demselben Sinne zum deutschen Literaturgebiet wie Böhmen und Oesterreich; und die Namen und Gedichte von Gottfried Keller, von C. F. Meyer und Heinrich Leuthold würden keine geringen Bereicherungen der „Blüthen und Perlen" sein. Hier ist ein Gedanke für die 27. Auflage, die ja nicht auf sich warten lassen wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 13. Januar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ariost's Rasender Roland. Illustrirt von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Lfg. 7. 8. Breslau, S. Schottlaender.

Beckh-Widmanstetter. — Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege. Mit besonderer Rücksicht auf das XV. und XVI. Jahrhundert. Von Leopold v. Beckh-Widmanstetter. Wien. 1880.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. Lfg. 6. Leipzig. J. H. Webel. 1880.

Biedermann. — Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. Karl Biedermann, ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Generalregister. Leipzig. J. J. Weber. 1881.

Björnson. — Norwegische Erzählungen von Björnstjerne Björnson. Deutsch von George Schwuchow. Bremen. J. Kühtmann's Buchhdlg. 1880.

Coronini-Cronberg. — Schau um dich her! Gedichte von Carl Grafen Coronini-Cronberg. Leipzig. O. Wigand. 1881.

Daudet. — Der kleine Dingsda. Geschichte eines Kindes. Von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung. Dresden. H. Minden. 1881.

Deisenberg. — Theismus und Pantheismus. Eine geschichtsphilosophische Untersuchung von Dr. W. Deisenberg, Docent der Philosophie. Wien, Faesy & Frick. k. k. Hofbuchhandlung. 1880.

Elbe. — Die Brüder Meienburg. Eine Erzählung aus der Franzosenzeit. Nach Familienpapieren von A. von der Elbe. 2 Bände. Heidelberg. C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1881.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 5. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Goeler v. Ravensburg. — Die Geschichte des Kölner Domes. Zur Erinnerung an den 15. October 1880. Von Dr. phil. Frdr. Frhrn. Goeler v. Ravensburg. Heidelberg. C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

Gottschall. — Das Fräulein von St. Amaranthe. Roman von Rudolf Gottschall. 3 Bde. Berlin, O. Janke. 1881.

Gram. — In Beelijn. Door Joh. Gram. Amsterdam, P. N. van Kampen & Zoon. 1880.

Hauskalender, Algemeiner, des fereins für fereinfachte deutsche rechtschreibung auf das gemeinjär 1881. Dritter jargang. Bremen, J. Kühtmann's Buchhdlg.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Lfg. 2. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Henne-Am Rhyn. — Das Jenseits. Kulturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich. Von Otto Henne-Am Rhyn. Leipzig. O. Wigand. 1881.

Hettner. — Geschichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Von Hermann Hettner. Vierte verbesserte Auflage. Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn. 1881.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 5. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1880.

Köhler. — Gegen den Strom. Gedichte von Hartwig Köhler. Dritte, veränderte Auflage. Leipzig. Alfr. Krüger. 1881.

Kossuth. — Meine Schriften aus der Emigration. II. Band. Lfg. 13—16. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pressburg, O. Stampfel. 1880.

Kraus. — Ludwig Spach. Ein Nachruf von Franz Xaver Kraus. Strassburg, K. Schultz & Cie. 1880.

Kunst und Gewerbe. — Wochenschrift zur Förderung deutscher Kunstindustrie. Herausgegeben vom Bayrischen Gewerbemuseum zu Nürnberg. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. XIV. Jahrg. cplt. und XV. Jahrg. Heft 1. Nürnberg, Friedr. Korn'sche Buchhdlg. 1880.

Langegg. — Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker v. Langegg. 3. Band: Schilderungen aus Japan. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1880.

Lessing. — Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Lfg. 13—15. Berlin, Th. Hofmann. 1880.

Liszt. — Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Herausgegeben von L. Ramann. 2. Band. Essays und Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst. Leipzig. Breitkopf & Härtel. 1881.

Meyer. — Meyer's Konversations-Lexikon. Jahres-Supplement 1880—1881. Heft 1—6. Leipzig. Bibliographisches Institut.

Mittheilungen des Bayrischen Gewerbemuseums zu Nürnberg. Beiblatt zur Wochenschrift: Kunst und Gewerbe. Redigirt von Dr. Otto von Schorn. VII. Jahrg. Nürnberg. Friedr. Korn'sche Buchhdlg. 1880.

Müller. — Der Rose Pilgerfahrt. Ein Frühlings-Märchen. Neu erzählt von Paul Müller. Stuttgart. C. Greiner'sche Verlagsbuchhdlg.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 21. 22. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Norrenberg. — Allgemeine Literaturgeschichte von Dr. Peter Norrenberg. 1. Band. Lfg. 1. 2. Münster, A. Russell's Verlag. 1881.

Oswald. — Inge von Rantum. Eine Sylter Novelle von E. Oswald. Frankfurt a. M., M. Diesterweg. 1881.

Pabst. — Festliche Glocken. Dichtungen zum Gedächtniß festlicher Stunden im Dresdner Hoftheater und im Kreise seiner Künstler und Freunde von Julius Pabst. Neue Ausgabe. Dresden. E. Pierson's Buchhdlg. 1881.

Rethwisch. — Verlorne Jugendliebe. Trauerspiel in vier Acten von Ernst Rethwisch. Bremen. J. Kühtmann's Buchhdlg. 1880.

Roßmäßler. — Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. 3. Aufl. Durchgesehen und verbessert von Professor Dr. Moritz Willkomm. Mit 17 Kupferstichen, 90 Holzschnitten und 1 Bestandskarte in lith. Farbendruck. Lfg. 2. Leipzig. C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1880.

Salomon. — Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. Lieferung 8—10. (Schluss.) Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1881.

Schandorph. — Ohne innern Halt. (Uden Midtpunkt.) Erzählung von S. Schandorph. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegeler. Bremen. J. Kühtmann's Buchhdlg. 1881.

Schmölcke. — Die Verbesserung unserer Wohnungen nach den Grundsätzen der Gesundheitslehre. Für Ingenieure, Bautechniker, Bauherren, Hausbesitzer und Verwaltungsbeamte. Gemeinfaßlich bearbeitet von J. Schmölcke. Mit einem Vorwort von Sanitätsrath Dr. Paul Niemeyer. Mit 20 Holzschnitten. Wiesbaden. J. F. Bergmann. 1881.

Seoane. — Philosophie elliptique du Latent Opérant. Pentanomie Pantanomique ou loi quintople universelle, par le Marquis de Seoane. Ire Partie: Philosophie Fractionnée, histoire et divisions. Francfort a. M. With. Rommel. 1881.

Strauß. — Lebensführungen. Novellen von Victor von Strauß. 2 Bde. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1881.

Strodtmann. — Mythologie der Griechen und Römer. In dichterischer Form dargestellt von Dr. Siegmund Strodtmann. Bremen. J. Kühtmann's Buchhdlg. 1880.

Taschenbuch, Zürcher, auf das Jahr 1881. Herausgegeben von einer Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde. Neue Folge: Vierter Jahrgang. Mit 4 Abbildungen. Zürich, Orell Füßli & Co. 1881.

Taubert. — Der Torso. Eine Künstlergeschichte in Versen von Emil Taubert. Leipzig. Alfr. Krüger. 1881.

Titus. — Der König von Corsika. Eine romantische Dichtung von A. Titus. Hamburg. Joh. Kriebel. 1881.

Verhandlungen des Internationalen Vereins gegen Verunreinigung der Flüsse, des Bodens und der Luft. (Mit eingedruckten Holzschnitten.) Frankfurt a. M., G. L. Daube & Co. 1880.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Das Sinngedicht.

Novellen
von
Gottfried Keller.

(Fortsetzung.)

Erst als Brandolf seine Habseligkeiten in die neue Wohnung gebracht hatte und sich dort einhauſ'te, sah er sich genöthigt, genauer auf die für solche Miethzimmer ungewöhnliche Ausstattung zu achten. Es waren überhaupt nur drei nach der Straße gelegene Stuben; diese schienen aber mit dem Hausrathe einer ganzen Familie angefüllt zu sein und alles von theuren Stoffen und Holzarten gearbeitet. Der Boden war mit bunten Teppichen überall belegt, an manchen Stellen doppelt; in jedem Zimmer standen Secretäre, feine Schränke, Luxusmöbel, Spieltische und Spiegelgebäude, Sopha's und weiche Polsterstühle im Ueberfluß; prächtige Vorhänge bekleideten die Fenster und sogar an den Wänden drängte sich eine Bilderwaare von Gemälden, Kupferstichen und allem Möglichen zusammen, wie wenn der Wandschmuck eines weitläufigen Hauses da zur Auction aufgestapelt worden wäre. Erschien der Raum der sonst ziemlich großen Zimmer hiedurch beengt, so wurde der Umstand noch bedenklicher durch einige Eckgestelle, auf deren schwank aufgethürmten Stockwerken eine Menge bemalten oder vergoldeten Porzellanes und unendlich dünner Glassachen stand und zitterte wie Espenlaub, wenn ein fester Tritt über die Teppiche ging. An allen diesen Zerbrechlichkeiten war das gleiche Wappen gemalt oder eingeschliffen, welches auch auf der Karte an der Eingangsthüre prangte über dem Namen der Baronin Hedwig von Lohausen. Als er später schlafen ging, bemerkte Brandolf, daß die Freiherrenkrone nicht minder auf die Leinwand des prachtvollen Bettes gestickt war, welches das Eine der beiden Hauptstücke einer ehemaligen Brautaussteuer zu sein schien. Alles aber, trotz der durch die drei Zimmer herrschenden Fülle, war in tadellosem Stande gehalten und nirgends ein Stäubchen zu erblicken, und Brandolf wunderte sich nur, ob der Miether für sein theures Geld eigentlich zum Hüter der Herrlichkeit bestellt sei und ihm ehestens ein Reinigungswerkzeug mit Staublappen und Flederwisch anvertraut werde? Denn wenn

jemand anders die Arbeit besorgte, so mußte ja fast den ganzen Tag dieser Jemand sich in den Zimmern aufhalten. Es ist aber schon jetzt zu sagen, daß keines von beiden der Fall war; alles wurde in Abwesenheit des Miethmannes gethan wie von einem unsichtbaren Geiste, und selbst die Glas- und Porzellansachen standen immer so unverrückt an ihrer Stelle, wie wenn sie keine Menschenhand berührt hätte, und doch war weder ein Stäubchen noch ein trüber Hauch daran zu erspähen.

Nunmehr begann Brandolf aufmerksam die bösen Thaten und Gewohnheiten der Wirthin zu erwarten, um den Krieg der Menschlichkeit dagegen zu eröffnen. Allein sein altes Mißgeschick schien auch hier wieder zu walten, der Feind hielt sich zurück und witterte offenbar die Stärke des neuen Gegners. Leider vermochte ihn Brandolf nicht mit dem Tabaksrauche aus der Höhle hervorzulocken; denn er rauchte nicht, und als er zum besondern Zwecke ein kleines Tabakspfeifchen, wie es die Maurer bei der Arbeit gebrauchen, nebst etwas schlechtem Tabak nach Hause brachte und anzündete, um die Baronin zu reizen, da mußte er es nach den ersten drei Zügen aus dem Fenster werfen, so übel bekam ihm der Spaß. Teppiche und Polster zu beschmutzen ging auch nicht an, da er das nicht gewöhnt war; so blieb ihm vor der Hand nichts übrig, als die Fenster aufzusperren und einen Durchzug zu veranstalten. Dazu zog er eine Flanelljacke an, setzte eine schwarzseidene Zipfelmütze auf und legte sich so breit unter das Fenster als möglich. Es dauerte richtig nicht lange, so trat die Freiin von Lohausen unter die offene Thüre, rief ihren Miethsmann wegen des Straßengeräusches mit etwas erhöhter Stimme an, und als er sich umschaute, deutete sie auf eine große Roßfliege, die im Zimmer herumschwirrte. Es sei in der Nachbarschaft ein Pferdestall, bemerkte sie kurz. Sogleich nahm er selbst die Zipfelmütze vom Kopf, jagte die Fliege aus dem Zimmer und schloß die Fenster. Dann setzte er die Mütze wieder auf, zog sie aber gleich wieder herunter, da die Dame noch im Zimmer stand und ihn, wie es schien, statt mit Entrüstung, eher mit einem schwachen Wohlgefallen in seinem Aufzuge betrachtete. Ja so viel von ihrem ernsten und abgehärmten Gesichte zu sehen war, wollte beinah ein kleiner Schimmer von Heiterkeit in demselben aufzucken, der aber bald wieder verschwand, sowie auch die Frau sich zurückzog.

Zunächst wußte Brandolf nichts weiter anzufangen; er hüllte sich in seinen schönen Schlafrock, that Jacke und Zipfelmütze wieder an ihren Ort und nahm Platz auf einem der Divans. Dort gewahrte er ein Klingelband von grünen und goldenen Glasperlen und zog mit Macht daran. Wie ein Wettermännchen erschien die Baronin auf der Schwelle, immer in ihrem grauen Schattenhabit, mit dem kapuzenähnlichen Kopftuche. Brandolf wünschte seinem Schneider, der viele Straßen weit wohnte, eine Botschaft zu senden. Die Baronin erröthete; sie mußte selbst gehen, denn sie hatte sonst niemanden. Ob es so dringlich sei oder bis Nachmittag Zeit habe? fragte sie nach einem minutenlangen Besinnen. Allerdings sei es dringlich, meinte Brandolf, es müsse ein Knopf an den Rock genäht werden, den er gerade heut tragen wolle. Sie sah ihn halb an und war im Begriff, die Thüre zuzuschlagen, drehte sich aber doch nochmals und fragte, ob sie den Knopf nicht ansetzen könne? „Ohne Zweifel, wenn Sie wollten die

Güte haben," sagte Brandolf, „er hängt noch an einem Faden; allein das darf ich Ihnen nicht zumuthen!"

Aber eine halbe Stunde weit zu laufen? erwiderte sie und ging ein kleines altes Nähkörbchen zu holen, in welchem ein Nadelkissen und einige Knäulchen Zwirn lagen. Brandolf brachte den Rock herbei und die vornehme Wirthin nähte mit spitzen Fingerchen den Knopf fest. Da sie mit der Arbeit ein wenig in's hellere Licht stehen mußte, sah Brandolf zum ersten Mal etwas deutlicher einen Theil ihres Gesichtes, ein rundlich feines Kinn, einen kleinen aber streng geformten Mund, darüber eine etwas spitze Nase; die tief auf die Arbeit gesenkten Augen verloren sich schon im Schatten des Kopftuches. Was aber sichtbar blieb, war von einer fast durchsichtigen weißen Farbe und mahnte an einen Nonnenkopf in einem altdeutschen Bilde, zu welchem eine etwas gefalzene und zugleich kummergewohnte Frau als Vorbild diente.

Es blieb aber nicht viel Zeit zu dieser Wahrnehmung; denn sie war im Umsehen fertig und wieder verschwunden.

Für den ersten Tag war Brandolf nun zu Ende, und so vergingen auch mehrere Wochen, ohne daß sich etwas ereignete, das ihm zum Einschreiten Ursache gegeben hätte. Er mußte sich also auf's Abwarten, Beobachten und Errathen des Geheimnisses beschränken; denn ein solches war offenbar vorhanden, obgleich die Frau hinsichtlich ihrer Bösartigkeit verlästert worden. Da fiel ihm nun zunächst auf, daß der Theil der Wohnung, wo sie haus'te, immer unzugänglich und verschlossen blieb; es war auch nichts weiter als eine Küche, ein einfenstriges schmales Zimmer und ein kleines Kämmerchen. Dort mußte sie Tag und Nacht mutterseelenallein verweilen, da außer einem Bäckerjungen man niemals einen Menschen zu ihr kommen hörte. Ein einziges Mal konnte Brandolf einen Blick in die Küche werfen, welche mit sauberem Geräthe ausgestattet schien; aber kein Zeichen bekundete, daß dort gefeuert und gekocht wurde. Nie hörte er einen Ton des Schmorens oder ein Prasseln des Holzes, oder ein Hacken von Fleisch und Gemüse, oder den Gesang von gebratenen Würsten, oder auch nur von armen Rittern, die in der heißen Butter lagen. Von was nährte sich denn die Frau? Hier begann dem neugierigen Miethsmann ein Licht aufzugehen: Wahrscheinlich von gar nichts! Sie wird Hunger leiden — was brauch' ich so lange nach der Quelle ihres Verdrusses zu forschen! Ein Stück Elend, eine arme Baronin, die allein in der Welt steht, wer weiß durch welches Schicksal!

Er genoß im Hause nichts, als jeden Morgen einen Milchkaffee mit ein paar frischen Semmeln, von denen er jedoch meistens die eine liegen ließ. Da glaubte er denn eines Tages zu bemerken, daß Frau Hedwig von Lohausen, als sie das Geschirr wegholte, mit einer unbewachten Gier im Auge auf den Teller blickte, ob eine Semmel übrig sei, und mit einer unbezähmbaren Hast davon eilte. Das Auge hatte förmlich geleuchtet wie ein Sterngefunkel. Brandolf mußte sich an ein Fenster stellen, um seiner Gedanken Herr zu werden. Was ist der Mensch, sagte er sich, was sind Mann und Frau! Mit glühenden Augen müssen sie nach Nahrung lechzen, gleich den Thieren der Wildniß!

Er hatte diesen Blick noch nie gesehen. Aber was für ein schönes glänzendes Auge war es bei alledem gewesen!

Mit einer gewissen Grausamkeit setzte er nun seine Beobachtung fort; er steckte das eine Mal die übrig bleibende Semmel in die Tasche und nahm sie mit fort; das andere Mal ließ er ein halbes Brödchen liegen, und das dritte Mal alle beide, und stets glaubte er an dem Auf- und Niederschlagen der Augen, an dem rascheren oder langsameren Gang die nämliche Wirkung wahrzunehmen und überzeugte sich endlich, daß die arme Frau kaum viel Anderes genoß, als was von seinem Frühstücke übrig blieb, ein paar Tassen Milch und eine halbe oder ganze Semmel.

Nun nahm die Angelegenheit eine andere Gestalt an; er mußte jetzt trachten, die wilde Katze, wie er sie wegen ihrer Unzugänglichkeit nannte, gegen ihren Willen ein bischen zu füttern, nur vorsichtig und allmälig. Er gab vor, zu einem späteren Frühstück, das er sonst außerhalb einnahm, nicht mehr ausgehen zu wollen, und bestellte sich eine tägliche Morgenmahlzeit mit Eiern, Schinken, Butter und noch mehr Semmeln. Davon ließ er dann den größeren Theil unberührt, in der Hoffnung, die arme Kirchenmaus werde daran knabbern. Das mochte auch während einigen Tagen geschehen; dann aber schien sie den Handel zu merken, wurde mißtrauisch und bemerkte eines Morgens, er möchte entweder weniger bestellen oder über die Reste in irgend einer Weise verfügen, und zuletzt nahm sie auch die Semmel nicht mehr, die übrig blieb. Da wußte er nun wieder nichts mit ihr anzufangen.

Eines Tages, als er von einem Ausgang nach Hause kam, traf er sie auf dem Hausflur bei einer Gemüsefrau, welche auf ihrem Kärrchen einen prächtigen Nelkenstock zu verkaufen hatte, der trotz der vorgerückten Jahreszeit noch ganz voll von hochrothen Nelken blühte. Die Baronin nahm den Topf in die Hand und drückte schnell ein wenig das Gesicht in die Blumen, offenbar von einem Heimweh nach dergleichen ergriffen; sie fragte zögernd um den Preis, schüttelte den Kopf, gab den Stock zurück und schlurfte eilig davon. Brandolf erstand sogleich das Gewächs, hoffend, es ihr noch auf der Treppe aufdringen zu können; sie war aber schon in ihrem Malepartus verschwunden und er trug den Nelkenstock in seine Wohnung, wo er denselben auf ein Tischlein stellte, das er nebst einem Stuhle zum Lesen an ein Fenster gerückt hatte. Sorgfältig legte er jedoch zur Schonung des Tischchens einen Quartanten unter den Topf.

Später begab er sich wieder weg, um zu Tische zu gehen, und da es zu regnen begann, versah er seine Füße mit Gummischuhen. Daher war sein Schritt unhörbar, als er nach einigen Stunden zurückkehrte und in's Zimmer trat. Unter der geöffneten Thüre stehend sah er die Frau auf dem Stuhle vor dem Nelkenstocke sitzen, einen Staubwedel in der Hand. Sie lehnte müde zurück und war eingeschlafen, die Hände mit dem Wedel im Schoße. Leise schloß er die Thüre und schlich nach dem Sopha, von wo aus er mit verschränkten Armen die schlafende Frau aufmerksam betrachtete. Man konnte nicht sagen, daß es gerade ein ausdrücklicher Gram war, der auf dem Gesichte lagerte, es glich so zu sagen mehr einer Abwesenheit jeder Lebensfreude und jeder Hoffnung, einer Versammlung vieler Herrlichkeiten, die nicht da waren. Einzig an den geschlossenen Wimpern schienen zwei Thränen zu trocknen, aber ohne Weichmuth, wie ein paar achtlos verlorene Perlen.

Desto weichmüthiger wurde Brandolf von dem Anblick; je länger er hinsah, um so enger schloß er ihn an's Herz; er wünschte dies unbekannte Unglück sein nennen zu dürfen, wie wenn es der schönste blühende Apfelzweig gewesen wäre oder irgend ein anderes Kleinod. Er hatte sein Leben lang etwas Närrisches an sich und soll es jetzt noch haben, insofern man das närrisch nennen kann, was Einem nicht jeder nachthut.

Plötzlich erschütterte sich die Schläferin wie von einem unwilligen oder ängstlichen Traume und erwachte. Verwirrt sah sie um sich, und als sie den Mann mit dem theilnehmenden Ausdruck im Gesichte wahrnahm, raffte sie sich auf und bat mit milderen Worten, als sie bisher hatte hören lassen, um Entschuldigung. Sie that sogar ein Uebriges und fügte zur Erklärung bei, Nelken seien ihre Lieblingsblumen und sie habe dem Gelüste nicht widerstehen können, ein wenig bei dem schönen Stock abzusitzen, wobei sie leider eingeschlafen. Einst habe sie über hundert solcher Stöcke gepflegt, einer schöner als der andere und von allen Farben.

„Darf ich Ihnen diesen anbieten, Frau Baronin?" sagte Brandolf, der sich sogleich erhoben hatte, „ich habe ihn unten gekauft, als ich sah, daß Sie die Pflanze in die Hand genommen und mit Gefallen betrachteten."

Das milde Wetter war aber schon vorüber. Mit Roth übergossen schüttelte sie den Kopf. „Bei mir ist zu wenig Licht dafür," sagte sie, „hier steht er besser!" Als ob es sie gereute, schon so viel gesprochen zu haben, grüßte sie knapp, ging hinaus und ließ sich die folgenden Tage kaum blicken.

Endlich brachte sie die erste Monatsrechnung, auf einen Streifen grauen Papieres geschrieben. Er las sie absichtlich nicht durch; mit dem innerlichen Wunsche, sie möchte recht hoch sein, bezahlte er den Betrag, der jedoch die Ausgabe keineswegs überschritt, auf die er zu rechnen gewohnt war. Während er das Geld hinzählte, stand die sonderbare Wirthin, wie ihm schien, eher in furchtsamer als in trotziger Haltung lautlos da, wie wenn sie der gewohnten Aufkündigung entgegensähe. Aber entschlossen, durchaus ein Licht in das Dunkel dieses Geheimnisses zu bringen, ließ er sie hinausgehen, ohne die geringste Lust zum Ausziehen zu verrathen. Neugierig, wie es sich nun mit ihren Rechnungskünsten verhalte, studirte er gleich nachher den Zettel und fand ihn nicht um einen Pfennig übersetzt, dagegen war jedesmal, wo er beim Frühstück nur ein Brödchen gegessen, das zweite übrig gebliebene nicht aufgeschrieben. Nun wurde er gar nicht mehr klug aus der ganzen Geschichte, zumal als er beim Weggehen gegen Abend zum ersten Male von der Gegend der Küche her ein schüchternes Knallen wie von einem brennenden Holzscheitlein hörte und den Geruch von einer guten gebrannten Mehlsuppe empfand, die mitzuessen ihn seltsam gelüstete. Nun war er überzeugt, daß die Baronin erst jetzt sich etwas Warmes zu kochen erlaubte. Am Ende, dachte er, thut sie das alle Monat einmal, wenn die Rechnung bezahlt wird, wie die Arbeiter am sogenannten Zahltag in's Wirthshaus zu gehen pflegen!

Und in der That war von der üppigen Kocherei schon am nächsten Tage nichts mehr zu verspüren.

Um die Mitte des Monats October kam es zu einer fast ebenso langen

Unterredung, wie die von dem Nelkenstock war. Die Baronin machte Brandolf aufmerksam, daß jeden Tag der Winter eintreten und die Feuerung in den Oefen nöthig werden könne, und sie fragte, ob er Holz wolle anfahren lassen und wie viel? Und es kam ihm vor, als ob sie mit einiger Spannung auf die Antwort warte, aus welcher sie ersehen konnte, ob er bis zum Frühjahr zu bleiben gedenke. Er nannte ein so großes Quantum, daß man alle Oefen der ganzen Wohnung damit heizen und auch auf dem Herde ein lustiges Feuer unterhalten konnte bis in den Mai hinaus. Zugleich übergab er ihr eine Banknote mit der Bitte, alles Nöthige zu besorgen, den Einkauf und das Kleinmachen des Holzes; sie nahm die Note und verrichtete das Geschäft mit aller Sorgfalt und Sachkunde. Es dauerte auch kaum acht Tage, so fing es an zu schneien, und jetzt mußte die einsame Wirthin sich öfter sehen lassen, da sie die drei Oefen ihres Miethsherrn selbst einfeuerte und mit Holzherbeitragen und allem Andern genug zu thun hatte. Sie bekam dabei rußige Hände und ein rauchiges Antlitz und sah bald völlig einem Aschenbrödel gleich.

Wenn Brandolf aber gehofft, sie werde nicht so dumm sein und auch ihr eigenes Wohngelaß etwas erwärmen, so hatte er sich darin getäuscht, denn so wenig als im Sommer konnte er gewahren, daß dort das kleinste Feuerchen entfacht wurde. Und doch war inzwischen die Kälte stärker und anhaltend geworden; wenn die Baronin mit ihren Geschäften fertig war, so mußte sie sich einsam im kalten Gemache aufhalten, und Gott mochte wissen, was sie dort that. Auch wurde sie ersichtlich immer blasser, spitziger und matter, und es schien ihm, als ob sie die Holzkörbe jeden Tag mühsamer herbeischleppe, so daß es ihm, der ohnedies ein gefälliger und galanter Mann war, in's Herz schnitt. Allein jeder Versuch, sie zum Sprechen zu bringen und eine Hilfe einzuleiten, lehnte sie beharrlich ab; es war, als ob sie sich vorsätzlich aufreiben wollte. Er aber war ebenso hartnäckig und wartete auf den Augenblick, der schließlich nicht ausbleiben konnte.

Indessen wurde die Zeit doch etwas lang in Hinsicht auf seine Verhältnisse. Sein verwittweter Vater war ein großer Gutsbesitzer und sehr reicher Mann, welcher wünschte, daß der einzige Sohn bei ihm lebte und die Verwaltung der Güter übernahm. Auf der andern Seite war der Sohn ein bedeutendes juristisches Talent und ein wohlangesehener junger Mann, welcher von oben dringend zum Staatsdienste aufgefordert und ermuntert wurde. Er war auch nach der Hauptstadt gekommen, um sich die Dinge näher anzusehen und sich für einstweilen zu entscheiden, wenn auch nicht für immer.

Täglich einige Stunden auf den Ministerien als Freiwilliger arbeitend und im Uebrigen ein etwas wähliger reicher Muttersohn, ließ er sich mit aller Gemächlichkeit Raum, zum Entschlusse zu kommen. Doch wurde so eben von Neuem in ihn gedrungen, da man ihn zu einer bestimmten Function ausersehen hatte, die seinen Aufenthalt in einem entlegenen Landeskreise erforderte. Er aber wollte den Abschluß seines Abenteuers in der Miethswohnung durchaus nicht fahren lassen, der Vater drang ebenfalls auf Erfüllung seines Wunsches, und so lag er eines Morgens länger im Bette als gewöhnlich und sann über den Ausweg nach, den er zu ergreifen habe. Endlich gelangte er zu der Meinung, daß er

ja ganz füglich seine juristischen Kenntnisse und amtlichen Beziehungen benutzen könne, um im Stillen und mit aller Schonung über die Vergangenheit und Gegenwart der Baronin die wünschbaren Aufschlüsse zu sammeln und je nach Befund und Umständen der verlassenen Frau eine bessere Lage zu verschaffen, oder aber sie aus dem Sinne zu schlagen und sein Unternehmen als ein verfehltes aufzugeben.

Mit diesem Vorsatz kleidete er sich an und eilte, seinen Morgenkaffee zu nehmen, um sich ungesäumt auf den Weg zu machen. Allein trotz der vorgerückten Stunde war das Kaffeebrett nicht an der gewohnten Stelle zu erblicken; die Zimmer waren erkaltet und in keinem Ofen Feuer gemacht. Verwundert machte er eine Thüre auf und horchte auf den Flur hinaus; es war nichts zu sehen und zu hören. Er zog die bewußte schöne Klingelschnur, aber es blieb todtenstill in der Wohnung. Besorgt schritt er den Gang entlang, bis er an die Küchenthüre gelangte, und klopfte dort erst sanft, dann stärker, ohne daß ein Lebenszeichen erfolgte. Er öffnete die Thüre, durchschritt die stille Küche bis zu einer andern Thüre, welche in die Wohnstube der Baronin führen mußte. Dort pochte er wiederum behutsam und lauschte und horchte, hörte aber nichts als ein ununterbrochenes heftiges Athmen und zeitweiliges Stöhnen. Da öffnete er auch diese Thüre und trat in das hohe aber schmale Zimmer, dessen kahle Wände von der Kälte bis zum Tropfen feucht waren; das nach dem Hofe herausgehende Fenster war mit einem einfachen weißen Vorhange bedeckt und zum Theil mit Eisblumen überzogen. Auf einem elenden Bette, das aus einem Strohsacke, einem groben Leintuche und einer jämmerlich dünnen Decke bestand, lag die Baronin. Eine schmale, feine Gestalt zeichnete sich durch die Decke hindurch; der blasse Kopf lag auf einem ärmlichen Kissen und das feuchte, nußbraune Haar in verworrenen Strähnen um das Gesicht herum, das mit offenen Augen an die geweißte feuchte Decke starrte. Sie war mit einem dünnen Flanelljäckchen angethan; allein die Arme und Hände, die auf der Wolldecke lagen, schlotterten dennoch vor Kälte und Fieber und ebenso zitterte der übrige Körper sichtbar unter der Decke. Erschrocken trat Brandolf an das Bett und rief die Kranke an; sie drehte wol die Augen nach ihm, schien ihn aber nicht zu erkennen; doch bat sie mit schwacher Stimme hastig um Wasser. Stracks lief er in die Küche zurück, fand dort Wasser und füllte ein Glas damit. Er mußte ihr den Kopf heben, um ihr dasselbe an den Mund zu bringen; mit beiden Händen hielt sie seine Hand und das Glas fest und trank es begierig aus. Dann legte sie den Kopf zurück, sah den fremden Mann einen Augenblick an und schloß hierauf die Augen.

„Kennen Sie mich nicht? wie geht es Ihnen?“ sagte Brandolf und suchte an ihrem dünnen weißen Handgelenk den Puls zu finden, der sich mit seinem heftigen Jagen bald genug bemerklich machte. Als sie nicht antwortete, noch die Augen öffnete, eilte er zu der Hausmeisterin hinunter, die im Erdgeschoß hauste, und forderte sie auf, zu der Erkrankten zu gehen und Hilfe zu leisten, während er einen Arzt herbeihole. Er selbst machte sich unverzüglich auf den Weg, dies zu thun; er war dem bewährten Vorsteher eines Krankenhauses befreundet und suchte ihn an der Stätte seiner vormittäglichen Thätigkeit auf.

Der Arzt beendigte so rasch als möglich die noch zu verrichtenden Geschäfte und fuhr dann unverweilt mit dem Freunde, den er in seinen Wagen nahm, nach dessen Wohnung. „Du hast da eine wunderliche Wirthin gewählt," sagte er scherzend; „am Ende, wenn sie stirbt, bekommst Du noch Pflegekosten, Begräbniß und Grabstein auf die Rechnung gesetzt und kannst alsdann ausziehen!"

„Nein, nein!" rief Brandolf, „sie darf nicht sterben! Ich hab' es einmal auf dies mysteriöse Bündel Unglück abgesehen und es ist mir fast zu Muthe wie einem schwachen Weibe, dem das Kind erkrankt ist!"

Er erzählte dem Arzte, so lange der Weg es noch erlaubte, einiges von der Lebensart der Baronin. Jener schüttelte immer verwunderter den Kopf. „Lohausen!" sagte er, „wenn ich nur wüßte, wo ich den Namen schon gehört habe! Gleichviel, wir wollen sehen, was zu thun ist!"

„Das ist ja ein vertracktes Loch!" rief er dann, als er das feuchte, kalte und finstere Zimmer betrat, in dem die Kranke lag. Sie war jetzt bewußtlos und hatte sich nach Aussage der Hausmeisterin nicht geregt, seit Brandolf fortgegangen. Nach kurzer Betrachtung erklärte der Arzt den Zustand für den lebensgefährlichen Ausbruch einer tiefen Erkrankung. „Vor Allem muß sie hier weg," sagte er, „und in ein rechtes Bett in guter Luft! In meinen Krankensälen wird sich leicht ein Platz finden, wenn wir sie hinbringen; die Einzelzimmer sind freilich im Augenblicke alle in Anspruch genommen."

„Wir können die menschenscheue Frau nicht dem Momente aussetzen, wo sie am unbekannten Orte und unter einer Menge fremder Gesichter zu sich kommt," versetzte Brandolf, der das Kleinod seiner Theilnahme nicht aus dem Hause lassen wollte. „Und überdies," sagte er, „haben wir es hier sichtlich mit verborgener und arg verschämter Armuth zu thun, deren Gemüthsbewegungen auch berücksichtigt sein wollen. Ich kann mein äußerstes Zimmer ganz gut entbehren; dort bringt man sie hin, setzt eine zuverlässige Wärterin hinein und schließt das Zimmer nach meiner Seite hin ab, so sind beide Parteien ungestört. Hätten wir nur erst das Bett!"

„Ich habe hier neben in die Kammer hineingeguckt," berichtete jetzt die Hausmeisterin, „und gesehen, daß die Stücke eines vollständigen schönen Bettes dort bei einander liegen. Der Himmel mag wissen, warum die wunderliche Dame auf diesem Armesünderschragen schläft, während sie ein so gutes Lager vorräthig hat!"

„Das will ich Euch sagen, Frau Hausmeisterin!" sprach Brandolf, „sie thut es, weil sie das gute Bett spart, um nöthigen Falls zwei Miether einlogiren zu können. So viel habe ich gesehen, daß sie wahrscheinlich ihr Leben lang gewöhnt war, mit dem Entbehren immer an sich selbst anzufangen, vielleicht nicht aus Güte, sondern aus Einsicht der Nothwendigkeit. Denn die kleine, schmale Weibsanstalt unter dieser Decke ist ein wahrer Teufel von Unerbittlichkeit gegen sich und andere."

Der Arzt aber warf nur ein: „So will ich eine gute Wärterin, die ich kenne, gleich selbst aufsuchen und hersenden." Worauf er sich in seiner Kutsche wieder entfernte, nachdem er noch angedeutet, er werde Verhaltungsbefehle und Anordnungen der Wärterin mitgeben. Auch die Hausmeisterin mußte sich in

eigenen Geschäften zurückziehen und Brandolf saß allein am Leidensbette der Fieberkranken, bis die Wärterin mit ihrem Korbe und ihren Siebensachen anlangte, von der Hausmeisterin begleitet. Zuerst wurde nun das bessere Zimmer eingerichtet und das gute Bett darin aufgeschlagen und sodann die Uebersiedlung der Baronin bewerkstelligt. Als die beiden Frauen sich nicht recht anzuschicken wußten, nahm Brandolf das kranke Aschenbrödel, in seine Decke gewickelt, kurzweg auf den Arm und trug es so sorglich, wie wenn es das zerbrechliche Glück von Edenhall gewesen wäre, hinüber und ließ hierauf die Weiber das Ihrige thun. Beide versah er mit dem nöthigen Geld, um alles Erforderliche vorzusehen und zu beschaffen, und empfahl ihnen, die treulichste Pflege zu üben. Für sich selber bestellte er noch eine besondere Aufwärterin, welche des Morgens herkam und den Tag über da blieb, so daß es in der sonst so stillen Küche auf einmal lebendig wurde.

Etwas länger als zwei Wochen blieb die Kranke bewußtlos, und der Arzt versicherte mehrmals, daß in dem zarten Körper eine gute Natur stecken müsse, wenn er sich erholen solle. Es geschah dennoch; die Fieberstürme hörten auf und eines Tages schaute sie still und ruhig um sich. Sie sah das schöne Zimmer mit ihrem eigenen Geräthe, die freundliche Wärterin und den behäbigen Doctor, der mit tröstlichen Mienen und Worten an ihr Lager trat; aber sie frug nicht nach den Umständen, sondern überließ sich der schweigenden Ruhe, wie wenn sie fürchtete, derselben entrissen zu werden. Erst am zweiten oder dritten Tage fing sie an zu fragen, was mit ihr geschehen sei und wer für sie gesorgt habe. Als sie vernahm, daß es der Herr Miethsmann sei, schwieg sie wieder und lag lang in stillem Nachsinnen; aber der Trotz schien gebrochen, die Nachricht sie eher ein wenig zu beleben als zu beunruhigen.

Als Brandolf von der bessern Wendung hörte, wurde er sehr zufrieden und empfand etwas wie das Vergnügen eines Kindes, wenn ein lieber Gast im Hause sitzt und nun allerlei angenehme und merkwürdige Dinge in Aussicht stehen. „Wie wenig braucht es doch," dachte er im Stillen, „um sich selber einen Hauptspaß zu bereiten, und was für schöne Gelegenheiten liegen immer am Wegrande bereit, wenn man sie nur zu sehen wüßte!"

Inzwischen hatte sich die Kunde von der erkrankten und von ihm verpflegten adeligen Wirthsfrau weiter verbreitet, und er bekam in den Kreisen, die er besuchte, davon zu hören, was ihn keineswegs belästigte. Er machte sich nur darüber lustig, daß er in das Haus gezogen sei, einen ungerechten Drachen zu bändigen, und statt dessen nun den Kranken- und Armenpfleger spielen müsse. Durch das Gerede entwickelten sich dagegen ein paar dürftige Angaben über das Vorleben des Pfleglings. Als die Tochter eines im Nachbarstaate seßhaft gewesenen und verstorbenen Freiherrn von Lohausen sei sie mit einem Rittmeister von Schwendtner verheirathet worden, habe sich aber nach einer dreijährigen unglücklichen Ehe von ihm scheiden lassen, und der rc. Schwendtner sei dann in übeln Umständen verschollen. Brandolf empfand sogleich eine sonderbare Eifersucht gegen den Unbekannten und eine zornige Straflust, nicht bedenkend, daß er den Mann am Ende auch noch pflegen müßte, wenn er denselben in die Hände bekäme; doch geschah es glücklicher Weise nicht.

Nach ungefähr weiteren acht Tagen befand sich die Baronin entschieden auf dem Wege der Genesung, wenn keine schlimmen Einflüsse dazu kamen. Brandolf war sehr begierig, das gerettete Wesen anzusehen, und ließ durch die Wärterin ordentlich anfragen, ob die Frau Baronin seinen Besuch empfangen würde. Denn er wollte auch im Punkte der Höflichkeit zur Befestigung ihrer Gesundheit beitragen und gut machen, was sie als dienende Wirthin in ihrer Vermummung erlitten haben mochte. Kurzum, es sollte alles wohlsinnig und freundlich hergehen, so lange er die Hand im Spiele hatte.

Als er den Bericht erhielt, daß sie seinen Besuch erwarten wolle, zog er einen Ausgeherock und Handschuh' an und begab sich in das Krankenzimmer hinüber.

Er erstaunte nicht wenig, sie in ihrem hübsch zugerüsteten Bette liegen zu sehen, und hätte sie beinahe nicht wieder erkannt, angethan wie sie war mit reinlich weißem Gewande und mit dem vergeistert weißen Gesichte, das von dem leicht aber schicklich geordneten Haar umrahmt wurde. Sie richtete mit großem Ernste die Augen auf ihn, als er auf einem Stuhle Platz nahm, den die Wärterin neben das Bett gestellt hatte. Ihr Blick haftete wie der eines genesenden Kindes an seinem Gesichte und schien dasselbe neugierig zu prüfen, während er nach ihrem Befinden frug und seine Zufriedenheit über ihre Wiedergenesung ausdrückte. „Ihr Freund, der gute Herr Doctor," sagte sie leis, „meint, ich werde gesund werden."

„Er ist davon überzeugt und ich auch, denn er versteht es!" erwiderte Brandolf, und sie fuhr fort:

„Sie haben es nicht gut getroffen mit Ihrer Wohnung! Statt besorgt und bedient zu werden, wie es sich gehört, mußten Sie die Wirthin versorgen und bedienen lassen, die Sie nichts angeht!"

„Ich hätte es ja nicht besser treffen können," antwortete er mit offenherzigem Vergnügen; „thun Sie uns nur den Gefallen und lassen sich ferner recht geduldig pflegen und nichts anfechten! Nicht wahr, Sie versprechen es?"

Er hielt ihr unbefangen und zutraulich die Hand hin und sie legte ihre fast wesenlose blasse Hand hinein, die nur durch die Schwäche ein kleines Gewicht erhielt. Zugleich bildete sich auf dem ernsten Munde ein ungewohntes unendlich rührendes Lächeln, wie bei einem Kinde, das diese Kunst zum ersten Male lernt; dasselbe machte aber Miene, in ein weinerliches Zucken übergehen zu wollen. Brandolf verschlang das flüchtige kleine Schauspiel mit durstigen Augen; da er sich jedoch erinnerte, daß er die Kranke nicht lang hinhalten und aufregen durfte, so drückte er sanft ihre Hand und empfahl sich.

Er eilte aber auch um seiner selbst willen davon, weil es ihn an die freie Luft drängte, ein Freudenliedchen zu pfeifen, das er schon begann, während er Mantel und Hut an sich nahm, um zum Mittagsmahl zu gehen. Fröhlich begrüßte er die tägliche Tischgesellschaft und verführte die Herren sogleich zu einem außergewöhnlichen Gütlichthun, indem er eine Flasche duftenden Rheinweins bestellte. Einer nach dem Andern folgte dem Beispiel; es entstand eine bedeutende Heiterkeit, ohne daß Jemand wußte, was eigentlich die Ursache sei. Schließlich wurde Brandolf als der Urheber in's Gebet genommen.



„Ei," sagte er, „meine Katze hat Junge, und als ich heut' eines der Thierchen in die Hand nahm, gingen ihm in demselben Augenblicke die Aeuglein auf und ich sah mit ihm die Welt zum ersten Mal."

Die Herren schüttelten lachend die Köpfe ob dem Unsinn; Brandolf hingegen wurde am gleichen Nachmittage noch sehr scharfsinnig, denn als er thatlustig auf sein Büreau ging, wo er die Acten eines in der Provinz hausenden höheren Justizbeamten zu prüfen hatte, arbeitete er mit so vergnüglich hellem Geiste, daß eine ausgezeichnete Kritik zu Stande kam, in Folge welcher jener ungerechte Mann aus der Ferne erheblich beunruhigt, gemaßregelt und endlich sogar entsetzt wurde, alles wegen des jungen Kätzleins, dessen Welterblickung Brandolf gefeiert haben wollte.

Am nächsten Tage wiederholte er seinen Besuch und brachte der Baronin einige zartgefärbte junge Rosen, die er im Gewächshause eines Gärtners zusammengesucht. Sie hielt dieselben in der Hand, die auf der Decke ruhte. Dergleichen Artigkeit hatte sie noch nie erlebt und vielleicht auch niemals verlangt. Es war daher wie eine erste Erfahrung in ihrem neu beginnenden Leben, und nach Maßgabe der noch nicht zu Kräften gekommenen Herzschläge verbreitete sich ein schwacher röthlicher Schimmer, gleich denjenigen auf den Rosen über die blassen Wangen. Gleichzeitig verband sich mit dem Schimmer ein schon lieblich ausgebildetes Lächeln, vielleicht auch zum ersten Male in dieser Art und auf diesem Munde. Es war wie der leise Abglanz eines alten Sinngedichtes, welches heißt: „Wie willst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen? Küß eine weiße Galathe, sie wird erröthend lachen." Von einem Kusse war freilich da nicht die Rede.

Brandolf sorgte jetzt jeden Tag für etwas Erquickliches für die Augen oder den Mund, wie es der Arzt erlaubte, und die Genesende ließ es sich gefallen, da es ja doch ein Ende nehmen mußte. Nach Ablauf einer weiteren Woche verkündigte die Wärterin, daß die Baronin aufgestanden sei und Brandolf sie im Lehnstuhle finden werde. So war es auch. Sie trug ein bescheidenes altes Taftkleid und ein schwarzes Spitzentüchlein um den Kopf; immerhin sah man, daß sie dem Besuch Ehre zu erweisen wünschte. Sie blickte mit sanftem Ernste zu ihm auf, als er Glück wünschend zu ihr hintrat und auf ihren Wink sich setzte. „Als ich damals mit einem Messer nach ihrer Sohle stach," sagte sie, „dachte ich nicht, daß ich einst so Ihnen gegenüber sitzen werde!"

„Es war ein sehr lieber Stich; denn er ist die Ursache unserer guten Freundschaft und ohne ihn würde ich kaum je ihr Zimmerherr geworden sein!" antwortete Brandolf, „weil ich kam, um sie dafür zu strafen."

„Sie haben freilich Kohlen auf mein Haupt gesammelt," sagte sie traurig, „indem Sie wahrscheinlich mein Leben gerettet haben. Aber Sie griffen zugleich in dies gerettete Leben ein, weil ich es nun ändern muß. Ich seh' ein, daß ich nicht auf die bisherige selbständige Weise bestehen kann, und will versuchen, irgendwo als Wirthschafterin oder so was unterzukommen. Ich habe mir von der Wärterin und der Hausfrau so weit möglich die Ausgaben zusammentragen lassen, und um die Rechnung zu bereinigen und die nöthigen Mittel für die nächste Zukunft zu gewinnen, gedenke ich nun, meinen Hausrath, das letzte was

ich besitze, zu veräußern, so bald ich vollständig hergestellt bin. Ich muß Ihnen also die Wohnung kündigen und bitte Sie, mir das nicht ungut aufzunehmen. Sie thun es aber nicht, denn Sie sind der erste gute Mann, der mir vorgekommen ist, und es thut mir leid, Sie so bald verlieren zu müssen!"

„Dieser Verlust wird Ihnen nicht so leicht gelingen!" rief Brandolf fröhlich und ergriff ihre Hand, die er fest hielt. „Denn Ihr Vorsatz trifft auf das Beste mit dem Plane zusammen, den ich für Sie entworfen habe! Glauben Sie denn, wir werden Sie ohne Weiteres wieder so allein in die Einöde hinauslaufen lassen."

„Ach Gott," sagte sie und fing an zu weinen, „ich bin so gute Worte nicht gewohnt, sie brechen mir das Herz!"

„Nein, sie werden es ihnen gesund machen!" fuhr er fort, „hören Sie mich freundlich an! Mein Vater lebt als verwittweter alter Herr auf seinen Gütern, während ich mich noch einige Zeit fern halten muß. Unsere alte Wirthschaftsdame ist vor einem halben Jahre gestorben und der Vater sehnt sich nach einer weiblichen Aufsicht. So lassen Sie sich denn zu ihm bringen, sobald Sie zu Kräften gekommen sind, und machen Sie sich nützlich, so lange es Ihnen gefällt und bis sich etwas Wünschenswertheres zeigt! Daß Sie uns nützlich sein werden, bin ich überzeugt; denn ich halte die starre Entbehrungskunst, die sie hier geübt haben, nur für die erkrankte Form eines sonst kerngesund gewesenen haushälterischen Sinnes, und ich weiß, daß Sie Ihren Untergebenen gerne gönnen werden, was ihnen gehört, wenn die Sachen vorhanden sind. Hab' ich nicht Recht?"

Ihre Hand zitterte sanft in der seinigen, als sie leise sagte: „Es thut freilich wohl, sich so beschreiben zu hören, und ich brauche Gottlob nicht nein zu sagen!" Sie blickte ihn dabei mit Augen so voll herzlicher Dankbarkeit an, daß ihm über diesem neuen lieblichen Phänomen die Brust weit wurde.

„Also ist es abgemacht, daß Sie kommen?" fragte er hastig, und sie sagte: „Ich finde jetzt nicht mehr die Kraft, es abzulehnen, aber Sie müssen doch vorher vernehmen, wer ich bin und woher ich komme!"

„Morgen plaudern wir weiter, es eilt nicht!" rief er mit eifriger Fürsorge und stand entschlossen auf, so ungern er ihre Hand fahren ließ, als er sah, daß sie angegriffen, müde und aufgeregt zugleich wurde.

Desto besser sah sie verhältnißmäßig am andern Tage aus. Sie erhob sich von ihrem Sessel und ging ihm mit kleinen Schritten entgegen, als er eintrat. Doch nöthigte er sie sofort wieder zum Sitzen.

„Ich habe sehr gut geschlafen die ganze Nacht," sagte sie, „und zwar so merkwürdig, daß ich fast während des Schlafes selbst die Wohlthat fühlte, wie wenn ich es wüßte."

„Das ist recht!" sagte er mit dem Behagen eines Gärtners, der ein verkümmertes Myrthenbäumchen sich neuerdings erholen und im frischen Grün überall die Blüthen erwachen sieht. Denn er gewahrte mit Verwunderung, welch' anmuthigen Ausdruckes dieses Gesicht im Zustande der Zufriedenheit und Sorglosigkeit fähig war. Er nahm einen kleinen Spiegel, der in der Nähe stand, und hielt ihn der Frau vor mit den Worten: „Schauen Sie einmal her!"

„Was ist's?" sagte sie leicht erschrocken, indem sie in den Spiegel sah, aber nichts entdecken konnte.

„Ich meinte nur, wie schön Sie aussehen!"

„Ich? ich war nie eine Schönheit, und bin es, kaum dem Grab entronnen, wol am wenigsten!"

„Nein, keine Schönheit, sondern etwas Besseres!"

Das rothe Fähnchen ihres Blutes flatterte jetzt schon etwas kräftiger an den weißen Wangen. Sie wagte aber nicht zu fragen, was er damit sagen wollte, und nahm ihm schweigend den Spiegel aus der Hand; und doch schlug sie mit einer innern Neugierde die Augen nieder, was das wol sein möchte, das besser als eine Schönheit sei und doch im Spiegel gesehen werden könne. Brandolf bemerkte das nachdenkliche Wesen unter den Augdeckeln; er sah, daß es wieder Ungewohntes war, was ihr gesagt worden, und da es ihr nicht weh zu thun schien, so ließ er sie ein Weilchen in der Stille gewähren, bis sie von selbst die Augen aufschlug. Es ging ein sogenannter Engel durch das Zimmer. Um nicht eine Verlegenheit daraus werden zu lassen, ergriff die Baronin das Wort und sagte: „Es ist mir jetzt so ruhig zu Muthe, daß ich glaube, Ihnen meine Angelegenheit ohne Schaden kurz erzählen zu können; es ist nicht viel.

„Sie sehen in mir die Abkömmlingin eines Geschlechtes, das sich seit hundert Jahren nur von Frauengut und ohne jede andere Arbeit oder Verdienst erhalten hat, bis der Faden endlich ausgegangen ist. Jede Frau, die da einheirathete, erlebte das Ende ihres Zugebrachten, und immer kam eine andere und füllte den Krug. Ich habe meine Großmutter noch gekannt, deren Vermögen der Großvater bequemlich aufbrauchte, bis der Sohn erwachsen und heirathsfähig war. Diesem verschaffte sie dann im Drange der Selbsterhaltung eine reiche Erbin aus ihrer Freundschaft, von welcher man wußte, daß ihr im Verlaufe der Zeit noch mehr als eine Erbschaft zufallen würde, so daß es nach menschlicher Voraussicht endlich etwas hätte klecken sollen. Diese starb aber noch in jungen Jahren, nachdem sie zwei Knaben zur Welt geboren hatte, und weil nun möglicher Weise zwei Nichtsthuer mehr dem Hause heranwuchsen, ruhte jene nicht, bis sie dem Sohne, meinem Vater, eine zweite Erbin herbeilocken konnte, von der ich sodann das Leben empfing. Allein ich erlebte noch, wie die Großmutter, ehe sie starb, ihre Sorge verfluchte, mit der sie die zwei jungen Weiber in's Unglück gebracht.

„Der Vater verschwendete das Geld auf immerwährenden Reisen, da es ihm nie wohl zu Hause war. Mit den zunehmenden Jahren fing eine andere Thorheit an, ihn zu besitzen, indem er sich an falsche Frauen hing, denen er Geld und Geldeswerth zuwendete, was er aufbringen konnte. Sogar Korn und Wein, Holz und Torf ließ er vom Hofe weg und jenen zuführen, die alles nahmen, was sie erwischen konnten. Die heranwachsenden Söhne verachteten ihn darum, thaten es ihm aber nach und bestahlen das Haus, wo sie konnten, um sich Taschengeld zu machen. Niemand vermochte sie zu zwingen, etwas zu lernen, und als sie das Alter erreichten, wußten sie sogar dem Militärdienste aus dem Wege zu gehen, obgleich sie groß und gesund waren. Der Vater haßte sie und lauerte auf die Erbschaften, die ihrer von mütterlicher Seite her noch warteten, um als natürlicher Vormund das Vermögen seiner Söhne wenigstens noch während ein paar Jahren in die Hände zu bekommen. Allein sie wurden

richtig volljährig, ehe die Glücksfälle rasch einer nach dem andern eintraten; und nun rafften sie ihren Reichthum zusammen und reisten mit einander in die Welt hinaus, um zu treiben, was ihnen wohlgefiel, und nicht einen Pfennig ließen sie zurück. Sie hingen an einander wie die Kletten; während man sonst von einer Affenliebe spricht, hielten die zwei Brüder mit einer Art von Hallunkenliebe zusammen und thun es wahrscheinlich jetzt noch, wenn sie noch leben; denn man weiß nicht, wo sie sind.

„Der Vater wurde kränklich und starb, und nun war die Mutter mit mir allein auf dem verarmten Stammsitze zu Lohausen, den sie nie gesehen zu haben wünschte. Schon seit Jahren hatte sie zu retten gesucht, was zu retten war, und jetzt kämpft sie wie ein Soldat gegen den Untergang. Von ihr lernte ich fast von nichts zu leben und das Nichts noch zu sparen. Mit wenigen Leuten hielten wir uns auf dem Hofe, obgleich er schon verschuldet war. Früh und spät schaute die Mutter zur Sache; ihr Vermögen war verloren, aber noch hatte auch sie zu erben und in dieser Hoffnung nur hielt sie sich aufrecht. Sie erlebte es aber nicht; als sie einen naßkalten Herbsttag hindurch auf dem Felde zubrachte, um das Einbringen von Früchten selbst zu überwachen, trug sie eine Krankheit davon, die sie in wenigen Tagen dahinraffte.

„Nun befand ich mich allein, aber nicht lang. Die letzte Erbschaft, die in das unselige Haus kam, fiel mir zu; sie betrug volle zweihunderttausend Thaler. Mit ihr waren plötzlich auch die Brüder wieder da, scheinbar in ordentlichen Umständen, obgleich von wilden Gewohnheiten. Sie brachten einen Rittmeister Schwendtner mit sich, einen hübschen und gesetzten Mann, der einen wohlthätigen Einfluß auf sie zu üben und sie förmlich im Zaume zu halten schien, wenn sie allzusehr über die Stränge schlugen. Er war mit Rath und That bei der Hand und voll bescheidener Aufmerksamkeit, ohne das Hausrecht zu verletzen. Die Dienstboten schienen froh, einen kundigen Mann sprechen zu hören, denn sie waren freilich nicht mehr von der vorzüglichsten Art und verstanden selbst nicht viel. Trotzdem blieb ein Rest von Unheimlichkeit, der mir an Allem nicht recht zusagte, und ich befand mich in ängstlicher Beklemmung. Allein vielleicht gerade wegen dieser Angst und inneren Verlassenheit fiel ich der Bewerbung des Rittmeisters, die er nun anhob, zum Opfer; ich heirathete den Mann in tiefer Verblendung, ohne ein zarteres Gefühl, das ich nicht kannte, und nun fing meine Leidenszeit an. Denn Alles war eine abgekartete Komödie gewesen. Mein Vermögen wurde mir aus den Händen gespielt, ich wußte nicht wie, und angeblich in einer hauptstädtischen Bank sicher angelegt. Die Brüder verschwanden wieder, nachdem sie den Lohn ihres Seelenverkaufs mochten empfangen und sich vorbehalten haben, an dem Raube ferner Theil zu nehmen. Drei Jahre brachte ich nun unter Mißhandlungen und Demüthigungen zu. Die Brüder habe ich nicht mehr gesehen. Mein Mann war häufig oder eigentlich meistens abwesend, bis er eines Tages mit einer ganzen Gesellschaft halb betrunkener Männer zu Pferde und zu Wagen auf dem Hofe ankam und mir befahl, eine gute Bewirthung zuzurüsten. Ich that was ich vermochte, während die Männer auf das Pistolenschießen geriethen. Ich hatte ein krankes Kind in der Wiege liegen, welches ich einen Augenblick zu sehen ging; es war nach langem Wimmern ein wenig ein-

geschlafen. Da kam Schwendtner mit der Pistole in der Hand und verlangte, ich sollte „seinen Jungen" der Gesellschaft vorweisen. Ich machte ihn auf den Schlaf des armen Kindes aufmerksam. Er aber rief: „Ich will dir zeigen, wie man ein Soldatenkind munter macht!" und schoß die Pistole über dem Gesichtchen los, daß die Kugel dicht daneben in die Wand fuhr. Es schreckte erbärmlich auf und verfiel in tödtliche Krämpfe, es war auch in drei Tagen dahin. An jenem Tage aber zwang mich der Unhold, beim Essen mit zu Tisch zu sitzen. Um Ruhe zu bekommen, that ich es für einige Minuten, und da insultirte er mich vor dem ganzen Troß mit ehrlosen Worten, die nur ein Verworfener seiner Frau gegenüber in den Mund nimmt. Ich stand auf und schwankte zu meinem in Zuckungen liegenden Kinde.

„Inzwischen fuhr die Gesellschaft wieder davon, wie sie gekommen war. Nachher starb wie gesagt das Kind; ich begrub es in der Stille, ohne den Mann zu benachrichtigen, und verließ nachher das Lumpenschloß, dessen Namen mir leider geblieben ist. Durch den Verkauf meiner mütterlichen Schmucksachen gewann ich die Mittel, einen Advocaten zu nehmen, der mich von dem Manne befreite und die Auseinandersetzung besorgte, die damit endete, daß ich nicht einen Thaler mehr von dem Meinigen zu sehen bekam. Alles war verschwunden, obschon schwerlich aufgebraucht in so wenig Jahren. Schwendtner wurde nicht lange nachher wegen einer andern Niederträchtigkeit aus dem Officierstande gestoßen und soll sich eine Zeit lang mit meinen Brüdern als Spieler herumgetrieben haben. Zuletzt sollen alle drei mit einander in's Gefängniß gekommen sein. Das Gut Lohausen wurde verkauft und ich behielt nichts als die hausräthliche Einrichtung, mit der ich, wie Sie sehen, mich als Zimmervermietherin durchzubringen gesucht habe, freilich mit wenig Glück. Seit zwei Jahren ziehe ich in dieser Stadt, wo mich Niemand leiden mag, von einem Haus in das andere, immer von der Angst gehetzt, die Miethe nicht zusammen bringen zu können. So ist am hellen Tage das Kunststück fertig gebracht worden, daß eine schwache Frau fast verhungern mußte, während drei baumstarke Männer unbekannt wo ihr rechtmäßiges Erbe vergeudeten. Denn gewiß haben sie Theile davon in Sicherheit gebracht, wie ja die Diebe auch ihren Raub zu verbergen wissen und gemächlich hervorholen, wenn sie aus dem Zuchthaus kommen."

Nicht nur weil sie mit ihrer Erzählung zu Ende war, sondern auch weil Brandolf Zeichen der Unruhe von sich gab und glühende Augen machte, hielt sie inne. Ehe sie jedoch seine Aufregung recht wahrnehmen konnte, hatte er den in ihm aufgestiegenen Grimm schon bezwungen und verschluckte gewaltsam die Wuth, die ihn gegen das Gesindel erfüllte, damit die genesende Frau nicht in Mitleidenschaft gerathe, nachdem sie die Unglücksgeschichte so gelassen erzählt wie einen quälenden Traum, von dem man erwacht ist.

„Das ist nun vorbei und wird nicht wieder kommen!" sagte Brandolf ruhig und ergriff ihre Hand, die er sänftlich streichelte; denn er fing ein wenig an, sie wie eine wohlerworbene Sache zu behandeln oder ein anvertrautes Gut, für das man verantwortlich ist, das man aber dafür nicht aus der Hand läßt. So zog sich das neue Leben still und ruhig dahin, bis im sonnigen März der Arzt die Baronin für genesen und fähig erklärte, ohne Gefahr eine Reise anzutreten.

Jetzt wurde der ganze Hausrath, vor allem das Porzellan und Glas mit den unzähligen Wappen, verkauft; nur was zum Andenken an ihre Mutter dienen konnte, behielt sie, alles Andere wollte sie wo möglich aus ihrem Gedächtnisse vertilgen. Auch ließ sie ihren bescheidenen Kleidervorrath nach neuerem Zuschnitt umändern, suchte auf Brandolf's Bitte, da es daran fehle, eine ordentliche Stubenjungfer aus, und reis'te endlich mit seinen Grüßen wohl versehen von der Jungfer begleitet in die Provinz, wo der Vater Brandolf's haus'te und zu ihrem Empfange alles vorbereitet war.

Brandolf dagegen begab sich in eine andere Landesgegend, wo er die Aufgabe übernommen hatte, während einiger Monate ein nicht unwichtiges Amt provisorisch zu verwalten und gewisse in Verwirrung gerathene Verhältnisse in Ordnung zu bringen. Man gedachte hierdurch seine Kräfte zu prüfen und ihn zu Weiterem vorzubereiten; er aber behielt sich vor, nach vollbrachter Sache in seine Freiheit zurückzukehren.

Es dauerte nicht viele Wochen, so kamen Briefe des alten Herrn, Brandolf's Vater, die vom Lobe der Frau Hedwig von Lohausen und von dem neuen Stande der Dinge voll waren. Es sei, wie wenn sie eine Schar Wichtelmännchen im Dienste hätte, so glatt und wohlgeordnet gehe seit ihrer Ankunft alles von Statten; ein wahrer Segen liege in ihren Händen und rührend sei ihre sichtbare stille Freude über die Fülle und Sicherheit, in welcher sie sich bewegen könne und zweckmäßig zu walten berufen sei. Von früh bis spät freue sie sich der Bewegung, aber ohne alles Geräusch, und lieblich sei es, wenn sie sich hinwieder eine Stunde der Ruhe überlasse, fast mehr wie um nicht bemerklich zu sein und Andern auch Erholung zu gönnen, als wie um selbst zu ruhen. Auch die Stubenjungfer habe die besten Manieren und die Küche sei vortrefflich geworden, kurz, der Herr Vater befinde sich wie im Himmel und fühle sich verjüngt. Fast beginge er die Thorheit, noch zu heirathen, um die treffliche Person nicht mehr zu verlieren.

Endlich kam ein Brief, in welchem der Vater schrieb, er habe sich den Gedanken einer Heirath wirklich überlegt und gefunden, daß der Sohn sie in's Werk setzen müsse. Denn so liebevoll die Frau von Lohausen für ihn sorge, hänge ihr Herz jedenfalls am Sohne, er müsse es ihr angethan haben, das bemerke er wol. Niemals spreche sie von ihm; aber so oft sein Name genannt werde, erröthe sie ein wenig, gleich einem jungen Mädchen, dem sie auch in ihrer schlanken und feinen Tournüre ähnlich sei. Darum wünsche der Vater, daß Brandolf sich entschließen könnte, den Sprung zu wagen; er hoffe auf keine bessere Schwiegertochter für seine Verhältnisse.

Brandolf antwortete, er sei es zufrieden. Die Hedwig sei ihm als Schützling lieb, wie wenn sie sein Kind wäre; allein er könne sie auch als sein Frauchen lieb haben und werde sie alsdann mit einem seidenen Faden am seinen Knöchel anbinden, damit sie ihm nie mehr abhanden komme. Doch müsse der Papa für ihn fragen und den Korb einheimsen, den es allenfalls absetze.

Darauf schrieb der Alte zurück, er habe es sofort gethan und augenblicklich ein Ja erhalten. Es sei auf dem Wege zu dem großen Gemüsegarten geschehen, den sie in so herrlichen Stand gebracht habe. Sie sei so ehrlich und offen, daß

sie sich nicht eine Secunde lang habe zu zieren vermocht, sondern ihm gleich beide Hände zitternd entgegen gestreckt habe, von einem ganz merkwürdig hingebenden und seelenvollen Ausdruck des schmalen Gesichtes begleitet. Ja, ja, die kleine Hexe sei nicht nur nützlich, sondern auch angenehm u. s. w.

Hierauf begann Brandolf allerhand kleine Briefchen und große Geschenke an die Erwählte zu senden. Sie antwortete eben so kurz; aber die Buchstaben flimmerten von den Empfindungen, die darin lebten. Der Tag der Verlobung wurde in den Monat Mai verlegt und die Verwandten und Freunde geladen. Als Hauswirthin hatte Hedwig die Pflicht und Freude, alle Vorbereitungen zu treffen, und sie selbst war die Braut. Bei Brandolf's Ankunft war sie ihm allein entgegen geeilt; so hatten sie es verabredet. Er stieg aus dem Wagen und wandelte mit ihr durch einen einsamen blumigen Wiesenpfad, auf dessen Mitte er sie fest an sich drückte und sie an seinem Halse hing, von den niederhängenden Aesten der weiß blühenden Apfelbäume geschützt. Hier ist nun weiter Nichts zu sagen, als daß eine jener langen Rechnungen über Lust und Unlust, die unsere modernen Shylock's eifrig aufsetzen und dem Himmel so mürrisch entgegenhalten, wieder einmal wenigstens ausgeglichen wurde.

Da Brandolf bis gegen den Herbst hin mit seiner amtlichen Verrichtung beschäftigt und nicht gesonnen war, auch nach der Hochzeit noch im Dienste zu bleiben, wurde die Zeit der Weinlese zu dem Feste bestimmt, um zugleich eine natürliche Lustbarkeit mit demselben zu verbinden und es zu einer gewissermaßen symbolischen Feier für die wirthliche Braut zu gestalten, die so Vieles erduldet und entbehrt hatte. Es sollte auch von einer Hochzeitreise nicht die Rede sein, sondern das eheliche Leben gleich im Anfange in das Arbeitsgeräusch und den bacchischen Tumult des Herbstes untertauchen.

Zur Zeit der Kornernte reis'te Brandolf nochmals auf ein paar Tage nach Hause; nachdem er die Braut im bittern Winter kennen gelernt, im Lenz sich mit ihr verlobt, wollte er sie im Glanze des Sommers sehen, ehe der Herbst die Erfüllung brachte. Sie war jetzt vollkommen erstarkt und beweglich, aber immer besonnen und still waltend, und die helle Liebesfreude, die in ihr blühte, von der gleichen unsichtbaren Hand gebändigt und geordnet, wie die Wucht der goldenen Aehren, die jetzt in tausend Garben auf den Feldern gebunden lagen. Zwischen zwei ausgedehnten gelben Ackerflächen zog sich ein schmaler Forst alter Eichen, deren Schatten das blendende Licht der Felder und der Sommerwolken kräftig unterbrach; ein klarer Bach floß überdieß in diesem Schatten. Hier hatte Hedwig ihren Aufenthalt; sie ordnete die Ernährung der vielen Arbeitsleute, und Jedermann wollte hier speisen; auch der alte Herr war herausgekommen. Und obgleich die Gegenwart der Frau von Jedermann angenehm empfunden wurde, war es doch, wie wenn sie nicht da wäre. Nach verrichteter Mahlzeit blieb sie allein im durchsichtigen Forste zurück, zwischen dessen Stämmen man überall das Feld übersehen konnte. Sie nahm sich die Zeit, rasch die Erntekränze zu besorgen, und Brandolf leistete ihr Gesellschaft. Im einfachsten Sommerkleide, nur ein dünnes Goldkettchen um den Hals, welches die Uhr trug, schien sie eine Tochter der freien Luft zu sein und sich allein des

gegenwärtigen Augenblickes zu erfreuen, ohne ein Wissen um Vergangenheit oder Zukunft.

„Bist Du auch schon so gewesen, wie jetzt in diesem Augenblicke?“ sagte Brandolf vertraulich, indem er ihrem Thun und Lassen gemächlich zuschaute.

„Nein,“ antwortete sie, „ich habe die Erinnerung nicht! Es ist mir alles neu und darum so froh und kurzweilig. Ich scheine mir überhaupt früher nicht gelebt zu haben.“

Auf der Rückreise nach dem Orte seiner jetzigen Thätigkeit bekam Brandolf Regenwetter und sah sich deshalb mehr als sonst veranlaßt, bei den am Wege stehenden Herbergen abzusteigen. So gerieth er auch, schon viele Meilen unterwegs, in eine Posthalterei, deren große Gaststube von Reisenden aller Art angefüllt war. Darunter befanden sich drei lange verwilderte Kerle mit struppigen Bärten und elenden Kleidern, welche verdorbene Musikinstrumente bei sich trugen. Brandolf bemerkte, wie die drei Menschen nach Verhältniß der fortwährend neuankommenden Gäste mit ihren Branntweingläschen von Tisch zu Tisch weggedrängt und zuletzt ganz aus der Stube gewiesen wurden. Murrend aber ohne Widerstand gingen sie auf den Hof hinaus, stellten sich dort unter das Vordach eines Holzschuppens und nahmen, wahrscheinlich um sich zu rächen, ihre Instrumente zur Hand. Aber sie begannen eine so gräßliche Musik hören zu lassen, daß in der Stube das Publicum zu fluchen anhub und verlangte, die Kerle sollten schweigen. Ein gutmüthiger Krämer sammelte einige Groschen und rothe Pfennige für die Unglücklichen und brachte ihnen die kleine Ernte, worauf sie den Lärm einstellten und in einem Winkel zusammen hockten, um das Nachlassen des Unwetters abzuwarten. Brandolf fragte einen Aufwärter, was das für traurige Musikanten seien. Ja, erwiderte der Bursche, das seien unheimliche und wenig beliebte Gesellen. Die zwei etwas kürzeren nenne man die Lohäuser und der ganz lange heiße nur der schlechte Schwendtner. Man munkle, es seien drei Junker, die einst reich gewesen und dann in's Zuchthaus gekommen seien.

Hedwig war in der That im Irrthum, als sie glaubte, das ihr abgestohlene Vermögen sei zum Theil noch vorhanden und die Räuber erfreuten sich seiner. Sie hatten es freilich so im Sinne gehabt und waren, um das Geld wuchern zu lassen, unter die Börsianer gegangen; allein die drei Spitzbuben waren an die Unrechten gerathen und in weniger als sechs Wochen bis auf die Haut ausgezogen. Wüthend hierüber wollten sie sich durch einen großartigen Wechselbetrug rächen und heraushelfen und sich alsdann aus dem Staube machen. Es mißlang und sie wurden ein Jahr lang eingesperrt und mußten gestreifte Kleider anziehen. Als sie herauskamen, standen sie auf der Straße; sogar ihre guten Kleider sammt den seidenen Schlafröcken hatte das Amt verkauft, und sie mußten mit den bescheidenen Hüllen vorlieb nehmen, welche die öffentliche Wohlthätigkeit ihnen verabreichte. So konnten sie sich nicht einmal mehr zu der Ehrenstufe von Professionsspielern erheben, die sie früher bekleidet, und sanken, weil sie sich immerfort schlecht aufführten, schnell auf die Landstraße hinunter. Dort konnten sie erst recht nicht von einander lassen; wenn sie sich je auseinander verfügten, um besser fortzukommen, so waren sie in zwei Wochen sicher wieder beisammen;

nur ein gelegentlicher Polizeiarrest vermochte sie im Uebrigen zu trennen. Der lange Rittmeister Schwendtner hatte in seinen jüngeren Jahren etwas geigen gelernt und wußte mit Noth noch eine Saite aufzuziehen und darauf zu kratzen. Die beiden Lohäuser hatten als Knaben erst Posthorn und Klarinette lernen sollen, die Arbeit aber frühzeitig eingestellt.

Solch' ideale Jugendbestrebungen kamen ihnen jetzt im Unglück zu Statten und liehen ihnen den Vorwand, einen dauernden Verband zu bilden und das Land nach Brot und Abenteuern zu durchstreifen.

Brandolf seinerseits, der an einem Fenster des Posthauses saß und durch das an demselben herabrieselnde Regenwasser nach den drei grauen Brüdern hinausschaute, konnte nicht im Zweifel sein, wen er da vor sich sehe. Schrecken und Sorge um seine Braut waren die erste Wirkung des unwillkommenen Anblickes. Sie ahnte nicht, daß ihr böses Schicksal so nahe um sie her schweifte. Dann stieg der Zorn mächtig in ihm auf und er verspürte Lust, die Peitsche seines Kutschers zu nehmen, hinauszugehen und auf die drei Menschen einzuhauen. Je länger er aber hinsah, desto milder wurde die gewaltsame Stimmung und verwandelte sich zuletzt in eine launige Genugthuung, als er sich doch überzeugen mußte, wie übel es den Kumpanen erging. Er sah, wie der schlechte Schwendtner einmal um's andere die gerötheten Augen wischte und sich an seinem durchlöcherten Schuhwerk zu schaffen machte, in welches er ein Stückchen Birkenrinde schob, das er vor dem Schuppen fand, während die Lohäuser aus dem Schnappsack einige Brotrinden hervorsuchten und daran kauten, dann aber einen weggeworfenen Cigarrenstummel aus dem Straßenkoth holten, abwischten und abwechselnd rauchten; denn die Hallunkenliebe zwischen ihnen schien geblieben zu sein.

Nach ungefähr einer halben Stunde, während es in Strömen fortregnete, war in Brandolfs Gedanken ein mehr lustiger als gewaltthätiger Rache- und zugleich Befreiungsplan fertig, der sich um den Beschluß drehte, das Kleeblatt auf seine Weise zur Hochzeit zu laden. Und unverweilt machte er sich an die Ausführung. Er hatte einen anschlägigen und getreuen Knecht vom väterlichen Gute bei sich, der Jochel hieß und mit ihm aufgewachsen war, auch in früheren Jahren manchen närrischen Streich mit ihm bestanden hatte. Diesen Jochel zog er jetzt in's Vertrauen und unterrichtete ihn, wie er die drei Musikanten sich merken und ihre Spur verfolgen müsse, damit er zur rechten Zeit sich in geeigneter Verkleidung an sie machen und in die heimathliche Gegend locken konnte, mit der Aussicht auf ordentlichen Gewinn und gutes Leben. Denn es handelte sich darum, sie am Tage der Hochzeit und des Winzerfestes zur Hand zu haben, ohne daß sie wußten, was vorging.

Es gelang auch der Schlauheit des guten Jochel so vortrefflich, daß er sie bis zum rechten Zeitpunkt richtig auf den Platz brachte, das heißt in ungefährliche Nähe, wo ihnen der Mund wässerte, den Jochel vor der Hand mit einem und andern Kruge Most erquickte und diesen wieder mit einem Gläschen Branntwein abwechseln ließ. Sie übten dabei wohlmeinend ihre grausigen Harmonien, da sie allen Ernstes glaubten eine Hauptrolle spielen zu müssen bei irgend einem dummen Teufel von Gutsbesitzer, und die Geistertöne drangen schon unheimlich über den

Wald her, hinter welchem sie verborgen saßen. Inzwischen hatte die Weinlese seit einigen Tagen begonnen und nahte dem Schlusse. Außer den eigenen zahlreichen Werkleuten waren viele fröhliche Bauernjungen und Mädchen zugezogen; die Herrschaftshäuser von Köchen und Köchinnen, Aufwärtern und andern Dienern aus der Stadt besetzt und ein Theil der Hochzeitsgäste auch schon eingerückt, während eine gute Ballmusik noch erwartet wurde.

So kam nun der große Festtag heran, von der goldig mildesten Octobersonne geleitet, welche einen Duftschleier nach dem andern von der Erde hob und zerfließen ließ, bis alles Gelände mit Bäumen und Hügeln in warmem Farbenschmucke erglänzte und die Ferne ringsherum in geheimnißvollem Blau eine glückverheißende Zukunft darstellte. Im Hauptgebäude war Vormittags die Trauung, bei welcher schon die feine Musik aus den offenen Fenstern tönte. Dann folgte das Festmahl der Hochzeitgäste, während die Winzer und die eingeladenen Landleute im Freien tafelten und nach einer tapfern Landmusik bereits tanzten. Gegen Abend jedoch, als die Sonne immer lieblicher ihre Bahn abwärts ging, fand nun der große Aufzug der Winzer statt, an welchem die drei Cujone mitzuwirken berufen waren. Der Zug bestand freilich in nicht viel anderem, als daß die Winzer und Kelterer in allen möglichen Vermummungen, mit ihren Geräthschaften klopfend, unter dem Voraustritte ihrer Musik an den Herrschaften vorüber zogen, die am Eingange des Parkes auf einem erhöhten Brettergerüste standen, in dessen Mitte ein aus Epheugeflechten errichtetes Tempelchen Braut und Bräutigam und den alten Herrn besonders einfaßte. Doch entwickelte sich der Zug malerisch genug unter den hohen Bäumen hervor, und Brandolf hatte dafür gesorgt, daß durch allerhand buntes Zeug, ein Dutzend Thyrsusstäbe, Schellentrommeln, Satyrmasken und vorzüglich durch eine Anzahl artiger Kindertrachten, welche die Zeit der Traubenblüthe vorstellten, Abwechselung und Farbe in die Sache kam. Das Ganze drückte das Vergnügen eines guten Weinjahres aus; der Schluß hingegen war der Verachtung vorbehalten, die einem schlechten Weinjahre unter allen Umständen gebührt. Die drei Teufel eines solchen: der Teufel der Säure, derjenige der Blödigkeit und der Teufel der Unhaltbarkeit wurden rückwärts an den Schwänzen herbei und vorübergezogen und mußten durch ihre Musik das Gift und das Elend eines schändlichen Weines ausdrücken.

Das waren eben unsere drei Herabgekommenen. Man hatte denselben, um ihnen jeden Argwohn zu benehmen, den Charakter ihrer Rolle offen mitgetheilt. Sie wußten auch, daß eine Hochzeit da war; allein Jochel hatte ihnen so unbefangen einen falschen Namen der Braut genannt, auf den sie überdies kaum achteten, daß sie ihre wahre Lage bis zum letzten Augenblicke nicht ahnten. Dennoch wollte ihr gutes Herkommen und adeliges Blut sich empören, als sie eingekleidet und sozusagen angeschirrt wurden. Man hüllte sie nämlich in grau und schwarz gefleckte Ziegenfelle, schwärzte ihnen die Gesichter und setzte ihnen Ziegenhörner auf den Kopf. An ihren Hinterseiten waren Kuhschwänze sehr stark befestigt, alle drei Schwänze zusammengebunden und an ein langes Heuseil geknüpft; an dieses Seil aber stellten sich links und rechts an die zwanzig kräftige Jünglinge in Küfertracht mit dichten Weinlaubkränzen auf den Stirnen,

und zogen das Seil an, um die drei Teufel im Triumphe rücklings über den Schauplatz zu schleppen. Wie gesagt, wollten diese sich zuerst störrisch zeigen; allein die fünf Thaler Lohn, die jedem versprochen waren, überwanden den Widerstand. So kamen sie denn auch heran; immer rückwärts hopsend und stapfend, durften sie keinen Augenblick stille stehen; hinter ihrem Rücken hörten sie die vordere Musik, das Singen, Jauchzen und Trommeln der Winzer und Bacchanten, ohne zu wissen, wohin sie kamen; sie hörten das Schreien und Lachen des Volkes am Wege und sahen endlich die Reihen der geschmückten Hochzeitsgäste, welche in die Hände klatschten und Beifall riefen. Mit Schweißtropfen auf der rußigen Stirne kratzte der Herr Rittmeister von Schwendtner erbärmlich an seiner Geige und bliesen die Lohäuser in ihre gesprungenen Röhren, bis sie unversehens vor dem Epheutempelchen anlangten, in dem die Braut stand, lieblich in ihrem wehenden Schleiern, und im Glanze der Abendsonne, die auf ihrem Diamantenschmucke funkelte. Jochel, der das Seil lenkte, hieß dasselbe ein wenig nachlassen, damit die Gehörnten stehen bleiben konnten. Alle drei erkannten augenblicklich die ehemalige Frau und die Schwester; aber sie glaubten zu träumen. Sie ließen die Instrumente sinken und starrten gleich irrsinnigen Menschen hinauf, wo sie stand und ihnen lächelnd zunickte; denn sie wußte nicht, wen sie vor sich sah, und glaubte, auch diese Gestalten seien bestrebt, ihren Ehrentag mit den ungeberdigen armen Späßen zu feiern. Brandolf und der alte Herr aber klatschten fest in die Hände und riefen: „Gut, gut so, ihr Leute!“

Wie träumend griffen sie an ihre Hörner, dann hinten an die Schwänze, wo sie sich gebunden fühlten; dann blickten sie wieder an das Zauberbild der verrathenen Schwester, der Gattin hinauf; das böse Gewissen ließ sie aber den Mund nicht öffnen, und eh' sie sich besinnen konnten, ließ Jochel das Seil wieder anziehen, daß sie die rückspringende Procession fortsetzen mußten. Der Zug ging um das Haus herum, auf dessen hinterem Balkone die Stadtmusik stand und ihn begrüßte. Dann mündete er in den Park und erschien zum zweiten Male vor der Herrschaft und ging vorüber. Wieder ließ man die drei Unholde einen Augenblick vor der Braut still stehen und wieder mußten sie weiter stolpern und immer lauter und betäubender wurde der Lärm und der Jubel. Allein Brandolf winkte, und zum dritten Male wiederholte sich die Scene. Die armen Teufel merkten, daß sie abermals vorgeführt wurden, und suchten seitwärts mit Gewalt auszubrechen. Denn trotz ihrer Verkommenheit empfanden sie den Verrath und Hohn, dem sie verfallen waren, mit dem Stolze der früheren Tage. Doch die unbarmherzige Kraft des Seiles hielt sie fest, und sie standen abermals vor der Braut und sie stierten abermals zu ihr hinauf. Sie knirschten und stöhnten und ballten die Fäuste. Da warf Brandolf drei Louisd'ors, jeden in ein Papierchen gewickelt, hinunter, und blitzschnell haschten sie darnach wie drei Affen, denen man Nüsse zuwirft. Es schien ihnen jetzt doch möglich zu sein, daß man sie nicht kenne.

Indessen winkte Brandolf wieder, Jochel zog das Seil an und der Spuk verschwand endlich. Sie wurden aber nicht losgelassen und auch nicht zu dem Volke gebracht, das sich wieder zu Schmaus und Tanz begab, sondern Jochel führte sie und die zwanzig Küser nach einer entfernt gelegenen Schenke, um die

Teufelsgruppe dort extra zu bewirthen. Nur mußten die drei Gehörnten jetzt vorwärts gehen und musiciren, indessen die Küfer hinter ihnen das Seil hielten. Darüber wurde es dunkel, und als die wunderliche Gesellschaft bei der Schenke anlangte, sah man in der Gegend des Winzerfestes drüben ein herrliches Feuerwerk gen Himmel steigen. Die Teufel wurden jetzt endlich mit ihren Schwänzen losgebunden, blieben aber fortwährend von den kräftigen Burschen umringt und Jochel ging nicht von ihrer Seite, so daß sie nicht die geringste Gelegenheit fanden, ein einziges Wort unter sich zu reden. Indessen erlabten sie sich, ihre innere Zerstörung vergessend, an dem reichlichen Essen und Trinken, das aufgesetzt wurde, bis Jemand das Fenster öffnete und nach dem Herrschaftshause hinwies, dessen Fenster alle von Licht strahlten, während eine prächtige Ballmusik durch die stille Nachtluft deutlich, aber fein gedämpft, herübertönte.

Ob dem Hause standen die schönsten Sterne, was freilich die Teufel nicht rühren mochte; denn wenn sie für dergleichen Gefühl gehabt hätten, so wären sie jetzt nicht hier gewesen. Nur der weiche, vornehme Klang der Violinen verletzte ihnen das Herz, weil er sie an bessere Zeiten erinnerte und sie sich die Schwester und Gattin vorstellen mußten, wie sie in diesem Augenblicke im Reigen dahinschwebte. Um die Noth ihres Inneren zu ersäufen, überließen sie sich um so gieriger dem Getränke, das ihnen Jochel rückhaltlos einschenkte. Als er sie für betrunken genug hielt, fing er an, sie zu necken und zum Zorn zu reizen, Andere folgten und zerrten sie an den Schwänzen, worauf sie unverweilt um sich schlugen und eine schöne Prügelei anhuben.

In diesem Augenblicke erschienen zwei Gensdarmen, die im Hause darauf gewartet hatten, und eh' eine Viertelstunde verflossen war, saßen die drei Landstreicher festgemacht auf einem Leiterwagen, und zwei Stunden später in der Nacht im Gefängnißthurme der Kreishauptstadt. Es erging ihnen jedoch nicht so übel. Vielmehr wurden sie am Morgen vorgerufen und befragt, ob sie, mit Kleidern, Wäsche, Reisegeld und Schriften hinreichend versehen, unter Ueberwachung der Polizei nach der neuen Welt auswandern wollten, und drei Tage nachher reisten sie schon in Begleit eines Polizeiagenten, der Geld und Pässe auf sich trug, nach Bremen. Der Agent verließ sie erst in dem Augenblicke, als das Schiff die Anker lichtete.

Hedwig erfuhr den ganzen Hergang erst, als sie eines Tages, ein schönes jähriges Knäblein auf dem Schoße haltend, die Sorge aussprach, daß das Kind einst seinen bösen Oheimen in die Hände laufen oder gar die Bekanntschaft des häßlichen Schwendtner machen könnte. Brandolf's Vater wurde achtundachtzig Jahre alt und versicherte, dies verdanke er nur der Lebensfreude, welche von der stillen Gesundheit der Frau Tochter ausströme. So verschieden ist es mit der Dankbarkeit des Bodens beschaffen, in welchen eine Seele verpflanzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Guizot im Privatleben.

Von

Karl Hillebrand.

Die älteste Tochter Guizot's, Mme. Conrad de Witt, hat ihren Vater, von dem man nicht eben sagen kann, daß „sein Charakterbild in der Geschichte schwanke", auch unseren Herzen menschlich näher bringen" wollen [1]). Ein höchst erklärlicher Wunsch, und ein gerechtfertigtes Unternehmen, wenn anders der Erfolg zur Rechtfertigung genügt; das Buch hat in wenig Monaten vier Auflagen erlebt und ist auch schon in's Englische übersetzt worden, — zu welchem Zwecke ist nicht recht erfindlich; denn wer sich genugsam für Guizot's Persönlichkeit interessirt, um einen ganzen Band über sein Privatleben zu lesen, bei dem darf man ja wol auch eine gewisse Kenntniß des Französischen voraussetzen; und, wenn man diese Seiten ihres glänzenden französischen Gewandes entkleidet, so bleibt eben doch gar wenig übrig, dürfen wir vorausgreifend wol hinzufügen. In der That hat die Tochter ihrem Vater das Geheimniß des vornehmen, imponirenden Stils wohl abgelauscht und die wenigen Stellen, wo sie selber spricht, fallen keineswegs ab gegen die neun Zehntel des Buches, welche aus Briefen und Aufzeichnungen von Guizot selber bestehen. Ist es erlaubt anzumerken, daß Mme. de Witt in dieser Selbstverleugnung des Guten zuviel gethan hat? Die meisten dieser Briefe haben ja für's große Publicum nicht das Interesse, das sie für die Kinder und Freunde haben. Sie sind manchmal sogar nicht nur etwas lang, sondern auch etwas langweilig, wenn man von einem hohen Herrn der Geschichte so ungenirt reden darf. Hie und da ein wenig Erzählung von Thatsachen würde uns von den vielen Worten ausgeruht, vielleicht auch gründlicher über die Gesinnungen des Helden aufgeklärt haben, als alle jene Worte es thun; und Mme. de Witt erzählt gut. Wer aber nicht eine ungefähre Kenntniß von Guizot's Leben und Beziehungen mitbrächte, würde sich aus dem hier gebotenen Material kaum eine Vorstellung der Verhältnisse machen können, in denen

[1]) Mme. de Witt, née Guizot. Monsieur Guizot dans sa famille et avec ses amis (1787—1874). Quatrième édition. Paris. Hachette. 1880.

er sich bewegte. So wäre es z. B. doch nicht unwichtig zu erfahren, daß die erste Mme. Guizot fünfzehn Jahre älter als ihr Mann war, oder daß dieser, ehe er, ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling, die Professur der Geschichte an der Sorbonne erhielt, Hauslehrer beim ehemaligen Schweizer Gesandten, Herrn Stapfer, war. Jene Thatsache wird aber nur angedeutet — „die Verschiedenheit der Herkunft und der Erziehung gab ihnen oft weit mehr als die Verschiedenheit des Alters verschiedene literarische Ideen ein" —; diese wird verschleiert, als ob es nicht etwas äußerst Ehrenvolles wäre: „Mit einer Güte, die mein Vater nie vergaß, begnügte sich Herr Stapfer nicht damit, ihm mit seiner Erfahrung und seinem Rath an die Hand zu gehen; er zog ihn auch zu sich in seine Familie, erlaubte ihm lange Monate in seinem Landhause bei Paris zuzubringen." Ist das wirklich klar für den Nichtunterrichteten?

Auch aus Guizot's eigenen Briefen, die, wie gesagt, den bei Weitem größten Theil des Buches ausmachen, erfährt man wenig Thatsächliches; und es treten die Menschen, von denen oder mit denen er redet, darin ebensowenig hervor als in seinen Geschichtswerken und Denkwürdigkeiten: es sind Alles Schatten, weniger als Schatten, psychologische Analysen, — treffliche, genaue Analysen, Analysen immerhin, keine Anschauungen. Vielleicht auch kommt diese schattenhafte Allgemeinheit der Charakterzeichnung hier daher, daß die dem Minister im Privatleben Nahestehenden eben keine Persönlichkeiten waren. Die, welche wirklich Jemand (quelqu'un) waren, wie die Franzosen sagen, die treten selbst in den stumpfen Umrissen der Guizot'schen Zeichnung hervor: so die edle, bleiche Jünglingsgestalt seines Sohnes erster Ehe, der ihm in der Blüthe der Jahre wegstarb; so die alte Hugenottenmutter, die dem ganzen zukünftigen Leben des Schriftstellers und Staatsmannes seine Prägung gab. Noch ein andrer Charakter tritt lebendig vor uns, freilich nicht aus Guizot's oder seiner Tochter Beschreibung, sondern aus den eignen Briefen, eine wahre Entdeckung für uns Nachgebornen: das ist Mlle. de Meulan, eben jene erste, soviel ältere Frau Guizot's, seine Rahel. Ihre, leider gar zu spärlich mitgetheilten, Briefe sind bezaubernde Ergüsse eines frischen Geistes und eines frischen Gemüthes: es ist eine Lebhaftigkeit der Eindrücke, eine Wärme des Gefühls, eine Eigenthümlichkeit der Sprache in jenen Bruchstücken, nach denen wir anderswo in dem ganzen Bande vergebens suchen. So farblos und indirect Guizot's eigne Liebesbriefe sind, — wenn man das heitre Wort auf die Amplificationen des jungen Greises anwenden darf, — so hell und direct sind die seiner Gattin. Und welche Weiblichkeit in dem vermeinten Blaustrumpf! Welche Lebensklugheit! Wie sie ihm liebenswürdig den Kopf zurecht setzt, wenn er mit fünfundzwanzigjähriger Principienfestigkeit auf seiner Unabhängigkeit vom Publicum besteht: „Sind wir denn wirklich so sicher, selbst nach langem Nachdenken, daß die Kenntniß andrer Ansichten, auch falscher, Nichts an den unseren ändert, wäre es auch nur, indem sie die Geburt neuer Ideen in uns fördert?" Oder wenn er das Vertrauen in die Menschen verliert, weil ihm irgend Jemand einen schlechten Streich gespielt: „Und dann muß ich dir sagen, ich weiß nicht recht, was das heißt, kein Vertrauen mehr in die Menschen zu haben; man hat ja nie ein Vertrauen, das ihnen angehört; man hat Vertrauen in sein eignes Urtheil, das sie unter Andern

ausgewählt; hat man sich getäuscht, so hört man auf, sich selbst zu trauen. Jene verlieren dabei Nichts und man selber gewinnt etwas dabei: die Gewohnheit zweimal zuzusehen." Und wie reizend ist das weibliche Schwächegefühl, mit dem sie sich an den jungen Mann anlehnt; wie wahr, aus dem tiefsten Herzen gesprochen, ihre Seufzer der Entmuthigung, ihr Bedürfniß aus sich herauszutreten, das Leben ein wenig zu genießen, nach so langer arbeitvoller Concentration. Die wenigstens schämt sich nicht, wie alle andren Personen dieses Kreises, unvollkommen zu sein — a-t-on gagé d'être parfaite? fragte Mme. de Lafayette, die eben doch auch bei all' ihrer Tugendsamkeit „ein thöricht furchtsam Weib" zu bleiben geruhte; — des jungen Gatten lange wortreiche Briefe sind dagegen stets nur Variationen über alte empfindsame Gemeinplätze: „Wenn du nicht da bist, so fehlt mir ein Theil meiner selbst und ich suche überall diese meine Hälfte, deren Abwesenheit die andre schmachten macht, wie die Seligen schmachten würden, welche den Himmel gekannt hätten und von ihm getrennt worden wären; u. s. w." Erinnert Mlle. de Meulan an Rahel, so ist Guizot hier der reine Varnhagen, noch dazu ohne die deutsche Geistesfreiheit Varnhagen's; allerdings aber ist er hier noch nicht der Mann, der, wie er auch sein mochte, im handelnden Leben ein Dutzend Varnhagens aufwog.

Ich sagte, die hier veröffentlichten Stellen aus Guizot's Briefen gäben wenig Thatsächliches; ich hätte hinzufügen sollen, daß das Wenige, was sie geben — über den neuen Anstrich seines Landhauses z. B. oder den Ankauf eines Pferdes und andre Ausgaben, — eben durchaus nicht interessant ist. Im Uebrigen bekommen wir nur Gefühle und Gedanken, oder, besser gesagt, Worte über Gefühle und Gedanken. Dieser Umstand nun erschwert die Besprechung eines solchen Buches ungemein. Wir haben es mit einer Dame zu thun; das Gefühl, das ihr die Ausarbeitung dieses Buches eingegeben, ist ein so natürliches, schönes; Guizot selbst ist in seinem Privatleben ein so durch und durch achtbarer Charakter, daß man nur ungern seine innerste Meinung ausspricht, so oft sie dem Eindrucke, den die pietätvolle Verfasserin hat hervorrufen wollen, entgegenläuft. Hätte Mme. de Witt ihr Buch als Manuscript für den Freundeskreis gedruckt, so würde kein wohlerzogner, geschweige denn ein feinfühlender Mensch, dem ein Exemplar in die Hände fiele, es vor das Tribunal der Oeffentlichkeit bringen wollen: es läge darin eine unentschuldbare Taktlosigkeit, fast Roheit. Aber das Buch hat selbst die Oeffentlichkeit gesucht, es hat sich auf den Markt gedrängt und damit hat es die Kritik herausgefordert. Es verschwindet die Tochter; und es bleibt nur die Schriftstellerin, die Porträtmalerin wenn man so will, die ihr Bild auf die Ausstellung geschickt hat; wenn wir vorübergingen, als hätten wir's nicht gesehen, oder es mit einem banalen Complimente abthäten, so hätte sie das Recht, sich über Geringschätzung zu beklagen: Geringschätzung aber ist das letzte Gefühl, das uns die Malerin und ihr Modell einflößen.

Fragen wir uns nun aber, ob das Bild auch ähnlich ist, so geht's uns hier wie so oft im Leben: der Maler hat das Gesicht so gesehen, wir aber, die Welt, sehen es anders. Dem kann freilich die Verfasserin entgegnen, das habe sie vorausgesehen, deshalb lasse sie ihren Helden meist selbst reden. Aber wenn

wir nun diese seine eignen Reden ebenfalls anders lesen als die Tochter, was können wir dafür? Die Nächststehenden sind ja durchaus nicht immer die, welche am klarsten sehen: Liebe, Dankbarkeit, Ehrfurcht, Bewunderung — Gewohnheit auch — verwischen die Züge, welche dem Fremden zuerst auffallen und oft die charakteristischsten sind. Wenn selbst Mme. Pauline Guizot, die realistische Menschenkennerin, ihren jungen Gatten nur mit den Augen der Liebe sehen kann, wie sollte die Tochter den Vater anders sehen? „Wenn ich an die Vorstellung denke, welche viele Leute sich von Dir machen," schreibt die erste Frau Guizot, „an den Hochmüthigen, den Ehrgeizigen, das kalte Herz, den berechnenden Kopf, so stellt mir das einen so sonderbaren Gegensatz vor, daß ich mich nicht einmal über solche dumme Urtheile ärgern kann." Und vierzig Jahre später klagte Guizot selber über Renan, der aus ihm „jene tragische, einsame, angespannte Figur mache, welche wol zur Sage werden würde, falsch wie alle Sagen". Ja und nein. Die Sage ist immer falsch in ihren Ausführungen; sie hat aber stets einen wahren Kern. Die reine Erfindung wird nicht zur Sage. Wenn kein Fond von Ehrgeiz, Hochmuth und Kälte in dem Manne gewesen wäre, wie sollte er auf alle Zeitgenossen, als dreißigjähriger Jünglingmann, wie als greiser Achtziger, denselben Eindruck hervorgebracht haben? Wenn seine Natur keine „angespannte" (tendue), sondern eine unmittelbare gewesen wäre, wie sollten wir das nicht aus den Briefen herauslesen, die er an Mutter, Frauen und Töchter schrieb und die uns hier, ich möchte fast sagen, aufgedrungen werden? Er wußte sich, die Seinen wußten ihn frei von Standeshochmuth, wußten wie gründlich und aufrichtig er äußere Auszeichnungen verachtete — war er nicht immer einfach Herr Guizot geblieben, trotz aller Grafen- und Herzogstitel, die ihm sein König angeboten und die wenige Franzosen auszuschlagen den Muth gehabt hätten? — sie wußten, daß er nie seinen Vortheil an Geld und Gut bedacht, geschweige denn klug und kalt berechnet hatte. Aber es gibt auch einen Hochmuth der Tugend und der Intelligenz, es gibt einen Ehrgeiz, dem nur mit der Macht, nicht mit „Ehren" gedient ist, eine Berechnung, die das spontane Handeln und Fühlen nicht aufkommen läßt, ohne daß sie darum gemeinem Gewinn nachginge: und Alles das ist ja sehr berechtigt, zum Theil sogar geboten; wir aber sind ebenfalls im Rechte, wenn uns die Leute lieber sind, die sich auch einmal gehen lassen, die auch einmal die Zügel aus der Hand legen und die Herrschaft der Welt vergessen können, die auch einmal mit dem Dummkopf und dem Lumpen als mit einem Daseinskameraden umzugehen wissen.

Daß Guizot Weib und Kind geliebt, aufrichtig geliebt, wer hat je daran gezweifelt? Wie gut und hilfreich er gegen die Verwandten seiner beiden Frauen war, erfahren wir hier auf die angenehmste Weise, d. h. beiläufig, fast zufällig und ohne daß es dem Helden auf die Liste seiner Verdienste gesetzt würde. Daß er auch tiefer Schmerzen fähig war, sehen wir aus den Briefen über den Verlust seines Sohnes, sowol im Augenblick als viele, viele Jahre nachher: die Wunde vernarbt nicht; so oft er von dem Jüngling spricht, der ihm so früh geraubt wurde, zittert seine Stimme, als ob Thränen darin wären; hatte er doch mit jenem Verluste für sein Leben lang „jedes Gefühl der Sicherheit verloren", wie er

in einem Briefe an Madame Austin schreibt. In andern Fällen dagegen sind seine Schmerzen, so aufrichtig sie auch im Gefühl sein mögen, im Ausdruck so banal, wie jene seine Liebesergüsse; einen Aufschrei aus klaffendem Herzensriß, wie den Lessing's beim Tode seiner Frau und seines Söhnchens, bekommt man nie zu hören. Uebrigens geht uns alles Das eigentlich nichts an. Die einzige Frage, die uns beschäftigen darf ist die, ob die neue Veröffentlichung das Bild wesentlich verändert, das Mit- und Nachwelt sich von Guizot gemacht haben. Dergleichen ist ja sehr denkbar. Wer weiß nicht, daß Goethe, welcher sich von seinem dreißigsten Lebensjahre ab mit „Circumvallationslinien" gegen die Zudringlichen umgeben mußte, von diesen Herren, die meist eine Feder führten, als ein kalter, hochmüthiger Aristokrat dargestellt ward und wie das Bild des alten steifen Geheimraths sich auf Jahrzehnte in der Volksphantasie erhalten hat. Als nun aber die Briefe an Auguste von Stolberg, an Charlotte von Stein, als nach und nach alle Zeugnisse aus der Jugendzeit an den Tag kamen, da begannen selbst die Blöden — die Sehenden hatten ja nie daran gezweifelt, daß der Dichter des Werther und der Lieder „Gemüth" gehabt — zu begreifen, was der junge Goethe gewesen, welche stürmisch-bewegte, zart-empfindsame, frisch-gesunde Natur da wogte, welche Wärme, welche Herzensgüte in dem Manne noch fortlebten, nachdem er längst mit Bedacht die Eisrinde um sich gelegt. Wie sogar noch in den letzten Lebensjahren diese Rinde sofort aufthaute, wenn nur eine wirklich warme Hand ihn berührte, das wissen wir jetzt ja auch, nachdem uns Felix Mendelssohn's und so vieler Andrer Aufzeichnungen zu Hand gekommen sind. Findet nun ein Aehnliches bei Guizot statt? Da muß denn eben, wohl oder übel geantwortet werden: Nein. Der Mann war mit zwanzig, ja mit fünfzehn Jahren, was er mit siebenundachtzig war: ein guter Sohn, wie er ein guter Gatte und Vater werden sollte; ein unbescholtener Mann, wie er ein gewissenhafter Schüler gewesen war: eine sympathische, ursprüngliche Natur war er nie. Und Das gilt vom Geistigen, wie vom Gemüthlichen.

Ein Brief an die Mutter vom Jahr 1806 — Guizot war 1787 geboren — zeigt ihn uns schon genau so wie er sein Leben über war: eigensinnig — er rühmt sich dessen selber — und streng, ja herb. „Man hat der Tugend ein ewiges Lächeln leihen wollen und man hat ihr alle ihre Kraft genommen", meint er vom 18. Jahrhundert. „Man war so liebenswürdig, daß man aufgehört hatte tugendhaft zu sein ...... Ich kann mich des Unwillens nicht erwehren, wenn ich sehe, wie man sich fortwährend bemüht hat, der Tugend ihre Dornen wegzunehmen." Solcher Ton ist natürlich bei der Jugend, die gerne abspricht und bei welcher Unduldsamkeit fast eine Tugend ist: auch war die Reaction gegen das tolerante Jahrhundert in der Luft; aber was soll man dazu sagen, wenn die Erfahrung eines langen und bewegten Lebens solche Härte nicht nur nicht mildert, sondern schärft; wenn Tugend und Religiosität nicht Mitleid und Nachsicht, sondern nur Stolz und Strenge im Gefolge haben? Madame de Witt sagt einmal von ihrer Großmutter: „Die unvergleichliche Hingebung Madame Guizot's ließ sich nicht oft zu Liebkosungen herbei (ne s'abaissait pas souvent aux caresses); es war kein Raum darin für die Schwäche." Dasselbe möchte man von der Tugend des Sohnes sagen, denn von

Hingebung kann und braucht ja wol bei einem Manne nicht die Rede zu sein. Bei der Mutter aber ist diese düstere Art weniger verletzend als beim Sohne, weil die Lebensereignisse sie erklären. Sie ist in der Provinz, im engen Kreise des gedrückten, fast versteckten Hugenottenthums des vorigen Jahrhunderts aufgewachsen und, obschon sie als Mädchen lebhaft, heiter und lebenslustig gewesen zu sein scheint, so mußten doch die strengen Grundsätze protestantischer Moral ihr zur andern Natur geworden sein. Sie hatte sich in einziger Liebe dem gleichaltrigen Gatten angeschlossen und mußte ihn nach sieben Jahren geeinten Daseins, noch immer fast ein Jüngling, auf's Schaffot steigen sehen: wie sollte so Ungeheures nicht einen unverscheuchbaren Schatten auf ihr Leben werfen? Zugleich raubte ihr der Tod geliebte Schwestern, die Genossinnen ihrer Jugend. Ein einsames Wittwenleben, eingeschränkt, fast dem Bedürfniß ausgesetzt, dann die lange, lange Trennung vom Sohne warfen sie auf sich selbst und die Betrachtung ihres Kummers zurück. „Der Eindruck meines Leides hat sich nie verwischt", schrieb sie noch lange nachher mit einem Tone, aus dem man die Wahrheit gar wohl herausfühlt. Und: „ich gehe zu ihm", waren die letzten Worte der achtzigjährigen Greisin; auf ihrer Brust ruhte noch der letzte Brief des Jugendgemahls — *κουρίδιος σποσις* — dessen Haupt vor mehr denn fünfzig Jahren gefallen war. Der Sohn aber lebte seit seinem achtzehnten Jahre in Paris, in der anregendsten Umgebung, unter dem Eindruck der größten Ereignisse. Alles glückte ihm: mit fünfundzwanzig Jahren nahm er einen Lehrstuhl an der ersten wissenschaftlichen Anstalt Frankreichs ein, in welche die berühmtesten Gelehrten nicht vor fünfzig Jahren einzudringen pflegen; und er verdiente die Gunst, die ja zuweilen so viel besser urtheilt als die vox populi oder gar die Concursprüfung; Glück war's immerhin und wol dazu angethan den, der es erfuhr, in eine heitere Stimmung zu versetzen. Zwei Jahre später nahm der junge Mann gar eine der einflußreichsten Stellungen im Staate ein, ward — trotz seines Protestantismus — Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern, an dessen Spitze ein geistlicher Herr stand, und bald darauf Staatsrath. Wol verlor er seine innig geliebte Frau; aber er fand doch die Kraft in sich, im nächsten Jahre wieder zu heirathen, wie sie selber ihm gerathen und wie's sehr natürlich war, denn ein Mann lebt noch weniger für das Andenken einer Frau allein, als er ausschließlich für die Liebe der Gegenwärtigen gelebt hat. Sonst aber lächelte ihm bis in die Mitte des Lebens Alles, selbst — wer sollte es glauben? — die Volksgunst. Nahrungssorgen hatte er nicht. Vom Kampf um's Dasein hatte er bis dahin nur die Seite der Erfolge, d. h. die anregende und ermunternde, erfahren. Da muß denn doch die Härte wol im Charakter selber gelegen, kein Ergebniß der Umstände gewesen sein. — Und dann: seine Mutter konnte doch munter sein: „ein Untergrund natürlicher Heiterkeit trat zuweilen wieder hervor", sagt die Enkelin selber. Der Sohn ist immer ernst, ja traurig, wie alle Menschen, die nicht aus ihrem Ich herauskommen können — Kinder aber sind nur ein fortgesetztes, die Angehörigen nur ein erweitertes Ich für solche Menschen. Wie es seinem Geiste an aller Ironie fehlte, so seinem Gemüthe an allem Frohsinn. Seine Mutter endlich gehörte einer andern Zeit an: „in ihrer alten und einfachen Tracht, mit dem starken und tiefen, zärtlich-ernsten

Gesichtsausdruck, der mich an die Mütter von Port Royal erinnerte.... glaube ich sie noch in dem Salon des Ministers zu sehen, den sie nur durchstreifte und worin sie den Glauben, die Schlichtheit, die fortlebenden Tugenden der Verfolgung und der Wüste darstellte". So der Geschichtschreiber von „Port Royal"[1]). Der Sohn aber war nicht der Mann der „Wüste", sondern des öffentlichen Lebens und im Kampfe dieses Lebens focht er wahrlich nicht auf Seiten der Unterdrückten. Auch steht die Politik nicht auf dem absoluten Standpunkt, auf den sich die Religion stellt: sie ist gezwungen, Zugeständnisse an die Schwächen, ja an die Schlechtigkeit der Menschen zu machen, wie denn auch Niemand je besser als Guizot verstanden hat, solche Zugeständnisse zu machen, während er die eigenen Hände peinlich rein hielt. Der Unbestechliche hat nie angestanden zu bestechen, wenn es, nicht etwa Gott und das Evangelium, sondern die Politik König Louis Philipp's und Herrn Guizot's zu erfordern schien. Wer das Leben so von seiner schmutzigen Seite kennen gelernt, der mag ein Recht haben die Menschen zu verachten; aber dann muß er mit seinen eigenen Werkzeugen anfangen, nicht mit seinen Gegnern: Guizot hat stets das Gegentheil gethan.

Kein Zweifel, die Gesellschaft, in der sich Guizot bewegte, hatte unendlich mehr Bildung, sie war vor Allem eine anständigere, in einem Sinne auch sittlich reinere als die, welche seit seinem Sturze an's Ruder gekommen ist. Es waren keine Zigeuner und Abenteurer, Wirthshausjünger und Spieler wie die, welche im Gefolge der Februarrevolution und des Staatsstreiches auf die Oberfläche kamen; es waren fast durchgängig Leute von regelmäßigem Lebenswandel und geordnetem Hauswesen; was sich aber unter diesen bürgerlich-gesitteten Formen an Egoismus, Ehrgeiz, Gewinnsucht, oft auch an niederer Genußsucht barg, das focht den Mann nicht an, der nie die Dinge nach ihrem Wesen fragte, so lange es ihm bequem war, sich an der Oberfläche zu halten. Genug, diese Oberfläche war respectabel. Guizot, ganz ein Mann der Convention, hielt ebenso strenge auf die Achtung der gesellschaftlichen als der religiösen Vorurtheile; ein Mädchen, das sich herausgenommen hätte ohne die Bewilligung von Papa und Mama zu lieben, wäre ihm schier so verächtlich geschienen als ein Mann, der außerhalb einer Kirche fromm zu sein sich erlaubte. Ueberhaupt war er schnell bei der Hand mit dem Verachten, wie mit dem Geringschätzen. Es gibt Leute, wie Voltaire z. B., die in der Theorie Menschenverächter sind, im Gefühl und der That aber immer Menschenfreunde und für die selbstverschuldetes Unglück nicht weniger mitleidswerth ist, als unverschuldetes. Bei Guizot hört man fast nie die Stimme des Mitleids, während ein moralisches Verdammungsurtheil ihn nie etwas zu kosten scheint: die Worte Christi von der Ehebrecherin und gar die von der Sünderin scheinen in seiner Bibel nicht zu stehen.

War er nun gegen Andre streng, so war er allerdings auch mit sich selber

[1]) Die französischen Hugenotten versammelten sich während des 18. Jahrhunderts an entlegenen Orten, „der Wüste" (le désert), um das Wort Gottes von ihren Predigern zu hören. In Port Royal nannte man désert, was die andern Katholiken retraite nennen, d. h. die zeitweilige Absonderung von allem Verkehr, um allein dem Gebete und frommen Uebungen zu leben. Sainte-Beuve denkt offenbar nur an ersteren Sinn des Wortes.

nicht nachsichtig. Sein Privatleben war von vorwurfslosester Gewissenhaftigkeit. Er verließ die höchsten Staatsstellen arm, wie er sie angetreten und, nachdem er Frankreich acht Jahre lang regiert hatte, mußte er zur Feder greifen um sich und die Seinigen zu ernähren. Der Nepotismus, von dem man ihn nicht freisprechen kann, gehört dermaßen zu den öffentlichen Sitten Frankreichs, die Pflichten gegen den Staat sind in der französischen Moral den Familienpflichten so untergeordnet, daß die strenge Rüge, welche er in dieser Beziehung erfahren, nur unbillig genannt werden kann, namentlich wenn sie von Seiten der republikanischen Partei kommt, welche diese Praxis auf eine so hohe Stufe der Vollendung gebracht hat. Guizot's Familienleben war fleckenlos: in einem Lande, wo Freiheiten in geschlechtlichen Beziehungen mit so großer Nachsicht beurtheilt werden, hat ihn nie der leiseste Verdacht der Laxheit getroffen; er war eben kein Latitudinarier, weder in der Moral, noch in der Religion, so wenig gegen sich als gegen Andre. Auch Prunk und Tafelfreuden waren dem Manne ganz fremd. Nach Musik und Theater scheint er nie begehrt zu haben. Was er, außer der Ausübung der Herrschaft, an Genüssen kannte, beschränkte sich auf den Verkehr mit Gleichgesinnten oder das Familienleben. Allein auch hier begegnet man nie einem Sichgehenlassen. Das desipere in loco war dem Manne ganz unbekannt und ein so guter Protestant er war, vor Luther's „ein Zötlein in Ehren, soll Niemand verwehren", hätte er das Kreuz geschlagen. Es sind immer nur ernste und hohe Gegenstände, zum Höchsten Fragen der politischen Kriegführung, die seine Briefe an Freunde, wie wol auch seine Gespräche mit Freunden, ausfüllten; es ist ein wahrer Quell in der Wüste, wenn er einmal eine mechante Anecdote erzählt, wie die über Dupin: „Berryer fragte Dupin (den Kammervorsitzenden beim bevorstehenden Staatsstreiche): „Zeigen Sie mir doch eine kleine Thür, durch die man in die Kammer gelangen und zu Ihnen stoßen könnte, wenn Sie angegriffen würden". „Ich suche gerade eine, durch die man hinauskommen könnte," antwortete Dupin. Noch seltener ist ein Witz — im ganzen Bande ist nicht einer — und in der Unterhaltung, das wissen wir, duldete er keinen derben Scherz, geschweige denn, daß er sich selbst dazu herbeigelassen hätte. Guizot hatte viel vom englischen Ernst, den Kant so höchlich bewunderte, mehr freilich noch von der englischen Gravität, über die sich Yorick-Sterne so artig lustig macht, weshalb er denn auch nach einer gewissen Seite hin in England eben so sehr gefiel, als ihm diese Seite des englischen Wesens gefiel. Dagegen hatten die Altengländer von Palmerston's Schlage eine unüberwindbare Antipathie gegen den Mann, dem es so ganz an der frischen Unmittelbarkeit Altenglands gebrach, dem jede Ader altenglischen Humors so gänzlich abging. In den Briefen an die Freunde, wie in denen, die er an die eigenen Kinder richtet, ist es immer derselbe eintönige Ernst, erscheint er immer als ein Lehrender. Man lese nur die beiden unerträglich pedantischen, nie endenwollenden Episteln an seine Aelteste über ihre Interpunction, oder wie er dem armen Mädchen — es war zehn Jahre alt — die methodische Lectüre Lingard's und Hume's Epoche für Epoche anempfiehlt. Es scheint ihm unendlich schwer zu werden, Kind mit den Kindern zu sein und man ist nur froh zu hören, daß er sich zuweilen herabläßt Domino mit ihnen zu spielen oder ihnen etwas von

Van Amburg's Menagerie zu erzählen. „Ich spreche mit Dir wie mit einer großen Person", sagt er einmal zu seinem kleinen Guillaume; und in der That ist seine Sprache meist die eines Erwachsenen: „Ich fordere nicht von Dir mich mehr zu lieben, als Du mich liebst, weil ich weiß, daß Du es nicht vermöchtest", schreibt er an sein siebenjähriges Töchterchen! Kein Wunder, wenn die Fratzen selber zu kleinen Pedanten werden, wie sie im Buche stehen. „Folgendes war meine Unterhaltung mit den Kindern" (den Enkeln), schreibt er einmal. „Die vier Großen frühstückten mit mir. Cornelis. Robert sagt, daß er Jeanne am Meisten liebt. Das ist nicht wahr. Wir lieben sie Alle ebensosehr wie er. Robert. Nein, ich liebe Jeanne am Meisten. Cornelis. Nein ... Robert. Ja ... Jeanne. Ihr dürft mich nicht mehr lieben als Marguerite: das ist nicht gerecht."

Man kann sich den Ton des Hauses denken; Alles ist nach dem Muster des Mannes geregelt, der nie auch nur eine Minute ausspannt. „Nicht eine Dummheit, keine ...", die doch auch zum rechten Menschen gehören, wenn anders die ganze Vollkommenheit des Menschlichen darin besteht, unvollkommen zu sein. Das fehlte Guizot; das fühlte Frankreich wol heraus, als es müde ward, Aristides „den Gerechten" nennen zu hören. Er ist immer der Tadellose, der geistig und sittlich Ueberlegene. Dadurch erlangte er denn auch, was man dadurch stets erlangt, besonders wenn man noch ein Recept des Betragens anwendet, dessen Ingredientien nicht eben schwer zu mischen, aber höchst langweilig abzumessen sind: den Ruf eines Tugendhaften. „Auch ich habe keine silbernen Löffel gestohlen", sagte mir einmal Freund B.; „aber zum Ruf der Tugend hab' ich's nicht gebracht". Der Aermste! Wol hatte er sich in einem bewegten öffentlichen Leben die Hände ganz rein gehalten; kein Argwohn konnte ihn berühren. Im Verkehr mit gekrönten Häuptern wie mit dem souveränen Volk hatte er sich die Unabhängigkeit des Handelns, wie den Freimuth der Rede gewahrt, weder eine Gunst verlangt noch empfangen. Er besaß nicht Titel und Würden, Stellen oder Ordensbänder. Nie schmeichelte er der victrix causa, selbst wenn es die seiner eignen Partei war, und die besiegte gefiel ihm, so oft er sie nur vor dem Verstande oder dem Gefühle freisprechen konnte. Nie hat er seine Meinung verleugnet, selbst wo dem Bekenner Gefahr drohte. Durch harte und redliche Arbeit, nicht durch Gründerglück, hatte er sich seinen Wohlstand erworben und seine Tasche schloß sich keinem Hilfsbedürftigen, kein Weg war ihm zu weit für den Arbeitsuchenden. Er erzog seine Kinder zur Arbeit und Reinlichkeit. Seine Rede war menschlich-kameradschaftlich mit dem Niedersten, unumwunden mit dem Höchsten. Er war gleich treu in der Liebe wie in der Freundschaft. Er hatte auch keine Schulden und ward nie betrunken in der Gosse gefunden; vor Allem er war stets wahr gegen sich und Andre. Der Gute! Als ob es darauf ankäme. Vielleicht war's sogar gerade Das, was ihn um den Aristidesruf brachte. Neid und Geiz, Egoismus und Heuchelei hätte er wol schon hegen dürfen, aber Wahrhaftigkeit! die echte Wahrhaftigkeit, welche die Augen nicht freiwillig schließt vor dem Schmutz, so der reinlichen Uebereinkunft zu Grunde liegt, die Wahrhaftigkeit sich zu geben wie man ist und der Natur freien Lauf zu lassen: Die ist vom Uebel. Nur

wer nie seine Rolle vergißt, sich fortwährend beobachtet, nie die persönliche Würde wegwirft, weil er sich etwa, wie Lessing, „zutraut, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können" — kann zu solchem Rufe gelangen. Wenn er noch überdieß sich wohl in Acht nimmt, je einer schönen Frau etwas Verbindliches zu sagen oder gar bei einem Glase Wein sich eines schlechten Witzes harmlos zu erfreuen, dabei die Tugend recht viel im Munde führt, die Lebenslustigen, Leichtsinnigen und Gescheiterten abkanzelt, vor Allem aber stets schlechter Laune ist, so kann's ihm nicht fehlen. Bei Guizot war's vornehmlich dieser Mangel an Freudigkeit des Gemüths und die gänzliche Abwesenheit alles Humors, die seinem Rufe zu Gute kam; von Unwahrhaftigkeit und Scheinheiligkeit kann bei dem Mann nicht die Rede sein: denn er brauchte keine Rolle zu spielen, weil er von Hause aus die nöthigen Eigenschaften mitbrachte, sie nicht erst zu erheucheln brauchte. Zu diesen nöthigen Eigenschaften gehören aber auch geistige. Nur eine gewisse Entwickelungslosigkeit und Oberflächlichkeit des Geistes macht die Consequenz der Anschauungen möglich, welche die Welt als „Charakter" zu bewundern gewöhnt ist.

Guizot war kein selbständiger Denker und jede directe Anschauung ging ihm ab. Es hat wol selten einen Mann von seiner Bedeutung gegeben, dem der speculative wie der künstlerische Sinn so durchaus fehlten. Seine Philosophie ist der fadenscheinigste Theismus: er ist im Grunde nie über die hier gebotene Metaphysik seiner (zweiten) Frau hinausgegangen: „die Demonstration des Daseins Gottes, welche aus der Weltordnung und der Nothwendigkeit einer ersten Ursache hervorgeht, die Unsterblichkeit als eine nothwendige Folge unserer sittlichen Natur verkündet und auf die zukünftige Vergeltung rechnet, weil das Gesetz der Gerechtigkeit, welches de jure herrschen soll, de facto hienieden nicht herrscht und Alles, was recht ist, doch auch verwirklicht werden muß." Und das ist derselbe Mann, welcher mit dem ganzen Hochmuthe der Tüchtigen und all' der Oberflächlichkeit der Gründlichen aus Vacherot, einem der ersten Metaphysiker Frankreichs und einem erklärten Idealisten, kurzer Hand einen „Materialisten" machte und unter diesem Vorwand seinen Eintritt in die Académie des Sciences morales zu verhindern suchte. Er hatte ihn offenbar nie gelesen oder, wenn er ihn gelesen, nicht verstanden. Selbst in der Geschichtsphilosophie, wenn man seine Deutung der Geschichte anders so nennen kann, kommt er eigentlich nie über Bunsen hinaus: er sieht darin „die göttliche Dazwischenkunft ... so offenbar und sicher als in der Bewegung der Gestirne". Kein Wunder, wenn „die Weltgeschichte für ihn wol Lücken, aber keine Geheimnisse hat; wenn er Vieles darin ignorirt, aber Alles daran begreift". Er ist eben im Grunde doch ein höchst ideenarmer Kopf: denn nur ideenarme Köpfe werden so schnell mit den Dingen fertig, begnügen sich so ohne Weiteres mit einer Formel, als wäre es ein Hauptschlüssel, der alle Thüren öffnet. „Guizot ist ein großer Redner," sagte Thiers einmal (Cahiers de Ste Beuve, 20), „aber, Sie werden staunen! in der Politik ist Guizot dumm (bête)." „Das wollte sagen," fügt Sainte-Beuve hinzu, „daß es Guizot, dem Staatsmanne, an Ideen fehlt, und das ist richtig." Guizot's Bedeutung lag eben ganz wo anders. Selbst in seiner ersten Jugend hatten sich die wenigen Grundsätze, die er stets

im Munde führte, nicht aus Innen heraus, noch aus der Anschauung entwickelt, sie wurden ihm von seiner Umgebung mitgetheilt und, da sie seiner Natur sehr congenial waren, rasch aufgenommen und zähe festgehalten. Das kleine Capital von Ideen, mit dem er sein Leben über wirthschaftete, hatte er aber nicht nur ohne alles beneficium inventarii von Andern übernommen, er vermehrte und modificirte es auch in keinem Sinne. Die Erfahrung eines langen Lebens änderte seine religiösen, seine moralischen, seine politischen Ansichten nicht im Geringsten. Diese Erfahrung, seine ausgedehnten und tiefgehenden historischen Kenntnisse — er hatte eigentlich keine andern — sein seltenes Talent dienten ihm nur dazu, dieselben Ideen, zu welchen er sich beim Eintritt in's Leben bekannt, sechzig Jahre lang auseinanderzusetzen und zu vertheidigen. Allein man kann nicht sagen, daß er irgend Etwas vom Leben gelernt hätte. Sein Geist war eben geradezu entwickelungsunfähig, als er unbiegsam war. Nur täuscht uns die leidenschaftliche Wärme, mit der er seine Ideen vertheidigte, über die Lebendigkeit seines geistigen Lebens. Denn leidenschaftlich war der Mann bei alledem. Nur ist Leidenschaft keineswegs gleichbedeutend mit Lebhaftigkeit des Gemüthes, noch weniger mit Regsamkeit des Geistes. Was wir Gemüth und Geist nennen, ist immer ursprünglich und es tritt auf mit Selbstlosigkeit; denn das Gemüth vergißt sich in den Gegenständen seiner Liebe, der Genius in denen seines Interesses. Wer nur Leidenschaft und Talent in seine Thätigkeit mitbringt, hört nie auf, sich selbst in Andern zu suchen, macht sein Talent zum Werkzeug seines Ich. Oft wird Das versteckt, oder es entzieht sich auch auf natürliche Weise den Blicken der Menge, während im Gegentheil beim Gemüth und Genius oft eine Art naiven Egoismus zu Tage tritt, der die Menschen irre macht. Das Gemüth und Genie sind sich eben doch dunkel bewußt, daß die That oder das Werk, das nur sie ausführen können, daß die Persönlichkeit, die zu entwickeln ihnen von der Natur aufgegeben ist, gefährdet wird, wenn sie nachgeben und sie stehen nicht an, Andre diesem ihrem Ich zu opfern, das ja doch nur im Dienste eines Ueberpersönlichen, Höheren steht; selbst über das gebrochne Herz Anderer, ja vom Liebsten müssen sie oft den Weg ihrer Bestimmung wandeln. Ein solcher Egoismus ist denn auch immer heiter, weil er sich unschuldig weiß; jener andre ist immer traurig, weil sein Ich leer ist, liebe- und interesselos, nur sich selbst suchend, nur dem Willen dienend. „La pire des conquêtes est de mettre la faveur" [illegible] sagte Ninon de l'Enclos, wer sein Talent in den Dienst des Willens zwingt, verliert darum auch mit der Freude die Stärke. Für Guizot aber war sein großes Talent stets nur eine Waffe im Kampf um's Leben; nie nimmt er die Welt als ein Gegebnes, an dem Nichts zu ändern ist, noch weniger steht er je mit Cervantes' ehrer Ironie über dem Leben, und Niemand hat das Recht, ihm einen Vorwurf daraus zu machen: denn nicht Jedem ist es gegeben die Welt anschauend zu betrachten, wie der Künstler und Dichter, oder das Leben der Ergründung der Wahrheit zu widmen. Nicht Alle können Beschauer oder Forscher sein: es muß auch Handelnde geben, und der Handelnde muß sich selber suchen, wenn er etwas Großes erreichen will: nur muß auch er sein Ich mit einem Ueberpersönlichen zu identificiren wissen, wenn sein Handeln wirklich fruchtbar sein soll.

Guizot war ehrgeizig, und warum hätte er's nicht sein sollen? Ohne Ehrgeiz läßt sich kein tüchtiger Mann herbei, in's öffentliche Leben zu treten, ohne Ehrgeiz bringt er nichts Rechtes zu Wege in diesem Leben. Guizot war sogar mehr als ehrgeizig, er war herrschsüchtig und auch dazu war er berechtigt, vorausgesetzt er suchte die Herrschaft, um politische Schöpfungen in's Werk zu setzen. Das Ereigniß hat bewiesen, daß er seine außerordentlichen Geisteskräfte nicht an solche Schöpfungen setzte, sondern ausschließlich zum Festhalten der Macht gebrauchte. — Sein Unterrichtsgesetz fällt in's Jahr 1833; seine eigentliche Herrschaft in die Jahre 1840—1848, von denen Nichts übrig geblieben ist. — Guizot selbst hat gestanden, wie sehr er die Herrschaft liebte und, hätte man ihm etwas hierbei vorzuwerfen, so wäre es eher, daß er diese seine Leidenschaft vorkommenden Falles nur allzu wohl zu zügeln wußte: um seine Beamten und Abgeordneten nach Herzenslust schulmeistern zu können, unterwarf er sich nur gar zu willig den Begehrlichkeiten seines Königs, selbst da, wo er sie durchaus mißbilligen mußte, selbst da, wo sie ihm seine eigenen Pläne durchkreuzten. Das omnia serviliter pro dominatione, das er einst im Kampfe gegen die Krone auf Molé geschleudert, ist auf ihn selbst zurückgeprallt und er hat sich der Devise nicht wieder entledigen können. Dem Manne ist nie recht wohl, als wenn er in die Staatsgeschäfte eingreifen kann: und Nichts vermag ihn für deren Entbehrung zu entschädigen — in diesem ganzen Bande wird auch nicht ein einziges Mal der Poesie oder der Musik, der Malerei oder der Sculptur Erwähnung gethan: es ist, als ob die Kunst gar nicht in der Welt sei. Dagegen drängt die Politik sich immer wieder vor bis in die traulichste Plauderei mit den Kindern; denn „wessen das Gefäß ist gefüllt, davon es sprudelt und überquillt". Und warum sollte er nicht mit Leidenschaft ergreifen, wozu ihn seine Natur hinzog, warum nicht ganz darin aufgehen? Nur gesteht er sich nicht immer selbst, daß dem so ist. „Obschon ich mir im Handeln gefalle, so ist es nicht meine natürliche Neigung und gibt es mir nicht die meiste Befriedigung . . . Die Stellung des Zuschauers, das reine Denken bieten viel weitere und freiere Genüsse." Sicherlich: aber hätte Guizot es auch nur eine Stunde auf diesen Höhen ausgehalten? Hätte ihn die Kampfeslust nicht bald wieder hinunter in's Getümmel gezogen? „Ich liebe die Herrschaft," sagt er selber, „weil ich den Kampf liebe." Das kommt aus innerster Seele.

Allein selbst auf diesem Felde der Politik, wo er sich so recht zu Hause fühlte, ist jener Mangel an Humor und Freudigkeit fühlbar, der das Privatleben Guizot's kennzeichnet: die Grenzen seines Geistes und die Natur seines Charakters gestatteten ihm nicht, ein Friedrich II. oder ein Peter Leopold zu werden, der sich selbst im Staate vergißt und Unvergängliches schafft: der Ehrgeiz und der Hochmuth erlaubten ihm nicht, ein Thiers oder ein Palmerston zu sein und sich die Sympathie der Mit- und Nachwelt zu erwerben, da er die Bewunderung und die Dankbarkeit der kommenden Geschlechter nicht erhoffen durfte. Diese Sympathie aber, welche der Staatsmann nicht zu erobern gewußt, erweckte auch der Mensch nicht und die uns ohne Noth gebotenen Mittheilungen über sein Privatleben ändern an diesem Eindrucke Nichts.

Die Entdeckung des Hypnotismus.

Eine Studie
von
Prof. W. Preyer in Jena.

(Schluß.)

Die hypnotischen Wundercuren.

Nur mit dem Ausdruck „Wundercuren" lassen sich die zahlreichen, zum Theil ganz unglaublich klingenden, von Braid beschriebenen, durch viele Atteste belegten hypnotischen Heilungen Kranker bezeichnen. Wäre der von vorn herein und noch im Jahre 1841, also etwa in seinem 46. Lebensjahre, gegen den thierischen Magnetismus eingenommene treffliche Arzt und Wundarzt nicht ein so nüchterner Beobachter und kritischer Kopf gewesen, auch als er später den Hypnotismus praktisch verwerthete, dann würde man ebenso über seine wunderbaren Heilungen zur Tagesordnung übergehen, wie es bei den Scheincuren der Mesmeristen geschah. Der Braidismus ist aber etwas ganz anderes. Braid verfährt methodisch. Jedem einzelnen Krankheitsfall wird die Art des Hypnotismus rationell angepaßt, was der Arzt leicht erlernt. Er steigert hier die Erregbarkeit, setzt sie dort herab, läßt hier die Muskeln sich zusammenziehen, dort erschlaffen, in einem Fall das Blut schneller, im anderen langsamer strömen, den Erschöpften, von Schmerzen gequälten, bald lange, bald kurz, tief oder leise schlafen.

Hier ist der Lethetrunk, welcher nicht nur den Jammer des Tages und der Nacht in Vergessenheit hüllt, sondern in unbegreiflicher Weise oft die schlimmsten Leiden ganz und gar beseitigt! Dadurch daß man ohne Weiteres immer wieder und wieder sagte: „Das ist nicht wahr!" wird an der Nothwendigkeit die behaupteten, theils beglaubigten, theils zweifelhaften Heilungen auf's Neue durch die Erfahrung zu prüfen, nichts geändert. Die Wunderdoctoren haben viel Zulauf und wirkliche Erfolge; beruhen diese nicht zum Theil darauf, daß sie ihre Patienten hypnotisiren? Der wissenschaftliche praktische Arzt hypnotisirt nicht, weil er während seines vier- oder fünfjährigen akademischen Studiums nichts über den Hypnotismus gelernt hat und fürchtet für einen Quacksalber gehalten zu werden, wenn er so wie der Wunderdoctor verfährt, sei es auch nur in Einem Falle. Das ist der wahre Grund des Mißerfolgs Braid's gewesen und ist noch der durchschlagende Grund dafür, daß man lieber die Kranken mit

Morphin und Chloral behandelt, als sie hypnotisirt, um ihre Schmerzen zu lindern.

Die Regeln, wie behufs Behandlung Kranker während der Hypnose zu verfahren sei, um die Athmungs- und Pulsfrequenz zu steigern oder herabzusetzen, um krampfhafte Muskelcontractionen zu lösen, unthätige Nerven und Muskeln zu erregen u. v. a. sind von Braid für einzelne Krankheitsfälle auf Grund eigener Erfahrungen genau angegeben worden.

Die Anzahl der pathologischen Zustände, welche von ihm durch Hypnotisiren allein, theils ganz beseitigt, theils erheblich gebessert wurden, ist unglaublich groß. Es gehören dahin nach den sorgfältigen casuistischen Belegen: Schwachsichtigkeit, Schwerhörigkeit, Anosmie, Tic douloureux, Anästhesie, Gedächtnißschwäche, Muskelschwäche, Facialisparese, Contracturen, hemiplegische Lähmungen, Aphonie, Rheumatismus, Kopfschmerzen, Muskelschmerzen, Chorea, Stottern, Epilepsie, Neuralgien, Zahnschmerzen, Spasmen, Zittern, Verdauungsstörungen u. v. a.

Daß öfters an dem krankhaften Zustande durch wiederholtes Hypnotisiren nichts geändert wurde, nimmt den Heilerfolgen, namentlich der dauernden Beseitigung heftiger Schmerzen der verschiedensten Art in sehr zahlreichen Fällen nichts von ihrem Werthe.

Von praktischer Wichtigkeit ist ferner die wiederholt erwähnte schmerzstillende Wirkung des Hypnotisirens bei Operationen, z. B. beim Zahnausziehen. Einige Patienten hatten dabei gar keinen Schmerz, andere einen so unbedeutenden, daß sie nicht wußten, ob ein Zahn ausgezogen worden oder nicht.

Bei anderen chirurgischen Operationen zieht jedoch für England Braid das Chloroformiren als sicherer und schneller wirkend vor, wenn das Chloroform ganz rein ist. In Indien dagegen erzielte Esdaile in Hunderten von Fällen durch Hypnotisiren rasch und leicht völlige Schmerzlosigkeit, so daß er glänzende operative Erfolge zu verzeichnen hatte, wie bereits erwähnt wurde.

Für diejenigen, welche meinen, Braid sei nur einer der gewöhnlichen Magnetiseure gewesen, die sich selbst nicht magnetisiren ließen, ist noch hervorzuheben, daß er im Jahre 1844 von den heftigsten rheumatischen Schmerzen drei Tage lang und drei schlaflose Nächte hindurch gequält, sich mit ausgestreckten Extremitäten in Gegenwart zweier Freunde hypnotisirte, die ihn nach 9 Minuten weckten. Die Schmerzen waren verschwunden, was ihn trotz seines Glaubens an die Heilkraft des Hypnotismus selbst überraschte, weil sie so überaus heftig und anhaltend gewesen waren und er nur eine Abnahme, nicht völliges Aufhören derselben erwartet hatte. Nach einer Woche erschien der Rheumatismus wieder, aber nach nochmaliger Hypnose binnen sechs Jahren nicht ein einziges Mal. Während der Hypnose hatte Braid das Bewußtsein nicht ganz verloren, woraus er schon damals folgerte, daß zu Heilzwecken die Herbeiführung der Katalepsie u. s. w. nicht jedes Mal erfordert wird.

Auch andere Ansichten Braid's über die Betheiligung der Einbildungskraft und sonstiger psychischer Erregung bei Erzielung der beispiellosen Heilerfolge sind bemerkenswerth:

„Manche werden geneigt sein, die wolbekannte Thatsache herbeizuziehen,

daß mannigfaltige Leiden plötzlich geheilt worden sind durch rein geistige Erregung, in der Hoffnung dadurch die Heilwirkungen des Hypnotismus zu discreditiren. Indem ich die Prämisse zugebe, leugne ich die Berechtigung des Schlusses. „Ein Marine-Officier war durch einen heftigen Gichtanfall völlig unfähig sich zu bewegen und längere Zeit an seine Cabine gebunden, als er benachrichtigt ward, das Schiff brenne. In wenigen Minuten war er auf Deck und der thätigste Mann an Bord. Eine Frau, seit vielen Jahren gelähmt, erhielt den Gebrauch ihrer Glieder wieder, als sie während eines Gewitters sehr erschrocken war und heftige Versuche machte, aus einem Zimmer zu entfliehen, in welchem man sie allein gelassen hatte. Ein Mann, in derselben Weise afficirt, ward ebenso plötzlich wiederhergestellt, als sein Haus in Brand gerieth, ein anderer, seit 6 Jahren krank, erhielt seine gelähmten Gliedmaßen wieder während eines heftigen Zornanfalls."

„Diesen Fällen könnte man hinzufügen den Einfluß des Anblicks einer Zange oder eines Schlüssels oder nur den der Annäherung an das Haus eines Zahnarztes, auf die Heilung von Zahnschmerzen."

„Welcher Schluß darf aus solchen Fällen gezogen werden? Ist es nicht einfach dieser, daß solche Resultate möglich sind, und daß sie durch verschiedene Mittel erzielt werden können? Da es nun offenkundig ist, daß ähnliche Resultate durch den Hypnotismus herbeigeführt werden können, so möchte ich fragen, ob nicht der Hypnotismus ein ebenso passendes und erwünschteres Heilmittel ist, wie etwa den Patienten in einen heftigen Zorn-Paroxysmus zu versetzen?"

„Und diejenigen, welche so viel von der Macht der Einbildungskraft sprechen, möchte ich fragen: was ist sie? Wie wirkt sie, um solch außerordentliche und widersprechende Resultate herbeizuführen? Zum Beispiel, Freude und Trübsal, Liebe und Haß, Furcht und Muth, Wohlwollen und Zorn, sie können sämmtlich sowol aus wirklichen wie aus eingebildeten Ursachen allein entstehen und können ernstlich die Functionen alteriren. In vielen Fällen haben beide verschiedenen und entgegengesetzten Emotionen sich selbst als verhängnißvoll erwiesen, in anderen ebenso heilsam. Wie kommt dieses zu Stande? Werden nicht sämmtliche Emotionen von auffallenden physischen Veränderungen begleitet, welche die Respiration und Circulation sowol, wie die Sensibilität betreffen? Sind erstere nicht in dem einen Falle erheblich gesteigert, in dem andern herabgesetzt? Und kann nicht darin die nächste Ursache liegen der dauernden günstigen Wirkungen des Hypnotismus? Wie schon dargethan ward, können analoge physische Resultate durch den Hypnotismus erzielt werden, und darin liegt kein triftiger Grund, ihn nicht bei der Behandlung von Krankheiten zu verwenden, daß wir nicht entscheiden können — [illegible] genau [illegible] angeben können. Es scheint ganz einleuchtend, daß wir durch das Hypnotisiren eine schnellere und zuverlässigere Beherrschung der erwähnten physischen Erscheinungen erlangt haben, als durch irgend eine der bis jetzt angerathenen Verfahrungsweisen auf die Einbildungskraft einzuwirken."

Aus mehreren Beobachtungen ergibt sich sogar, daß die thätige Phantasie selbst bei leicht hypnotisirbaren Individuen die Herbeiführung eines Zustandes

der Schmerzlosigkeit verhindert, wenn nämlich der Patient sich die Schrecknisse der Operation vorher ausmalt.

Schlußfolgerungen.

Braid selbst formulirt einige der Resultate, zu denen er gelangte (1843), kurz folgendermaßen:

1) Die anhaltende Fixirung des geistigen und körperlichen Auges in der angegebenen Weise und mit den hervorgehobenen begleitenden Umständen, bewirkt einen neuen Zustand des Nervensystems, welcher mit einer Schläfrigkeit einhergeht und mit einer Tendenz, je nach dem Verfahren, mannigfaltige weder beim gewöhnlichen Schlafe noch beim Wachsein erzielte Erscheinungen hervorzurufen.

2) In diesem Zustande ist die Erregbarkeit aller Sinnesorgane außer dem Sehorgan bedeutend erhöht und die Muskelkraft erheblich gesteigert, jedoch nur anfangs; nachher werden die Sinne in höherem Grade abgestumpft, als im natürlichen Schlafe.

3) In diesem Zustande haben wir die Macht in bemerkenswerthem Grade nach unserem Willen, local oder allgemein, die Nervenerregungen zu dirigiren, oder zu concentriren, zu steigern und herabzusetzen.

4) In diesem Zustande können wir in überraschender Weise die Kraft und Frequenz der Herzthätigkeit und die Circulation, local oder allgemein, steigern oder herabsetzen [36].

5) In diesem Zustande können wir den Muskeltonus und die Muskelkraft in erheblichem Grade reguliren und controliren.

6) So erhalten wir auch das Vermögen schnelle und wichtige Veränderungen im Zustande der capillaren Circulation herbeizuführen und die Secretionen und Excretionen des Körpers zu ändern, wie chemische Prüfungen beweisen [37].

7) Diese Macht kann zur Heilung mannigfaltiger Krankheiten dienen, welche sehr schwer zu behandeln oder völlig unheilbar waren bei gewöhnlicher Behandlung.

8) Dieses Agens kann dazu dienen den Schmerz der Patienten bei chirurgischen Operationen zu lindern oder ganz zu beseitigen.

9) Während des Hypnotismus können wir durch Berührung des Schädels und Gesichtes gewisse psychische und körperliche Aeußerungen veranlassen je nach den berührten Theilen.

Schicksale der Entdeckungen Braid's.

Alle diese Behauptungen sind mehr oder weniger lebhaft angegriffen worden und Braid hatte so lange er lebte Angriffe, Verdächtigungen und Verleumdungen

---

[36]) Ich vermisse hierüber in Braid's Schriften Zahlenangaben von allgemeiner Gültigkeit. Bei meinen Versuchen variirte die Puls- und Athmungs-Frequenz schon während des Stadiums der ruhigen Fixation erheblich, so daß ich eine Regelmäßigkeit in der Zu- oder Abnahme noch nicht habe erkennen können, trotz vieler Zählungen.

[37]) Die Belege finde ich in Braid's Werken nirgends. Doch hat neuerdings Dr. H. Brock (Deutsche medicinische Wochenschrift, 1880, Nr. 45) chemische Aenderungen nachgewiesen, welche zugleich beweisen, daß keine Simulation vorlag, falls es noch eines Beweises bedürfte.

zu ertragen. Doch ward ihm noch die Freude zu Theil, daß berühmte Pariser Aerzte, namentlich Velpeau und Broca, sich seiner annahmen. Für ersteren schrieb er behufs Uebermittelung an die Akademie der Wissenschaften im Januar 1860 eine, Alles was er für wesentlich und richtig hielt, zusammenfassende „Epitome“ seiner Untersuchungen über den Hypnotismus. Das Manuscript sandte er an Hrn. Azam in Paris. Von diesem erhielt es später Hr. G. Beard in New-York. Beide hatten in umfassendster Weise die Versuche Braid's wiederholt, variirt und seine wichtigsten Resultate bestätigt. Das am 22. März 1860, drei Tage vor dem Tode Braid's, beendigte Englische Manuscript, welches Hr. Beard mir freundlichst anvertraute, ist von der Akademie der Wissenschaften nicht gewürdigt worden. Aber im Jahre 1860 stellten in Frankreich viele Aerzte hypnotische Versuche mit ungleichen Erfolgen an.

Das gedruckte Hauptwerk vom Jahre 1843 sollte zwar neu aufgelegt und 1860 in das Französische übersetzt werden (bei Masson), aber es geschah weder das eine noch das andere. So wurde das Buch mit dem wenig einladenden Titel (Neurypnology) bald vergessen. Wenigstens hat bis vor Kurzem von Physiologen außer Carpenter (1853) und Bennett (1850) Keiner sich die Mühe genommen den Braidismus experimentell zu untersuchen, worauf es in erster Linie ankommt. Daher sei hier noch angegeben, wie es zuging, daß die Braidischen Entdeckungen endlich auch in Deutschland in physiologischen Laboratorien auftauchten.

Es ist das unbestrittene Verdienst des durch Einführung des Kehlkopfspiegels in weiten Kreisen bekannten, im September 1873 verstorbenen Physiologen J. N. Czermak, Ende 1872 an Thieren hypnotische Experimente methodisch zuerst angestellt zu haben. Er wurde in Karlsbad durch einen Curgast dazu angeregt, der ihn fragte, ob er jemals vom Magnetisiren der Krebse etwas gehört habe[38]). Im Februar 1873 erschien dann eine kurze Mittheilung von mir[39]), die den Hypnotismus in Czermak's Versuchen nicht als Schlafzustand, sondern als Wirkung des Erschreckens der ergriffenen Thiere auf Grund eigener Experimente hinstellte[35]). Dann begründete ich (1877) in meiner Schrift „Die Kataplexie und der thierische Hypnotismus (Jena 1878)“ diese Ansicht auch gegen Heubel näher thatsächlich. Letzterer hatte nämlich (1876) behauptet, es handele sich bei den Thieren nur um gewöhnlichen Schlaf, nicht Kataplexie und nicht Hypnose.

Inzwischen waren von Charles Richet in Paris 1875 zahlreiche hypnotische Versuche an Menschen angestellt worden, welche die größte Aehnlichkeit mit denen Braid's haben. Aber Richet, dessen Werke offenbar nicht kennend, behauptet

---

[38]) J. N. Czermak „Nachweis echter hypnotischer Erscheinungen bei Thieren“ in den Sitzungsberichten d. k. Akademie der Wissenschaften in Wien (66. Bd., 3. Abth., S. 364—381, 1873) und „Beobachtungen und Versuche über hypnotische Zustände bei Thieren“ im Archiv für die gesammte Physiologie des Menschen und der Thiere (7. Bd., S. 107—121, Bonn 1873). Auffallender Weise fehlt diese letztere Abhandlung in Czermak's gesammelten Schriften (Leipzig, Engelmann, 1879).

[39]) W. Preyer: „Ueber eine Wirkung der Angst bei Thieren“ im Centralblatt für die medicinischen Wissenschaften vom 15. März 1873.

in seiner ungemein interessanten Abhandlung über den Somnambulisme provoqué, Braid habe nur ältere Versuche wiederholt, was nicht der Fall ist. Nun folgt Charcot (1878), der in verschiedener Weise, auch durch bloßes Anstarren Nervenkranke hypnotisirte und viele neue Thatsachen entdeckte, aber wie es scheint, sich gleichfalls auf Braid nicht bezog.

In Deutschland machten Charcot's Beobachtungen enormes Aufsehen, doch wurden erst, als ein Abenteurer, ein Däne ohne wissenschaftliche Bildung öffentlich, ähnlich wie vor 30 Jahren Darling und Stone in England es gethan hatten, hypnotische Vorstellungen gab, Naturforscher veranlaßt Experimente am Menschen anzustellen zunächst darüber, ob ein physischer Einfluß vom Operateur ausgehe oder nicht, was Braid schon 1843 und 1846 experimentell entschieden hatte. Der Physiker Weinhold (1879), dann der Physiologe Heidenhain (Anfang 1880) und eine Reihe von anderen namhaften Breslauer Medicinern, besonders O. Berger, stellten zahlreiche Versuche an, ohne damals, wie aus ihren Schriften hervorgeht, Braid's Werke im Original zu kennen. Die Gesammtheit dieser mühevollen Untersuchungen[40]) hat bezüglich des Verständnisses der Erscheinungen nicht weiter geführt, als Braid's Arbeiten, welche in allen wesentlichen factischen Punkten durch dieselben bestätigt worden sind. Sogar die am meisten bestrittene Heilkraft des Hypnotismus beginnt wieder in streng wissenschaftlichen Kreisen genau im Braidischen Sinne Vertreter zu finden, wie z. B. folgende Parallele[41]) beweist.

Braid 1843.

„Im Ganzen halte ich es für sehr wichtig, die Kenntniß erlangt zu haben, wie diese Effecte hervorgebracht, allgemein angewandt und mit Vortheil benutzt werden können zum Heilen von Krankheiten, auch wenn wir niemals die nächste Ursache oder das Princip feststellen sollten, wodurch wir unsere Wirkungen hervorbringen. Wer kann sagen, wie oder weshalb Chinin und Arsenik das Wechselfieber heilen? Es ist nichtsdestoweniger wohlbekannt, daß sie es thun, und sie werden demgemäß verschrieben."

„Während ich sicher bin, daß wir hierin ein wichtiges Heilmittel für eine gewisse Gruppe von Krankheiten erlangt haben, wünsche ich es durchaus nicht als Universalmittel aufgestellt zu sehen. Ich halte dafür, daß es im Stande ist, bei kritischer Anwendung viel Gutes zu schaffen. Krankheiten zeigen total verschiedene pathologische Zustände, und die Behandlung muß entsprechend variiren. Wir haben daher kein Recht, in dieser oder irgend einer anderen Behandlung ein Universalmittel zu erwarten."

Berger 1880.

„Wenn ich von „magnetischen Curen" Günstiges berichtet habe, so dürfte ich wol auf die Zustimmung aller Praktiker rechnen, wenn ich behaupte, daß es mir als Arzt zunächst ganz gleichgültig ist, in welcher Weise und auf welchem Wege sich die vorgenommene therapeutische Procedur wirksam erweist; eben so wenig, wie wir uns von der Verordnung eines Medicaments abhalten lassen, auch wenn uns das Wie seiner physiologischen Wirksamkeit unbekannt geblieben ist."

„Die moralische Behandlung zahlreicher Nervenkranker scheint mir durch die hypnotischen Versuche in ein neues Stadium gerückt; sie muß in geeigneten Fällen gewissermaßen zur Methode erhoben werden. Bei streng individualisirter Modification derselben wird die Praxis des wissenschaftlich gebildeten Arztes dann mindestens eben so viele „Wundercuren" zu verzeichnen haben, wie die Schar der zahllosen Heilkünstler täglich zu berichten weiß."

---

[40]) Eine gute Uebersicht der im Jahre 1880 von Januar bis Juli erschienenen Abhandlungen über den Hypnotismus gibt Spamer (Gießen) im 37. Bande der Zeitschrift für Psychiatrie.

[41]) Solche Parallelen lassen sich in Menge ziehen, wenn man die neuen Schriften von O. Berger, Heidenhain, G. H. Schneider, H. Cohn u. a. über den Hypnotismus mit den alten im Original sehr wenig gelesenen, zum Theil in Deutschland unbekannten von Braid vergleicht.



Vielleicht geht die Zeit an, in der die hypnotische Behandlung einzelner Krankheiten, wie es Braid aussprach, als eine der größten Erleichterungen des Loses der leidenden Menschheit sich erweisen wird.

Wenn man freilich die neuesten Schriften über den Hypnotismus liest, so gewinnt man leicht die Ueberzeugung, daß die ärztliche Verwerthung des Braidismus noch wenig Anklang findet. Als ich, einer ehrenvollen Aufforderung der British medical Association folgend, in der physiologischen Section derselben zu Cambridge am 12. August v. J. eine Discussion über den Schlaf und den Hypnotismus eröffnet hatte, zeigte sich zwar ein unverkennbares Interesse für die Angelegenheit auch unter den praktischen Aerzten, und es war erfreulich, zu constatiren, daß Braid's Arbeiten, welche vor 38 Jahren die British Association for the advancement of science nicht zum Vortrage zuzulassen für gut fand, jetzt allgemeinste Zustimmung finden; aber der Schritt von der akademischen Billigung des Verfahrens zur Ausübung desselben wird wol noch darauf zu warten haben, daß die Patienten selbst ihre Aerzte bitten sich in ihrer Gegenwart hypnotisiren zu dürfen. Denn daß nur unter verantwortlicher ärztlicher Aufsicht das Hypnotisiren vorgenommen werde, halte ich mit Herrn Prof. Dr. Hermann Friedberg[42]) und aus denselben Gründen wie dieser, für nothwendig, seit ich Mißhandlungen öffentlich hypnotisirter Individuen beigewohnt habe. Wenn der Operateur sich auf den Leib des zwischen zwei Stühlen befindlichen Hypnotisirten stellt, so ist das Verfahren ganz richtig von der Wiener medicinischen Facultät als eine Brutalität gebrandmarkt worden.

Gegenwärtiger physiologischer Standpunkt.

In Betreff des theoretischen Theiles der Untersuchungen darf glücklicherweise schon jetzt behauptet werden, daß Braid's Wunsch erfüllt ist. Er hegte trotz des odium mesmericum und des odium theologicum, welche vereinigt seiner Sache zähe anhafteten, 1855 die zuversichtliche Hoffnung, daß die Zeit, der große Reformator, schließlich ihr Urtheil zu Gunsten seiner psycho-physiologischen Lehre abgeben werde.

In unzweideutiger Weise ist dieses geschehen. Kein Physiologe, der selbst experimentirt hat, nimmt jetzt noch an, daß von ihm auf die Patienten ein „magnetisches Fluidum" oder dergleichen überströme; jeder wird nach gewissenhafter Prüfung der Experimente Braid's ihm schließlich auch darin beistimmen müssen, meine ich, daß für die Herbeiführung der Hypnose unbedingt nothwendig ist eine einseitige anhaltende Concentration der Aufmerksamkeit. Daß dagegen nicht, wie die meisten annehmen, die Kenntniß des Hypnotismus, die Erwartung seines Eintritts, die Erregung der Phantasie, der Glaube an die Macht des Operateurs oder die Gegenwart und der Wille des letzteren nothwendig sind, folgt aus Braid's vorstehend mitgetheilten und vielen neueren Erfahrungen. Ich habe völlig Ungläubige, welche jedoch versprechen mußten, streng die Vorschriften zu befolgen, ebenso hypnotisirt, wie solche, bei denen ich selbst schon

[42]) Sitzung der juristisch-staatswissenschaftlichen Section der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur vom 10. März 1880. Breslau.

alle Hoffnung auf Erfolg aufgegeben hatte. Ich habe Einzelne allein in einem dunkeln Zimmer mit ausgestreckten Armen einen elektrischen Funken oder eine kleine Flamme anstarren lassen und vorzügliche Resultate erzielt, auch durch bloßes Ansehen den Patienten, der über die Procedur anfangs lachte, aber in meine weit offenen Augen sehen mußte, hypnotisirt. Hierbei geschah es sogar einmal, daß ich selbst einen Augenblick fast die Augen nicht mehr offen halten konnte, aber in eben diesem Moment schlossen sich die des Patienten, wodurch der Eintritt des hypnotischen Zustandes bei mir durch Ablenkung der Aufmerksamkeit wahrscheinlich noch eben verhindert wurde.

Nur solche (gesunde) Individuen, welche ohne die geringste Kenntniß des Hypnotismus, wie der Diener Braid's (s. oben S. 234), durch Starren zu einem anderen ihnen vorgespiegelten Zwecke hypnotisch gemacht werden könnten, habe ich trotz vieler Bemühungen bis jetzt nicht zur Beobachtung erhalten, weil eben die meisten schon etwas vom Hypnotismus wissen. Doch wird diese Lücke einigermaßen ausgefüllt durch die Erfahrungen der Photographen, welche mich versichern, daß öfters die photographirten Individuen, nachdem längst die negative Platte präparirt und das Bild fixirt worden, noch genau in der früheren Position sitzen bleiben, regungslos und geistesabwesend, so daß sie förmlich geweckt werden müssen. Hier ist keine Erwartung der Hypnose, kein Glaube, keine Phantasie thätig gewesen, sondern der hypnotische Zustand nach einseitiger Concentration der Aufmerksamkeit in ganz anderer Richtung eingetreten, wie bei dem Diener. Der letztere wurde — so erzählt mir Dr. Braid, der Sohn, welcher beim Versuch zugegen war — angewiesen, darauf zu achten, ob ein Flämmchen aus der Flasche hervorkomme oder nicht.

Es kann in der That nicht mehr bezweifelt werden, daß hochgradige Hypnose nur durch ungewöhnliche einseitige Anspannung der Aufmerksamkeit zu Stande kommt. Wie? ist die Frage.

Durch Braid's beiläufige Bemerkung, er halte die mangelhafte Arterialisation des Blutes für die Ursache des Hypnotismus und des natürlichen Schlafes, wird dieselbe nicht beantwortet, da er nicht angibt, warum denn weniger Sauerstoff im Blute sein soll. Aber was schon A. E. Durham in einer berühmten Abhandlung über die Physiologie des Schlafes 1860 — dann selbständig 1871 Professor Obersteiner in Wien und bestimmter ebenfalls selbständig Professor Binz[43]) in Bonn im Jahre 1874 aussprach, kommt hier wesentlich in Betracht, daß nämlich die Ganglienzellen des Gehirns, im wachen Zustand die geistigen Vorgänge vermittelnd, ermüden, sich chemisch verändern und gewisse Ermüdungs-Producte liefern — wahrscheinlich zum Theil Säuren — welche die Unterbrechung der höheren Gehirnfunctionen, d. h. den natürlichen Schlaf, herbeiführen. Ich habe dann unabhängig davon im folgenden Jahre und 1876[44]) die Theorie

[43]) C. Binz: Lehrbuch der Arzneimittellehre, 4. Aufl., 1874, S. 3, und Archiv für experimentelle Pathologie, 6. Bd. S. 310: „Ueber schlafmachende Stoffe".

[44]) W. Preyer: Schlaf durch Ermüdungsstoffe hervorgerufen. Centralblatt für die medicin. Wissenschaften, 1875, und „Ueber die Ursache des Schlafes" (Stuttgart, Enke, 1877), sowie Tageblatt der Naturforscherversammlung in Hamburg, 1876. In Betreff des Zusammenhanges des Hypnotismus und der Katalepsie mit thierischem Magnetismus vgl. meine Schrift „Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme", S. 153–197, 322–325 (Berlin, Paetel, 1880).

aufgestellt und durch Versuche gestützt, daß die Ermüdungsstoffe als leicht verbrennliche Producte der Ganglienzellen- und Muskel-Action, wie z. B. die Lactate, dem Blute im Gehirn beim Einschlafen und im Schlafe den zum Wachsein erforderlichen Sauerstoff rasch entziehen. In diesem Jahre stellte ich ferner die Ansicht als wahrscheinlich hin[45]), daß bei den Hypnotischen durch die ungewöhnliche anhaltende einseitige Anspannung der Aufmerksamkeit local im Gehirn eine sehr rasche Anhäufung von Ermüdungsstoffen stattfinde, welche dem eben den einen (nicht in jedem Falle denselben) Hirntheil versorgenden Blute den Sauerstoff rasch entzögen. Da sauerstoffreiches Blut im Gehirn zum Wachsein erforderlich ist, so würde da, wo er fehlt, die das Wachsein charakterisirende Gehirnthätigkeit ausfallen und hiernach wäre der Hypnotismus ein partieller Schlaf, wie der Schlaf des Nachtwandlers.

Nicht nur der alte Satz ist wahr, daß durch willkürliche Richtung des Denkens auf ein Object, welche immer sehr anstrengend ist, alle anderen geistigen Thätigkeiten beeinträchtigt werden, sondern auch der neue, daß durch Wegfall eines Theiles der Gehirnfunctionen die übrigen gesteigert werden können. Letzteres ist in gewissen Formen der Hypnose der Fall.

Auch die ungleiche Hypnotisirbarkeit der Menschen, welche gleichmäßig gewissenhaft die Vorschriften befolgen, mögen sie nun glauben oder nicht glauben, wollen oder nicht wollen, erregt oder ruhig sein, erhält durch meine Auffassung eine natürliche Erklärung. Denn diejenigen, welche die Entziehung des Sauerstoffs bei der Ermüdung gewisser Hirntheile nach dem Starren oder sonstigem Anspannen der Aufmerksamkeit leicht durch reichliche und rasche Zufuhr von frischem Blute neutralisiren, werden darum nicht hypnotisch, weil die Ermüdungsstoffe rasch oxydirt und entfernt werden, also das Wachsein nicht hindern. Diejenigen aber, welche die rasche Abnahme des Sauerstoffs durch schnelle Anhäufung von Ermüdungsproducten in gewissen Hirntheilen nicht compensiren können durch gesteigerte Blutzufuhr oder beschleunigte Wegschaffung derselben, werden das partielle Einschlafen, d. h. den Ausfall gewisser Hirnfunctionen und zwar gerade der höchsten, nicht verhindern können, sie werden hypnotisch. Auch beim gewöhnlichen Schlaf sind es die höchsten psychischen Thätigkeiten, welche zuerst erlöschen, dieselben, welche dem Kinde mit seinem unentwickelten Gehirn fehlen. In der That verhalten sich wache Kinder oft ganz wie hypnotische Erwachsene, wenn sie sinnlos nachahmen, gehorchen, sich einreden lassen sie seien nicht hungrig, nicht müde, wenn sie es doch sind und wohlschmeckende Speisen seien unschmackhaft u. s. w.

Doch ist auch bei geistesschwachen Erwachsenen im wachen Zustande manchmal Aehnliches zu beobachten. Die allergrößte Aehnlichkeit mit Hypnotischen

[45]) Vgl. das Referat im British medical Journal vom 4. Sept. 1880, wo freilich die Hypothese nur angedeutet ist (S. 381—383). Herr Dr. George M. Beard unterscheidet in seiner interessanten Schrift The scientific basis of delusions (New-York, Putnams' Sons 1877) die verschiedenen Zustände des trance als Zustände partieller Activität des Großhirns von denen des vollen Wachseins als totaler Activität und des tiefen Schlafes als totaler Ruhe. Der Hypnotismus ist hiernach eine Art trance.

bieten aber manche Schlafende dar, an welchen ich bereits vor mehreren Jahren Beobachtungen von derselben Art wie jetzt an Hypnotisirten machte. Nicht alle Schlafenden werden bekanntlich, wenn man sie nach mehrstündigem Schlafe leise anredet, wach. Manche geben sogar deutliche Antworten auf Fragen, ohne zu erwachen und ohne nach dem Aufwachen etwas davon zu wissen oder bei sofortigem Wecken mit einer unklaren Erinnerung. Solche (weibliche) Individuen habe ich, während sie schliefen, auch dadurch zum Sprechen gebracht, ohne sie zu wecken, daß allerlei osmische, akustische, tactile, thermische Eindrücke künstlich hervorgerufen wurden. So geschah es z. B. daß die Benetzung der Oberlippe mit einem Tropfen Wasser die Aeußerung: „O meine Nase blutet!" zur Folge hatte. Nach Einathmung des Dampfes von Kölnischem Wasser mit Luft, hieß es: „Blase doch den Spiritus aus!" Eine an das Ohr gehaltene Taschenuhr mit lautem Ticken bewirkte den Ausruf: „Du zerbrichst ja die Gläser!" ein Blasen gegen den Kopf die Bedeckung desselben mit der Decke und einen Satz, in dem „Wind — Fenster zumachen" — deutlich waren und so vieles andere. Einmal hörte ich zu meiner Ueberraschung, wie eine andere fest schlafende Frau, welche, wie die eben erwähnte, niemals hypnotisirt worden war, als ihr Kind in ihrer Nähe in ungewöhnlicher Weise laut durch die Nase ausathmete, damit aber sogleich wieder aufhörte, in genau derselben Weise einige Male ihre Stimme ertönen ließ, ohne nach dem Erwachen das Geringste davon zu wissen. Und doch waren die eigenthümlichen Laute nie zuvor geäußert worden und denen des Kindes vollkommen ähnlich.

Solche mit den unbewußten Nachahmungen Hypnotischer identische Erscheinungen zeigen, wie nahe verwandt der natürliche Schlaf und der Hypnotismus sein können. Der erstere Zustand ist ebenso wenig wie der letztere ein sich immer gleichender; abgesehen von seiner wechselnden Tiefe und Dauer, von seinen Symptomen, variirt er namentlich darin, daß nicht alle Theile des Großhirns zugleich ruhen, wie die Träume beweisen, und wenn auch alle Centren ruhen, dann doch einige leichter als andere wieder in Thätigkeit gerathen können. Umgekehrt beim Einschlafen. Da werden einige Hirntheile leichter functionslos als andere. Welche? hängt jedenfalls von den äußeren Umständen, unter denen man einschläft, mit ab.

Auch bezüglich der ungleichen Disposition, hypnotisch zu werden, kommt nach meinen Erfahrungen an ganz Gesunden mindestens ebenso viel auf die Art des Verfahrens, als auf eine angeborene oder constitutionelle Beschaffenheit, sogenannte Individualität an, und ich halte es für ganz ungerechtfertigt, zu behaupten, eine pathologische oder psycho-pathische Prädisposition sei in jedem Falle nothwendig, um die Hypnose eintreten zu lassen. Sie ist ihr nur günstig. Nicht die schlechterdings nicht zu hypnotisirenden, sondern die hypnotisirbaren Menschen bilden die Majorität. Und wenn man bis jetzt das Gegentheil allgemein behauptet hat, so beruht dieser Irrthum darauf, daß man nicht mit der nothwendigen Sorgfalt alle und jede Uebertretung der erforderlichen Vorschriften verhütete. Die Thatsache der individuell ungleichen Resistenz des Gehirns gegen Sauerstoffentziehung (Luftmangel) ist für Menschen und Thiere derselben Art erwiesen. Sie kommt aber nicht einmal zuerst in Betracht, sondern zuerst ist

festzustellen, daß die angeblich nicht hypnotisirbaren Menschen sämmtlich genau die Vorschriften befolgt haben.

Von zwölf gesunden, eigens hierauf geprüften jungen Männern, welche niemals hypnotisirt worden waren, der Mehrzahl nach Studirenden aller Facultäten, wurden an verschiedenen Tagen unter meinen Augen in meinem Laboratorium nicht weniger als neun hypnotisch und zwar einzeln. Dieser hohe Procentsatz ist aber keineswegs auffallend. Er würde wol noch höher sein, wenn die drei nicht Hypnotisirten öfter vorgenommen worden wären. Vielmehr beruht er darauf, daß ich in jedem einzelnen Falle mit der größten Strenge darauf hielt, die Vorschriften Braid's oder die der indischen Autohypnotiker in keinem Punkte unbefolgt zu lassen. Der geringere statistische Erfolg Anderer beruht ohne Zweifel vielmehr darauf, daß die Augen bewegt wurden, die Aufmerksamkeit erlahmte, Nebengedanken entstanden, als auf constitutioneller geringerer Hypnotisirbarkeit. Es gibt in der That nur wenige Männer und wahrscheinlich, wie Richet betont, keine Frau, welche nicht nach wiederholten „Sitzungen" hypnotisirt werden könnten. Einen facettirten Glasknopf oder einen ideellen Punkt zehn Minuten lang regungslos anstarren, ohne an Anderes zu denken, das erfordert Uebung und gelingt nur selten das erste Mal. Wenn aber trotz der gewissenhaften consequenten Richtung des Geistes auf ein Object während längerer Zeit, 30 bis 40 Minuten, trotz absoluter Enthaltung aller Nebengedanken und Augenbewegungen und trotz des Wunsches, hypnotisch zu werden, bei völliger Körperruhe keine Hypnose eintritt, wie es bei einigen Wenigen auch nach vielen Sitzungen der Fall war, so erscheint eine solche Thatsache vom Standpunkte der Ermüdungstheorie aus interessanter, als die zahlreichen positiven Fälle. Denn hier wäre eine große Resistenz des Gehirns gegen Sauerstoffentziehung anzunehmen.

Die sehr reichliche Thränenabsonderung, Bindehautentzündung, die häufigen Schluckbewegungen, die Aenderungen der Hautthätigkeit, der Athmung und des Pulses, die subjectiven Gefühle von Brennen und Schmerz in den Augen, welche bei derartigen Fixir-Experimenten von mir regelmäßig beobachtet wurden, auch an mir selbst, beweisen, wie stark die anhaltende Concentration eines Sinnes physisch wirkt, aber die, soviel ich finde, noch nicht hervorgehobene größere Tiefe und längere Dauer des gewöhnlichen Schlafes in der Nacht nach einem solchen selbstquälerischen Versuch zeigt, daß die Ermüdung keine geringe gewesen sein kann. Ich habe diese Beobachtung an mehreren vollkommen zuverlässigen Männern gemacht, die sich selbst darüber wunderten, daß sie, nachdem wir vergebens experimentirt hatten, traumlos zehn Stunden lang schliefen, oder viel später als sonst erwachten. Ich erfuhr das Resultat, ohne gefragt zu haben, ohne es zu erwarten.

Schließlich wird allerdings durch die neue Hypothese vom physiologischen Zusammenhang des Hypnotismus und des gewöhnlichen Schlafes keiner von beiden erklärt, aber sie ist als der erste Versuch zur Erklärung des Zusammenhanges der Prüfung wol werth.

Fiat experimentum! „Unbegrenzter Zweifel ist ebenso das Kind der Geistesschwäche wie unbedingte Leichtgläubigkeit." So lautet das Motto des Entdeckers.

G. E. Lessing und St. Afra.

Von

Dr. Hermann Peter,
Rector zu St. Afra.

Klopstock hat den Namen der Landesschule Pforta mit seinem Ruhm für alle Zeiten verknüpft; nicht allein der Literarhistoriker und Portenser weiß, daß er schon als Schüler dort den Gedanken gefaßt, „des sündigen Menschen Erlösung“ in einem Epos zu feiern, und seine Ausarbeitung begonnen, und daß er in der Rede, mit welcher er am 21. September 1745 die Anstalt verließ, gestützt auf eine gründliche Bekanntschaft mit Tasso, Voltaire und Milton, die Aufgabe des Epos gezeichnet hat; sogar der Mythus hat sich seiner Person bemächtigt und einer außerhalb den Schulmauern in poetischer Umgebung gelegenen Quelle seinen Namen gegeben, den sie trotz des Anathems des alten Ilgen behalten wird. Weniger bekannt ist es im Allgemeinen, daß der Zeitgenosse und Mitarbeiter Klopstock's, G. E. Lessing, auf der Schwesteranstalt St. Afra in Meißen erzogen worden ist, die nicht nur in demselben Jahr von demselben hochsinnigen Fürsten gegründet war, sondern auch weiter in demselben Geiste geleitet, sich in der gleichen Weise entwickelt hat. Allerdings hat Lessing während der Schulzeit keines seiner Hauptwerke geplant, nur „der junge Gelehrte“ geht in seinen Anfängen auf Meißen zurück, gleichwol aber läßt sich klar erkennen, daß die Eigenart seines Wesens eben durch die hier bestehenden Einrichtungen gefördert und ausgebildet worden ist, wie es denn gewiß auch kein reiner Zufall ist, daß die vier Begründer der Bremer Beiträge sämmtlich von Fürstenschulen abgegangen sind, K. Chr. Gärtner und G. W. Rabener von Afra, der erstere 1733 (in demselben Jahr mit Chr. F. Gellert), der andere ein Jahr später, Joh. Ad. Schlegel von Pforta im J. 1741 und J. Andr. Cramer von Grimma im J. 1742[1]).

[1]) Im J. 1841 hat zum Andenken an die vor 100 Jahren erfolgte Aufnahme Lessing's auf die Schule der damalige Professor E. A. Diller das in den Acten liegende Material zum ersten Male gesammelt, dasselbe in ein lateinisches Gedicht über Lessing's Schulzeit verarbeitet und dessen einzelne Theile durch Anmerkungen erläutert; auf diesen „Erinnerungen“ beruhen die

I.

Die Fürstenschule St. Afra liegt hoch und gesund noch innerhalb der Stadtmauer, aber an ihrer höchsten Erhebung, in ihren oberen Stockwerken mit freiem Blick auf das unter ihr sich ausbreitende Meißen und das weite Elbthal, und nach der sich bis an den Strom vorschiebenden Domfreiheit, dem imposanten Dom selbst, der Albrechtsburg und dem alten Bischofssitz; weniger stattlich waren die eigenen Gebäude, die zum Theil dem im J. 1540 aufgehobenen Kloster von Augustiner Chorherren angehört, theils Domherren als Curien gedient hatten, wie die alte Wohnung des Abtes vom Kloster Zelle, in der bei der Uebersiedelung der Universität von Leipzig nach Meißen im J. 1519 in Folge der Pest der berühmte Humanist Petrus Mosellanus gewohnt hatte und die später dem Rector als Wohnung angewiesen war. Um zwei Höfe, die sich an die nördliche und an die südliche Seite des alten Kreuzganges anlehnen, gruppiren sie sich; der größere, nach Norden gelegene, war der Klosterhof, zu Lessing's Zeit umgeben von Wirthschaftsgebäuden und den Wohnungen der Oekonomiebeamten. Der eigentliche Schulhof, ursprünglich Klostergarten, wurde von drei größeren Häusern gebildet; das eine, das sog. Knabenhaus, war im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts neu gebaut worden, aber nüchtern und schmucklos, ohne viel Licht und Luft; die beiden anderen waren ihrem Kern nach noch die alten Curien; sie hatten von Anfang an sich nicht durch architektonische Schönheit ausgezeichnet, dann war aber, um sie für die Zwecke der Schule einigermaßen brauchbar zu machen, ohne Plan wiederholt angebaut und jede Symmetrie, wenn solche überhaupt je bestanden, zerstört worden. Die vielen schmalen Treppen, die Dunkelheit mancher Räume, das Fehlen jeder inneren Verbindung zwischen den Wohnhäusern, die geringe Uebersichtlichkeit des Ganzen müssen der Disciplin außerordentliche Schwierigkeiten bereitet haben, wenngleich der Kreis um das gesammte Schultreiben, wo diese Gebäude Lücken ließen, durch Mauern oder andere den Schülern gewöhnlich nicht zugängliche Baulichkeiten streng abgeschlossen und der Ausgang in die Stadt durch einen Thorwärter bewacht wurde. In der Mitte zwischen diesen beiden Höfen stieß im Osten an den Kreuzgang eine gewölbte Kapelle, damals der Speisesaal, jetzt Schulküche, neben dem Klosterremter der einzige Raum, der auf architektonisches Interesse Anspruch machen durfte; neben ihr führte der Weg in die anliegende Kirche.

In und um den zweiten der Höfe bewegte sich also zu Lessing's Zeit das gesammte Leben der Alumnen, deren Zahl auf 118 bestimmt war. Das erste

Ausführungen Danzel's. Reiche Ergänzungen und Berichtigungen hat dann Th. Flathe in seiner Geschichte von St. Afra (Leipzig, 1879) gebracht, Vollständigkeit im Einzelnen nur in so weit beabsichtigend, als sie sein Zweck verlangte, aber den Einfluß der Schule auf L. scharf erkennend und anschanlich darstellend, während sein Vorgänger in der Geschichtschreibung der Anstalt, Joh. Aug. Müller, einst ihr Rector, in seinem 1787 und 89 erschienenen zweibändigen Werke, Lessing's, der sogar zwei Jahre sein Mitschüler gewesen war, mit keinem Worte gedenkt. — Eine vollständige Zusammenstellung des auf Lessing's afranische Schulzeit bezüglichen Materials gebe ich gleichzeitig mit diesem Aufsatz in dem Archiv für deutsche Literaturgeschichte von Schnorr von Carolsfeld (X S. 285 ff.). Die Nachrichten Karl Lessing's in der Biographie seines Bruders sind nur mit großer Vorsicht aufzunehmen.

und zweite „Tabulat" von zwei Häusern war ihnen als Wohnung eingeräumt, je zwei zusammengehörige Zellen vier „Knaben"; in der einen studirten, in der anderen schliefen sie; aber gemüthlich mögen die Stuben nicht ausgesehen haben: die Meubles, die sich Jeder selbst beschaffen mußte, waren bunt zusammengewürfelt und an Heizungsvorrichtungen fehlte es ganz und gar, so daß im Winter ein einziger, nothdürftig erwärmter, dumpfiger Arbeitssaal für Alle ausreichen mußte. Das dritte Haus, nur zweistöckig, enthielt die sog. Patientenburg, die Bibliothek, den Tanzboden; die wenigen Classenlocale, deren man bedurfte, waren durch alle drei Häuser zerstreut, ebenso Stuben mit Kammern für die beaufsichtigenden Lehrer. Für die Freizeit war der Hof geöffnet, ein nicht eben großer Raum, der indeß Platz genug für zwei von den Oberen sehr fleißig benutzte Kegelbahnen hatte, auch mit ein paar Bäumen geschmückt war. Ein Schulgarten ist erst viel später für die Schüler eingerichtet worden, dennoch aber fühlte sich die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit jener Zeit auch in diesem Hofe glücklich und wußte ihm sogar eine poetische Seite abzugewinnen; in einem zehn Jahre nach Lessing's Abgang verfaßten Gedichte, das handschriftlich unter den Afranern weite Verbreitung fand, heißt es:

„Der ebne Plan, wo durch zwo grüne Linden
Des Zephyrs sanfter Athem streicht,
Der weise Tisch, wo sich die Musen finden,
Wenn sich der Abend kühlend zeigt,
Die niedre Banck, zu deren lincker Seite
Ein stilles Waßer sich ergießt,
Sinds wo ich jetzt ein Lied dem Berg bereite,
Der meine Lust und mein Parnassus ist."

Natürlich mußte in diesem kleinen Staate die größte Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit herrschen und jeder Verstoß gegen die Ordnung geahndet werden. Im Sommer wurde um halb 5 Uhr, im Winter um halb 6 Uhr aufgestanden, dann wusch sich Alles, gleichviel wie die Witterung war, im Hofe am Brunnentrog, es folgte das Morgengebet und dann abwechselnd Unterrichts-, Arbeits- und Freistunden, bis Abends 9½ Uhr das Uhrwerk abgelaufen war und die Alumnen in ihre Schlafzellen gingen, in die Licht mitzunehmen strengstens verboten war. Für die Aufrechterhaltung dieser Ordnung sorgten in erster Instanz dreizehn Inspectoren, Primaner, welchen das Lehrercollegium ein besonderes Vertrauen schenkte und die ein gewisses, genau fixirtes Strafrecht über ihre Mitschüler üben durften; über ihnen stand der Hebdomader, einer der fünf Lehrer, die abwechselnd eine Woche lang die Aufsicht führten, die Morgen- und Abendgebete abhielten, den Coetus zur Mahlzeit führten und unter demselben wohnten; wichtigere Fälle brachte dieser vor das ganze Collegium, das allsonnabendlich zu der „Censur" zusammentrat; Excesse, denen die Strafe der Exclusion drohte, gehörten vor das Forum der adligen Schulinspectoren, die, damals ihrer zwei, den amtlichen Verkehr zwischen dem Collegium und der kurfürstlichen Oberbehörde, dem Oberconsistorium, vermittelten und über dem Rector die Schule nach Außen repräsentirten. Eine vielfache, sorgfältig durchdachte Gliederung des Coetus unterstützte die Disciplin. Nach dem Wissen zerfiel er in vier Classen, Emendationes genannt, Prima bis Quarta, die aber nur für die Correctur der lateini-

schen Arbeiten so getrennt wurden, während für den anderen Unterricht je zwei zusammentraten, die Ober- und die Unterlection; jede Emendation zerfiel wieder in drei Decurien und verlangte dem entsprechend einen Cursus von drei Semestern. Eine zweite Eintheilung war für das Coenakel vorgenommen, wo an jedem Tisch dreizehn Alumnen unter ihrem Inspector saßen, eine dritte, bei welcher den Wünschen der Schüler möglichst Rechnung getragen wurde, nach den Zellen, deren Bewohner eine Art Familie bildeten; einer war ein Primaner, das Oberhaupt, das auch für die geistige Förderung der Anderen zu sorgen hatte, der zweite ein Secundaner, der dritte und vierte aus Tertia oder Quarta. In dieser Systematik ist Manches aus dem Klosterleben entlehnt, an das auch noch andere Einrichtungen erinnerten, z. B. das Vorlesen bei Tische (zu Lessing's Zeit Mittags aus der Bibel, Abends „ein Stück aus Carionis Chronico, aus dem Sleidano oder einem andern berühmten Geschicht-Schreiber"), das Ansagen des Stundenschlusses, das erst in diesem Jahrzehnt bei uns abgeschafft ist, das Tragen eines kurzen schwarzen Mäntelchens, der Schalaune (scholana), an dem man allerdings schon damals Anstoß nahm, so daß Lessing's Rector eine besondere lateinische Abhandlung zum Schutze derselben geschrieben hat, leider auch der unselige, erst jetzt überwundene Veteranismus oder Poenalismus (aus dem durch eine Art Volksetymologie das Wort „Pennalismus" entstanden ist); denn, wie es in einer Darstellung des Lebens in dem uns benachbarten Kloster Altzelle heißt: „Annus probationis ist gleichsam der neuen Mönche Pennal-Jahr, darinnen sie auf allerhand Art vexiret und probiret werden, ob sie auch Farbe halten mögen". Einzelne Ausdrücke sind sogar bis auf heute in Uebung geblieben: Alumnus, Novicius, Carene, Coenakel, Clausur u. a.

Trotzdem aber ist das Bild, das Danzel, und mit noch schärferen Strichen Stahr von der Richtung der damaligen Erziehung entworfen haben, verzeichnet. Stahr läßt nämlich diejenige Gelehrsamkeit, auf welche es in dieser fürstlichen Klosterschule abgesehen war, ausschließlich im Dienste der Religion und Theologie stehen: „man wollte Gottesgelehrte und Geistliche bilden, und der eigentliche Zweck, zu welchem selbst die alten Sprachen getrieben wurden, war im Grunde doch nur ihre Benutzung zur richtigen Auslegung der heiligen Schrift".

Dies wäre aber zunächst ganz gegen die Absicht des Stifters der Fürstenschulen geschehen, der ausdrücklich als ihren Zweck die Bildung von Kirchendienern und anderen gelehrten Leuten hinstellt und im Stiftungsbrief der Pforta noch besonders namhaft macht „Regenten der Polizeyen", d. h. Staatsdiener und Regierungsbeamte. Und daß dieser Wille nicht nur auf dem Papier stand, sondern auch den Geist der Erziehung beherrschte, beweist jede Seite des Kreyssig'schen Albums, in welchem die sämmtlichen Afraner und ihre Lebensstellung, soweit sie der Fleiß des Verfassers ermitteln konnte, verzeichnet sind. Im Jahre 1741 sind außer Lessing noch 29 Schüler aufgenommen worden, aber nur sechs haben sich von diesen dem geistlichen Berufe gewidmet. Wesentlich hat zur Erweckung solcher und ähnlicher falscher Vorstellungen Karl Lessing, der zehn Jahre nach Gotthold Ephraims Abgang in die Schule eintrat, aber als Primaner dimittirt wurde, in der Biographie seines großen Bruders beigetragen. Richtig ist es und ein Glück für die damalige Jugend, daß man sich innerhalb

der Schulmauern „weder um die Armseligkeiten der großen noch der kleinen Welt bekümmerte“; wenn er aber fortfährt, daß man von Griechenland und Latium mehr redete, als von Sachsen, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob sich die Gedanken ganz dem eigenen Vaterland abgewandt und nur in der classischen Vergangenheit gelebt hätten. Verhinderte dies doch schon das in der unmittelbaren Nähe von Meißen sich abspielende und die Anstalt selbst hart treffende kriegerische Treiben! Außerdem aber wissen wir, daß, wie alle Ereignisse am kurfürstlichen Hofe durch einen Actus in der Schule mitgefeiert wurden, so auch die in demselben redenden Schüler ihre Themen aus der Geschichte der Gegenwart oder der letzten Jahrhunderte nach der Reformation wählten. Z. B. sprach in einem aus dem Jahr 1745 verschobenen Actus zur Feier des „Regierungsantritts von Kaiser Franz I. und der Niederlegung der Reichsregierung durch Kurfürst Friedrich August“ am 9. März 1746 der erste Schüler in lateinischen Hexametern über die politischen Verhältnisse im J. 1645, ein zweiter in lateinischer Prosa über die kirchlichen im gleichen Jahr, ein dritter in deutschen Versen über das Thorner Gespräch, ein vierter in lateinischer Prosa über die innige, seit Jahrhunderten währende Freundschaft zwischen den sächsischen und brandenburgischen Fürsten; fünf Tage später, am 14. März, der erste Redner französisch über den durch Gottes Gnade geschenkten (Dresdener) Frieden, ein zweiter über die Ursachen der politischen Ereignisse des Jahres 1545 und ihren Verlauf, als dritter G. E. Lessing deutsch über die kirchlichen Vorgänge im J. 1545, endlich ein vierter über berühmte Kriegs- und Geisteshelden.

In Verbindung hiermit mag gleich der Pflege der Poesie auf Afra gedacht werden, für welche der in dieser Gegend wohnende Volksstamm natürlich beanlagt ist, wenn auch das Wesen eines Gedichtes oft mehr in einer glatten Form, als in einer tieferen poetischen Empfindung gesucht wird. Reiche noch vorhandene Sammlungen zeugen für den regen Eifer, mit dem sie betrieben wurde. In der ersten Zeit nach der Gründung der Anstalt galt er natürlich nur dem Lateinischen, wie überhaupt da das Lateinische die officielle Sprache war, auf deren Gebrauch die Inspectoren sorgfältigst zu achten verpflichtet waren; indeß schon in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts bildete sich unter den Schülern eine Gesellschaft, die sich der deutsche Pflanzenorden nannte, und deren Angehörige sich wöchentlich deutsche Gedichte zusandten. Die Oberbehörde war damit nicht zufrieden, weil „ordentliche Studien“ damit versäumt würden, und so erließ der Kurfürst Johann Georg III. unter dem 18. März 1684 den Befehl an den Rector, den Orden zu unterdrücken, und gestand nur so viel zu, daß „da einer oder der andere in der deutschen Poesie etwas zu elaboriren Lust und Zeit hätte, er solches zwar thun dürfe, die Carmina aber dem Rectori oder einem anderen Praeceptori zur Durchsicht und Verbesserung vorweisen solle“. Als dann aber im J. 1727 eine gründliche — im Ganzen sehr durchdachte und wohlthätige — Reform des gesammten Unterrichts und der Hausordnung erfolgte, so wurde verfügt: „Zur besseren Cultur der deutschen Sprache haben die Docentes bey den Inferioribus erst mit teutschen Briefen nach dem üblichen Cantzley-stylo, dergleichen Collectiones gewöhnlicher Cantzley-Schreiben in gedruckten Büchern zu haben, anzufangen, die Orationes aber können nur von denjenigen, so schon

einigermaßen in stylo geübt, gehalten werden." Die schon damals in Dresden gewünschten besonderen deutschen Stunden wurden im Lehrplan erst 1773 angesetzt, unter den Schülern aber wurde nicht nur „der übliche Cantzley-stylus" gepflegt, sondern auch fleißig in der Muttersprache gedichtet. Dabei hatten sie an ihren eigenen Vorgesetzten ein anregendes Beispiel. Der Conrector Höre, der pedantischste unter Lessing's Lehrern, gab gleichwol im J. 1740 die erste für die Schule bestimmte deutsche Gedichtsammlung heraus, die unter dem Titel „Edle Früchte deutscher Poeten nach gesundem Geschmack berühmter Kenner für die lehr-begierige Jugend ausgesucht, Erste Probe" Gedichte von M. Opitz und J. von Besser enthielt und dieselben mit Lobsprüchen und Anmerkungen begleitete. Von Lessing's Rector, Grabner, wird überliefert, daß er an einen Freund einen Brief in deutschen Versen schrieb; in dem Programm, in welchem er zu dem oben erwähnten Actus einlädt, erörtert er die Ableitung mehrerer deutscher Wörter, und Chr. Weißenborn's Einleitung zur lateinischen und teutschen Rede- und Dichtkunst hat er zweimal mit eigenen Zuthaten herausgegeben; ein dritter Lehrer endlich, der Magister Weiße, ist der Verfasser der Uebersetzung einer Schrift Seneca's in's Deutsche, hatte auch unter seinem Praesidio eine „teutsche Gesellschaft" aufgerichtet und wird von einem späteren, diesen Bestrebungen weniger zugethanen Rector „ein Liebhaber der deutschen Micheley" genannt. Die „lehrbegierige Jugend" benutzt ihrerseits jedes Ereigniß in der Familie ihrer Lehrer, um dasselbe in Reimen zu besingen, und wenn Kameraden zur Universität abgehn, so geleitet sie nicht nur der ganze zurückbleibende Coetus mit einem Gedichte, wie dies heute noch üblich ist, oft noch extra die Landsleute, auch wol Einzelne nur in ihrem Namen, und empfehlen sich „am Tage des Ruhm-vollen Abtritts von dem Afranischen Musen-Berge" „zu beständiger Freundschaft". Diese Gedichte sind alle wenig natürlich und auf Stelzen sich bewegend, in der nüchternen Gottsched'schen Weise, zeigen aber neben gutem Willen viel Routine. Ein paar Proben werden amüsiren; zuerst ein Titel: „Daß die Poesie der Tadel-Sucht ohngeachtet ihre Liebhaber finde, Wollten, Alß Herr J. B. Pfeil aus Freyberg, den 12. April Anno 1734, Nach rühmlich gehaltener Abzugs-Rede von der Kön. u. Chur-Fürstl. Sächß. Land Schule zu Meißen seinen Abschied nahm, an dessen Exempel vorstellig machen, Und demselben sich zu beständiger Freundschafft empfehlen Einige gute Freunde und ergebene Diener", ein zweiter in Versen aus derselben Zeit: „Nachdem Herr Gaudichs Fuß von Afrens werthen Höhen auf Philyreens Grund und Boden wollte gehen Und zu den Freunden noch: Lebt stets vergnüget! sprach, so riefen selbige IHM diese Worte nach."

Ein anderer Dichter will einem im J. 1734 abgehenden Freunde „die allzugroße Lobes-Erhebung als ein Zur Mode gehöriges Stück — in diesen eiligst verfertigten Blättern vorstellen" und schildert einen „Criticus":

Doch ächte Freundschafft flieht und meidet alles Heucheln.
Gewiß, ein Freund, der nur dem Andern sucht zu schmeicheln,
Ist schon ein halber Feind. Die Mode bringt's zwar so.
Liest einer etwa nur ein Buch in Folio,
So heißt er gleich gelehrt. Kann einer decliniren,
Nach aller Schwürigkeit das amo conjugiren,

Und weiß er, daß man in gedoppelt construirt,
Daß Est zu mancher Zeit auch zwey Dativos führt,
So schreibt man: Dieser weiß, was Tullius geschrieben,
Und was vom Livius der Nachwelt überblieben,
So schwört man Stein und Bein, daß jeder sagen muß,
Es sey der schlechte Kerl ein guter Criticus.
Weiß er ein gantzes Stück aus dem Virgil zu sagen,
Aus sechs Carminibus das siebende zu tragen,
Und schmiert, und reimt, und zwingt, was nicht zusammengeht,
So heißt er doch wohl noch ein tüchtiger Poet.
Hat er ein Griechisch Wort vor Zeiten aufgetrieben,
Und weiß, daß Pindarus ein Griechisch Buch geschrieben,
Kan in dem Weller wohl zur Noth das erste Blat,
Und saget, was ὑπο vor Casus bey sich hat,
So soll er alsobald den Sophocles bedeuten,
So soll er mit Homer um Crantz und Vorzug streiten.

Kurz wir sehen, wie Afra keineswegs eine von hohen Schutzwällen umschlossene Insel war, die von dem Wellenschlag der geistigen Bewegung in Deutschland unberührt geblieben wäre. So wird also auch hier wieder Karl Lessing geirrt oder vielleicht Anschauungen aus seiner Schülerzeit auf die seines Bruders fälschlich übertragen haben, wenn er berichtet, daß nur die lateinische Poesie zu den officiis perfectis eines Fürstenschülers gehört habe, die deutsche zu den imperfectis.

Mit mehr Recht wird gegen die damalige Erziehung der Vorwurf erhoben, daß dem Besuche der Kirche und dem Schulgebete zu viel Zeit eingeräumt worden sei. Auf der Tagesordnung stehen allerdings dafür 25 Stunden wöchentlich, für den Gottesdienst am Sonntag allein früh vier, Nachmittags drei Stunden, Mittwoch früh zwei, Dienstag und Freitag Nachmittags je eine, für die Morgen- und Abendgebete zusammen 11 Stunden. Dabei ist indeß einmal in Anschlag zu bringen, daß, wenn auch ganze Stunden für die Gebete angesetzt wurden, dieselben doch nie diese Zeit ausfüllten, und selbst, wenn Bibelerklärung hinzugefügt wurde, immer noch denen, die Geld dazu besaßen, Zeit gewährt wurde, ein beim Thorwärter gekauftes Frühstück zu verzehren, und ebenso wird kaum zu glauben sein, daß an gewöhnlichen Sonntagen die Geistlichen vor 150 Jahren einen siebenstündigen Aufenthalt in der Kirche für ersprießlich gehalten hätten. Andererseits beanspruchte früher das Liturgische im Gottesdienst einen viel größeren Raum als jetzt, und die „Gebete" betonten, wie dies schon die mit ihnen verbundene Bibelerklärung zeigt, die Belehrung und bildeten einen Theil des Unterrichts. Endlich darf erinnert werden, daß in der damaligen Zeit allgemein der Gottesdienst länger dauerte als heutzutage und nicht auf den Sonntag beschränkt war und daß überhaupt auf den Schulen Dogmatik und Bibelkunde in weiterer Ausdehnung betrieben wurde.

Es findet dies seinen Grund in der engen Beziehung, in welcher classische und theologische Studien noch mit einander standen; unbefangen übertrug man die Methode der Interpretation der Classiker auf die Bibel und benutzte das neue Testament, um griechische Grammatik daran zu lehren und einzuüben. Daß so die Bibel als Erbauungsbuch vielfach verkannt wurde, ist natürlich;

sie sollte wie die profanen Schriftwerke des Alterthums eben auch mit dazu dienen, tüchtige Gelehrte zu erziehen. Denn dies war der klare Zweck der Schule.

Das Verzeichniß der im Unterricht erklärten Schriftsteller weicht nicht wesentlich von dem eines modernen Gymnasiums ab. In der Unterlection weist es Cornel, Eutrop, Ovid, Phädrus, zugleich aber Cicero's Briefe auf, in der oberen Livius, von Cicero Reden und Ueber die Pflichten, Virgil, Horaz, Isokrates oder Plutarch und Sophokles, während bei den Unteren die griechische Lectüre sich auf das Neue Testament beschränkte. Die Zahl der lateinischen Stunden war aber größer und belief sich im Sommer auf 15, im Winter auf 11; dazu kamen noch bei den Oberen außer Kirchengeschichte und Dogmatik vier Stunden Griechisch, je zwei Stunden für Hebräisch, Französisch, philosophische Propädeutik (nach Grosser's lateinischer Logik), Rhetorik und Mathematik (die mit der sphärischen und theoretischen Astronomie abschloß) und Geschichte (nach des gelehrten Cellarius historia) und eine für Geographie (nach des Cellarius Geographia antiqua, media et nova); bei den Unteren fiel die Philosophie und Rhetorik weg. Noch weiter aber als im Lehrplan geht die Verschiedenheit in der Behandlung des Stoffes; da kannte der Vortragende keine Rücksicht auf die Kürze oder Länge des Semesters, sondern bewegte sich, ganz seiner Neigung nachgebend, vorwärts, gründlich bei der Interpretation jede Schwierigkeit erörternd; der bereits genannte Lehrer Lessing's Weiße hat einmal „in der Historie über Kaiser Conrad III. ein ganzes Jahr lang gelesen"; schriftliche Uebungen wurden jedoch von jeher regelmäßig vorgenommen und zwar so, daß dabei der Imitatio besondere Wichtigkeit beigemessen wurde, der Uebertragung der in einer gelesenen Stelle vorkommenden Gedanken und Phrasen auf ein ähnliches Thema, die schon von den Alten getrieben, von Sturm hervorgesucht und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts als ein höchst wichtiges Mittel der Stilbildung betrachtet wurde, während jetzt wol nur die Italiener sie noch festhalten. Endlich war auch die Behandlung der Schüler während des Unterrichts eine verschiedene. Trotz der weit größeren Ungleichmäßigkeit der Vorbereitung saßen in jeder der beiden Lectionen in fast allen Stunden Schüler aus sechs verschiedenen Semestern zusammen! Man sprach mehr zu als mit den Schülern, überließ das Meiste ihrem guten Willen und ihrer Selbstthätigkeit und sah es ruhig mit an, wenn der größere Theil dem Vortrage entweder gar nicht oder mit halben Schritten folgte.

In dieser größeren Freiheit der geistigen Bewegung — bekanntlich liegt hier der Hauptgegensatz der Lehrmethode der letzten Jahrzehnte und der früheren Zeit — war auch die Einrichtung der vollständig unterrichtsfreien Studirtage begründet, die, wenn auch mit Beschränkung, heute noch als ein Palladium geschlossener Anstalten gewahrt wird. Ferien, während denen das Getriebe der Schule still stand, existirten noch nicht — Nothfälle ausgenommen wurde den einzelnen Alumnen nur alle zwei Jahre einmal höchstens auf 14 Tage Urlaub gewährt —, wol aber fielen während der Feiertags- und der Examenwochen, auch während der Meißener Jahrmärkte, die Lectionen aus, und diese ganze Zeit, mehr als der sechste Theil des Jahres, wurde dem Privatstudium nach eigener Wahl überlassen, für strebsame und lernbegierige Jünglinge eine herrliche

Gelegenheit ganz in ihrem Wissensdrange aufzugehen und in den alten Autoren zu schwelgen. Nun werden wir voll begreifen, wenn Lessing später einmal über seine Schuljahre schrieb: „Theophrastus, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte. Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in denen ich glücklich gelebt habe." Wenigstens ist ihm nie wieder das Glück zu Theil geworden, frei von allen kleinlichen Sorgen, ohne alle Rücksicht auf bestimmte praktische Zwecke die Alten nur des Genusses an der Lectüre wegen zu lesen und über ihr alles Andere zu vergessen.

Wie so aber schon der Schüler tiefer in den Geist des einzelnen Autors eindrang, so konnte er auch den Kreis der Kenntniß der Classiker über den im Unterricht gezogenen erweitern. Es erweckt unser Staunen, wenn wir sie in den Gelegenheitsschriften mit der größten Leichtigkeit nicht nur mit den Weisen des Alterthums und den Musen in allen möglichen classischen Gegenden verkehren, sondern auch Autoren citiren sehen, die jetzt nur der Gelehrte kennt. Eine Anregung hierfür boten die Disputationen, wie sie nach dem Muster der Universitäten auch auf Afra vorgenommen wurden. Für irgend eine Feier schrieb der Rector eine gelehrte Abhandlung, z. B. Grabner Anmerkungen zu den Gemäldebeschreibungen des Kebes (in fünf Stücken 1746—1749), über eine der Schule gehörige Münze des Syrakusaners Dio (1743), über den Bischof Theophilus von Antiochia (1744), über den Charakter des Augustus (1740) u. dergl.; diese wurde gedruckt, von den Primanern gründlich durchgearbeitet und nun, während der Rector auf dem oberen Katheder thronte und dirigirte, von dem unteren aus durch einen Schüler vertheidigt, durch andere angegriffen. Solche Solennitäten würden freilich an die Geduld der Zuhörer heut zu Tage unmögliche Zumuthungen stellen. Denn außer den Disputationen wurden von Lehrern und Schülern auch noch Reden gehalten, oft wiederholte sich der Actus an demselben Tage oder an einem oder mehreren folgenden, wie im Jahr 1743 am zweihundertjährigen Stiftungsfeste der Schule, dem also Lessing beiwohnte, innerhalb dreier Tage ihrer nicht weniger als vier, jeder mehrstündig, überstanden werden mußten; auch soll nicht geleugnet werden, daß die Aneignung eines gewissen äußeren gelehrten Flitterstaates begünstigt wurde. Gleichwol aber ist der Nutzen einer derartigen Einrichtung für die Schüler nicht gering anzuschlagen. Zunächst verlieh sie ihnen ein gewisses Selbstbewußtsein, welches z. B. auch dadurch genährt wurde, daß bei Probelectionen von Candidaten die zwölf obersten Primaner über ihre Meinung befragt wurden, wobei sie streng kritisirten, wenn deren interpretirende Bemerkungen bereits in gedruckten Büchern zu lesen waren. Ferner aber gibt es für die Bildung einer methodischen Forschung nichts instructiveres als sorgfältiges Durcharbeiten und Sichaneignen wissenschaftlicher, methodisch angelegter Abhandlungen, und je beschränkter ihr Gebiet ist, desto förderlicher ist es für den Lernenden. Er eröffnet sich so einen Blick in das eigenthümliche Leben der Forschung, lernt das Wesen und den Werth der Gründlichkeit kennen und achten, auch allmälig sich auf eigene Füße stellen. Mag er dabei immerhin etwas Staub der Wissenschaft einathmen, mag der Gesichtspunkt zunächst niedrig, der Horizont klein sein; ist nur erst der Weg

der richtigen Arbeit gewonnen, so wird er ernstes Streben schon höher führen, und immer wird ein klares Bild des Verhältnisses des Forschens zum Erforschten, des Arbeitens in der Wissenschaft und des urtheilslosen Erlernens von Resultaten Anderer wach bleiben, dessen die moderne Jugend bei ihrem Lesen von allgemeinen und populären Darstellungen sich selten recht bewußt wird. Wenn sonach, mit vollem Rechte, Lessing nachgerühmt wird, er habe alle wissenschaftlichen Formen mit der größten Gewandtheit gebraucht: den ersten Grund zu diesem Können haben wir gewiß in dieser Art von wissenschaftlicher Arbeit auf der Schule zu suchen. Nur allzuwahr schildert dagegen P. Heyse die Erziehung eines nicht geringen Theiles des jetzt heranwachsenden Geschlechts in einem seiner Novellenhelden, den er von sich sagen läßt: „Ich habe nie erfahren, was geistiger Hunger ist, weil ich beständig meinen Appetit mit kleiner Naschwaare gestillt habe. Den besten Magen muß es verderben, wenn man ihm immer Zuckerwerk zu verarbeiten gibt."

Ernst und mit Arbeit verbunden waren also diese regelmäßig und häufig wiederkehrenden Unterbrechungen des gewöhnlichen Ganges des Schullebens; ganz fehlte es aber auch nicht an heiteren Zerstreuungen; so wurde fünfzehn Mal des Jahres der gesammte Coetus auf einen von Wald umrahmten Bergplan dreiviertel Stunden von der Stadt geführt, wo er sich vier Stunden lang mit Spielen, auch mit Essen und Trinken vergnügen konnte; in jedem Hochsommer wurde auch ein „Strohfest" gefeiert; da mußten die Betten gereinigt und mit neuem Stroh versehen werden, und während dem schlief Alles unter Zelten im Freien. Hin und wieder aber machte sich der in der Jugend gährende Uebermuth auch durch einen „Tumult" Luft, namentlich gegen die Schulverwaltung und die Küche, die natürlich bei dem Mangel an anderweitigem leichten Gesprächsstoff in der Unterhaltung viel herhalten mußten, in der That aber auch oft zu berechtigten Klagen Veranlassungen gab. Zwar der Küchenzettel klingt sehr verlockend: an vier Tagen der Woche wurden außer Suppe noch zwei Gerichte aufgetragen, an drei sogar vier, auch war das Quantum nicht niedrig bemessen; indeß lag damals die Speisewirthschaft noch in den Händen eines Pächters, wobei erfahrungsmäßig die Schüler schlecht fahren, zumal wenn dieser so schnell reich werden will wie der zu Lessing's Zeit. Der Rector klagt in einem der vielen über ihn erstatteten Berichte selbst darüber, daß „bey der Ausspeisung die Reinlichkeit so gar wenig beobachtet wird, daß Erbsen, Grütze, Graupen und andere Zugemüße, ungelesen, mit vielem Mäuse- und RattenKoth vermenget, sehr öffters und eine Zeit lang gemeiniglich Caldaunen, Lunge, Leber, ob sie wohl frischgeschlachtet gegeben werden, dennoch abscheulich stinckend, und übel schmeckend, auffgetragen, die Bierkannen unausgespült und sehr unsauber, das Brodt voll Würmer, das Fleisch mit daran häufig gekochten Maden und Würmern auffgesetzet worden." Dagegen hatte der Verwalter einflußreiche Alumnen durch geheimes Zustecken von „Caffee, Chocolate, Wein und andere gute Suppen, auch gebratenen Hühnern und andere Eßwaaren" für sich gewonnen, sodaß die Inspectoren, welche allsonnabendlich vor der Censur über das Essen befragt wurden, nicht zu klagen wagten. Da erheben sich endlich die Tertianer und Secundaner, unter ihnen Lessing, am 22. September 1743. Sie

sind erbittert, daß der Schulverwalter „auf seinem neuerbauten Hause denen Bauleuten, im Angesicht der ganzen Stadt, bei Music und Tanzen ein Hebe-Essen gegeben", rücken mit „instrumental-Music", d. h. mit „Pass", Violine und Schlüsseln vor den Küchenremter, singen „Ohnmächtiger Erhalter, adjecter Schulverwalter, was du uns abgestohlen, das soll der — holen", schreien Pereat, nennen das neue Haus eine Schinderei, verfolgen die Küchenmagd mit Steinen und werfen Fenster ein. Nun wird in aller Form Rechtens ein Verhör eingeleitet, bei dem Lessing mehrfach citirt wird und schwer gravirt erscheint; der Schulverwalter füllt 100 Folioseiten mit einem ausführlichen Protokolle, alle aber wissen sich herauszureden. Noch einmal wird die Sache aufgenommen, als nach wenig Tagen am Abend vor der feierlichen Deprecation und Communion ein Schüler auf seiner Kammer eine göttliche Stimme mit der Aufforderung zur Anzeige zu hören glaubt und eine solche am folgenden Morgen dem Rector in die Hand steckt; die Untersuchung liefert jedoch wieder kein klares Resultat, sodaß von der Bestrafung einzelner Uebelthäter abgesehen werden muß. Dafür bleibt dem Coetus im Ganzen ein strenger Tadel des Kurfürsten nicht erspart, der „höchst mißfällig von diesem Tumulte vernommen".

Trotz dieser und ähnlicher Ausschreitungen aber müssen wir sagen, daß die Zeit, in welcher Lessing der Schule angehörte, in eine Blütheperiode derselben fällt. In der Pflege der Wissenschaften war seit der oben erwähnten Reform vom Jahr 1727 ein sichtbarer Aufschwung erfolgt, und auch die Zügel der Disciplin lagen in den sicheren, festen Händen eines der tüchtigsten Rectoren, die Afra gehabt hat. In allen äußeren Dingen herrschte das strenge Gesetz unbedingten Gehorsams, daneben aber war der Individualität des Einzelnen voller Raum gelassen zu selbständiger geistiger Bewegung und Entwickelung.

II.

Der Pastor primarius von Camenz hatte schon zeitig den Plan gefaßt seinen Erstgebornen auf diese Schule zu bringen; er kannte sie aus den Erzählungen eines seiner Verwandten (vielleicht seines Bruders), des als Bürgermeister in Camenz im Jahr 1750 gestorbenen Christian Gottlob Lessing, der sie von 1697—1702 besucht hatte, und wußte, daß die Anlagen seines Sohnes eben dort die angemessenste Ausbildung erfahren würden; denn seine eigene Neigung zu gelehrten Studien war auf Gotthold Ephraim übergegangen und schon in den frühesten Jahren hervorgetreten. Der Knabe liebte es, sogar zum Zeitvertreibe, in Büchern zu blättern und ließ sich fünfjährig nach seinem ausdrücklichen Wunsche auf einem Gemälde, das in dem Barmherzigkeitsstifte in seiner Vaterstadt noch vorhanden ist, von Büchern umgeben malen. Kaum hatte er daher das achte Jahr zurückgelegt, so richtete der Vater schon an den Kurfürsten das Gesuch, „daß derselbe nach vorhergegangener Prüfung in Deroselben florirenden Churfürstlichen Land-Schule Meißen als ein Alumnus mit einer freyen Kost-Stelle allergnädigst möge versorget werden". Die Antwort erfolgte nach Wunsch, Rector und Verwalter werden angewiesen, „ermeldten Knaben, daferne er, Alters und Geschicklichkeit halber tüchtig und die älteren Expectanten untergebracht, eine Kost- wie auch künfftig, jedoch ebenfalls der Ordnung nach, eine Gnaden

Stelle einzuräumen, und ihn mit Kost und Lehre, dem Herkommen gemäß, zu versorgen". Bereits im Juni des Jahres 1740 war die Reihe in der Exspectantenliste an Lessing gekommen, indeß hatte er das zur Aufnahme erforderliche Alter noch nicht erreicht, und so deprecirt also der Vater „vorizt excusatione aetatis" und erhält die Stelle auf ein Jahr später zugesichert. Bis dahin war der künftige Alumnus Afranus theils von seinem Vater, theils von dem tüchtigen Rector der heimathlichen Stadtschule, Heinitz, unterrichtet worden, zum Zweck der unmittelbaren Vorbereitung auf Meißen wurde er für einige Zeit zu einem Vetter, einem Pastor Lindner, in dem nahen Dorfe Putzkau, gethan, der als alter Afraner über die Ansprüche bei der Reception genau Bescheid wußte.

Am 21. Juni 1741 unterzieht er sich der Aufnahmeprüfung, allerdings noch nicht 13 Jahre alt, wie es eigentlich die Schulordnung vorschrieb, doch wird die an sich schon nicht recht glaubliche Nachricht des Bruders, daß man ihn um ein Jahr habe älter machen müssen, um seine Aufnahme zu ermöglichen, durch die Schulacten als Unwahrheit erwiesen. Zuerst muß er in zwei Stunden bei dem Rector einen deutsch dictirten Aufsatz in's Lateinische übersetzen; danach geht dieser vor versammeltem Lehrercollegio ihn durch und läßt die bemerkten Fehler Lessing selbst verbessern, der Conrector legt ihm eine Materie zu lateinischen Distichen vor, die er zu übersetzen und einzurichten hat, der dritte College prüft im Griechischen durch Vorlegung einiger Verse aus dem neuen Testament, der vierte in den Lehren des Christenthums, der Mathematikus in der Arithmetik. Unser Lessing besteht außergewöhnlich gut, sodaß er sogar in die vorletzte Decurie gesetzt werden kann, und gelobt dem Rector den ihm vorgehaltenen sechs Hauptpflichten getreulich nachzukommen: „Gottesfurcht, Gehorsam, Meidung böser Gesellschaften, Fleiß, Reinlichkeit und guter Ordnung, Dankbarkeit gegen Gott, den Landesherrn, die Lehrer und die Schule". Die Stelle, welche er zunächst inne hat, ist eine Koststelle, mit der die vierteljährliche Zahlung von 5 Thaler 11 Gr. 3 Pf. verbunden ist, jedoch schon nach 1½ Jahren erhält er von dem Senior des Carlowitz'schen Geschlechts, Karl Leonhardt, „wegen seiner Fähigkeit, so gedachter G. E. Lößing zum studiren albereit von sich blicken läßet", die dieser Familie zustehende Freistelle, sodaß der Vater von nun an nur noch für die Kleidung zu sorgen hat. Sein Hauptlehrer war in der untersten Emendation S. H. Kauderbach, ein witziger und munterer Mann, doch schon seit 1705 an der Schule angestellt und etwas schwach. Dies macht sich der jugendliche Uebermuth Lessing's bald zu Nutze, und so lautet die erste seiner halbjährlichen Censuren, die lateinisch und zum Theil mit epigrammatischer Schärfe abgefaßt sind, zu Michaelis 1741 nicht gerade günstig: er sei davor gewarnt worden die Vorzüge seines angenehmen Aeußeren durch Ueppigkeit und Frechheit zu beflecken; es wird noch hinzugefügt, daß er auf die Warnung gehört zu haben scheine; gleichwol aber wird in dem Erlaß, mit dem im Namen des Kurfürsten das Oberconsistorium die Semesterberichte des Rectors zu beantworten pflegt, dieser aufgefordert, G. E. Lessing — allerdings unter einer großen Schar von Leidensgefährten — zu erinnern, daß er „sich der angenommenen Leichtsinnigkeit und Frechheit enthalten" solle. Nach der Ostercensur des folgenden Jahres hat dies aber noch nicht viel geholfen: sein Talent sei nicht unbedeutend, bedürfe aber

steter Leitung, um richtig und eifrig seine Pflicht zu thun, und wiederum erscheint sein Name u. a. im kurfürstlichen Censurbefehl: er sei zu einem wohlgesitteten Wandel, williger Annehmung guter Zucht und zu allem schuldigen Gehorsam von Zeit zu Zeit ernstlich anzuermahnen. Bei dieser Translocation war er aber in die dritte Emendation aufgerückt, und wenn diese auch noch die Lectionen meist mit der vierten gemeinsam hat, so ist doch der Classenlehrer ein anderer geworden, Chr. Fr. Weiße, der, jetzt in den besten Jahren stehend, seine Schüler in einer ganz anderen Art zu nehmen versteht. Sofort äußert sich dieser Einfluß in Lessing's Censuren: neben der Anerkennung seines Talentes wird sein Fleiß gerühmt, nicht weniger seine Fortschritte, zuletzt ihm aber bei der Versetzung nach der zweiten Emendation, zu Michaelis 1743, eine gewisse Verstellung Schuld gegeben, ein Vorwurf, der sonst nie wiederkehrt und gewiß nicht in seiner inneren Natur begründet ist, sodaß er wol nur von der Betheiligung an dem oben erzählten Tumulte abzuleiten ist.

In der Oberlection, in welche Lessing nun eintrat, lag der Unterricht zum größten Theil in den Händen des Rectors und des Conrectors, die auch die Emendationen der beiden Classen unter sich getheilt hatten. Theoph. Grabner, ein alter Portenser, von der Schule mit einem glänzenden Zeugniß entlassen, damals ein Mann von 58 Jahren, mit einem feinen geistvollen Gesicht, hat mit Stolz von sich bekannt, daß ihm nie Gehorsam und Ehrfurcht versagt worden sei, und er war in der That auch ein tüchtiger Gelehrter, der nicht nur ein gutes Latein schrieb und sprach, sondern auch über ein reiches theologisches und philosophisches Wissen verfügte, dazu ein scharfer Denker und in seinen Abhandlungen klar und methodisch, außerdem aber auch ein vorzüglicher Lehrer; seine Schüler rühmten es ihm nach, wie er sie in den Genius der alten Sprachen einführte und sie Latine et Graece, nicht bloß Latina et Graeca schreiben lehrte, wie sicher er das Gebiet der lateinischen Grammatik beherrschte und es verschmähend sich an bestimmte Bücher zu binden, die Regeln je nach ihrer Fassungskraft selbst bildete; in der Lectüre begnügt er sich nicht mit der Erklärung der Bedeutung der Worte, die er von der Grundbedeutung abzuleiten pflegt, er zieht auch die Antiquitäten und Geschichte herbei und gibt zuletzt eine correcte Uebersetzung, kurz, wir werden es für seine Person ihm glauben, wenn er in zwei Programmen energisch den den Fürstenschulen gemachten Vorwurf des Pedantismus ablehnt. Dagegen werden wir den Conrector J. G. Höre kaum von demselben freisprechen können. Lessing beschwert sich in einem Brief an seinen Vater (vom 8. Februar 1751) darüber, daß es „seine geringe Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackere Fürstenschüler aus ihnen machen kann, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind". Trotzdem versichert er, daß er alle Hochachtung vor ihm habe — anders als sein späterer Gegner, der Hallische Professor Klotz, der, in den Jahren 1752—1756 in Afra gebildet, jede Gelegenheit benutzte, um öffentlich seiner gereizten Stimmung gegen diesen seinen früheren Lehrer Luft zu machen und ihn wegen seines Lateins zu tadeln. Auch Karl Lessing, ebenfalls Höre's Schüler, nennt ihn einen ganzen Philologen und einen durchaus ehrlichen und rechtschaffenen und exemplarisch frommen Mann; freilich

von den übrigen Dingen der Welt habe er nichts gewußt und nichts gehalten. „Einen deutschen Vers machte er wohl mit, und alle seine deutschen Erklärungen der Bibel schloß er mit einem Denkreime. Gottsched würde ihn sogar für einen ganz guten Dichter erklärt haben, obgleich einer oder der andere Schüler sich des Lachens dabei nicht allezeit enthalten konnte, so ruhig es auch in seinen Stunden sein mußte. Daher konnte er es auch an seinen Schülern leiden, wenn sie deutsche Reimereien nebenher trieben."

Lessing hält sich zuerst gut und bekommt nach einem halben Jahre ein uneingeschränktes Lob seines Talents, seines Gedächtnisses und seiner Sitten, ebenso noch zu Michaelis 1744; doch ist er schon im Sommer der pedantischen Weise Höre's, welche ihm zuerst imponirte, überdrüssig geworden; zudem wollte er, wie er selbst in einem Briefe seiner Mutter gesteht, gelobt sein, um etwas „mit mehrerem Ernst" zu betreiben, und so sagte ihm auch das wenig urbane Wesen beim Unterricht, die „Demosthenischen Complimente, wie sie uns der brave Reiske verdeutscht hat" (Worte seines Bruders), das Satyrisieren und Höhnen, wenn er ernstlich böse wurde, wenig zu. Er sah sich also nach einer anderen Anregung um, und eine solche bot sich ihm in reicher Fülle in dem Verkehr mit J. A. Klimm (nicht Klemm, wie ihn Karl Lessing und Stahr nennen), dem ersten ständigen mathematischen Lehrer, der an die Landesschule berufen worden ist. Seine Stellung war in Folge dessen keine leichte, da sie jederzeit von den ihm nicht eben günstig gesinnten Collegen angegriffen wurde — selbst der Rector sah die Mathematik nur als einen Luxusgegenstand an, den „die meisten mehr zum Vergnügen als künfftig davon profession zu machen, in ihrer Jugend trieben". — Auch gab er sich manche Blöße; er war etwas zu eifrig auf die Vermehrung seines Einkommens bedacht, und seine Disciplin war nicht die beste. Als Mathematiker aber genoß er einen anerkannten Namen, der ihm zweimal einen Ruf an die Akademie der Wissenschaften in Petersburg einbrachte, und bereits in hohem Alter machte er den Versuch, mittelst des Verhältnisses des Erddiameters zum scheinbaren Sonnendiameter die Größe der Sonne und ihre Entfernung von der Erde zu bestimmen, ein Gedanke, der freilich von einer unerwiesenen Voraussetzung ausgeht, aber doch von zeitgenössischen Fachgelehrten „artig" genannt wird. Zugleich besaß er eine ausgedehnte allgemeine Bildung und that sich offenbar als Vertreter der neu eingeführten Mathematik darauf etwas zu gute, im Gegensatz zu seinen Collegen die moderne Seite seiner Bildung hervorzukehren und die Berechtigung derselben zu betonen; er trieb also Philosophie und zwar die Christian Wolff's, und verstand außer den beiden alten Sprachen Französisch, Englisch und Italienisch; indeß erklärte er diese alle nur für Werkzeuge der Gelehrsamkeit, nicht für die Sache selbst, und soll hundertmal zu Lessing gesagt haben, ohne Philosophie und Mathematik sei ein Gelehrter nicht viel. Danzel hat eingehend die Bedeutsamkeit des Einflusses dieses Lehrers auf seine Schüler nachgewiesen. Im öffentlichen Unterrichte trat er zurück, desto mehr aber bemühte er sich Einzelne, bei denen er ein besonderes Interesse für sein Fach bemerkte, in seinen privaten Verkehr zu ziehen. Die Collegen haben sich wiederholt darüber beschwert, wie er „so oft er Inspection hatte, alle alumnos, die bei ihm privat Information nehmen, von morgen bis Abends

und bis in die späte Nacht, bei sich auf die Stube nehme", indeß haben diese Remonstrationen nicht viel gefruchtet. In welcher Weise er diesen Unterricht betrieb, läßt sich nicht deutlich erkennen; bei Lessing zeigt sich ein durchaus gelehrter Charakter desselben, der mit dem Gesammtwesen der Schule sehr wohl harmonirte: er las auf Klimm's Anregung wissenschaftliche mathematische Zeitschriften und excerpirte sie, um Materialien für eine Geschichte der Mathematik zu sammeln, und übertrug das 2., 3. und 4. Buch des Euklides in's Deutsche. Die Manuscripte des Bruders hat Karl Lessing noch in den Händen gehabt, jetzt sind sie leider verschwunden.

In der Michaeliscensur 1744, nach welcher er zum Primus in seiner Classe aufrückte, wird dieser Eifer für die Mathematik noch gelobt, ein Semester später aber wird Lessing sowol in der Censur als im kurfürstlichen Erlaß erinnert, über der Mathematik nicht die (lateinischen) Stilübungen zu vernachlässigen: er solle, heißt es im letzteren, „in exercitatione Styli mehrere Profectus zu zeigen sich angelegen sein lassen". Kurze Zeit vorher war er deshalb auch schon vor die Synode geladen worden; denn unter dem 27. März 1745 hat Grabner im Protokoll vermerkt: „Inspector hebdomadarius Herr ConRector weiß nichts Erhebliches zu erinnern, als daß Leßing seit dem 23. December keine oration oder sonst etwas eingegeben, welcher vorgiebet, er habe deßwegen nichts eingegeben, weil der ConRector alles andere vorher publice corrigiret gehabt, und er also die Zeit menagiren wollen. Er wird aber deßwegen nachdrücklich reprimandiret, und zur Besserung ermahnet, da er sonst fleißig genung gewesen."

Die gleiche Selbständigkeit im Studium hat sich Lessing, auch als er Ostern 1745 in die Emendation des Rectors gekommen, bewahrt; in den Censuren, welche für Michaelis 1745 und Ostern 1746 vorliegen, wird hervorgehoben, daß er mit großem Eifer jedes Gebiet der Wissenschaft aufsuche und überall große Fortschritte mache. Im Uebrigen hat er sich offenbar von der feineren und anregenderen Persönlichkeit Grabners williger leiten lassen, wie auch dieser der Individualität seines Schülers mehr nachgegeben hat. Die letzte Censur schließt freilich nur mit einer beschränkten Anerkennung: sein Wesen sei etwas hitzig aber keineswegs böse, jedoch haben wir darin vielleicht nur eine Beziehung auf einen von Karl Lessing erzählten Vorfall zu erblicken. In der Wochencensur habe der Rector die Inspectoren, die wie gewöhnlich vorgerufen waren, gefragt, warum die Schüler in dieser Woche (in der Höre Hebdomadar gewesen) so spät in's Gebet gekommen; Alles habe geschwiegen, nur Lessing (seit Michaelis 1745 einer der dreizehn obersten Primaner, also Inspector) habe voreilig einem Kameraden in's Ohr geflüstert: „Das weiß ich." Der Rector habe es indeß gehört, ihm befohlen es laut zu sagen, und Lessing sei nach einigem Sträuben mit den Worten herausgeplatzt: „Der Herr Conrector kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an", worauf Höre „Admirabler Lessing" ausgerufen und diesem für den Rest seiner Schulzeit damit bei seinen Mitschülern einen stehenden Beinamen gegeben habe.

Indeß je erregbarer Lessing war, um so mehr müssen wir es bewundern, wie er, abgesehen von der sehr verzeihlichen Betheiligung an jenem Tumulte, in den vier oberen Classen die in einer geschlossenen Anstalt sehr schmale Bahn

der Gesetzmäßigkeit sicher vorwärts geschritten ist. In den Synodalprotocollen finde ich ihn nur drei Mal genannt, ein Mal wegen der erwähnten Unterlassung, ein anderes Mal wegen Unordentlichkeit („Leßing wird mit seinem Schreibebuch vorgeladen und noch ziemlich befunden"), ein drittes Mal als leidenden Theil: seine Perrücke war ihm von einem seiner Mitschüler genommen und vernichtet worden.

Das äußere Leben der Schule war in dem letzten Jahre, das Lessing auf ihr zubrachte, eines der unruhigsten, das sie gesehen hat. Am 1. December 1745 erklärte der Schulverwalter, daß er, da bei den Kriegsunruhen die Naturallieferungen der Schulunterthanen nicht eingingen, den gesammten Coetus nicht weiter verpflegen könne; von den Alumnen wurden also diejenigen, deren Eltern es wünschten, nach Hause entlassen, die Zurückbleibenden, etwa zwei Drittel, unter ihnen Lessing, haben dann aber alle Schrecken des Krieges miterleben müssen. Am 9. December kam der preußische General Lehwald von Schlesien herbei und bombardirte Meißen, weil die Elbbrücke abgebrochen war, von dem der Schule gegenüberliegenden Rathsweinberge aus, vier Tage darauf erreichte Fürst Leopold von Leipzig aus die Stadt und, während dieser bei Kesselsdorf, drei Stunden von Meißen, den zweiten schlesischen Krieg entschied, auch König Friedrich selbst. An beide Heerführer hatte sich der Rector persönlich an der Spitze seines Collegiums gewandt, um Schonung der Schule bei dem Durchzuge der Truppen gebeten und auch huldvollst zugesichert erhalten; als aber das preußische Lazareth in Meißen errichtet wurde, blieb der Schule nichts erspart; die Lehrerwohnungen und mehrere Schulräume lagen voll von Kranken und Verwundeten, das Coenakel war zu einer Fleischbank gemacht, das hitzige Fieber grassirte, da ist es begreiflich, wenn Lessing in einem oft gedruckten Briefe vom 1. Februar 1746 — es ist der zweite der auf uns gekommenen — seinem Vater die Existenz als eine kaum erträgliche darstellt. Die Schularbeit aber hatte nur eine kurze Unterbrechung erfahren und war noch ehe Lessing seinen Brief schrieb, wieder aufgenommen worden. Schon am 16. Januar konnte der Weihnachtsactus nachgeholt werden, „der verschoben werden mußte, theils wegen der in der Land Schule fortwährenden großen Unruhe wegen der blessirten, theils weil ein peroraturus einen bösen Halß bekam, daß er kein laut Wort reden kunte. Die Peroranten waren G. E. Leßing, der Latina prorsa de Christo, Deo abscondito perorirte" und zwei andere Primaner, deren Themen der Rector aber in seiner Registrande hinzuzuschreiben vergessen. Zwei Monate später hielt Lessing die oben erwähnte geschichtliche Rede und wurde durch die Osterversetzung der sechste von 29 Primanern.

Nach dem damaligen Brauche hätte er die Schule erst nach abgelaufenem Sexennium, also im Juni 1747, verlassen können, er selbst aber fühlte sich reif zur Universität und so hatte er schon während des Winters seinen Vater um die Erlaubniß des Abgangs gebeten, zuerst ohne Erfolg. „Was mich anbelanget," — so lauten in dem eben erwähnten Briefe die darauf bezüglichen Worte, die er ebenso zwanzig Jahre später geschrieben hätte — „so ist es mir um so verdrießlicher, hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger sein wird, hier zu

lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich schon so ofte gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschläglichen Antwort beharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren." Nachher aber besann sich der Vater eines Anderen, wie der Bruder mittheilt, bestimmt durch das Urtheil Grabner's: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektiones, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr gebrauchen". Er richtet demnach (unter dem 28. April) ein Gesuch an den Kurfürsten: „Ew. Königl. Maj. haben vor nunmehro 5 Jahren allergnädigst geruhet, meinen Sohn Gotthold Ephraim Leßing in Dero Land Schule Meissen aufzunehmen, allwo er seit besagter Zeit nach dem Zeugniß seiner öffentlichen Lehrer denen Studiis mit vielen Fleiß obgelegen, über ein Jahr in der prima gesessen, auch durch Gottes Seegen und sein fähiges Ingenium tüchtige Profectus zu denen Academischen Studiis erlanget. Wenn ich denn nun nicht nur nach meiner Einsicht, sondern auch nach dem obbesagten Zeugniß gewiß versichert bin, daß er mit guten Nutzen die Studia Academica werde antreten können, auch zu seinem beßern Fortkommen auf Universitaeten sich einige vortheilhaffte Umstände vorietzo hervorthun, welche mir bei dem Verfluß dieses Jahres entgehen möchten, wenn ich mich nicht gleich derselben anietzo bedienen wolte; So ergeht an Ew. Königl. Maj. meine allerunterthänigtes Bitten, Selbte geruhen mir und meinem besagten ältesten Sohne die hohe Gnade wiederfahren zu laßen, daß ihm von dem gewöhnlichen Sexennio ein Jahr erlaßen werde." Die Behörde findet aber „dem Suchen zu deferiren annoch Bedenken", worauf der Vater dasselbe wiederholt und damit begründet, daß seinem Sohne zu Johannis ein Beneficium auf der Universität versprochen sei und dies ihm aus den Händen gehe, wenn er nicht um besagte Zeit actu studens in Academia sei. Nun erst erfolgt an den Rector unter dem 13. Juni der Befehl, Lessing „zu der gebetenen Zeit mit einem gewöhnlichen Testimonio zu dimittiren."

Ein Zeugniß der Lehrer genügte für die Universität; die Stelle des Examens vertrat ein feierlicher Valedictionsactus; in demselben hielt der Abgehende zunächst selbst eine lateinische oder deutsche Rede mit wissenschaftlichem Inhalt, der den Abschluß seines Studiums auf der Schule bilden sollte und mit einer Danksagung an Gott, den König und die Schule endete; ihm antwortete der beste Freund unter den Zurückbleibenden, gewöhnlich in Versen, deutsch, wenn lateinisch, lateinisch, wenn deutsch valedicirt war, und zwar über ein verwandtes Thema. So hatte Lessing dreiviertel Jahre vor seinem eigenen Abgang einem gewissen F. Tr. Wehse, der später Pfarrer geworden ist und damals lateinisch die Gründe des langen Lebens der ersten Menschen behandelt hatte, das Glück eines kurzen Lebens gegenüber gestellt. Jetzt, am 30. Juni 1746, sprach er, damals wenig über 17 Jahre alt und vier Jahre jünger als Klopstock bei seiner Valediction, lateinisch de Mathematica barbarorum, das Resultat seiner Studien über die Geschichte der Mathematik, welche er unter

Klimm's Anleitung gemacht hatte. Sein Respondent war mit einem deutschen Gedicht Christian Ernst Birckholtz, über dessen weiteren Lebenslauf wir leider nicht unterrichtet sind, der aber nicht viel später mit einem außerordentlich anerkennenden Zeugniß von der Schule entlassen wurde, sein Thema de scientia certorum animalculorum Mathematica, indem er also wol im Gegensatze zu der gelehrten Abhandlung seines Freundes über die Mathematik der „Barbaren" die mathematische Kunst gewisser Thiere, z. B. der Bienen, Spinnen und Ameisen schilderte.

Am 20. September 1746 wurde Lessing, nachdem er die Zwischenzeit im elterlichen Hause verlebt, auf der Universität Leipzig immatriculirt.

III.

Dies ist das Bild von dem Entwickelungsgange auf der Schule, wie es uns aus den Acten entgegentritt. Versuchen wir es nun noch in der Kürze mit dem zu ergänzen, was er selbst aus dieser Zeit schriftlich hinterlassen hat. Es ist nur sehr wenig, aber wir können auch aus diesem Wenigen den großen Mann herauserkennen.

Das älteste Document stammt aus den letzten Tagen des Jahres 1742 und ist eine Glückwunschrede an seinen Vater, den der Sohn oft über die Verschlechterung der Zeiten hatte klagen hören und dem er nun die Gleichheit eines Jahres mit dem anderen nachweist. Es beginnt gleich mit der Nennung von classischen Autoren, welche von den vier Altern der Welt und von ihrem allmäligen Heruntergehen geschrieben und die einem noch nicht vierzehnjährigen Gymnasiasten von heute kaum geläufig sind: Hesiodus, Plato, Virgil, Ovid, Seneca, Sallust und sogar Strabo; noch merkwürdiger aber als die Gelehrsamkeit erscheint uns die Strenge der logischen Folgerung, die allerdings etwas pedantisch, doch zwingend, klar und knapp einen Gedanken aus dem anderen gewissermaßen herausschraubt. Lessing schließt mit einer von warmer Frömmigkeit durchdrungenen Danksagung gegen Gott und seinen Vater, aus der ich die Worte hervorhebe: „Jetzt verehre ich die allerhöchste Majestät in tiefster Demuth und danke ihr mit der reinsten Regung meiner Seele für alles das Gute, das sie die Welt und uns genießen lassen und welches sie uns fernerhin, wie mich mein Glaube versichert, erzeigen wird. Ich preise nebst Ihnen die weise und mächtige Liebe des höchsten Regenten, die gegen uns stets neu ist und niemals alt wird, mit vergnügtem und zufriedenem Herzen."

Ein Brief an seine ältere Schwester, in welchem er ihr zum ersten Tag des folgenden Jahres (1743) gratulirt, entwickelt seinen Gedanken in derselben Weise wie jene Rede; der Ton des Scherzes ist aber nicht eben mit Glück angeschlagen und das Ganze klingt etwas schulmeisterlich.

Aus den nächsten drei Jahren ist kein schriftliches Denkmal von ihm auf uns gekommen. Wol aber bin ich in der glücklichen Lage, an dieser Stelle zum ersten Male ein Gedicht Lessing's aus dem Anfange des Jahres 1746, also das erste vollständig erhaltene, mitzutheilen, das bis jetzt ganz unbekannt war. Wir wußten bis jetzt aus einem Briefe an den Vater nur, daß er auf dessen Wunsch an den Collator seiner afranischen Freistelle, den

Oberst-Lieutenant (Karl Leonhard) von Carlowitz ein poetisches Sendschreiben verfertigt; nun verdanken wir dieses selbst der Familie von Carlowitz, die, wie ich wußte, bei dem ihr eigenen historischen Sinn von jeher alles auf sie Bezügliche gesammelt hat und von mir ersucht war, nach demselben in ihrem Archiv zu suchen, worauf Herr von Carlowitz auf Proschwitz, unter dessen Verwaltung es sich jetzt befindet, das Gedicht auch wirklich bald gefunden und mir die Veröffentlichung desselben gütigst gestattet hat. Doch möge man von ihm keine Bereicherung unseres Literaturschatzes erwarten; Lessing selbst ist ungern an diese Aufgabe gegangen; er sagt in jenem Briefe an seinen Vater (1. Februar 1746): „Das Lob, welches Sie mir wegen des verfertigten poetischen Sendschreibens an den Hrn. Obrist-Lieutenant von Carlowitz unverdient ertheilet, soll mich, ob ich gleich wenig Lust habe, diese Materie noch einmal vor die Hand zu nehmen, anreizen, nach Dero Verlangen ein kürzeres und, wo es mir möglich, ein besseres zu machen. Zwar Ihnen es frei zu gestehen, wenn ich die Zeit, die ich damit schon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, so muß ich mir selbst den Vorwurf machen, daß ich sie auf eine unnütze Weise versplittert. Der beste Trost dabei ist, daß es auf Dero Befehl geschehe".

Hier also ist das Gedicht, wie wir aus dem Datum der Unterschrift ersehen, die zweite kürzere Fassung:

Bis hieher gab ich's zu, daß meine Danckbarkeit
aus Hoheit ihrer Pflicht Dich
Edler Mann
gescheut.
Doch länger laß ich nicht den kahlen Vorwand gelten;
Der Undanck möchte sie sonst ihres gleichen schelten.
Sieh! hier ist Brief und Herz! Diß machet jenen groß;
Doch mich noch nicht dadurch von meinen Schulden loß.

Der Winter wird sich bald das fünffte mahl beschließen
und der geschmückte Lenz sein Kind, die Blume, küßen,
seitdem betrübt und froh, in meißnischen Districkt,
des Wein-Gotts liebste Stadt mein junges Aug' erblickt.
Hier hat ein stiller Ort der seit zweyhundert Jahren
was Gott und Muse sey in sichrer Lust erfahren
mich, deßen Jugend schwach, beschüzt, versorgt ernährt;
dem rohen Geiste Licht, dem Willen Zucht gewährt,
als ich, dem treuen Rath der Lehrer übergeben,
von Freund und Vaterstadt begann entfernt zu leben.
Doch wenn mein reger Geist den Seegen überdenckt
den Afra auf mein Haupt mit Ueberfluß gesenckt,
so kann ich anders nicht, ich muß auf Dich verfallen.
Und da, da kan ich kaum vor zarter Regung lallen.
Dem Danck sez ich den Wunsch, dem Wunsch das Loben zu,
und meines Lobes Stoff ist Gott, August und Du.
Ja! Gott, August und Du! ihr Quellen meines Glückes!
Durch euch hab ich den Sturm des wiedrigen Geschickes,
der auf den jähen Sturz des Vaterlands gezielt,
in Afrens sichren Schooß gesehen, nicht gefühlt!
Denn als der blaue Feind sich durch die Lausiz drengte,

und Schwerd, und Schlag, und Tod auf Sachsens Kinder sendte,
wie kläglich war das Land! durch seine tolle Wuth
ward der, bald der, verjagt von Freunden Haab und Gut.
Und wen er nicht verjagt dem konnt er Angst und Schrecken
durch Drohn, und durch die That des Todes Furcht erwecken.
Wer ist der glückliche, der da der Noth entging,
die jedes Sachsen Herz mit schwehren Feßeln fing?
Nur uns, die wir getrost auf Afrens heilgen Hügel
beschützte selbst der Feind und seines Adler Flügel.
Die Stad, die unter uns im schmalen Thale liegt,
ward theils durch Hungers Noth theils durch den Feind bekriegt;
der, was man ihm nicht gab, mit frecher Macht entrißen,
und was er nicht gebraucht, verderbt, verbrennt, zerschmißen.
Wir sahen dieser Noth in ungestöhrter Ruh,
mitleidig zwar, doch nicht mit Furcht vor gleichem, zu.
Der greßliche Tumult blutgieriger Soldaten
ließ uns den Frieden nur, nicht seine Ruh entrathen.
Zwey Cronen stunden da der frommen Schule für,
die eine gab uns Schuz, der andern dienten wir.
Gedrenckter Waffen Stoß und ihr geschäfftig Klirren;
der Feld Trommete streng verengtes, schmitternd, schwirren;
Der Trommel rauher Lerm, der Paucke stumpffer Schall
Der Ruck auf Ruck geschieht bey jedem Kloppel Fall;
erregte zwar die Lufft, betäubte zwar die Ohren,
und konnt der Furchtsamkeit durch Marck und Adern bohren.
Nur hier verhinderte dergleichen Krieges Klang
nicht den gewöhnlichen zufriednen Schul Gesang.
Und als die streitge Macht den nahen Kampff Plaz wehlte,
als Preußen Adler stritt, als Sachsens Schwerd entseelte,
als sich der Donner Knall mit bedern hören ließ,
der manches Mutter Kind ins Reich der Toden wieß,
wie kläglich winselte das ungewiße Meisen;
wie muste dieser Tag des Glückes lezter heißen;
wie naß war Aug' und Kinn; und wie war jedes Herz
voll Kummer, voller Angst, voll Sorgen, voller Schmerz:
„O Herr der Sieger! Gott! wem willst du siegen laßen
„es siege wer da will, so must du Meisen haßen!
„Denn crönt der Lorder-Zweig der Preußen stolzes Haupt,
„so ist dem Land und ihr Wohl, Schmuck und Ruhm geraubt.
„Ein aufgeblasner Held wird über uns gebieten,
„und statt des Regiments wird ein Tyranne wüten.
„Fällt aber Friedrichs Heer und wird die Sieges Cron
„der sächsischen Redlichkeit, und ihrer Streiter Lohn,
„so wird (es siehts der Geist der aus sich selbst gerißen)
„die Stadt des Feindes Wuth in abziehn dulden müßen.
So klagte jedermann. Nur Afrens Kinder Schaar
war ohne kalte Furcht so nah' die Noth auch war:
„Es falle wer da fällt, es liege wer da lieget,
„es steige wer da steigt, es siege, wer da sieget,
„Bey uns ist doch der Sieg! Wenn eine Stüze fällt
„so ist die andre da, die unsre Mutter hält!
So dachte sie mit Recht. Doch freylich war die Liebe,
die für das Vaterland mit uns gebohrnen Triebe,

dadurch noch nicht erstickt. Sie lag vor Gottes Thron,
sie seufzte, bath und schrie mit kläglich bangem Ton,
das Land, das Vaterland mit Sieg und Heit zu schmücken
und ihres Feindes Macht beschimpfft zu unterdrücken.
Gott weiß es, daß ich da auch offt an Dich gedacht,
der Du mir diese Ruh im Kriege zugebracht.
Ich bin vor meinen Gott und Deinen Gott getreten
und habe Dankes voll für Dein Gelück gebethen.
Und ja ich würde nie des Ortes würdig seyn,
gäng diese Neigung je in meiner Seele ein!

Was war es? daß darnach, als Sachsens Heer geschlagen
ein eckelhaffter Feind die Schule muste plagen?
Wir durfften dennoch nicht, wies vielen sonst geschehn,
uns von der stillen Höh' verscheucht, verjaget sehen.
Wir konnten stets wie vor Gott und die Musen ehren,
und den beredten Mund der Seelen Väter hören.
Ja als Irenens Huld die Palmen wieder wieß,
und sich die Einigkeit von Sachsen küßen ließ,
so fiel auch diese Noth. Und Afrens neues Glücke
wuchs bis zum alten Glanz bey jedem Augenblicke.

Jezt, theurer Carlowiz, jezt leget jedes Geist,
der Afrens werth, ihr Kind, und ihr Verehrer heißt,
den unermeßnen Danck zu deßen Thron und Füßen
dem Fürsten, Zwietracht Krieg und Tod gehorchen müßen;
der, wenn das tolle Schwerd um Schut und Kirche tobt
doch beyde so beschüzt, daß man ihn davor lobt.
Das Dancken faßt das Lob und ein inbrünstig Bitten
(so ist das KleeBlat voll!) in die beliebte Mitten!
Wir bethen. Und um was? Um unsres Landes Wohl,
und deßen Heil und Ruhm der es beschüzen soll.
Nachdem, wies jeglicher vor seine Pflicht erkennet,
für den, den sein Getück, Grund, Quell und Stüze nennet.
So bath ich auch für Dich. Diß muß das ganz seyn,
was ich, geschäzter Mann, Dir kan zum Opffer weyhn.
Der, welcher Seyn und Glück in seinen Händen trägt,
und auf der Frommen Haupt, der Frommen Seegen legt,
Der alle Dinge kennt, der Deinen Adel sieht
der in der Seete-mehr als auf den Wappen blüht,
wird Dich mit Glück und Preiß und solchen Gütern ziren
die nur den edelsten von Deiner Art gebühren.

Genug und allzuviel hast Du mich schon beglückt
Doch blieb mir Deine Huld auch künfftig unverrückt,
und würde bald nach mir (o darff ich es wohl wagen
Dir den verwegnen Wunsch so dreuste vorzutragen!)
mein Bruder auch durch Dich in Afrens Schooß getegt,
(die Dein Geschlecht verehrt, und es in Herzen trägt)
So soll (was sag ich wohl? wie soll ich mich erklären?)
der Danck dem Tode selbst der Wohtthat Tilgung wehren!

Meisen
den 15. Merz
1746.

G. E. Leßing.

Von einem anderen Gedichte, „über die Mehrheit der Welten", welches um die gleiche Zeit „als einer von den allerersten Versuchen in der Dichtkunst" entstanden ist, hat uns der Dichter selbst wenigstens Proben überliefert. „Die neue Theorie des Whistons und des Hugens Kosmotheoros hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir desto reizender erschienen, je neuer sie waren." Den Einfluß Klimm's erkennen wir also auch da. Indeß fehlte es Lessing damals, wie er es sechs Jahre später ausspricht, durchaus an der Fähigkeit, abstracte Wahrheiten durch Erdichtung sinnlich zu machen. „Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichniß, hier und da eine kleine Ausschweifung; das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte."

„Ihr niedern Töne schweigt! Von Pracht und Glanz entzücket
Sey ich zum Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürd'grer Stoff als Liebe, Scherz und Wein,
Soll voll von kühner Gluth des Liedes Inhalt seyn."

Ueber diesen stolzen Anfang hat er selbst nachher gespottet, und nur ein paar andere einzelne Stellen haben damals noch vor seinen kritischen Augen Gnade gefunden und sind von ihm in seine Werke aufgenommen.

Ein dritter dichterischer Versuch waren freie Nachahmungen des Anakreon, von welchen ohne Zweifel ebenfalls Reste in den „Werken" uns vorliegen; er erwähnt sie in einem Briefe an den Vater vom 28. April 1749: „Ich bitte mir auch das vornehmste von meinen Manuscripten mit aus, auch die einigen Bogen Wein und Liebe. Es sind freie Nachahmungen des Anakreon's, wovon ich schon einige in Meißen gemacht habe", lehnt jedoch den Vorwurf, daß ihr Ton mit seinen Empfindungen im geringsten harmonire, entschieden ab; selbst der strengste Sittenrichter könne sie ihm nicht zur Last legen: „Vita verecunda est, Musa jocosa mihi."

Endlich müssen wir auch nach nicht zu mißdeutenden Aeußerungen den Anfang des „jungen Gelehrten" auf die Meißner Zeit zurückführen. Lessing besaß von Jugend auf eine gewisse Neigung zum Spott — „Ein guter Knabe, aber etwas moquant", ist als Urtheil eines Schulinspectors über ihn bezeugt — daher hat er schon frühzeitig sich mit den lateinischen Komikern beschäftigt und sich allmälig dadurch zu eigenem Schaffen anregen lassen. „Ich muß es, der Gefahr, belacht zu werden, ungeachtet gestehn, daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist, an welches ich mich am ersten gewagt habe." Doch nimmt er zunächst die Aufgabe der Komödie sehr einseitig und sieht sie allein in der Nachbildung von Thoren, und da er die Welt nur aus Büchern kannte, so verfiel er auf einen jungen Gelehrten, „die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte". Sobald er nach Leipzig kam, gab er sich Mühe, „diesen Versuch ernstlicher auszuarbeiten" und spricht damit aus, daß er bereits vorher die Idee gefaßt und die Anlage entworfen habe. Das Stück, das 1747 vollendet und „im Jenner 1748" aufgeführt wurde, rechnet zwar unsere Literatur nicht zu ihren classischen Werken; es ist in Wahrheit nur eine Verspottung eines jungen Gelehrten ohne den Versuch einer inneren Entwickelung irgend einer Figur, und gibt uns nicht

ein Mal am Schlusse das beruhigende Gefühl, daß der Spott den betrogenen Helden curirt hätte; im Einzelnen aber ist manche Scene sehr geschickt angelegt und der Dialog zuweilen vorzüglich. Die Hauptsache aber, die Stücke seiner Vorgänger werden zu wenig gekannt, so daß man den großen Fortschritt, den Lessing damit machte, nicht gebührend zu ermessen und zu würdigen pflegt. Sie sind noch weit trockener und trivialer und außerdem gemein, wovon sich Lessing vollständig frei gehalten hat. Daher begrüßte die Neuberin, eine Frau von scharfem Urtheil und strenger Kritik, Lessing, als ihr „der junge Gelehrte" in die Hände gekommen war, „als ein theatralisches Genie, als eine Sonne der aufkeimenden Nationalbühne", ließ ihn, während ihr das Stück nur zur Begutachtung übergeben war, sofort auf ihrer Bühne aufführen und erntete allgemein großen, ja begeisterten Beifall.

Nun aber noch zum Schluß die wichtige, sich sofort uns aufdrängende Frage: Hat Lessing nicht mit diesem Stück das Gebäude, welches die Schule mühsam aufgerichtet, selbst wieder umgestoßen? leugnet er nicht jeden Gewinn seines fünfjährigen Aufenthalts selbst ab? Gewiß nicht. Als in Meißen der erste jener Gestalt in ihm wach wurde, hat er bestimmt nicht an sich selbst, sondern Gedanke an Andere gedacht; das lehrt u. A. der Brief an seine Mutter vom 20. Januar 1749, besonders die Worte: „Ich komme jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets mit den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich ebenso selten an die übrigen Menschen als vielleicht an Gott". Aber mag er immerhin bald zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß er in Meißen viel Unnöthiges gelernt habe, mag er vieles später leichten Herzens über Bord geworfen haben, was er sich einst mit vieler Mühe angeeignet hatte: dem gegenüber steht sein eigener Ausspruch, daß er einzig in Meißen in der Beschäftigung mit den Classikern glücklich gelebt habe, und den Grund zu seiner tiefen Kenntniß des Alterthums, auf dem sein späteres Wirken steht, hat er ebenfalls hier gelegt. J. Fr. Fischer, nachher Rector der Thomana in Leipzig, der zwei Jahre vor ihm die Universität bezogen und eine Zeit lang mit ihm zusammen wohnte, hat von ihm gesagt: „Was konnte der für Griechisch und Latein! Wir brauchten den Ernesti, der damals berühmt war, scilicet, den brauchten wir Beide nicht," und der mit ihm eng befreundete Dichter Chr. F. Weiße gesteht, daß er aus Lessing's Umgang, „der mit schönen, zumal philologischen Kenntnissen von der Meißener Fürstenschule gekommen sei", viel gewonnen habe.

Am stolzesten aber darf die Schule auf das Wort sein, welches er, der reife Mann, an den Freund, dem gegenüber er am unbefangensten und ruhigsten sein innerstes Wesen enthüllt, an Moses Mendelssohn, schreibt:

„Lassen Sie uns bei den Alten in die Schule gehen; was können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen?"

Die Wasserstraßen Englands[1].)

Skizze
von
M. M. von Weber.

Einleitung.

Kein Land Europa's, Schweden ausgenommen, ist durch seine physikalischen Verhältnisse und seine geographische Lage in gleichem Maße für die Entwickelung eines Wasserstraßensystems prädestinirt als England.

Die atmosphärischen Niederschläge sind auf dem verhältnißmäßig kleinen Inselreiche stärker, gleichmäßiger durch die Jahreszeiten vertheilt, als in den continentalen Ländern; die Configuration der Wasserscheiden und des Littorals begünstigen die Entstehung hoch auf den Plateau's entspringender, mit tief in das Land einschneidenden, schiffbaren Aestuarien in das Meer mündender Wasserläufe, die sich, theils zur Schiffbarmachung im weiten Sinne, theils, ja fast alle, zur nachhaltigen Speisung von Canälen eignen. Die Wasserläufe, die zu diesen Zwecken dienstbar gemacht werden können, bedecken den Boden von Großbritannien und Irland mehr als doppelt so dicht, als dies in Deutschland der Fall ist.

Die Formation der Inselgruppe läßt das West- und Ost-Meer, in tief eingeschnittenen Buchten, an mehreren Stellen sich bis auf wenige Meilen Entfernung im Lande nähern, und diese Buchten erstrecken sich, zum Theil in Gestalt von Aestuarien, bis an den Fuß der flachen Höhenzüge, welche zugleich die Wasserscheiden bilden und dabei den fast unermeßlichen Mineralreichthum des Landes enthalten.

Der das Inselreich zu zwei Drittheilen seines Littorals umfließende Golfstrom führt die Aequatorialwärme aus der Bucht von Mexico an die Küsten desselben, so die Wintertemperatur des größten Theils von Irland, England und selbst von Schottland, der von Florenz, Venedig und Mailand nahezu gleichstellend. Dieser glückliche Umstand verbürgt die fast ununterbrochene Benutzbarkeit der Wasserstraßen und sichert deren Anlagen fast völlig gegen die Schädigung durch Eis und Fröste.

Die Pflege des Wasserstraßenwesens ist daher in England uralt. Sie zerfällt

[1]) Unter Benutzung von Materialien, gesammelt auf einer, im Auftrage des Herrn K. Pr. Ministers der öffentlichen Arbeiten unternommenen, Studienreise.

chronologisch in zwei, ihrer Tendenz nach gesonderte Perioden. Die erste kann man als die der künstlich regulirten, natürlichen Wasserstraßen im Dienste des Ackerbaues, die zweite als die der wirklichen Canäle im Dienste der Industrie bezeichnen.

Die erstere umfaßt die Flußregulirungen im Flach- und Hügellande zu der Zeit, wo Englands wirthschaftliche Bedeutung auf seinem Ackerbaue und seiner Viehzucht in diesen Districten beruhte. Sie beginnt mit dem von den Römern ausgeführten Bau der Wasserregulirungen zwischen dem Flußgebiete der Ouse und der Themse, die zugleich der Entwässerung der um die große Bucht des Wash herumliegenden, ungemein fruchtbaren Niederungen, und militärischen Zwecken dienten und von denen noch das, unter dem Namen des Canals von Caerdyke bekannte Stück vorhanden ist. Sie setzt sich, nach langer, zwischen der Vertreibung der Römer und dem Schlusse des Krieges der weißen und rothen Rose liegender Pause, durch mit mehr oder minderer Energie betriebene Werke, vom Regierungsantritte Heinrichs VI. (1422), in dessen Namen die ersten Gesetze zur Regulirung der Themse erlassen wurden, bis zum Beginne des achtzehnten Jahrhunderts fort, wo die Bedeutung der in den nordwestlichen Grafschaften Englands aufblühenden Industrie die der Ackerbau-Provinzen zu überwiegen begann. Der Schwerpunkt des Wasserstraßenwesens verlegte sich dadurch aus dem Flachlande in das Gebirgsland, in die Bereiche des großen Gewerbebetriebes zwischen dem Trent, dem Humber, dem Clyde und Tweed.

Hiermit beginnt die zweite Periode des englischen Wasserstraßenwesens, zu deren mächtiger Entwickelung die fast gleichzeitige Erscheinung der bedeutsamsten Erfindungen im Gebiete der Industrie hindrängte. Die Construction der Spinning Jenny durch Hargreaves, der Spinnmaschine durch Arkwright, des mechanischen Webstuhls durch Cartwright, die Erfindung der nach ihm benannten weitverbreiteten Thonwaarenfabrication durch Wedgewood, die der Methode der Ausbringung des Eisens mit Steinkohle durch Dewson, und vor Allem die Vervollkommnung, die fast eine neue Erfindung war, der Dampfmaschine durch James Watt, fallen alle innerhalb des Raumes eines Menschenalters von 1750 bis 1780.

Sie waren es, welche die Industrie und den Handel Englands auf eine ungeahnte Höhe hoben, verlangten aber auch eine Inland-Communication, deren Leistungsfähigkeit mit den Anforderungen der täglich mächtiger werdenden Inland-Verkehrsbewegung und eines Handels Schritt zu halten im Stande sein sollte, dem über ein halbes hundert Häfen diente. Daß diese große Aufgabe nicht durch ein Landstraßensystem gelöst werden konnte, das seine Leistungsfähigkeit über die erst durch die Constructionen Macadam's und Telford's zu der gleichen Zeit zu erhalten begann, wo auch das Wasserstraßensystem seiner Entwickelung am schnellsten entgegenging, liegt auf der Hand.

Die in der Richtung auf Verkehr schaffende Energie des englischen Volkes richtete sich daher ganz vornehmlich auf letzteres. Bis zu diesem, im zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts liegenden Zeitpunkte, hatte sich die Herstellung von Wasserstraßen in England auf die Schiffbarmachung von Wasserläufen, Flüssen und Aestuarien, und die Herstellung großer, auch der Schifffahrt dienender Drainrigolen beschränkt.

Keine dieser Arbeiten führte die Attribute einer wirklichen, künstlichen Wasserstraße: die Herstellung des Rinsals in von Wasserläufen unabhängiger Richtung, des horizontalen Stauwassers und der Verlegung des Niveau's der Wasserstraße durch künstliche Mittel: Schleußen, geneigte Ebenen u. s. w.

Da nahm im Jahre 1737 der Herzog von Bridgewater eine Concession zur Anlage eines, direct von seinen, bei Worsley gelegenen Bergwerken nach dem Flusse Irwell bei Manchester führenden Canals und erweiterte dies Unternehmen, nach dessen Gelingen, durch Herstellung eines Canals nach dem Mersey bei Liverpool. Das System der Canäle des Herzogs von Bridgewater wurde 1752 eröffnet. Dies Unternehmen, dessen Durchführung nur durch die, mit der Ausdauer und Thatkraft des Herzogs zusammen wirkenden Talente und die Energie des vielleicht ersten Canal-Ingenieurs aller Zeiten, James Brindley, möglich war, und, vor seinem Gelingen, in seiner Kühnheit für die Idee von Irrsinnigen erklärt wurde, weil es eine schiffbare Wasserstraße, hoch auf Brücken und Dämmen, über Flüsse, Dörfer und Wege, in Tunnels durch Berge leiten wollte, inaugurirte nicht allein das eigentliche Canalwesen Englands, sondern rief, im Grunde genommen, die gesammte Technik der großen Massenbewegungen und Niveauausgleichungen in's Leben, auf der auch die des Eisenbahnwesens beruhte.

Die unabweisliche Nothwendigkeit einer Verstärkung der Kräfte der Inlands-Communication, die den unglaublich schnell anwachsenden Industrien und den Bedürfnissen ihrer Centren und Stapelplätze, Manchester, Liverpool 2c. Genüge zu leisten hatte, war es aber nicht allein, die dem englischen Canalwesen einen so mächtigen Aufschwung gab, wie ihn das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts zeigt.

Kaum schwächer wirkte auf den englischen Unternehmungsgeist der Hinblick auf die vom Herzoge von Bridgewater mit seiner Canalunternehmung erzielten enormen finanziellen Resultate, die ihn aus einem fast ruinirten, zu einem der reichsten Edelleute machte. Die Vereinigung dieser treibenden Elemente brachte die Entwickelung des Canalwesens in England in immer rapideren Gang, so daß sie gegen das Ende des Jahrhunderts den Charakter einer Ueberproduction annahm, welche, die Zeitverhältnisse in Betracht gezogen, Aehnlichkeiten mit dem schlimmsten Eisenbahnschwindel einer noch nicht lange an uns vorübergegangenen Zeit zeigt.

Im Zeitraum von der ersten Hinlenkung der öffentlichen Aufmerksamkeit auf das Wasserstraßenwesen unter Heinrich dem VI. an, bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatten sich nur 21 Körperschaften mit Förderung desselben beschäftigt. Im Laufe der ersten Hälfte jenes Jahrhunderts allein erhob sich die Zahl derselben beinahe eben so hoch, während die nächsten fünfzig Jahre das vierfache an Canalunternehmungen brachte, deren Zahl sich im Endjahrzehnt 1790—1800 allein auf 40 steigerte.

Die Entwickelung des Wasserstraßenwesens, der Masse der Linien nach, überschritt ihren Höhepunkt im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, ca. 1809, während die Prosperität der Unternehmungen noch bis gegen das Ende der dreißiger Jahre stieg.

Mit dem, von den Unternehmen des Herzogs von Bridgewater datirenden, rapiden Aufschwunge des Wasserstraßenwesens hatte derselbe vollständig seinen Charakter geändert. Die Corporationen von Grundbesitzern, Gemeinden, Mühlen- und Forsteigenthümern, die vor jener Zeit zur Verbesserung der Wasserwege zusammengetreten waren, hatten nirgends die Absicht gehabt, directe pecuniäre Vortheile aus den Zöllen, deren Erhebung auf diesen Wasserstraßen ihnen vom Parlamente zugebilligt worden war, zu ziehen.

Die Melioration der Wasserstraßen war ihnen eine Hebung des Werths ihres Besitzes und deren Erträgniß wurde auf Verbesserungen aller Art in dessen Bereich auf Schulen, Straßen, Pflanzungen verwendet. Das waren die Wasserwege im Dienste des Ackerbaues. Mit der Anlage der von Wasserbauten unabhängigen Canäle trat die Wasserstraße in den Dienst der Industrie, sie wurden selbst Industrien, geldwerbende Capitalsanlagen, hoch verzinsende Institute, die um ihrer selbst willen angelegt wurden, deren Eigenthümer keinerlei Interesse mehr daran hatten, wie sie auf die Prosperität des Landes wirkten, das sie durchzogen, sondern nur möglichst hohe Rente, Steigerung der Werthe von Antheilen an ihnen (Actien) verlangten.

Diesen Charakter vererbten die Canäle von 1790 auf ihre Nachfolger die Eisenbahnen und das ganze Communicationswesen der Zeit der Industrie, das selbst Industrie ist.

Abgesehen von einer im Jahre 1758 ertheilten Concession zum Bau einer im Dienste der Montan-Industrie stehenden Bahn (Brandling-Bahn) wurden im Jahre 1801 und 1802 die ersten Specialgesetze für den Bau von Eisenbahnen (Carmarthenshire-, Shyrowah- und Surrey-Bahnen) ertheilt und es ist für die wirthschaftliche Kritik der Gestaltung des Verkehrswesens nach den Bedürfnissen der Zeit, von größter Bedeutung, die parallellaufende Chronologie der Eisenbahn- und Canalconcessionen von diesem Zeitpunkte ab zu verfolgen.

Die Bewahrheitung des, in genialer Voraussicht, gethanen Ausspruchs James Brindley's: „Der Tramway ist das Unheil für die Canäle" tritt aus diesen Anschauungen drastisch entgegen. Fast genau im Verhältnisse, in dem von Jahr zu Jahr, die Anzahl der Eisenbahnconcessionen zunimmt, nimmt die der Canalconcessionen ab. Mit dem Jahre 1830, dem der Eröffnung der Liverpool- und Manchester-Bahn, hört, einige sporadische Nachzügler abgerechnet, die Canalconcession ganz auf. Mit dem Steigen des Werthes der Zeit und dem damit in Wechselwirkung stehenden Zurücktreten der Bedeutung des Transportpreises gegen die Transportdauer in England, mußte naturgemäß das Verkehrsmittel, welches viel in Bezug auf die Wohlfeilheit der von ihm besorgten Transporte, aber wenig in Beziehung auf die Schnelligkeit und Pünktlichkeit derselben leistete, gegen ein neu im Verkehrsleben erscheinendes Zurücktreten, dessen charakteristische Eigenschaft in der Verbindung von enormem, ja fast unbegrenzten Umfange der Leistungsfähigkeit, mit deren Unabhängigkeit von klimatischen Verhältnissen, unbedingter Zuverlässigkeit und einer bis dahin ungeahnten Schnelligkeit der Transporte, bestand. Und dies neue Verkehrsmittel, die Eisenbahnen, prädestinirte sich durch diese Eigenschaft eben so unwiderleglich zum Transportsystem der Zukunft, wie das Canalwesen, durch seine

Fähigkeiten, den Bedürfnissen seiner Zeit entsprochen und vollständig genügt hatte.

Seit dreißig Jahren sind in England nur Canäle von ganz untergeordneter ja fast privater Bedeutung concessionirt worden. Der jüngste derselben ist der Romford-Canal 4,2 Miles lang, der große, chemische bei diesem Orte gelegene Fabriken mit der Themse bei der Havring-Schleuße in Verbindung setzt. Zur Zeit beträgt die Zahl der in Activität befindlichen Wasserstraßen-Corporationen ca. 130, die ein Canalgebiet von ca. 3200 engl. Miles Länge inne haben.

In ein bedeutsames Stadium trat das englische Wasserstraßenwesen als, ungefähr gegen das Jahr 1844, das Eisenbahnnetz seine Maschen dichter zu schließen, Durchgangs-Verkehr zu organisiren und mit dem schon fertigen Canalnetz fast allenthalben in Concurrenz zu treten begann.

Die Eisenbahnen hatten vor den Wasserstraßen dabei die größere Capitalskraft und die neuere und beweglichere Organisation voraus, die ihnen gestattete, durch Amalgamationen und Betriebsverträge ihre Concurrenzkraft zu stärken, während die alten, schwerfällig gegliederten Canalgesellschaften, die es im Zusammenschluß nie über die Bildung von zwei Rechts-Vertretungs-Gesellschaften hinaus gebracht hatten, vereinzelt, jede mit verhältnißmäßig geringen Mitteln, den täglich mächtiger werdenden Bahngesellschaften gegenüber standen, durch deren Einwirkung viele von ihnen ihre Prosperität sichtlich schwinden sahen.

Dieser Erscheinung gegenüber erließ das Parlament, in der Ueberzeugung, daß die Concurrenz zwischen Wasser- und Eisenbahnstraßen ein mächtiges Moment für die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt sei, zwei wichtige Gesetze, welche die, offenbar unterliegenden Canalgesellschaften, im Kampfe gegen die Bahnen stärken sollten. Beide sind vom Jahre 1845. Das erste davon (8. u. 9. Vict. cap. 28) ermächtigt die Canalgesellschaften, die bisher streng an die in ihren Concessionsdocumenten vorgeschriebenen Tarife für die, von ihnen als Vergütung für die Transportleistung zu erhebenden Canal- und Wegzölle, welche ihre eigentliche Einnahme-Masse bildeten, gebunden waren, dieselben nach Belieben und Bedürfniß abzuändern. Das andere (8. u. 9. Vict. cap. 42) giebt ihnen das Recht, selbst Frachtführer auf ihren eigenen Wasserstraßen zu sein, deren Besitzer sie bisher nur, mit dem Rechte jene Canal- und Wegzölle auf ihnen zu erheben, gewesen waren, ohne die Befugniß Transporte auf ihren Wasserstraßen selbst zu bedingen und zu besorgen. Dieses Geschäft war in den Händen von Spediteuren, die, mit ihren zugehörigen Booten und Zugthieren, den Verkehr auf den Canälen gegen eine Vergütung vermittelten, die sich aus den der Canalgesellschaft zufallenden Canal- und Wegzöllen und einer nach Zeit, Gelegenheit und Handelsconjunctur sehr verschieden bemessenen Entschädigung für ihre Auslagen, Mühen und ihr Risico zusammensetzte.

Eine besonders bedeutsame Rolle spielte, bei Verabhandlung der Transportpreise, neben der Concurrenz, die Jahreszeit, da das Risico für Einhaltung der Lieferzeit und die Mühe der Beförderung mit der Möglichkeit des Zufrierens der Canäle und der Durchweichung der Zugpfade stieg.

Fortan waren die Canalgesellschaften im Stande, vermöge ihrer, im Vergleich zu der der Bootführer, größeren Capitalskraft, den Verkehren und Ver-

kehrs-Preisen und Verhältnissen eine sehr erhöhte Zuverlässigkeit zu geben und den Transportpreis wesentlich zu ermäßigen.

Dieser Stärkung der Wasserstraßen gegenüber, sahen sich die Bahnen veranlaßt, anderweite Mittel zur Lahmlegung von deren Concurrenz anzuwenden. Sie fanden dieselben darin, daß sie die Continuität der Wasserstraßen störten, indem sie selbst solche Canalstrecken zu kaufen, zu pachten oder auf sonstige Weise unter ihre Botmäßigkeit zu bringen suchten, welche Theile der Durchgangslinien jener Canalstrecken bildeten, deren Concurrenz ihnen unbequem war.

Da es zur Beseitigung der Concurrenz fast immer ausreichte, ein kurzes Glied in jenen Routen zu besitzen, diese aber meist aus den Canälen mehrerer kleiner Gesellschaften zusammengesetzt waren, so konnten die Bahnen dieser oder jener unter denselben gute Bedingungen für Kauf und Pacht oder sonstige Besitzergreifung ihres kleineren Canalstückes bieten. Diese fanden sich auch meist, unter dem Eindrucke der ihnen von der Macht der Bahnen drohenden Gefahr, und Angesichts ihrer, durch den Einfluß von deren Concurrenz sinkenden Renten, selbstisch und ohne Rücksicht auf die Gesammtheit der Unternehmungen, meist geneigt, einigermaßen günstige Offerten der Bahngesellschaften zu acceptiren. Dieses Verfahren wurde, durch den Mangel an Zusammenhalt der Canalgesellschaften unter einander, zwischen denen gar keine, oder doch nur ungenügende eine gegenseitige Solidarität herstellende Abmachungen bestanden, wesentlich erleichtert. So ist es gekommen, daß die Bahnen Englands sich, mit verhältnißmäßig geringen Opfern, nach und nach in Besitz von fast der Hälfte aller englischen Canäle, und zwar zunächst derjenigen Stücke, von deren Netzen gesetzt haben, durch welche sie maßgebenden Einfluß auf den gesammten Canalverkehr üben können. Damit haben sie aber auch eine bedeutende Anzahl sehr nützlicher Canallinien erworben, die sie jetzt, wo die Verkehre auf englischen Eisenbahnen auf eine solche Höhe gestiegen sind, daß zu ihrer Bewältigung an vielen Stellen doppelte, drei- und vierfache Gleise nicht ausreichen, in ersprießlichster Weise zur Entlastung ihrer Bahnlinien verwenden, indem sie ihren Canälen diejenigen Verkehrsgattungen überweisen, welche den langsamen Transport vertragen, oder sich, wie die enormen Massen der Töpferwaaren-Verkehre weniger gut für den rüttelnden Eisenbahn-Transport eignen, oder endlich, wie Steine, Thon, Erze u. s. w. sehr niedrige Transportpreise verlangen. Sie betreiben die Canäle daher völlig wie Theile ihrer Bahnnetze.

Da aber, hie und da, die Bahnen die Tendenz zeigten, ihnen nicht nützliche, aber nichts destoweniger offenbar der öffentlichen Wohlfahrt dienende Canäle verfallen zu lassen oder in Bahnen zu verwandeln, so wurde ihnen dies durch Gesetz von 1854 (17. u. 18. Vict. cap. 31) untersagt und ein anderes von 1858 (21. u. 22. Vict. cap. 75) verbot ihnen, Angesichts der Gefahr der völligen Lahmlegung des ganzen Canallaufes durch die Bahnen, weitere Canäle ohne Genehmigung des Parlaments zu kaufen, zu pachten, oder hindernde Betriebsverträge mit ihnen abzuschließen. Letzteres Gesetz ist offenbar für die Wohlfahrt des Canalwesens zu spät gekommen, denn es hat nicht mehr verhindern können, daß, wie oben erwähnt, fast die Hälfte der Canäle Englands und zwar darunter die sämmtlichen, für den Durchgangsverkehr im [illegible] unentbehrlichen Strecken, in die Botmäßigkeit der Bahn[illegible]ganger

I. Entstehung und Zwecke.[1])

Die Gesichtspunkte, welche bei Schaffung des englischen Canalsystems leitend waren, sind eben so wie die Motive, durch welche später die Errichtung der einzelnen Eisenbahnlinien hervorgerufen wurde, solcher Art, wie sie weder in Deutschland noch irgendwo anders wirksam werden konnten noch jemals werden können.

Schon in der, einen kurzen historischen Abriß der Entstehung des englischen Wasserstraßenwesens bildenden Einleitung zu dieser Skizze, ist gezeigt worden, daß, als die englische Industrie, durch die dort erwähnten, großen technischen Erfindungen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen ganz unerwarteten Aufschwung nahm, die vorhandenen Inland-Communicationen den Anforderungen dieser Industrie und eines fast in gleichem Maße steigenden Handels nicht im Entferntesten gewachsen waren. Ihre Mittel beschränkten sich auf die, vor den Erfindungen Macadam's und Telford's sehr unvollkommenen Landstraßen, und eine Anzahl mehr oder weniger vollständige Regulirungen von Flüssen, Aestuarien und tief in's Land reichenden Meeresbuchten. Die ersteren würden sich, ihrer ganzen Natur nach, den gestellten Aufgaben nicht entsprechend haben zeigen können, auch wenn sie in vollkommenster Weise hergestellt gewesen wären, die letzteren waren, zum großen Theile, da nicht zur Stelle, wo die Industrie und der Handel ihrer vielleicht am dringendsten bedurfte. Man baute damals nicht Canäle, wie man sie heut zu Tage, wo man die Auswahl unter leistungsfähigen Communicationsmitteln hat, errichtet, weil sie, für gewisse Zwecke, Vorzüge vor den anderen haben, sondern weil man Nichts Anderes kannte und hatte.

Der Canalbau war daher nicht, wie heut zu Tage, das Resultat einer eklektischen Wahl, sondern ein wirkliches Muß. Das mit dem Baue des Canals des Herzogs von Bridgewater entstandene, neue Communicationsmittel, entsprach aber auch dem Zeitbedürfnisse, das, dem ganzen Tempo der damaligen Lebensbewegung gemäß, wenig Ansprüche an die Schnelligkeit der Beförderung erhob und nur die Bewegung verhältnißmäßig sehr großer Lasten verlangte, eben so vollständig wie das Eisenbahnsystem dem Bedürfniß seiner, unserer Zeit, mit ihrem hohen Zeitwerthe und ihrem kategorischen Erfordern nicht allein der Bewegung jener großen und größerer Massen, sondern ihres Transportes mit früher ungekannter Schnelligkeit und Zuverlässigkeit, entspricht.

Der Charakter des Verkehrs auf dem englischen Canale, in der Blüthezeit des Wasserstraßenwesens, war daher auch den Verkehrsgewohnheiten des englischen Volkes, und dem Transportusus auf dem sich gleichzeitig entwickelnden Landstraßensystem so nahe angepaßt und dabei so freiheitlich und allgemeinbenutzbar gestaltet wie möglich.

Die Unternehmer der Wasserstraße wie der Landstraße schufen nur den Weg zu Wasser oder zu Lande und erhoben nur „Zölle" für die Benutzung des-

[1]) Es ist im Verlaufe dieser Darstellung, der Deutlichkeit derselben wegen, zweckmäßig erschienen, gewisse Thatsachen zu wiederholen.

selben, diese Benutzung jedermann völlig freistellend. Erst als die Wasserstraßen und Eisenbahnen in ernstliche Concurrenz traten, wurden die Besitzer der ersteren, wie oben erwähnt, gesetzlich ermächtigt (1845. 8. u. 9. Vict. cap. 20. 3. 90), selbst Frachtführer zu werden, ohne dadurch anderen die Benutzung der Canäle abzuschneiden. Sie erhielten dieses Recht, um auch in dieser Beziehung zu Gunsten des Publicums mit den Eisenbahnen concurriren zu können und so eine allgemeine Herabdrückung der Transportpreise im öffentlichen Interesse zu erzielen. Es kann daher von Gesichtspunkten und Erwägungen, welche die Wahl des Systems der Wasserstraßen zur Zeit von deren Entwickelung zu motiviren hätten, nicht die Rede sein, da es eben kein anderes Verkehrsmittel gleicher Leistungsfähigkeit zur Bewältigung des täglich steigenden Transportbedürfnisses gab.

Wenn aber die Wasserstraße überhaupt eine gegebene Thatsache war, so war deren Dimension und Construction von den Bedürfnissen abhängig, denen der Canal zu dienen hatte.

Dieselbe Erscheinung, die später beim Eisenbahnwesen hervorgetreten ist und sich bei der Einführung jeder großen, neuen, allgemeinnützlichen Erfindung in das Völkerleben wieder zeigen muß und wird, wirkte auch auf die technische Construction der Canäle ein. Sie entstanden zunächst vereinzelt, ohne Zusammenhang, ohne die Erwartung von Verbindung unter einander und daher, ohne Rücksicht auf späteren Zusammenschluß, nur dem localen Bedürfnisse dienend, das sie geschaffen hatte und das ihren Constructeuren auch ausschließlich die Dimensionen für das Fahrwasser dictirte, das ihm genügte.

Als dann später der Zusammenschluß des Netzes erfolgte und dadurch Canäle, die nur für jene ganz localen Zwecke construirt waren, sich in Mittelglieder großer Durchgangs-Routen verwandeln sollten, zeigten sich deren Dimensionen häufig als für die neuen Zwecke zu knapp bemessen und bildeten gleichsam Verengungen in den Röhren, in denen die großen Verkehrsströme fließen sollten. Die Correctur dieser Mängel war aber, der Natur des Canals nach, hier weit schwieriger als bei der Eisenbahn und konnte sich, in den meisten Fällen, nur auf eine Erweiterung und Verbesserung des Schleußenwerkes beziehen.

In einigen Fällen, wo es sich entschieden der Mühe lohnte, sind indeß auch Erweiterungen ganzer Canal-Anlagen ausgeführt worden. So z. B. die des Berkeley-Gloucester- und des Worcester-Birmingham-Canals, der Aire- und Calder-Schifffahrt u. s. w. Im Ganzen tragen die Dimensionen der Canalanlagen in England, sowol im Querschnitt des Canals selbst, als in den Schleußenanlagen, den Charakter des Bedürfnisses der Zeit, in der sie entstanden, in Wechselwirkung mit dem des Ortes, der sie hervorrief.

Gerade als die Verkehre für die Abmessungen der Canäle zu stark, ihre Bewältigung schwierig zu werden begann, fingen die Eisenbahnen an, ihnen, in sich stets steigernder Progression, immer bedeutendere Theile dieser Verkehre abzugewinnen, so daß sie ihnen zuletzt nur die wenig lohnenden und daher auch wenig lockenden Verkehrsgattungen beließen. Sie konnten aber auch in Bezug auf diese, trotz ihrer weit höheren Betriebskosten sehr wohl mit den Wasserstraßen im Transportpreise concurriren, da sie auch die lohnenderen Transportgattungen, die kostbaren Güter, vor Allem den Personenverkehr, besaßen, deren Ertrag etwaige

Ausfälle beim Transport jener minderwerthigen Gegenstände (Steine, Kohle, Erze, Holz u. s. w.) überwog. Und überdieß hatten sie bei allen Verkehren vielfach vermehrte Schnelligkeit und Sicherheit der Ueberkunft in die Wagschale zu werfen. So ist es gekommen, daß jetzt, einige wenige Fälle ausgenommen, wo sich, von Seecanälen aus, bedeutende Transportmassen tief in's Land hinein auf den Wasserstraßen halten, wie z. B. auf den erwähnten, mit dem Severn, dem Mersey, dem Humber u. s. w. in directer Verbindung stehenden Canälen, die Dimensionen der meisten Canäle und ihrer Anlagen, die, zur Zeit von deren Alleinherrschaft, den Bedürfnissen nicht mehr genügten, jetzt wieder den gesunkenen und meist noch weiter fallenden Ansprüchen sich vollkommen gewachsen zeigen.

In der That sind diese Dimensionen ganz außerordentlich verschieden, und während die der großen Seeschifffahrtsstraßen offenbar jedes mögliche Verkehrs-Maß bewältigen können, zeigen andere Wasserstraßen Verhältnisse, die als wahre Zuschnürungen der Verkehre bezeichnet werden müssen. Denn Seeschiffwasserstraßen wie die Aire- und Calder-, Gloster-Birmingham-, die Weaver-, die Severn- rc. Schifffahrt haben Wasserspiegelbreiten von bezüglich 70, 100, ja 150 Fuß, und Wassertiefen von 8, 18 und 16 Fuß. Ihnen schließen sich einige wirkliche Canäle, der Milton-Mowbray-, der Regents-Canal mit 40 Fuß und 50 Fuß Breite, und 9,25 und 5,5 Fuß Tiefe an. Die Breite und Tiefe der meisten andern Canäle aber variirt im Mittel von 35 bis 40 und von 5,5 bis 4 Fuß; ja diese beiden Dimensionen sinken bei einigen der oben bezeichneten „hindernden“ Canäle, wie dem Tavistok-, dem Shropshire-Union rc. bis auf 20 und 16 und 3,75 und 3 Fuß.

Eben so verschieden sind die Dimensionen der Schleußen, durch deren, oft sehr große Anzahl, die meisten Canäle über Höhen geführt sind.

Die Länge und Breite der Schleußen fällt von 212, 350, 120, 150 und 28, 60, 30, 25 Fuß (Aire und Calder, Gloster Birmingham, Severn, Kennet-Avon) bis auf 6,15 und 7,0 beziehentl. 6,75 und 7,5 Fuß (Grand Union, Chesterfield rc.).

Die Höhen, welche einige der englischen Wasserstraßen mittels Schleußen und anderer Vorkehrungen überschreiten, sind oft sehr bedeutend.

So steigt z. B. der Glamorgan-Canal, mittels 67 Schleußen, auf 611 Fuß, der Stratford upon Avon, mittels 56 Schleußen, 448 Fuß, der Shropshire-Union sogar, mittels 127 Schleußen und 3 Seilebenen, 762 Fuß.

Diese große Verschiedenheit der vorstehend aufgeführten Dimensionen deutet darauf hin, daß dieselben ursprünglich den zur Zeit ihrer Herstellung vorhandenen Verkehren, zuschläglich des, innerhalb menschlicher Voraussicht zu erwartenden localen Zuwachses, genau genug angepaßt waren. Auch leistet hierfür der Name der Erbauer, unter denen sich die der eminentesten Canal-Ingenieure aller Zeiten befinden, Bürgschaft.

Bei dem Zusammenschlusse der Linien aber wirkten, in oben erwähnter Weise, durch ihre zu schwachen Dimensionen eine Menge dieser Canäle geradezu unterbindend auf Wasserverkehre von sonst günstigen Auspicien ein. In solcher Weise wirkte z. B. der Huddersfield-Canal, mit nur 3½ Fuß Wassertiefe und 40 Fuß Wasserspiegelbreite, zwischen den großen Wasserstraßen der Aire- und Calder-

Schifffahrt und dem Bridgewater-Canal, der Coventry-Canal mit 3 Fuß Wassertiefe zwischen dem Oxford- und dem Grand-Junction-Canal gelegen 2c.

Zur jetzigen Zeit aber, wo die durchgehenden Verkehre auf den Canälen auf ein Minimum gesunken sind und die, trotz alle und alledem, nie zu unterschätzende Bedeutung dieser Verkehrsmittel hauptsächlich auf der Vermittelung des Localaustauschs, ganz vornehmlich im Interesse der Communal- und Landwirthschaft und der damit in Beziehung stehenden Industrien beruht, sind die Dimensionen der Canäle wie ebenfalls schon erwähnt, in richtige Verhältnisse zu den Verkehren fast allenthalben zurückgekehrt.

Eine Ausnahmestellung unter den englischen Wasserstraßen nehmen diejenigen ein, die gleichsam die Fortsetzung von Buchten und Aestuarien in das Land hinein bilden und, trotz aller steigenden Einflüsse des Eisenbahnwesens, nach wie vor, große Wege für Ein- und Ausfuhr, mit sich fortwährend hebender Bedeutung, darstellen.

Die wichtigsten darunter sind: die Aire- und Calder-Schifffahrt, welche die Fortsetzung des Flusses Humber bildet; die Weaver Schifffahrt, welche das Flüßchen gleichen Namens in einen Arm des Mersey umgestaltet hat; der Berkeley-Gloster-Canal, der mit seinen Anschlußlinien den Gloster- und Worcester- und Worcester- und Birmingham-Canälen das große Aestuarium des Severn bis in die Mitte des Haupt-Industriebezirks Englands fortsetzt.

Die steigende Prosperität dieser, theils wirklichen Seeschifffahrtscanäle, theils directen Anschlüsse an solche, hat ihren Ausdruck nicht allein in der mehrfachen Erweiterung der Canal- und Schleußendimensionen auf diesen Routen, sondern auch, und vornehmlich, in den auf ihnen ausgeführten, technischen Anlagen gefunden, die zu den größten gehören, welche das englische Wasserstraßenwesen in der Neuzeit aufzuweisen hat. Die Breite und Wassertiefe dieser Wasserstraßen ist eine ganz ausnahmsweise (66—100 und 8—16 Fuß). Die erwähnten Anlagen bestehen zunächst in den, erst im vorigen Jahre vollendeten D o c k s z u S h a r p n e ß, welche die Verbindung zwischen dem Meere (mit Hilfe des Aestuarium des Severn), dem Berkley-Gloster-Canale und der Midland und der Great Western-Bahn vermitteln und der Hauptstapelplatz für den Import von amerikanischem Getreide und von Holz und für den Export von Wales Kohlen sind.

Sodann gehört dazu der g r o ß e h y d r a u l i s c h e A u f z u g z u N o r t h w i c h in der Weaver-Schifffahrt, der, zur Beseitigung einer wenig leistungsfähigen Schleußentreppe, mit einem Aufwande von über 150,000 Pfd. Sterl. angelegt worden ist, (aber, trotz einer Canalbewegung von mehr als einer Million Tonnen, sein Anlagecapital nicht verzinst). Die Weaver-Schifffahrt vermittelt den Salzverkehr von Cheshire mit dem Meere und die südliche Verbindung des Mersey mit der North Western- und der Midland-Bahn.

Die dritte dieser Anlagen bilden der große A u f z u g u n d d i e D o c k s z u G o o l e an der Einmündung der Aire- und Calder-Schifffahrt in den Humber. Diese Anlage vermittelt ganz vornehmlich den Kohlenverkehr von Nordengland mit der Nordsee auf dem Wege von Hull.

Die Verbindung der englischen Wasserstraßen unter sich ist eine complette, wenn auch oft, besonders im Gebirgs- und Hügellande, nicht ohne Schwierigkeit hergestellte. Die Hauptcanäle enthalten in diesen Districten durchschnittlich auf

je 1,2 Miles Wasserstraße eine Schleuße, während im Allgemeinen auf englischen Canälen auf je 4,25 Miles eine Schleuße kommt.

Die Verbindung der Nordsee mit der Irischen See über die Fläche Englands hin, stellen die Wasserstraßen auf fünf Routen her. Diese liegen, von Norden nach Süden aufgezählt:

1. Zwischen dem Murray Firth (Nord-See) und Loch Fyne (Irische See), verbunden durch den Caledonien-Canal.

2. Zwischen dem Humber und dem Ribble; verbunden durch den Douglas- und den Leeds-Liverpool-Canal und die Aire- und Calder-Schifffahrt.

3. Zwischen dem Humber und Murrey, verbunden durch den Bridgewater und den Huddersfield-Canal und die Aire- und Calder-Schifffahrt.

4. Zwischen dem Welland (The Wash) und dem Severn, verbunden durch die Avon-Schifffahrt, den Stratford-Canal, den Warwick- und Napton-Canal und die Neu-Schifffahrt.

5. Zwischen Themse und Severn; verbunden durch den Stroud- und den Wilts-Berks-Canal und, auf zweitem Wege, durch die Avon-Schifffahrt und den Kennet- und Avon-Canal.

Die Verbindung der Südprovinzen Englands mit den nördlichen Industriedistricten ist eine dreifache auf Wasserstraßen, die mit dem Grand Junction-, dem Oxford- und dem Berkeley- und Gloster-Canale südlich auf die Themse und den Avon, nördlich auf Aire, Calder, Murrey und Ribble, und deren Canalverbindungen unter einander, ausmünden. Mit dem Meere steht das englische Canalsystem durch die Häfen und Docks von Fort William, Glasgow, Edinburgh, Newcastle, Carlisle, Shields, Lancaster, Preston, Goole, Hull, Liverpool, Runcorn, Boston, Lynn, Yarmouth, Lowestoft, Harwich, Chelmesford, London, Rochester, Newhaven, Arundel Haven, Southampton, Exeter, Plymouth, Stratton, Bristol, Gloster, Chepstow, Cardiff, Swansea und Cardigan, (und einige kleinere) in directer Verbindung und bildet so ein Wasserstraßennetz, das sowol an sich, als in seinen Beziehungen zum Eisenbahnsystem und zum Meere, an Leistungsfähigkeit von keinem andern übertroffen wird.

II. Finanzen.

Die Aufbringung der zur Herstellung des größten Theils der englischen Wasserstraßen nöthig gewesenen Capitalien ist in einer Form geschehen, die sehr wenig Aehnlichkeit mit der beim modernen Eisenbahnwesen üblichen hat. Wie in der Einleitung dargethan, fällt die Errichtung der überwiegenden Anzahl dieser Verkehrsanstalten vor den Anfang dieses Jahrhunderts, wo die Anschauungen über Capitalsgebahrung und Nutzbarmachung der Capitalien von den jetzt gebräuchlichen ganz verschiedene waren, und der heutige Begriff der „handelbaren Actie“ (au porteur) noch eben so wenig gäng und gäbe war, als der Gedanke den Nutzen einer Straße zum Handels-Artikel zu machen.

Diese Anschauungen treten nur in seltenen Fällen und in der letzten Zeit der Entwickelung im Bereiche des Wasserstraßenverkehrs auf.

Die Wasserstraßen Englands zerfallen, der Methode der Aufbringung ihrer Capitalien nach, im Wesentlichen in vier Hauptgruppen:

1. Zu der ersten gehören die ältesten derselben, die Regulirungen der Flüsse, Buchten und Aestuarien und die schiffbaren Draingräben.

2. Die zweite wird durch die von einzelnen Privaten auf ihre Kosten gebauten und unter gewissen, für das öffentliche Wohl nöthigen, Einschränkungen, zu ihrem alleinigen Vortheile betriebenen Linien, gebildet.

3. Die dritte besteht aus der weitaus größten Zahl der eigentlichen Canäle, welche auf Kosten von „Gesellschaften von Eigenthümern" errichtet sind.

4. Die vierte endlich bilden die wenigen Canäle, die durch „Actiengesellschaften" im modernen Sinne in's Leben gerufen sind. Die Schöpfung der Wasserstraßen aller Kategorien ist absolute Privat-, Gemeinde- und Provinzial-Unternehmung geblieben. Die Regierung ist dabei in keinem einzigen Falle in Großbritannien (in Irland hat sie hie und da finanzielle Beistände geleistet) in Anspruch genommen worden, und sie hat auf dasselbe nur auf dem Wege der General- und Special-Gesetzgebung Einfluß geübt, sich fast aller administrativen und technischen Einwirkung und Beaufsichtigung enthalten. Wo eine solche von Seiten der Regierung von Zeit zu Zeit einmal eingetreten ist (wie z. B. im Verfolg des Gesetzes von 1873 (36 und 37 Vict. cap. 5), welches den Eisenbahnen die entsprechende Erhaltung der ihnen gehörigen Wasserstraßen aufgiebt), so ist dies immer nur ad hoc und auf Zeit geschehen.

Die Special-Gesetze für die Errichtung der Wasserstraßen (die man in gewissem Sinne Concessions-Urkunden nennen könnte) ähneln sich in der Form während der vier Jahrhunderte, wo dergleichen erlassen worden sind, im Wesentlichen.

Sie sind meist sehr umfangreich und schwülstig gefaßt und enthalten, neben strikten Festsetzungen über die Höhe des aufzubringenden Capitals und der gestatteten Anleihen, deren Einzahlungsform &c. nebst Bezeichnung der Sicherheiten, welche für die Anleihen zu leisten, und der Quellen, aus denen die Verzinsung beziehentlich, wenn sie erforderlich ist, die Amortisation der Schuld, zu bestreiten sind, umfassende und detaillirte Bestimmungen über die Natur der Gesellschaften (oder die sonstigen besitzenden Körperschaften, die Administration, die Expropriation, die technische Ausführung u. s. w. der Canäle).

Es ist hierauf weiter unten mehrfach zurückzukommen.

ad 1. Die ältesten Wasserstraßen Englands, die Flußregulirungen, sind in finanzieller Beziehung fast vollständig nach Analogie der öffentlichen Zollstraßen (Turnpike roads) oder diese vielmehr nach jenen, da sie viel älter sind, behandelt.

In einigen wenigen Fällen sind diese Fluß-Arbeiten von „Gesellschaften von Unternehmern" (Compagnies of Undertakers) ausgeführt worden, denen die Erhebung von „Zöllen" (tolls), von genau festgesetztem Betrage, auf den von ihnen regulirten Strecken gestattet wurde.

In den meisten Fällen aber bestanden diese „Unternehmen" in Vereinigungen, die sich aus Vertretern der anliegenden Grafschaften, Gemeinden und der benachbarten Grundbesitzer zusammensetzten.

Diese brachten unter sich die nöthigen Geldmittel auf und ließen sich vom Parlament, durch Specialgesetze, mit den zur Ausführung ihrer Arbeiten nöthigen Rechten, die besonders in früheren Zeiten oft bis zur Härte gegen diejenigen

gingen, deren Interessen mit denen der Flußregulirung collidirten, ausstatten. Verwaltet wurden die Geschäfte dieser Gesellschaften durch von derselben erwählte Vertrauensmänner oder Commissarien („trustees“ oder „commissioners“), deren Funktionen unbezahlte Ehrenämter waren. Die laufenden Ausgaben für Erweiterung und Erhaltung der Anlagen u. s. w. werden aus dem Ertrage von Zöllen bestritten, deren Erhebung ihnen durch jene Specialgesetze gestattet ist und deren Ueberschuß (nach Ermessen dieser Vertrauensmänner u. s. w.) den öffentlichen Institutionen der Grafschaften, Gemeinden oder Besitzungen, in deren Bereich die Regulirung liegt: der Straßenpflasterung und Beleuchtung in den Städten, den Landstraßen, den Schulen, Hospitälern, Kirchen u. s. w. zu Gute kommt.

Ein Theil der Flußregulirungen und anderer derartiger Unternehmungen, die „Schifffahrten“ genannt werden, hat jetzt noch diese Form.

ad 2. Die zur zweiten Gattung gehörigen Wasserstraßen sind in ihrer Entstehung und Verfassung sehr charakteristisch für englische Verhältnisse.

Es sind die, welche von einzelnen Privaten oder Gemeinden, auf ihre Kosten und zu ihrem Vortheile, ausgeführt worden sind. Die erste, überhaupt in England in's Leben gerufene Canalanlage, die des Herzogs von Bridgewater, deren Linien sich von den Bergwerken des Herzogs bei Worsley-Mill nach Manchester und von da nach dem Mersey bei Liverpool erstreckten, war dieser Art.

Andere Beispiele dieser Art von Unternehmungen, die lediglich als Privatbesitzthümer angesehen werden müssen, sind folgende: 1) der Canal, welchen der Marquis von Bute von seinen Werken in Glamargon nach dem Hafen von Cardiff geführt hat; 2) der Canal, den die Gebrüder Gresley von ihren Kohlenwerken bei Apedale nach Newcastle under Lynn anlegten; 3) der Canal, den die Mrs. Bethel vom Flusse Hull nach Levin Bridge baute; 4) der Canal, den Sir John Ramsden vom Flusse Calder nach dem Huddersfield-Canal errichtete, und 5) der Mersey-Irwell-Canal, der drei Handlungshäusern in Manchester gehört. Es gab und gibt deren noch einige, weniger bedeutende, mehr.

Als bemerkenswerthe Anlagen dieser Art sind auch die von einzelnen Gemeinden, ausschließlich auf ihre Kosten ausgeführten, zu nennen. So z. B. der Beverley-Beck genannte Canal, der die Stadt Beverley mit dem Flusse Hull verbindet (1744) und von der Gemeindevertretung verwaltet wird. Das Gleiche ist der Fall beim Exeter- und Exefluß-Canal, der der Stadtgemeinde Exeter gehört und von ihr administrirt ist.

Die Privat-Canäle scheinen fast alle ohne Expropriationsrecht ausgeführt zu sein, doch ist auch ihnen die Höhe der „Zölle“, die sie erheben dürfen, durch die Specialgesetze vorgeschrieben, auf Grund deren sie in's Leben gerufen sind.

ad 3. Die weitaus größte Anzahl der englischen Canäle wird durch diejenigen gebildet, die durch „Gesellschaften“ begründet worden sind.

Diese Gesellschaften sind aber, ihrer rechtlichen und wirthschaftlichen Natur nach, sehr von den modernen Actiengesellschaften verschieden.

Der Verlauf des Gründungs- und Finanzgeschäftes bei denselben, der sich später bei der in's Lebenrufung fast aller Wasserstraßen wiederholte, ist ungefähr folgender:

Für die Schiffbarmachung eines Flusses, oder die Herstellung einer Canalverbindung macht sich in einer Grafschaft, oder größeren Gemeinde, oder unter Besitzern zusammenliegender Grundstücke eine Meinung geltend.

Eine notable, ortsangehörige Persönlichkeit ruft dem zu Folge eine Anzahl von wohlhabenden Interessenten zusammen. Diese schießen aus eigenen Mitteln die für das Studium des Canalprojects nöthigen Summen ein, welches dann, in ihrem Auftrage, von einem anerkannten Ingenieur verfaßt wird. Dies Project, nebst Anschlag, cirkulirt bei allen Interessenten, die, tabellarisch, in äußerst praktischer Form, ihre Lage zur Sache und die freiwilligen Beiträge kund geben, welche sie derselben zu widmen denken. Für die Einhaltung dieser Kundgebungen wird, Seitens der Betreffenden, mit ihrer Ehre und großer Treue gehaftet, und es sind äußerst wenig Fälle bekannt geworden, wo sie ein so gegebenes Wort gebrochen hätten.

Eine Copie dieses Projectes und dieser Liste liegt bei dem Friedensrichter jeder Grafschaft, welche das Project berührt, bis 21 Tage vor dem Augenblicke, wo die nöthigen legalen Schritte beim Parlamente geschehen, mindestens aber überhaupt während 21 Tagen aus, und ebenso lange vorher muß die Beschreibung des Projectes in einer Londoner officiellen Zeitung und einem gelesenen Blatte in jeder Grafschaft publicirt werden.

Nach Ablauf dieses Termins wird die Eingabe (Bill) an das Parlament redigirt und einer Versammlung der unterschriebenen Betheiligten vorgelegt. Acceptirt diese den Entwurf der „Bill“, so wird sie (jedenfalls vor dem 30. September jeden Jahres) dem Parlamente unterbreitet. In diesem hat sie zwei Lesungen (mit mindestens 21 Tage Zwischenraum) zu passiren, bei deren zweiter alle Einwendungen vorgelegt werden, die sich dagegen erheben lassen. Passirt die Bill, trotz dieser, das Haus, so wird Copie aller jener Einwendungen wieder bei sämmtlichen Friedensrichtern der betreffenden Grafschaften, während 21 Tagen, ausgelegt und, daß dies geschehen, durch obige Zeitungen bekannt gegeben. Jedermann kann sich in Betreff derselben an das zur Prüfung der Bill vom Hause der Gemeinen niedergesetzte Comité wenden, das schließlich seinen Rapport an das Haus erstattet. Nach frühstens 21 Tagen erfolgt dann die dritte Lesung der Bill im Hause und deren Genehmigung oder Verwerfung. In ersterem Falle wird dann die Bill zum Gesetz (Law).

Nahezu denselben Proceß hat sie dann auch in der Pairskammer durchzumachen, so daß nicht selten die Behandlung einer Bill, von ihrer Einbringung bis zu ihrer Verwerfung oder Gesetzwerdung, den Zeitraum einer ganzen Parlamentssession in Anspruch nimmt.

Nach Genehmigung des Projects durch das Parlament und der Erlassung des Specialgesetzes für die Unternehmung, das, wie oben erwähnt, meist sehr umfangreich, alle die die Geldaufbringung, Administration, Wegzolltarife und Einnahmemethoden betreffenden Bestimmungen im Detail enthält, treten die Unterzeichner der Bill auf's Neue zusammen und organisiren eine Verwaltung des Unternehmens, die fast immer aus einem sehr wenig zahlreichen (3—5 Mitglieder) mit fast unumschränkten Vollmachten ausgerüsteten Executiv-Comité, einem, in der That das Unternehmen leitenden „Secretär“, einem Schatzmeister

und einem Ingenieur besteht, nebst zubehörigem, nach continentalen Begriffen sehr schwach bemessenem Hilfspersonale.

Dies Verfahren ist sehr alt und erscheint bereits im Wesentlichen in den Specialacten der Wasserstraßenunternehmungen des sechzehnten Jahrhunderts.

Der charakteristische Unterschied zwischen diesen Körperschaften und den Actiengesellschaften der Neuzeit und den sämmtlichen Canalcompagnien, die bis zum ersten Drittel unseres Jahrhunderts in England entstanden, besteht nun darin, daß das, für jede derselben erlassene Specialgesetz (etwa, wie erwähnt, mit unseren Concessionsurkunden gleichbedeutend), die in der Bill aufgeführten Unterzeichner als persönliche Eigenthümer der Unternehmungen (proprietors) bestimmt namentlich bezeichnet. Dasselbe drückt nun zwar die ganze Summe des Capitals und der Anleihen in einer gewissen Anzahl Actien (Shares) von gewissem Betrage aus, diese haben aber insofern nicht vollständig den Charakter der modernen Actie, daß sie nicht „au porteur" lauten, sondern als eine Art „Antheilscheine an Immobilienbesitz" auf den Namen des Unterzeichners, oder, wie in vielen Fällen vorkommt, des Besitzers, in dessen Mitinteresse die Unternehmung gemacht worden ist, ausgestellt sind. Sie sind daher nicht ohne Weiteres börsenmäßig handelbar, sondern nur nach den Maximen des Verkaufs von Grund und Boden oder von Rechten übertragbar. So ist es denn auch gekommen, daß das Gesetz vom Jahre 1846 (9 und 10 Vict. cap. 105) den Regierungscommissarien das Recht gibt, auf Treue und Glauben zu ermitteln, um welchen Betrag, durch Canal- oder Eisenbahnanlagen der Werth benachbarter oder durchsetzter Grundstücke gestiegen ist, oder nach sicherer Voraussicht steigen kann und dann den Besitzern derselben gestattet, diesen Betrag in neuen solchen Antheilscheinen anzulegen, die mit Hypothekrechten auf ihrem Besitze erscheinen.

So hoch daher auch, zur Zeit der finanziellen Blüthe des Canalwesens, im Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts, wo der

Grand-Junction-Canal	. . .	6 %
Oxford	" . . .	26 "
Coventry	" . . .	25 "
Old Birmingham	" . . .	16 "
Trent- und Mersey-	" . . .	30 "

Dividende gab, der Werth der Canalactien gestiegen war, so sehr man sich dazu drängte, zu den „Eigenthümern" von Canälen zu gehören, so konnten doch diese Effecten, dieser ihrer Natur nach, nicht zu eigentlichen Spielpapieren werden. Nichtsdestoweniger waren sie, als hochverzinsliche Capitalanlagen, besonders zur Zeit der stärksten Canalentwickelung um das Jahr 1793, so überaus gesucht, daß sich, besonders unter den Grundbesitzern und kleineren Capitalisten, eine vollständige Canalmanie entwickelte, die nicht allein zum Belagern und Erstürmen der Locale der Friedensrichter, in denen die Antheilbeträge zu neuen Canalanlagen gezeichnet wurden, sondern auch zur Anlage einer Menge halb oder gar nicht nutzbarer Canäle und dem Ruin nicht allein von einer Menge betheiligter, wohlhabender Grundbesitzer, sondern auch unbetheiligter Privatleute, die nur nach hochverzinslichen Capitalanlagen gestrebt hatten, führten.

Die Capitalaufbringungen für die größere Anzahl der früheren englischen Wasserstraßenanlagen waren daher im Grunde genommen Acte des Gemeinsinns und des Zusammenwirkens von Provinzen, Gemeinden und Privaten für Zwecke der öffentlichen Nützlichkeit, und erst der ganz überraschend günstige pecuniäre Erfolg einiger Unternehmungen dieser Art gab eben den späteren Schöpfungen neuere Motive und ließ den Gewinntrieb Unbetheiligter sich der Finanzgeschäfte bei der in's Lebenrufung derselben bemächtigen.

Es liegt hierin der große Unterschied in der Genesis der auf die Canäle und der für die Eisenbahnen verwendeten Capitale und von deren Beziehung zu den Eigenthümern der beiden Gattungen von Verkehrsanstalten.

Während die Eigenthümer vieler Wasserstraßen auch gleichzeitig Besitzer der von denselben bedienten Landstriche waren, die Nutznießung von den auf jene verwandten Capitalien von der Hebung des Werthes ihrer Immobilien erwarteten, waren die Besitzer der Eisenbahnen fast immer völlig Unbetheiligte, denen an deren Nutzbarkeit gar Nichts, an der hohen Verzinsung ihrer Capitalien aber Alles lag.

Die Verzinsung der so, fast a fond perdu gegebenen Capitalien vieler der in früheren Zeiten angelegten Wasserstraßen hat, nachdem diese ihren Zweck erfüllt hatten, nach und nach, ohne Widerspruch der Eigenthümer, im Laufe der Jahrhunderte aufgehört, und das jetzt noch zu verzinsende Wasserstraßen-Capital ist schon dadurch nicht unwesentlich verkleinert worden.

In weit höherem Maße ist dies indeß durch das finanzielle Gebahren bei dem häufigen Besitzwechsel der Canäle geschehen.

Die auf die Errichtung der Canäle verwendeten Capitalien bestehen, nach dem Gesagten, aus den ursprünglich von den „Eigenthümern" zusammengeschossenen Beträgen, dem, wenn man es so nennen will, Actiencapital und Anleihen verschiedener Art, zu deren Contrahirung in bestimmtem Betrage die Gesellschaften durch ihre Specialgesetze ermächtigt werden. Als Sicherheit für diese Anleihen sind fast immer die Verpfändungen der Wegzölle und sonstigen Einkünfte der Wasserstraßen aufgeführt, und den Gläubigern ist große Macht den Gesellschaften gegenüber gegeben, die sie, nach sehr kurzem Verfahren, aus der Nutznießung ihrer Anlagen setzen und diese für sich verwalten können. Es ist dies bei einigen Canälen, z. B. dem Bridgewater-Taunton-, dem Chard-Canal, dem Ulster-Canal in Irland (der der Regierung für Vorschüsse verpfändet ist) u. s. w. geschehen.

Zu der auf die Canalschwindelperiode folgenden Zeit, als eine Anzahl Wasserstraßen sich als ziemlich werthlose Producte derselben herausstellten, sind dieselben, unter sehr starker Reduction des zu verzinsenden Capitals, von kräftigeren Unternehmungen aufgekauft worden, die es sich auch angelegen sein ließen, die, für englische Verhältnisse, zu meist ziemlich hohem Zinsfuße contrahirten Anleihen derselben, zurückzuzahlen, ja in einigen Fällen sind sogar Vergleiche mit den Gläubigern geschlossen worden. Noch weit energischer wurde die Capitalreduction betrieben, als die Eisenbahnen, theils unter dem wirklichen Drucke ihrer Concurrenz, theils unter dem der Panik, welche durch dieselbe hervorgerufen wurde, Wasserstraßen aufzukaufen begannen. Wir werden weiter unten

sehen, daß sich die meisten Wasserstraßengesellschaften, um die es sich dabei handelte, beeilten, ihre Unternehmungen, fast um jeden Preis, loszuschlagen, viele dieselben sogar den Eisenbahnen aus eigenem Antriebe offerirten und nur wenige einen Preis erzielten, der einen einigermaßen entsprechenden Theil des ursprünglichen Anlage- oder auch nur des wirklichen Baucapitals, repräsentirte. Aber auch viele der nicht von den Eisenbahnen aufgekauften Linien sahen sich, unter dem Einflusse von deren Manipulationen, der gewaltsamen Concurrenz und Verkehrsabschneidung, veranlaßt, mit Reductionen ihrer zu verzinsenden Capitalien vorzugehen.

Es ist unter diesen Verhältnissen und unter Einfluß der in England bei merkantilischen Unternehmungen herrschenden Maxime, beim Eintritt in neue Verhältnisse, wenig Werth auf Conservirung von Nachrichten über die früheren zu legen, fast absolut unmöglich, die Beträge der ursprünglichen Anlage- und Bau-Capitalien der Wasserstraßen zu ermitteln.

Das, zur Zeit noch, in Form von Actien und Antheilen erscheinende, zu verzinsende Capital, erhebt sich nur noch auf 13,321,344 Liv. Sterl., während der Gesammtbetrag der Anleihen sich nur auf 454,580 Liv. Sterl. (also kaum 3,3 % des Gesammtcapitals) beläuft. Nur verhältnißmäßig wenige, in die letztere Zeit der Canalerrichtung fallenden Unternehmungen sind, im Sinne des modernen Systems des Actienwesens, geschaffen, und nach den, demselben angehörigen Formen, finanzirt worden.

III. Besteuerung, Betrieb.

Die englischen Wasserstraßen sind meist sowol von Seiten des Staats als der Grafschaften, Kirchspiele und Gemeinden besteuert, und zwar genau so, als ob sie Privatpersonen wären, jedoch nach sehr verschiedenen Grundsätzen in Bezug auf die Höhe der Besteuerung, je nach den Zeitverhältnissen, unter denen die Concessionsurkunden ausgefertigt wurden, und nach den Ortsverhältnissen der Gegend des Landes, in der sie liegen.

Diese Verhältnisse gemeinschaftlich haben es denn auch herbeigeführt, daß einige Unternehmungen dieser Art, wahrscheinlich um ihr zu Standekommen durch kräftige Vergünstigungen zu ermöglichen, vom Staate gar nicht besteuert sind. Unter diese gehört z. B. eine der bedeutendsten von Allen: die Aire- und Calder-Schifffahrt.

Der Staat erhebt von den Canälen nur eine Steuer die „Einkommensteuer". Der Betrag derselben wird nach dem Reineinkommen der Unternehmung berechnet und ihr Procentsatz wechselt nach dem Staatsbedürfniß, ist aber selten ein sehr hoher. Im Jahre 1878 betrug er bei den Unternehmen, von denen darüber Auskunft zu erlangen war, zwischen 2—3 % des Reineinkommens.

Weit höher belaufen sich, nach allgemeiner englischer Gepflogenheit, die Parochial- und Grafschaftsteuern, die von den Canälen nach Bedürfniß erhoben werden und zwar als Grundsteuer (Property- und Land-taxes), vom Landbesitz derselben, und als Armensteuer, Wegeerhaltungssteuer, Kirchen- und Schulsteuer. Diese werden von den Localbehörden jährlich festgesetzt und sind nach den Ver-

hältnissen der Grafschaften und Kirchspiele sehr verschieden, so daß sie auch die verschiedenen Unternehmungen ungemein ungleich belasten, auf manchen derselben sogar überaus drückend ruhen.

Während sie z. B. für eine der blühendsten Unternehmungen, der Aire- und Calder-Schifffahrt, nur 4,88 % der bezahlten Dividende, für den Lancaster-Canal gar nur 1,5 % betragen haben, belasteten sie kleine Canäle, wie den Baybridge und Macclesfield mit beziehentlich 23,97 % und 24,88 % der ausbezahlten Dividende, so ein Haupthinderniß von deren Prosperität bildend.

Im Ganzen haben, in den letzten zehn Jahren, die Parochial- und Grafschaftssteuern ungefähr durchschnittlich betragen:

in England und Wales . . .	7,53 %,
„ Schottland	4,75 %,
„ Irland	7,78 %

der ausbezahlten Dividenden, und ihr Gesammtbetrag hat sich in England und Wales auf nur 38,850 Liv. Sterl. erhoben.

Es ist nicht leicht, über die Finanzverhältnisse der Canalgesellschaften genauere Auskunft zu erhalten, erstens weil die Zahl derselben sehr groß, und zweitens weil sie diese Informationen um so weniger gern geben, als die Prosperität fast aller, mit wenigen Ausnahmen, im Sinken ist.

Das Gesammt-Capital der Meisten setzt sich, wie oben erwähnt, zusammen aus ursprünglich von den Eigenthümern (proprietors) zusammengeschossenem und von denselben durch Nachschüsse ergänztem, uneigentlich sogenannten, Actien- (Share) Capitale und aus Anlehen sehr verschiedener Form, die aber meist auf Verpfändung der Zölle und sonstiger Einkünfte der Wasserstraßen und hypothekarischem Eintrage auf deren Immobilienbesitz beruhen.

Ob jene erst angeführten sogenannten Actien-Capitale jemals irgendwie amortisirt worden sind, oder werden sollen, ist nicht erfindlich gewesen, wol aber ist dies selbstverständlich der Fall bei den Anlehen, die, bei den verschiedenen Unternehmungen, in sehr verschiedenen zwischen 8 und 10 % variirenden Jahresraten zurückgezahlt werden.

Auch die Bedingungen, unter denen dies geschieht, sind natürlich bei einer so großen Anzahl von Unternehmen, deren Entstehung sich über drei Jahrhunderte vertheilt, sehr verschieden. Während einige dieser Anlehen den Charakter rascher Bedürfnißdeckung mit eben so baldiger Rückzahlung haben, bilden einige Anleihen der älteren Unternehmungen seit einer langen Reihe von Jahren feste Capitalanlagen.

Bei den Canälen, welche in den Besitz von Eisenbahnen übernommen wurden, sind die Anleihen der ersteren, zum Theil natürlich unter entsprechenden Modificationen, in Prioritäts-Obligationen der letzteren umgewandelt worden, die auch, je nach dem hierüber getroffenen Abkommen, zurückgezahlt werden.

Wie schon oben erwähnt, ist das Verhältniß des Betrages des „sogenannten" Actiencapitals zu den Anleihen bei den Canälen außerordentlich viel günstiger als bei den Eisenbahnen, denn, wenn hier dies Verhältniß in England ungefähr wie 3 : 1 ist, ist es bei den Canälen wie 31 : 1, oder mehr als zehnmal vortheilhafter für den ursprünglichen „Eigenthümer".

Das Capital der „Eigenthümer“ der Canäle betrug, nach obiger Angabe, im Jahre 1869 (und es hat sich seitdem fast gar nicht geändert) 13,321,344 Liv. Sterl. und verzinste sich mit 3,63 %, ein Zinsfuß, der indeß, zur Zeit, fast unter die Hälfte gesunken ist. Der Zinsfuß der 454,580 Liv. Sterl. Anleihe ist durchschnittlich 3,20 %.

Die Verzinsung des Anlagecapitals, die Amortisation der Anleihen, die Betriebs- und Unterhaltungskosten werden aus der Betriebseinnahme der Canäle und den Erträgnissen ihrer Areale und Anlagen bestritten.

Bis zum Jahre 1845, wo das Gesetz (8. und 9. Vict. cap. 20 s. 90) den Canal- und Schifffahrtgesellschaften zur Hebung der Concurrenz mit den Eisenbahnen gestattet, selbst Frachtführer auf ihren Wasserstraßen zu sein, setzte sich das Einkommen derselben nur zusammen aus folgenden Quellen:

1. Wegzölle (tolls), die, nach überaus verschiedenen Grundsätzen, für jede Bewegung auf Canälen überhaupt, erhoben wurden, für deren Beträge aber, bis zum Jahre 1845, die Specialgesetze der Canal-Gesellschaft fast immer feste Bestimmungen enthielten. Von diesem Jahre ab wurde es der Gesellschaft frei gegeben, ihre „Zölle“ nach Gutdünken zu reguliren.
2. Gewichts-Zölle (Tonnage rates); die nach dem Gewichte der bewegten Massen bemessen wurden.
3. Werft-Zölle (Wharf rates), für Benutzung der Werfte und Speicher rc.
4. Pferde-Zölle (Traction rates); nach Zahl der ziehenden Pferde.
5. Leinpfad-Zölle (Road tolls); für Benutzung der Zug-Pfade.
6. Krahn- und Träger-Gebühren; für Hebung und Bewegung der Massen.

Die meisten der unter 1—6 aufgeführten Gebühren sind, wenn sie in den Specialgesetzen benannt sind, auch in ihrem Betrage in denselben fixirt.

Seit 1845 hat sich noch ein ungemein umfassendes Transporttarifwesen hinzugesellt, auf das unten zurückzukommen ist.

Bei nur wenigen der ältesten Wasserstraßen sind die Wegzölle, ohne Rücksicht auf den transportirten Stoff, nur nach Masse- und Transportweite in den Specialgesetzen ausgeworfen.

Bei den meisten sind die Sätze verschieden nach den Materialien und es hat dabei der von Alters her praktische Sinn der Engländer, eine überaus sorgsam durchgeführte Individualisirung Platz greifen lassen.

Dieselben Stoffe sind, sehr sachgemäß, verschieden auf verschiedenen Linien tarifirt und, je nach dem wirthschaftlichen Charakter der Gegend, die der Canal bedient, ist durch die Sätze dem Bedürfnisse desselben Rechnung getragen. So findet man die Düngstoffe in den landwirthschaftlichen, die Brennstoffe und Erze in den industriellen Districten begünstigt und dies zwar in solchem Maße, daß ein Material oft das vier- und fünffache von demjenigen Tarifsatze in einem District bezahlt, den es im anderen zu entrichten hat. Es kommt selten vor, daß man demselben Stoffe mit demselben Zollsatze im Tarife von zwei Canälen begegnet.

Im ausgedehntesten Maße findet, selbst bei alten Unternehmungen, das Princip der Abänderung des Transportpreises mit der Zunahme der Länge der Transporte Geltung und zwar so, daß gewisse Wasserstraßen sogar, über eine gewisse Transportweite hinaus, gar keine Wegzölle mehr erheben.

Die Canaltransport-Preisverhältnisse compliciren sich sehr durch die zahlreichen Vergünstigungen, welche sich diejenigen öffentlichen Körperschaften und Privatpersonen bei dem Transporte auf solchen Canälen vorbehalten haben, für deren Zustandekommen sie durch unentgeldliche Abtretung von Arealen, oder Rechten, oder sonstige Leistungen sich Verdienste erworben haben. So haben sich Städte die freie Zufuhr von Holz, Kohlen und Getreide, Grundbesitzer die von Dünger und landwirthschaftlichen Industrieproducten, Drainröhren, Ziegeln &c., Fabriken die von Erzen &c. ausbedungen.

Von dem Festhalten der durch die Specialgesetze, selbstverständlich nur in ihrer Maximalhöhe, ohne Beschränkung der Herabminderung, festgestellten „Zoll- und Gebührensätze", ist indeß nur so lange die Rede gewesen, als die Canäle isolirt und ohne Concurrenz thätig waren.

Schon als letztere zwischen den Canälen auftrat, der Transport nicht blos Leistung blieb, sondern auch Geschäft wurde, mußte selbstverständlich davon abgewichen werden. In noch weit höherem Maße wurde dies der Fall als, gegen das Jahr 1844, das Eisenbahnnetz sich dicht genug geschlossen hatte, um zunächst auf den Hauptrouten, mit dem längst vollendeten Canalnetze in Concurrenz treten zu können. Von da ab erhielt der Canaltransportpreis die eigentliche Natur jedes Transportpreises, als Handelsartikel, wieder, welche der Mangel an Erfahrung und geschäftliches Mißverständniß, durch den Versuch einer gesetzlichen Regulirung, ihm zu nehmen vergeblich versucht hatten.

Vollständig in das naturgemäße Stadium geschäftsmäßiger Behandlung trat das Canaltransportwesen aber erst mit dem mehrerwähnten Gesetze von 1845 ein, das den Wasserstraßeninhabern das Recht verlieh, selbst Frachtführer auf ihren Wasserstraßen zu sein und ihre Zölle nach Bedürfniß zu gestalten.

Die Behandlung des Canaltransportgeschäfts auf den Linien, deren Verwaltung dieses Recht ausübte, wurde nun dem der Eisenbahnen überaus ähnlich, allerdings mit dem großen Unterschiede, daß neben dem eigenen Transportgeschäfte der Gesellschaft, die Thätigkeiten sehr vieler Frachtführer auf den betreffenden Canälen sich fortsetzte, wodurch die Gesellschaften zu liberalster und merkantilischster Behandlung des Transportgeschäfts gezwungen wurden.

Im großen Ganzen war aber, wie gesagt, die Manipulation desselben eine ähnliche wie die der Eisenbahnen, d. h. es wurden, um gesetzlichen Vorschriften zu genügen, überaus vollständige, oft 4—500 Positionen umfassende Transporttarife auf den Stationen ausgelegt (welche vielfach von weniger erfahrenen, das englische Eisenbahnwesen Studirenden, für maßgebend für den Transportpreis gehalten worden sind), die aber nur als Basis für die Vereinbarung über den wirklich zu zahlenden Transportpreis dienen, und nach deren Sätzen in der That nur wenige Procent der Transportmassen befördert werden.

Die dem Wesen des Handelstransports allein angemessene Manipulationsform war hierdurch gesichert.

Als wichtig und charakteristisch mag noch angeführt werden, daß die Verabhandlungen über mehrere Canallinien berührende, durchgehende Transporte, welche die Aufgabelinie durch die Aufgabestation gepflogen hat, von den Canal-Associationen als bindend für die dahinter stehenden Linien betrachtet werden.

Die Hauptmasse des Canalverkehrs wird aber, nach wie vor, von den kleinen Frachtführern und Bootbesitzern besorgt, die zum großen Theil auf ihren Booten wohnen (zur Regulirung welches Verhältnisses das „Canalbootgesetz" vom Jahre 1877 erlassen wurde) und durch überaus einfache Lebensverhältnisse, den Betrieb zu sehr niedrigen Sätzen ermöglichen.

Der Canalverkehr hat durch schon vielfache Einführung des Dampfzugbetriebes (in vollkommenster Form nach dem System der gegliederten Barkenzüge von Bartholomew auf der Aire- und Calder-Schifffahrt) eine bedeutende Förderung erfahren. Die Dampfkraft stellt sich als Motor weit wohlfeiler als der Zugthierbetrieb, hat die Schnelligkeit des Transportes etwas vermehrt und soll, nach der Aussage der ersten englischen Autorität des Faches, die Unterhaltungskosten der Canäle nicht wesentlich vermehren, wenn die Böschungen erst einmal, auf ca. zwei Fuß über und unter dem Normalwasserstande, vermittels Abpflasterungen oder Flechtwerk genügend gegen den Einfluß des Wellenschlages gesichert sind. In der That hat sich, auf einigen hauptsächlichen Wasserstraßen die Zahl der kleinen, theils der Canalgesellschaft, theils Privaten gehörigen Dampfer so vermehrt, daß man dort damit umgeht, die Zugpferde mit ihrem Zubehör, Zugleinen, Geschirren, Ställen 2c. aufzugeben und die kostbaren Areale der für dieselben angelegten Stationen zu verwerthen.

Was nun die Preise anlangt, zu denen die Canäle die Transporte bewirken, so ist es, bei deren Behandlung als Handelsartikel, und dem daraus naturgemäß erwachsenden Wechsel des Betrags derselben, nach Art und Zeit, schwer, Zahlenwerthe dafür anzugeben.

Die „Virtuelle Länge" [1]) spielt bei den Canälen eine fast noch größere Rolle als bei den Eisenbahnen und während zahlreiche Canäle im Hügelland mit schwachem Querschnitt, zahlreichen ungünstig über die Linien vertheilten Schleußen und mäßigem Wasserzufluß, daher theurem Betrieb und schwieriger Unterhaltung, in keiner Weise mehr im Stande sind, mit den Eisenbahnen im Masse- und Distanztransport zu concurriren und sich daher gezwungen sehen, sich auf den Dienst der localen Industrie und der Landwirthschaft (der sie indeß ziemlich erträglich am Leben erhalten kann) zu beschränken, nehmen die großen, direct mit der See in Beziehung stehenden Schifffahrten, von denen eine beträchtliche Strecke horizontal, im Schleußenstauwasser und im Flußbereich liegt, wie z. B. die Aire- und Calder-Schifffahrt, der Berkeley-Gloucester-Canal 2c. die Concurrenz mit den Bahnen in Bezug auf den Preis nicht allein vollständig auf, sondern halten sie sogar auch in Bezug auf die Lieferzeit aus.

Im Spätherbst vorigen Jahres hatte die Berkeley- und Gloster-Gesellschaft Abschlüsse für den Transport amerikanischen Getreides vom Meere bis Gloster gemacht, bei denen die deutsche Meile auf noch nicht $^1/_4$ Pfennig zu stehen kam; amerikanisches und russisches Holz wurde, theils in Flößen, theils in den Original-Seefahrzeugen, zu kaum $^1/_5$ Pfennig geschleppt, wenn Rückfracht für die Dampfer vorhanden war. Die Abschlüsse sind dabei meist weit höher gemacht

[1]) D. h. die Länge des Transports, die sich für die Tarifbestimmung ergibt, wenn die Schwierigkeiten des Transports als Längendistanzen desselben berechnet werden. D. V.

und der Eintritt niederen Transportpreises durch günstige Verhältnisse wurde als zu den Chancen des Handels gehörig betrachtet.

Für den Transport der Süd-Wales-Kohlen nach den Industriedistricten ist die Wasserstraße bis Birmingham siegreich, wenigstens wird dieselbe ihr zum größten Theile von den concurrirenden Great Western- und Midland-Bahnen überlassen. Darüber hinaus wird hingegen die Wasserstraße total von der Bahn geschlagen.

IV. Wechselwirkungen mit anderen Verkehrsanstalten.

In den mittleren Zeiten der Canal-Entwickelung, wo man hie und da auch bereits Spurbahnen bei Anlagen von Verkehrswegen mit in Betracht zu ziehen begann, wurde den Canalgesellschaften mehrfach durch ihre Specialgesetze die Vollmacht ertheilt, ihre Verkehrslinien, nach Befinden, ganz oder zum Theil, auch als Eisenbahnen auszubauen. Mehrere darunter haben hiervon in der Weise Gebrauch gemacht, daß sie, je nach Maßgabe ökonomischer und technischer Erwägungen, den einen Theil ihrer Linien als Canäle, den anderen als Eisenbahnen ausführten. So z. B. die Glasgow-Paisley-, die Severn- und Wye-, die Pembray-, die Grand Surrey-, die Shropshire-Union-, die St. Helens-Canal- und Eisenbahngesellschaften.

Die Eisenbahnen sind in solchen Specialgesetzen, in Bezug auf ihre Gebühren und Tarife, ganz wie Canäle oder öffentliche Straßen behandelt und die allgemeine Benutzbarkeit der einen wie der andern, für den öffentlichen Verkehr, ist dabei als selbstverständlich vorausgesetzt.

Daß diese Benutzbarkeit für Jedermann, nach Art der der öffentlichen Straße, sich sofort als undurchführbar auf den Spurbahnen herausstellte, daß die Manipulation ihres Betriebes durch eine Hand sich sofort als unerläßlich zeigt, war ein Haupthinderniß ihrer raschen Verbreitung, zu der auch um so weniger dringender Anlaß vorlag, als die Schnelligkeit der Wasserbewegung weder vom Zeitbedürfniß gefordert wurde, noch von den Bahnen, vor der Erfindung der Locomotive, in wesentlich höherem Maße als von den Canälen geleistet werden konnte. So lange diese Verhältnisse dauerten, blieb die Wasserstraße das herrschende, zeitgemäße Verkehrsmittel und die Eisenbahnen konnten und wollten keinen Versuch machen, mit ihnen in Concurrenz zu treten.

Die Sache wurde eine andere, als Schnelligkeit der Bewegung das leitende Bedürfniß, und die Dampfkraft demselben als wohlfeiler Motor zur Verfügung gestellt wurde. An derselben Stelle, wo die wechselseitigen Erfordernisse der Industrie und des Handels zwischen zwei der größten Metropolen beider, Liverpool und Manchester, den ersten Canal Englands geschaffen hatten, trat auch die erste Concurrenz zwischen Canal und Eisenbahn in's Leben, als der erstere dem Zeitbedürfnisse nicht mehr zu genügen vermochte.

Das Canalnetz Englands war complett fertig, die Wasserverbindung zwischen allen Hauptschwerpunkten von Industrie, Handel und Ackerbau hergestellt, als das Eisenbahnnetz sich erst zu entwickeln begann. Nichts desto weniger traten Concurrenzen zwischen beiden Verkehrsanstalten sehr bald hervor.

So z. B. zwischen dem Grand-Junction-Canal und der London-Birmingham-Bahn, dem Oxford-Canal und der Great Western ꝛc.

Diese Bestrebungen machten sich, als die Dichte des Eisenbahnnetzes der des Canalnetzes ähnlicher zu werden begann, schon zehn Jahre nach Eröffnung der ersten großen Eisenbahn so geltend, daß sie die Aufmerksamkeit des Parlaments auf sich zogen. Ihre nachdrückliche Förderung wurde, der englischen leitenden Wirthschaftsmaxime gemäß, welche in der Concurrenz das Lebenselement des Verkehrs erblickt, zur Pflicht der Gesetzgebung und so erschienen 1845 die mehrerwähnten Gesetze, durch welche, zur Stärkung der Concurrenzkraft der Wasserstraßengesellschaften, diesen das Recht verliehen wurde, Frachtführer auf ihren eigenen Flüssen und Canälen zu werden und ihre Wegzölle und Frachtsätze nach Erfordern zu modificiren.

Dadurch wurden die Eisenbahnen ihrerseits zu energischen Mitteln, die ihnen drohende Concurrenz zu brechen, angeregt. Sie fanden dieses Mittel, zu dessen Anwendung ihnen ihre großen pecuniären Kräfte die Fähigkeit gaben, wie schon oben dargestellt, in der Unterbrechung der Continuität der selbständigen Wasserstraßenrouten, durch Auskauf oder Pacht von Mittelgliedern derselben, oder durch Abschluß lange dauernder, ihnen die Verfügung über die betreffenden Canalstrecken gewährenden Betriebs- und Garantieabschlüsse mit denselben. Die alten Concessionsgesetze dieser erworbenen oder doch beherrschten Canalstrecken, deren Tarifbestimmungen Verhältnissen angepaßt waren, welche zum Theil Jahrhunderte, alle aber sehr lange Zeiträume weit hinter den Bedürfnissen der Gegenwart lagen und von der Praxis längst außer Gebrauch gesetzt waren, gaben aber, dem Wortlaut des Gesetzes nach, den Eisenbahnen, als ihren dermaligen Besitzern, das Recht, Zölle und Gebühren zu erheben, deren Höhe sich ganz außer Verhältniß zu den zur Zeit obwaltenden Transport-Erfordernissen befand. Indem die Eisenbahngesellschaften diese Rechte auf den ihnen gehörigen Canalstrecken ausübten, belasteten sie dieselben dergestalt mit Transportkosten ꝛc., daß es einer Sperrung derselben gleich kam. Und so wurde es ihnen leicht, durch dies durchaus legale, wenn auch nicht ganz loyale, Mittel alle Bestrebungen der Canalgesellschaften, Verkehre auf größeren Durchgangsstrecken zu organisiren, lahm zu legen und die betreffenden Transporte ihren Bahnen zuzuführen.

Diese Bestrebungen wurden durch das Gelingen der ersten dieser Manipulationen, welche die große Hauptcanalroute zwischen London und dem Norden Englands durchschnitt und eine wahre Panik unter den Canalgesellschaften hervorrief, ungemein begünstigt, indem viele derselben sich hierdurch veranlaßt sahen, einigermaßen günstige Kauf-, Pacht- oder Vertragsofferten der Bahnen, so lange es noch Zeit sei, anzunehmen.

Dies wiederum konnte um so leichter geschehen, als zwischen den Canalgesellschaften niemals eine Verbindung bestanden hat, die deren Tarifinteressen in nahe Wechselwirkung gebracht hätte. Tarifverbände, wie sie später zwischen Eisenbahngesellschaften in so ersprießlicher Weise sich entwickelten, haben zwischen den Canalgesellschaften nie in's Leben gerufen werden können und sie haben es nur bis zu zwei lose gegliederten „Associationen“ zur Vertretung ihrer Rechte nach Außen gebracht, welche Vertretung allerdings hauptsächlich gegen die betriebs-

finanziellen Einwirkungen der Eisenbahnen, aber ohne viel Erfolg, gerichtet waren.

Die Eisenbahnen setzten sich auf diese Weise bald in den Stand den Transportpreis auf allen Hauptrouten des Canalsystems nach ihrem Vortheile zu reguliren, den einen Weg zu öffnen, den andern zu schließen, je nachdem es ihnen angemessen schien, Verkehre aufzunehmen, oder auch von Concurrenz-Eisenbahnrouten durch Hilfe der Canäle abzulenken. Tarifbündnisse zwischen Eisenbahn- und Canalgesellschaften, die sich gegen Widersacher der einen oder der andern Natur richteten, sind zur Zeit der großen Eisenbahnconcurrenz an der Tagesordnung gewesen. Die Eisenbahnen benutzten endlich ihre fast unbeschränkte Macht über das Canalsystem zuweilen, wenn auch weit weniger häufig als die Gerüchte sagten, dazu, ihnen zugehörige Canalstrecken, deren Betrieb unrentabel und ihnen unbequem war, verkommen zu lassen, oder dieselben, wie ihnen dies convenirte, in Eisenbahnen umzugestalten.

Letzteres ist z. B. der Fall gewesen mit dem Glastonbury-Canal, einem Theile des Inverary-Canals, dem Rochester-Canal 2c. Die Gesammtlänge der so behandelten Strecken ist indeß gering.

Diese Zustände, welche nicht allein die von der öffentlichen Meinung in England so hoch gehaltene Concurrenz zwischen Wasser- und Eisenstraßen mit völliger Vernichtung bedrohten, sondern auch die großen Vortheile gefährdeten, welche der landwirthschaftliche und industrielle Localverkehr aus dem ersprießlichen Betriebe der Canäle zog, veranlaßten das Parlament, den Versuch zu machen, durch die Gesetze von 1854 und 1858 (17 und 18 Vict. cap. 34 und 21 und 22 Vict. cap. 75) denselben so viel wie möglich Abhilfe zu schaffen. Das erste derselben setzte, zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Eisenbahn- und Canalgesellschaften, eine aus fünf Personen bestehende, mit großen Machtvollkommenheiten ausgerüstete Commission ein, welche hauptsächlich den Erschwerungen entgegen arbeiten sollte, die dem Canalverkehre von den Eisenbahnen durch brutale Uebermachtsconcurrenzen und sogar totale Sperrung von Strecken durch willkürliches Emporschrauben von Zöllen und Gebühren, durch unzeitige Reparaturen, Verkommenlassen der Anlagen der Canäle 2c. bereitet wurden. Das zweite aber verbot den Eisenbahngesellschaften ferner Canäle zu erwerben, zu pachten, oder mit ihnen in Betriebsverträge zu treten, es sei denn für solches Vergehen ein Specialgesetz erworben; und gab ihnen auf, die in ihrem Besitze befindlichen Canäle in gutem, ihrem ursprünglichen Zwecke entsprechenden Zustande zu halten.

Beide Gesetze kamen indeß zu spät und das Canalnetz war bereits so vollständig unter den Einfluß der Eisenbahnen getreten, wie wir es in diesem Augenblicke erblicken, wo der Schwerpunkt der Thätigkeit desselben, einige große Schifffahrtstrecken ausgenommen, fast ganz im Localverkehre liegt.

Im Jahre 1875 brachten die Canalgesellschaften eine Bill beim Parlamente ein, durch welche die Eisenbahngesellschaften, als Besitzer von Wasserstraßen, gezwungen werden sollten, für ihre Strecken die Gebühren und Frachtsätze zu adoptiren, welche, von Fall zu Fall, von ersteren für durchgehende Transporte durch die Ausgabewasserstraße vereinbart werden. Die Erhebung der Bill zum

Gesetz wurde aber durch den Einfluß der Eisenbahnen vereitelt, denen dadurch eine Hauptwaffe gegen die Canalconcurrenz aus den Händen genommen worden wäre.

Die finanzielle Agitation der Eisenbahnen gegen das Canalsystem begann im Jahre 1845 und zur Zeit befinden sich 19 größere und kleinere Eisenbahngesellschaften im Besitz von Wasserstraßen, deren Tarifwesen sie vollständig dominiren.

Das Canalnetz Englands steht mit Dampferlinien auf offenem Meere in keiner directen Beziehung, keine der Canalgesellschaften besitzt eigene Seedampfer, wol aber gehören die Docks, welche den Verkehr zwischen den Canälen und dem Meere vermitteln, mit allen ihren, zum Theil sehr großartigen Anlagen, an allen hauptsächlichen Hafenplätzen den Canalgesellschaften. So zu Paisley, Glasgow, Edinburgh in Schottland; zu Runcorn am Mersey, Goole am Humber, Sharpneß und Gloucester am Severn, Leeds am Aire, Boston am Witham, Waterford am Burrow 2c.

Die Wechselwirkung zwischen den Canal- und Seedampfschifffahrts-Gesellschaften ist, in Bezug auf Uebergabe und Uebernahme der Frachten, Garantieen, Durchgangsvermittelungen der mit jedem anderen Frachtführer ganz ähnlich.

V. Frequenzen 2c.

Noch größere Schwierigkeiten als dem Studium der anderen Verhältnisse des englischen Wasserstraßenwesens, stellen sich den Ermittelungen über deren Frequenz und Rentabilität entgegen.

Und zwar, erstens, weil bei der Verwaltung dieser, meist im vorigen Jahrhundert, nach altem Stile organisirte Institute, wenig Werth auf statistische Aufzeichnungen gelegt worden ist; sodann weil bei dem mehrfachen Wechsel des Besitzes derselben und des Domizils der Verwaltung man wenig auf die Conservirung der Acten, welche über die verflossenen Perioden hätten Auskunft geben können, geachtet hat. Endlich und hauptsächlichst aber weil diese meist kleinen und in kleinen Verhältnissen rein merkantilisch administrirten Institute ungern über ihre finanziellen und Verkehrsverhältnisse Auskünfte geben und dies um so mehr, als die Prosperität der Allermeisten schon seit geraumer Zeit im Sinken ist.

Es ist daher ungemein schwer gewesen, von den Verwaltungen einer Anzahl Wasserstraßen (und glücklicher Weise sind die bedeutendsten darunter) einige Angaben über die, auf ihren Flüssen und Canälen bewegten Massen und die dadurch erzielten Erträgnisse zu erhalten, von denen aus sich Schlüsse auf deren steigende und sinkende Prosperität gestalten lassen.

In keinem Falle erstrecken diese Angaben sich weiter als höchstens fünfzig Jahre zurück und sind nirgend durch Mittheilungen über Verwaltungs-, Unterhaltungs-, Betriebs- und andere Kosten genügend vervollständigt gewesen, um ein kleines Bild der Entwickelung und des Lebens der Unternehmungen, von deren, allerdings meist mehr als hundert Jahre zurückliegenden Anfängen an, bis jetzt zu geben.

Ein Hauptmangel der zu erzielenden Angaben besteht aber darin, daß sie selten von zwei Verwaltungen trotz der an dieselben nach gleichem Schema gestellten Fragen, nach übereinstimmenden Principien und Formen ertheilt worden

sind, so daß sich die Vergleichung der gegebenen Werthe mit großen Schwierigkeiten verknüpft, ja fast ganz unthunlich macht. Ein Gleiches gilt für die Ziehung von Resultaten aus den Zahlenwerthen dieser Angaben, besonders da sich bei den verschiedenen Verwaltungen mit denselben Bezeichnungen oft ganz verschiedene Begriffe verknüpfen. Die eine Verordnung hat über die Transportmassen, aber nicht über deren Erträgniß, die andere über die Rentabilität, aber nicht über die Brutto- und Nettoeinnahmen berichtet, so daß lehrreiche Folgerungen in Betreff der betrieblichen und finanziellen Gestaltung der Unternehmungen nur ganz im Allgemeinen und fast nur schätzungsweise daraus zu ziehen sind. Die Schwierigkeiten haben sich seit der Zeit vermehrt, wo circa die Hälfte der Wasserstraßen in die Botmäßigkeit der Eisenbahnen übergegangen ist, welche, von ihrem Standpunkte aus, ganz rationell, über die Angelegenheit der ihnen gehörigen Canäle ꝛc. nur in wenigen Fällen gesonderte Rechnung führen, sondern sie wie Theile ihrer Eisenbahncomplexe behandeln. Auf diese Verhältnisse bezügliche, allerdings immer mehr oder weniger lückenhafte, Angaben sind durch die Ermittelungen des Verfassers von 92 Verwaltungen gewonnen worden (ein durch frühe Erörterungen niemals erzieltes Resultat), aus denen eben so viele Tableaux zusammengetragen wurden, deren jedes die Verhältnisse einer Wasserstraßenunternehmung darstellt.

Aus diesen ist, auszugsweise, wiederum eine, die Transportmassen und Reineinkünfte von 50 der vornehmlichsten Wasserstraßen Englands enthaltende Tabelle zusammengestellt worden, die in nuce, die wichtigsten in dieser Richtung zu erlangenden Informationen enthält [1]).

Sie umfaßt die Verkehrs- und Ertragseffecten vieler Wasserstraßen in den Zeiträumen, welche sämmtlich zwischen den Jahren 1828 und 1877, meist zwischen 1838 und 1868 liegen.

Theils schon aus den Daten dieser Tabelle, theils mit noch mehr Wahrscheinlichkeit aus den ihr zum Grunde liegenden, oben erwähnten, umfassenderen Angaben, scheint hervorzugehen, daß der Höhepunkt der finanziellen Prosperität der weitaus meisten Wasserstraßen Englands zwischen den Jahren 1825 und 1845 gelegen hat, diese von da ab aber im großen Ganzen, und zwar in wachsendem Tempo, unter dem Einflusse der veränderten Zeiterfordernisse, der zunehmenden Verbreitung und Thätigkeit der Eisenbahnen zu sinken begonnen hat. Zwar haben die Verkehrsmassen hie und da noch zugenommen und auch selbst in einigen Fällen die Reineinnahmen, aber das Erträgniß der vermehrten Transportmassen ist durch das Sinken der Concurrenztarife herabgedrückt, die Vermehrung der Reineinnahmen durch Erhöhung der Anlagewerthe illusorisch geworden.

Zu wirklich höherer Prosperität entwickelt haben sich, unbeirrt durch die steigenden Einflüsse der Eisenbahnen in England, so viel die gesammelten umfassenden Daten erkennen lassen, seit dreißig Jahren nur sieben größere und drei kleinere Wasserstraßenunternehmungen, die der Zahl nach kaum 8 %, der Länge nach aber 25 % des englischen Wasserstraßensystems a[illegible]achen, und durch ihre

---

[1]) Diese Tabelle findet sich in dem [illegible] erscheinenden, [illegible] erwähnten W[illegible] des Verfassers: „Die Wasserstraßen Nor[illegible]

geographische und Verkehrslage ganz ausnahmsweise begünstigt sind. Von den ersteren sind drei, durch Aestuarien mit dem Meere in directer Verbindung stehende Schifffahrten auf regulirten bez. canalisirten Flüssen. Die Aire- und Calder-Schifffahrt, welche die großen Industriebezirke zwischen York, Leeds Halifax und der Nordsee durch den Humber mit dieser in Beziehung bringt, ferner die Weaver-Schifffahrt, welche die reichen Grafschaften Cheshire und Shropshire nordwärts mit der Weltstraße des Mersey verbindet. Die dritte ist die Schifffahrt auf dem regulirten Flusse Tun, der die Umgegend Manchesters mit der Ouse und durch sie mit der Nordsee, unter sehr günstigen Schifffahrtsverhältnissen in Beziehung setzt.

Eine vierte ist die Combination von Flußregulirungen und Canälen, welche unter dem Namen „Fluß Lea" die sämmtlichen Wassertransportsverhältnisse östlich von London in dessen unmittelbarer Nähe beherrscht.

Die anderen sind wirkliche Canäle. Der erste derselben, der Birmingham Canal, vermittelt den größten Theil des Wasserverkehrs von ganz Mittelengland durch die Verbindung der Hauptwasserstraßen des Trent, Mersey und Severn, ununterbrochen von Bahneigenthum und in einem Bereiche belegen, wo die Bahnen ihre Verkehre nicht mehr zu bewältigen im Stande sind.

Der Gloster- und Birmingham-Canal ist die große Wasserstraße, auf der sich, durch die Schifffahrt auf dem Aestuarium des Severn und die Seeschifffahrt von dort bis Gloucester vom Meere her im größten Stile vermittelt, der Hauptverkehr des amerikanischen und russischen Getreides und Holzes in das Centrum der Industriebezirke Englands bewegt.

Der Old-Union-Canal zeigt die, im Bereich des Canalwesens zur Zeit einzig dastehende Erscheinung, deren Motive schwer zu ergründen sind, daß sein Reinerträgniß bei beträchtlichem Ausfall der Masse des Transports gestiegen ist. Die drei kleinen Wasserstraßen sind der der Stadt Beverley gehörige Beverley-Beck genannte Canal, der Hereford- und Gloster- und der Droitwich-Canal.

Der beträchtliche und fast allgemeine Rückgang der Verkehre und noch mehr der Rentabilität der englischen Canäle beruht nach allem oben Mitgetheilten zum beträchtlichen Theile auf der Concurrenz der Eisenbahnen, die dieselben allerdings sehr häufig mit Mitteln in das Werk gesetzt haben, die hie und da bis an die Grenze des Gesetzlichen gehend, fast allenthalben nicht das gewesen sind, was der englische Geschäftsmann so treffend „fair" nennt.

Wenn aber die Eigenthümer der Canäle den unsittlichen Druck dieser Concurrenz vor Allem betonen und in demselben die Haupt-, ja fast alleinige Ursache des Abwelkens ihrer Unternehmen erblicken, so vergessen sie dabei dreierlei. Zunächst, daß sie selbst zur Zeit ihrer Alleinherrschaft über die Verkehre auf dieselben einen kaum weniger brutalen Druck ausgeübt haben, als die Eisenbahnen ihrerseits auf sie. Die Steigerung der Transportpreise auf den Canälen zur Zeit starken Verkehrsandranges zeigte sich damals fast maßlos, die gesetzlichen Maximal-Tarifbestimmungen wurden durch illegale und insolente Pressionen aller Art umgangen, durch Verzögerung der Transporte wurde von den Versendern und Empfängern jedes beliebige Zugeständniß erpreßt und durch hochmüthige Schroffheit der Canalgesellschaften gegen ihre, ihnen preisgegebenen Kunden, wurde eine bittere Gereizt-

heit gegen sie in allen Kreisen der Industrie und des Handels hervorgerufen. Die Eigenthümer des Bridgewater-Canals erhöhten von 1795—1822 ihre Transporttarife auf das Drei- ja, in Zeiten starker Frequenz, auf das noch Mehrfache, und die Directoren desselben ließen, wie Fürsten, die durch Verzögerung ihrer Baumwollen-, Kohlen-, Eisen-Sendungen zur Verzweiflung gebrachten hervorragendsten Industriellen in ihren Vorzimmern antichambriren. Der Grand-Junction-Canal steigerte seine Kohlenfrachtfuhre oft auf das 2½—3fache und höher. Der Canaltransport der Tonne Korn kostete zwischen Liverpool und Manchester 1798: 6 Shillinge 8 Pence; 1824: 12 Shillinge 6 Pence und 1829, zur Zeit der Theuerung, eine Guinee!

Die Canaleigenthümer vergaßen ferner, daß es gerade ihr eigenes illoyales Beginnen war, welches die Blüthe des Eisenbahnwesens, an das man zunächst als an ein Mittel zur Dämpfung des Uebermuths der Canaleigenthümer gedacht hatte, und dessen Entwickelung, bei klugem Vorgehen ihrerseits, ihnen wahrscheinlich noch ein Jahrzehnt der Prosperität gelassen hätte, beschleunigte. Sie vergaßen aber endlich und vor Allem, daß jede Zeit das ihrem specifischen Bedürfen entsprechende Communicationsmittel hat und daß, wie die Eigenschaften des Canalwesens, den Erfordernissen seiner Zeit entsprachen, so daß es, während derselben, alle anderen in Schatten stellend, das Communicationsmittel Kat-exochen war, die des Eisenbahnsystems den Bedingungen der nachkommenden Periode gemäß waren und dies daher, wäre auch das Verfahren der Inhaber des Communicationssystems der Neuzeit ein makellos gentiles gewesen, doch siegreich über das der verflossenen Zeit hinweg gegangen sein würde.

Das Steigen des Nationalwohlstands, die rapide Entwickelung der Industrie und des Handels unter dem Einflusse großer Erfindungen und der Colonialblüthe gab dem Werthe der Zeit einen immer concretern, in klingender Münze ausdrückbaren Handelswerth und als derselbe den der Ersparniß, welche die billigern Canaltransporte gewährten, überstieg, mußte, nach jenen unwandelbaren Gesetzen, die in der Oekonomie des Völkerlebens wie in der der Natur herrschen, der schnelle Eisenbahntransport, trotz seines höheren Preises unbedingt an die Stelle des Canaltransports treten. Selbstverständlich nur für die großen Distanzverkehre, bei denen der Zeitwerth durchschlagend in's Gewicht fällt. Dies behinderte aber nicht, daß der Canaltransport seine volle Bedeutung für diejenigen Verkehre behielt, die sich theils auf so kurze Strecken bewegen, daß Zeitdifferenzen dabei nicht wesentlich in das Spiel kommen, theils seiner Natur specifisch congenial sind.

Ein großer Theil der Localverkehre und unter diesen die der Stoffe, die dem Wassertransporte besonders gemäß sind, Kohlen und Erze, Salz zum Export auf kürzeren Strecken, Düngstoffe, Producte und Bedürfnisse der kleinen Industrie und des kleinen Landbaus: Drainröhren, Ziegel, Backsteine, Kies, Lehm, Wegbaumaterialien, dazu die für den Eisenbahntransport gefährlichen Stoffe: Petroleum, Schießpulver, Sprengmittel &c. sind den Canälen zum großen Theile verblieben.

Da nun diese Verkehre auf kurze Wegstrecken verhältnißmäßig weit rentabler sind als die fernhin durchgehenden Transporte, so ist auch die Rentabilität der Canäle nicht so weit herabgedrückt worden, als man, nach der Abminderung

ihrer Verkehre, annehmen sollte, obwol der Niedergang, besonders bei den früher blühendsten Canälen, ein immerhin sehr bedeutender ist.

Es verzinsen sich z. B. die nachstehenden aufgeführten Canäle in verschiedenen Zeiträumen wie folgt:

	1836	1856	1870
Grand-Junction-Canal . . .	6 %	4 %	2,5 %
Oxford- " . . .	26 "	8 "	3,0 "
Coventry- " . . .	25 "	14 "	3,5 "
Birmingham- " . . .	16 "	4 "	3,0 "
Trent- u. Mersey- " . . .	30 "	12 "	5,0 "

Das schlagendste Beispiel aber dafür, in welchem Maße das Zeiterforderniß der Schnelligkeit der Verkehre auf weiten Distanzen hin, selbst für niederwerthige Massengüter, dem Eisenbahntransporte über den auf Canälen zum Siege verhalf, liefert die oben schon erwähnte Versorgung von London mit Kohle.

Es wurden dahin geführt:

	1844	1870	1878
Durch die Canäle . .	1,240,222	17,207	—
Durch Bahnen . . .	983,130	3,758,090	5,992,780
Zur See	1,450,000	2,993,710	4,116,000

Der Canaltransport, der 1844 vollkommen dominirt hatte, war für 1878 auf Null herabgesunken, obgleich sein Preis von 1850—1870 von 2 Pence auf $^1/_3$ Pence per Tonne und englische Meile herabgesetzt worden war.

Trotzdem kann, nach dem Gesagten, die Wohlfahrt Englands das bedeutsame Moment des Canaltransports für seinen internen, so zu sagen „intimen“ Verkehr nicht entrathen.

So wenig es dem praktischen Sinne des englischen Volkes beigehen könnte, die Wasserstraßen, die in dichtem Netze das reiche Land nutzbringend bedecken, jetzt zu bauen, so wenig mag er auch, da sie einmal vorhanden, die Capitalien, welche ihrer Zeit auf ihren Bau gewendet wurden, durch Zeitverhältnisse theils verloren, theils in dem Betrage, der jetzt noch von den Canälen Verzinsung fordert, enorm reducirt, die Verluste daran aber im Laufe von Menschenaltern verschmerzt worden sind, ihre guten und ersprießlichen Dienste jetzt entbehren.

VI. Technik.

Die Technik des englischen Canalwesens trägt den Charakter der Zeit, in der sie sich entwickelte.

Sie hat denselben um so conservativer beibehalten, als dem Canalwesen, das durch ein anderes, dem Erforderniffe der neuen Zeit mehr entsprechendes Verkehrsmittel überholt und ersetzt würde, nur in seltenen Fällen Veranlassung innewohnte, sich in solcher Weise fortschreitend umzugestalten, daß dadurch, soweit es seine Natur zuläßt, jenem Erforderniffe Rechnung hätte getragen werden können.

Die oben erwähnten ungenügenden Abmessungen der meisten Wasserstraßen gestatten nicht, Canalboote von mehr als 25 Tons Tragfähigkeit für den Verkehr über mehrere Canäle hin zu verwenden, ja auf einigen Routen beschränkte sich dieses Maß auf 20 Tons und weniger. Unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen, wo die Dimensionen selbst der kleinen Canäle für die Bewältigung

der ihnen von den Eisenbahnen gelassenen Verkehre ausreichen, hat kein Grund vorgelegen, den für Erweiterung und Vertiefung der einengenden Canäle erforderlichen großen Aufwand zu machen.

Die Technik der englischen Canäle ist daher, dieser Sachlage nach, in neuerer Zeit eigentlich nur in drei Richtungen gefördert worden. Und zwar:

1) in der auf Vermittelung des Canalverkehrs mit dem Seetransporte;
2) in der auf die Verticalhebung der Canaltransportmassen von Niveau zu Niveau;
3) in der auf Verbesserung der Locomotion auf den Canälen selbst.

ad 1. Einige der neuesten Anlagen, welche zur Vermittelung des Canal- mit dem Seeverkehre dienen, sind von außerordentlicher Bedeutung und geben Zeugniß von der durch die Eisenbahnconcurrenz wenig beeinträchtigten Prosperität der großen, mit dem Meere in unmittelbarer Verbindung stehenden Binnenschifffahrtslinien. Unter die wichtigsten dieser Anlagen gehören:

a) die neuen Docks des Bridgewater-Canals zu Runcorn am Mersey;
b) die neuen Docks der Berkeley- und Gloster-Schifffahrt zu Sharpneß und zu Gloucester am Severn;
c) die neuen Docks und die Kohlenaussturz-Vorrichtung der Aire- und Calder-Schifffahrt zu Goole am Humber.

Alle drei Anlagen, deren Beschreibung hier zu weit führen würde, vermitteln nicht allein die Verkehre der Wasserstraßen mit dem Meere, sondern auch, im ausgedehntesten Sinne, die beider mit den benachbarten Eisenbahnen. Ihr Betrieb, besonders der der ersten beiden Anlagen, ist durch große Fluthhäfen an den betreffenden Küsten begünstigt, die sogar im Severn und Mersey zu den ausgedehntesten gehören, die es überhaupt gibt. Die Steigungshöhe der gewöhnlichen Fluth bei den Sharpneß-Docks der Berkeley- und Gloster-Schifffahrt beträgt 35 Fuß, die in den Runcorn Docks 17 Fuß, so daß es thunlich ist, die Trockendocks für alle Schiffe, die in den betreffenden Hafenplätzen verkehren, ohne Anwendung von Pumpen, zu entleeren.

ad 2. Außer Schleußensystemen mit verschiedenen Anordnungen des Schleußenkörpers, der Thore und der mechanischen Manipulation derselben, welche die ganze Entwickelung des englischen Canalwesens von Mitte vorigen Jahrhunderts an umfassen und in fast allen Werken über den Bau und Betrieb von Wasserstraßen genügende Darstellung gefunden haben, bedient man sich auf diesen Verkehrsanstalten, zur Vermittelung der verschiedenen Niveaulagen der Canalstrecken, seit den ältesten Zeiten schon der geneigten Ebenen, und seit einigen Jahren eines hydraulischen Aufzugs. Sehr bedeutende Höhen werden mit geneigten Ebenen, allerdings ziemlich mäßiger Leistungsfähigkeit, auf den in Verbindung stehenden Shropshire-Canälen und dem Kettley-Canal überstiegen.

Dieser geneigten Ebene ältester Construction, bei denen allenthalben die beladenen Boote die leeren emporziehen, sind vier an der Zahl. Die Höhe, auf welche sie die Boote fördern, ist 522 Fuß. Die erste bei Donnington Wood steigt auf 320 Yards, 122 Fuß; die zweite, bei Stindley, steigt auf 586 Yards, 126 Fuß; die dritte bei Hay steigt auf 300 Yards, 207 Fuß; die vierte (auf dem Kettley-Canal, unmittelbar bei den Kettley-Eisenwerken) steigt auf 1,5 Mile, 67 Fuß.

Technisch weitaus bemerkenswerther ist die, im Jahre 1839, in unmittelbarer

Nähe von Glasgow auf dem Monkland-Junction-Canal (welcher jetzt der Caledonianbahn gehört), angelegte, sogenannte Monkland-Geneigte-Ebene, deren Anordnungen jetzt noch als die besten ihrer Art angesehen werden, und, wahrscheinlich, einige kleine Abweichungen abgerechnet, in England, bei etwaigen Neuherstellungen dieser Art, zum Muster genommen werden würden.

Der unstreitig interessanteste Apparat zur Vermittelung des Verkehrs von Canalstrecken verschiedener Niveaus in England ist der hydraulische Aufzug zu Anderton bei Northwich. Er dient zur Verbindung des Trent- und Mersey-Canals mit der Weaver-Schifffahrt.

Die Construction desselben wurde hauptsächlich wegen Mangel an Raum zur Anlage einer Schleußentreppe oder geneigten Ebene und der Spärlichkeit des Wassers im Trent- und Mersey-Canal gewählt. Auch mußte von Anlage eines Kettenaufzuges, wie der auf dem Great-Western-Canale ausgeführte, wegen der Größe der hier zu bewegenden Lasten, wo es sich um das Heben und Senken der Barken des Weaver von 100 Tons Tragfähigkeit handelt, abgesehen werden. Der Apparat besteht im Wesentlichen aus zwei Canalstücken oder Trögen aus Eisenblech, jeder 75 Fuß lang, 15,5 Fuß im Lichten weit, die sich nebeneinander, zwischen Säulenführungen, um 50 Fuß heben und senken können. Diese Tröge ruhen auf zwei hydraulischen Preßcylindern von 3 Fuß Durchmesser, die mit einander communiciren, so daß sich darauf drückende, gleiche Lasten das Gleichgewicht halten. Die zu hebenden oder zu senkenden Boote fahren in jene Canalstücken ein und werden mit diesen vermittels Gewichtsausgleichung und hydraulischen Drucks auf und ab befördert.

ad 3. Der jedenfalls größte Fortschritt, den die Technik des englischen Canalwesens seit ca. 50 Jahren gemacht hat, beruht in der Verbesserung von dessen Locomotionssystem. Diese Verbesserung ist von zweierlei Art gewesen. Sie besteht zunächst in der Einführung der Dampfkraft als Motor, und sodann in der Gestaltung der durch sie bewegten Canalbootzüge und der Vervollkommnung der Form dieser selbst.

So lange das treibende Organ der Dampfboote im Schaufelrade bestand, waren, wegen der durch dieses erzeugten, die Canalböschungen zerstörenden Wasserbewegung, ernste Bedenken gegen den Canalbetrieb damit zu erheben.

Das Verhältniß änderte sich mit Einführung der Schraube als Treiborgan. Dadurch wurde die Erzeugung der Wasserbewegung mehr von der Canalböschung abgelegt, erhielt eine weniger zerstörende Richtung und Form und der Dampferbetrieb wurde daher auf fast allen Wasserstraßen möglich, deren Querschnittsdimensionen sich nicht unter dem Mittelmaß befinden. Nichtsdestoweniger sind kaum zwei Fünftheile der englischen Wasserstraßen mit Dampfern zum Transport und Schleppdienst befahren. Auf der Mehrzahl derselben geschieht, nach wie vor, die Locomotion durch Zugthiere.

Vielleicht die vollkommenste Form der Canalbootzüge für die Bewegung großer Massen von Ausstürzgütern, wie Kohle, Erze u. s. w., ist durch einen der ausgezeichnetsten englischen Canal-Ingenieure W. H. Bartholomew auf der Aire- und Calder-Schiffahrt, wahrscheinlich die bedeutendste Wasserstraße Englands, eingeführt worden.

Diese sind aus mehreren, fast rectangulären Kästen zusammengefügt, deren Vorder- und Rückseite mit einer Pfeilhöhe von 6 Zoll abgerundet ist und die, bei 20 Fuß Länge, 15 Fuß breit und 7 Fuß 6 Zoll tief sind, so daß sie bis 35 Tons tragen.

Diese Kästen sind nur in ihrer Mitte durch Schlußbolzen und Keile zusammengehalten und berühren sich an den Seiten mittels Federpuffern, so daß der ganze Zug sich beliebig nach den Curven des Canals krümmen kann und doch als Ganzes steuer- und manipulirbar bleibt. Der Dampfer zieht oder schiebt diesen Zug von Kästen, der durch Drahtseile nach rück- oder vorwärts gesteuert wird, je nach dem Bedürfnisse des Betriebs.

Am Zielpunkte Goole angekommen, wird der Zug durch Lösung der Schlußbolzen getrennt und jeder Kasten kann, mittelst eines großen hydraulischen Aufzugs aus dem Wasser gehoben und in das Seeschiff, fast ohne jede Handarbeit, durch Ausstürzung ausgeleert werden.

Diese Vorkehrung wird zur Zeit in England als eine der wirksamsten zur Hebung des Nutzens der Wasserstraßen betrachtet.

Faßt man die Resultate zusammen, welche aus den auf den englischen Canälen mit dem Dampferbetrieb gemachten Erfahrungen hergeleitet sind, so erhält man Folgendes:

1) Ungefähr auf $^2/_5$ der englischen Canäle findet mehr oder weniger ausgedehnter Dampfbetrieb statt.

Die Abminderung oder der Wegfall der Zugwege, Pferdestationsplätze, Ställe u. s. w. wird hierbei für mehr als vollwichtige Compension der Kosten gehalten, welche die Unterhaltung und Dockung der Dampfer erfordert, während die Ernährung, der Ersatz, die Führung und die Unterhaltung der Pferde im Durchschnitt einen drei Mal höheren Aufwand herbeiführen soll, als die Manipulation der Dampfkraft gleicher Leistung.

2) Höchstens die Hälfte der englischen Canäle ist ihrer Construction nach für den Dampfer-Betrieb vollständig geeignet.

3) Die Schädigungen, welche derselbe am Canalkörper hervorbringt, sind bei engen Canälen etwas größer, bei weiten etwas kleiner, als die, welche der Pferdebetrieb verursacht, im großen Durchschnitt demselben aber fast gleich.

4) Die Unterhaltungskosten mit Dampf betriebener Canäle sind daher im Durchschnitt nicht größer, als die derjenigen mit Pferdebetrieb.

5) Die Kosten gleicher Zugkraft-Leistungen von Pferde- und Dampfbetrieb verhalten sich auf für die Anwendung des letzteren vollständig geeigneten Canälen, ungefähr, und Alles in Allem gerechnet, wie 5 zu 1, während sie im Durchschnitt auf den englischen Canälen, die zwar mit Dampfern befahren werden, deren viele sich aber nicht ganz für Dampfbetrieb eignen, sich wie 3 zu 1 stellen.

6) Die Anlage und Betriebsverhältnisse der englischen Canäle haben bis jetzt die Einführung der Touage auf denselben nicht zweckmäßig erscheinen lassen.

Für das eingehendere Studium der sämmtlichen Verhältnisse der englischen Wasserstraßen verweisen wir schließlich auf das demnächst (bei Wilhelm Engelmann in Leipzig) unter dem Titel: „Die Wasserstraßen Nordeuropa's" erscheinende Werk des Verfassers.

Annette von Droste-Hülshoff.

Von

Hermann Hüffer.

II.

Müßig war sie auch in den letzten Jahren nicht geblieben. Schon in den ersten Briefen an Schlüter werden neben dem Walther zwei epische Gedichte genannt: das Hospiz auf dem St. Bernhard und das Vermächtniß des Arztes. Ganz genau läßt sich das erstere Gedicht nicht datiren, obgleich wir einen ausführlichen Brief Annettens an Frau von Thielmann besitzen, der von den Vorarbeiten handelt und während der Ausführung geschrieben wurde. Er zeigt aber, wie manche von Annettens Briefen, keine Jahreszahl, sondern nur das Datum des 2. Novembers. Schücking möchte ihn in das Jahr 1834 setzen, sicher gehört er in ein früheres, wahrscheinlich in eins der ersten dreißiger Jahre; denn nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Professor Schlüter hat Annette das Gedicht schon am 9. April 1834 ihrem Freunde vorgelesen, und es hat vielfacher Vorbereitungen und Wandlungen, sogar einer Umarbeitung des Versmaßes bedurft, bis es zum Abschluß gelangte. Jener Zeitangabe entspricht auch, daß Annette im October 1835 demselben Freunde schreibt, sie habe vor länger als einem Jahre ein Manuscript nach Bonn geschickt, in welchem der St. Bernhard bereits druckfertig enthalten war [1]). Jedenfalls liegt aber zwischen dem Walther und dem späteren Gedicht ein weiter Zwischenraum sowol der Zeit als der Entwickelung; der St. Bernhard bezeichnet nicht allein den Uebergang zu einem neuen Stil, sondern zeigt ihn schon vollständig ausgebildet. Schwerlich würde jemand beide Gedichte für Erzeugnisse desselben Verfassers halten. Statt der wohllautenden, siebenzeiligen Strophen finden wir jetzt jambische Verse

---

[1]) Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff, S. 66. Der angeführte Brief wird hier in das Jahr 1836 gesetzt, gehört aber nach dem Inhalt der vorhergehenden Briefe unzweifelhaft in das Jahr 1835.

von vier Hebungen, wie sie in den Erzählungen Walter Scotts und gleichzeitiger englischer Dichter zur Anwendung kommen, nur daß die Reimpaare oft sonderbar verschlungen sind. Der Ausdruck ist gedrängt, nicht selten herb und strenge, alles Sentimentale abgestreift. Wenn im Walther zur Zeit der Kreuzzüge Ritter in „Kutschen" auf rheinischen Burgen anlangen, so sind hier die Localfarben mit der sorgfältigsten Auswahl aufgetragen. Nur Schiller hat die Schweiz, gleichfalls ohne sie gesehen zu haben, mit solcher Treue so anschaulich geschildert. Inhalt des Gedichts ist die verspätete Wanderung eines Greises mit seinem Enkelkind über den St. Bernhard. Von der Nacht in den Felsschluchten überrascht, flüchtet er in ein Leichenhaus; der Schauder treibt ihn wieder in's Freie, und den Weg nach dem Kloster suchend fällt er erschöpft in den Schlaf, aus welchem man nicht wieder erwacht. Das Kind wird durch die Klugheit eines wachsamen Bernhardiner-Hundes gerettet in das Hospiz getragen; die Mönche machen sich auf, finden auch den zurückgebliebenen Greis, aber zu spät. „Der Mann ist todt", muß der Prior am Schlusse des Gedichtes ausrufen, als alle Belebungsversuche vergeblich bleiben.

Die Dichterin findet dabei auch Gelegenheit, das Leben und die Thätigkeit der Mönche durch eine feine Charakteristik der Einzelnen zu veranschaulichen. Die Sorgfalt ihrer Studien erkennt man aus dem eben erwähnten Briefe an ihre Freundin. Der Bruder der Frau von Thielmann war Director der Minen und Salinen bei Bex an der Rhone, am Fuße des St. Bernhard; so wurden auch seine Geschwister, die ihn mehrmals dort besuchten, mit den Oertlichkeiten bekannt. Annette wünscht nun — der Brief ist sehr bezeichnend für die Art ihrer Conception — genaue Angaben über die Lage und innere Ausstattung des Hospizes, ob Bilder an den Wänden, ob die Hallen niedrig oder hoch gewölbt; sie wünscht zu erfahren, in welcher Tracht, mit welchem Geräth die Mönche auf ihre Rettungsfahrten ausziehen. Man sieht, es steht ihr ein in den Einzelheiten ausgeführtes Bild schon vor der Seele, das gerade, weil es in ganz bestimmten Zügen gezeichnet werden soll, keine Unrichtigkeit erträgt. Die Schilderungen der Thielmann'schen Familie mögen schon lange die Aufmerksamkeit der Dichterin auf die Alpenwelt gelenkt haben; die unmittelbare Anregung liegt aber, wenn ich nicht irre, in der halb anekdotenhaften Erzählung von der Rettung eines Knaben durch den berühmten Bernhardinerhund Barry. Diese Begebenheit, wenn auch in der Bearbeitung zurücktretend, hat unzweifelhaft den Kern der Dichtung gebildet. Ich erinnere mich recht wohl, wie eine aus den dreißiger Jahren stammende Nummer eines der illustrirten Magazine, welche damals auch in Münster durch alle Hände gingen, den Hund mit dem auf ihm ruhenden Kinde, ganz wie es im Gedicht geschildert wird, zur Anschauung brachte. In späterer Zeit, als es sich um den Druck des Gedichtes handelte, war man zuweilen mit dem trüben Schlußwort unzufrieden; es wurde, wie Schücking erzählt, damals mit den Freunden viel über das Ende des alten Benoit verhandelt, und der Dichterin das Ansinnen gestellt, in einem dritten Gesange das Erwachen des Scheintodten und die Freude der herbeieilenden Verwandten zu schildern. Am 18. November 1837 schreibt sie an Schlüter in scherzendem Tone:

Doch den dritten Gesang den schreib ich nicht,
Hab' ich einmal den Alten erschlagen,
So will ich meiner Sünden Last auch tragen,
Bin auch bei weitem nicht heilig genug,
Todte wieder zum Leben zu wecken.

Sie hat den Gesang dann doch geschrieben, aber, ich glaube, mit richtigem Gefühl nur ein Bruchstück, dreißig Zeilen des Anfangs, in die Sammlung ihrer Gedichte aufgenommen. Anderes, die schöne Schilderung des Sonntag-Morgens in Savoyen, ist später von Schücking mitgetheilt; doch bleibt es immer ein Fragment, und nach dem, was ich in Erfahrung bringen konnte, ist eine vollständige Abschrift gar nicht mehr vorhanden[1]).

Nicht lange nach dem St. Bernhard wird man das letzte der eben erwähnten Gedichte, „das Vermächtniß des Arztes", setzen dürfen. Es zeigt die Eigenthümlichkeiten der späteren Erzählungsweise in erhöhtem Maße, ja bis zu der Grenze, deren Ueberschreitung man bei dem bildenden Künstler als Manierirtheit bezeichnet. Den Inhalt bildet ein grausiges Ereigniß, nicht unähnlich demjenigen, welches Schelling seinem „Pfarrer von Drottningholm" zu Grunde legte. Ein junger Arzt wird von Freibeutern gewaltsam in ihren tief im Walde versteckten unterirdischen Schlupfwinkel geführt. Er findet dort einen tödtlich verwundeten Mann und in demselben Gemach eine stolze, schöne Frau, die er drei Jahre früher zu Wien in der vornehmsten Gesellschaft als die Braut des jetzt vor ihm Liegenden und zugleich als die Geliebte eines Anderen gesehen hat. Seine ärztliche Kunst erweist sich fruchtlos, er selbst sieht seinen Tod vor Augen, aber man entläßt ihn, und nach langen Irrwegen in halber Betäubung niedersinkend bemerkt er noch, wie jene Frau auf Geheiß einer räthselhaften, gebieten-

[1]) In dem Nachlaß der Dichterin fand sich die folgende Aufzeichnung: „Nach meiner Ansicht wäre es dem einfachen, ruhigen Gange des Gedichts am angemessensten, hier [mit dem Ende des 2. Gesanges] zu schließen. — Doch gibt's noch einen 3. Gesang, den die meisten meiner Freunde sehr in Schutz nehmen. Abwechselung und Leben würde er allerdings in das Ganze bringen, aber den Eindruck der beiden ersten Gesänge fast gänzlich aufheben und dem Gedichte seinen einfachen Charakter nehmen. Der sehr geringe Stoff ist: daß der alte Benoit noch eine verheirathete Tochter in St. Remi hat; zu dieser wird gesendet, und der Trauerbote kömmt mitten in den Taumel des Jahrmarktfestes; die Kinder des Alten machen sich auf, seine Leiche aus dem Hospiz zu holen, finden ihn aber statt dessen durch einen glücklichen Zufall gerettet nnd lebend. Er theilt denselben Verschiedenes, ihnen noch Unbekanntes aus seiner letzten Lebenszeit mit, und am nächsten Morgen verlassen sie zusammen den St. Bernhard." Nachdem sie dann zwei Bruchstücke des 3. Gesanges — den Eingang bis zu dem Verse „Den feuerfarbnen Brustlatz gut" nnd ferner ein Fragment: „Und horch im selben Augenblick", bis zu den Versen „Du wunderbare Christenheit! So fromm und doch so schnell zerstreut" — mitgetheilt, fährt sie fort: „Diese sind freilich wol die buntesten Scenen des Gedichts, späterhin nähert es sich wieder im Tone den beiden ersten Gesängen, behält aber doch sowol der Menge und Verschiedenartigkeit der handelnden Personen, als auch der späteren fröhlichen Ereignisse wegen immer etwas Tändelndes, Buntes und Kleinliches im Vergleich zu den beiden ersten Gesängen; ich meine noch, mit dem 2. Gesange müßte das ganze Gedicht schließen." Vgl. H. Schumacher, Annette v. Droste-Hülshoff im Literarischen Handweiser von Dr. Fr. Hülskamp, Münster, 1880, Nr. 257. In derselben Zeitschrift, Jahrg. 1876, Nr. 196, S. 445, ist auch der so oft unrichtig angegebene Geburtstag der Dichterin von dem Herausgeber nach den Familienpapieren zum ersten Male festgestellt.

den Persönlichkeit in einen Felsenabgrund gestoßen wird. Man hat dem Gedicht die Unklarheit der Handlung vorgeworfen. Darauf lege ich wenig Gewicht; jeder, der das Bedürfniß fühlt, kann leicht eine Erzählung erfinden, in deren Rahmen die hier mitgetheilten Ereignisse sich einfügen. Schücking hebt zudem mit Recht hervor, daß es der Dichterin nicht darauf ankam, für die Opfer und Vollzieher jener blutigen Thaten ein Interesse zu erwecken, sondern den Eindruck zu schildern, welchen die Schauer einer einzigen Nacht auf das Gemüth eines scheuen, gutmüthigen, phantasiereichen Menschen für seine ganze übrige Lebenszeit ausgeübt haben. Diese Aufgabe hat Annette mit Meisterschaft gelöst, wie es denn überhaupt dem Gedicht nicht an glänzenden Schilderungen fehlt. Aber schwerlich wird man ein so sonderbar zugespitztes psychologisches Problem für epische Behandlung und für eine noch in den Anfängen stehende Dichterin vortheilhaft erachten, und sie um so lieber in ihrem folgenden Werke auf einer freieren, lichteren Bahn erblicken.

Das Stillleben auf Rüschhaus wurde indessen im Herbst 1835 durch eine Reise in die Schweiz zu der Schwester nach Eppishausen unterbrochen. Ein Wechsel von den glücklichsten Folgen. Die Eindrücke einer großen Natur, der Aufenthalt in einem fremden Lande boten mannichfache Anregung. Ein langer Brief — October und November 1835 — in welchem sie den Freunden in Münster von ihren Erlebnissen Nachricht gibt, darf zwar nicht als ein Gedicht, aber in manchen Theilen als echte Poesie betrachtet werden. Er gibt zugleich über die Entstehung mehr als eines Gedichtes Auskunft, lehrt uns erkennen, wie die Gedanken sich entfaltet und allmälig bestimmte Formen angenommen haben. In der Abtheilung „Letzte Gaben" heißt es in einem Gedicht „die Golem":

> 's gibt eine Sage in dem Orient
> Von Weisen, todter Masse Formen gebend,
> Geliebte Formen, die die Sehnsucht kennt,
> Und mit dem Zauberworte sie belebend;
> Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte,
> Er spricht, er lächelt mit bekanntem Hauch,
> Allein es ist kein Strahl in seinem Aug',
> Es schlägt kein Herz in seines Busens Mitte.

Mit diesen Golem vergleicht sie die Menschen, welche die edlen Eigenschaften ihrer Jugend, die Frische der Empfindung, den Enthusiasmus für das Gute im späteren Alter verloren haben, so daß sie gewissermaßen nur als seelenlose Körper noch umherwandeln. Ich kann mir nicht versagen, aus den Briefen eine Stelle herzusetzen: die Beschreibung der Gefühle, aus denen jenes Gedicht offenbar hervorgegangen ist. Sie zeigt zugleich, wie anmuthig die Dichterin zu erzählen versteht. Nachdem sie den Aufenthalt in Eppishausen und auf Schloß Berg bei der nah befreundeten Familie des Grafen Thurn geschildert hat, fährt sie fort:

„Nun noch ein liebliches kleines Abenteuer vom Schlosse Berg, ganz anderer Art, wobei mir beinah angenehm schauerlich zu Muthe wurde, in Beziehung auf einen recht gut geschriebenen Geisterroman „der Ueberzählige", den ich erst vor einigen Tagen gelesen und in dem eine ähnliche Scene stattfindet. Also, — schon tönt die Glocke Mitternacht; nein, so spät war es nicht, aber doch etwa halb eilf,

wir saßen nach dem Abendessen noch beisammen, der alte Graf Thurn, seine Schwester Emilie, seine Tochter Emma und ich. Vor uns auf dem Tisch lagen allerlei alte Sächelchen, mit denen der gute Papa Thurn mich soeben beschenkt hatte; — ein Calatrava-Orden, derselbe, dessen Copie auf einem mehr als hundertjährigen Familiengemälde vorkam; eine Bügeltasche mit Schloß und Kette, stark genug, einen jungen Ochsen anzulegen. Die Tasche selbst von schwerer Seide, dreingewirkt auf Gold das älteste Thurn'sche Wappen der Familie aus jener Zeit, wo sie noch unter dem Namen de la Torre Mailand beherrschten, bevor sie den Viscontis weichen mußten; ein sehr schön gemaltes kleines Bild und dergleichen mehr. Alles kam aus Schiebladen, die vielleicht seit 60 Jahren nicht geöffnet waren, der Modergeruch verbreitete sich im ganzen Zimmer und mir war fast, als berühre ich die wunderbar conservirten Glieder der Verstorbenen. Der alte Graf hielt ein schlichtes Kästchen von Elfenbein in der Hand, aus dem noch allerlei zum Vorschein kam; endlich war es leer. Nun, sagte er, damit Sie die kleinen Dinger nicht verlieren, so schenke ich Ihnen das Kästchen dazu, es ist zwar weder etwas Schönes noch Merkwürdiges daran; indessen mag es doch ein paar hundert Jahre alt sein, ich wenigstens habe es schon über vierzig Jahre; als ich ein Kind war, hatte es mein Vater und ich erinnere mich, daß er sagte, er habe es von seinem Großvater, der es ihm auch schon als ein altes Kästchen mit, ich weiß nicht was drinne, gegeben habe; so können Sie es auch unter die Antiquitäten rechnen. Hierbei schlug er den Deckel so fest zu, daß ich gleich nachher ihn nicht aufzubringen vermochte; ich meistere und drücke dran, eigentlich nur zum Zeitvertreibe; mit einem Male schlägt es gewaltsam auf, und zwei wunderschöne Miniaturbilder liegen vor mir, das eine im Deckel, das andere gegenüber im Grunde des Kästchens. Emma und ich hatten uns, in der Erinnerung an den „Ueberzähligen", beide erschreckt, daß wir blaß geworden waren; weniger entsetzt, aber mehr verwundert waren die beiden Geschwister, die mit Gewißheit sagen konnten, daß seit wenigstens 130 Jahren Niemand mehr um das Dasein dieser Gemälde gewußt hatte. Der alte Graf, dem das Kästchen früherhin zwanzig Jahre als Bonbonnière gedient, sah aus, als glaube er an Hexen. Es fand sich, daß ich mit meinem ungeschickten Meistern und Brechen die Feder getroffen, welche den Schieber vor den Gemälden bewegte. Die Bilder stellen zwei vollkommen erhaltene Porträts dar, einen jungen Mann und ein Mädchen, beide im Alter von etwa sechszehn Jahren, beide von großer Schönheit und einander so ähnlich, daß man sie für Geschwister, wo nicht gar für Zwillinge, halten muß. Beide haben runde, feine Gesichtchen, einen Teint von seltener Zartheit, die schönsten und größten dunkelblauen Augen, etwas aufgestutzte Näschen, hingegen wieder einen Mund und Kinn von wahrhaft idealer Lieblichkeit. Wäre der junge Mann ein Mädchen, so würde er die schönere von den beiden Schwestern sein, so aber lassen sich diese zarten Formen kaum mit der Jugend entschuldigen; das Mädchen ist schwarz gekleidet, mit ungeheuren hängenden Aermeln, aus denen die schönen runden Arme und Händchen allerliebst herauskommen; dann eine weiße Schürze, ein weißes durchsichtiges Halstuch und ein sehr klares Häubchen, unter dem einige braune Löckchen hervorsehen. So sitzt sie in einem ungeheuren Sessel von dunkelrothem Sammet, etwas selbstgefällig, noch mehr ängstlich, ganz wie das arme Ding dem Maler mag gesessen haben und reicht mit dem einen Händchen einen Brief durch's offene Fenster, während die andere ein Körbchen mit Brezeln auf ihrem Schoße festhält. Der junge Mensch sieht nun vollends aus, wie ein masquirter Amor. Soeben tritt er aus der Thür seines Hauses, mit der possirlichsten und dabei anmuthigsten Prätension und mit einem Anfluge von wirklicher Würde, der sich späterhin recht vortheilhaft mag ausgebildet haben; eine ungeheure Allonge-Perrücke läßt sein Gesichtchen hervorschauen, wie ein Engelsköpfchen aus den Wolken; seine zarte aufgeschossene Figur streckt sich in einer endlos langen goldgestickten braunen Weste und dito Rock; in der einen Hand hält er eine offene Tabaksdose, die andere hat er trotzig in die Seite gestemmt, die Farben sind frisch, wie eben aus dem Pinsel. Das Kästchen ist mir geblieben und ich betrachte es bis jetzt täglich mit den selt-

samsten Gefühlen. Mein Gott! was ist die Zeit! was ist ehemals, jetzt und dereinst! (ich meine irdisch gerechnet). Die Bilder sind nicht gerade so ausgezeichnet gut gemalt, aber sie copiren das Leben bis zur ängstlichen Täuschung, ich hab' es früher nie so gesehen; Emma Thurn behauptet, sie schlügen die Augen auf und nieder. Man ist gezwungen zu denken, sie seien nur eben erst nebst dem Maler zur Thür hinausgegangen, gleich voll der allerfrischesten Lebensessenz und des allerfestesten Köhlerglaubens an einen Himmel voll Geigen; man sieht recht, wie froh sie ihrer Schönheit waren und ihrer guten Kleider, vor Allem der Knabe seiner köstlichen Perrücke, welche ihm die Eltern ohne Zweifel eigens hierzu machen ließen, — und wo sind jetzt ihre Knochen? — Sollte man wohl noch einige Stäubchen zusammenlesen können? Sie erinnern mich an ein sehr liebliches und ihnen ganz ähnliches Geschöpf, Lorchen D., die ich im vorigen Jahre in Belgien sah, ihr erster Ausflug, seit sie vor vier Wochen die Pension verlassen. Man kann sich nichts Anmuthigeres und Frischeres denken; jede freie Minute wurde zu einer kleinen Tanz- und Musik-Uebung verwendet, denn wir waren schon im Spätsommer und auf den Winter sollte sie in die Welt eingeführt werden; ihre Augen funkelten schon vor Erwartung und die ihrer Eltern nicht minder, aber nicht zwei Monate nachher erhielt ich eine Todes-Anzeige, das Nervenfieber hatte sie fortgenommen. Nun möchte ich immer wissen, ob jene zwei frischen Blumen auch so geknickt sind, wie ich sie da vor mir sehe, oder ob sie zuvor verdorrten und unkenntlich wurden; für meine Träumereien verweile ich am liebsten bei der ersten Vorstellung. Mir macht das jugendliche Porträt eines gealterten Originals nur selten andere als unangenehme Eindrücke; es ist nicht das Verfallen der äußern Form, sondern das der innern. Wessen Persönlichkeit entwickelt sich wohl so voran, daß sie zu allen Zeiten demselben Individuum gleich ansprechend wäre! Bei Alten, denen ich Zutrauen und Ehrfurcht zolle, mag ich nicht daran erinnert werden, daß es eine Zeit gab, wo ich ihnen beides würde geweigert haben; bei Solchen, denen Alles verloren gegangen ist, was die Jugend Edleres hatte, betrübt's mich zu sehr, daß man so gut ausgestattet sein und doch zuletzt so verkommen kann; selten, selten darf man denken: das ist gerade die Blüthe, die man nach der Frucht voraussetzen mußte."

Um diese Zeit kam ihr auch, es scheint zum ersten Male, ernstlich der Gedanke, als Schriftstellerin hervorzutreten. Schon ein Jahr früher hatte sie der Frau Mertens und anderen Bonner Freunden eine Anzahl Gedichte druckfertig vorgelegt. Das Urtheil lautete sehr günstig, aber man gelangte nicht zu einem Entschluß, und sogar das Manuscript kam abhanden. Jetzt glaubte sie einen sicheren Verleger gefunden zu haben. „Mein St. Bernhard und sein Compagnon," schreibt sie am 18. November an Schlüter, „werden sich noch in diesem Jahre den Kritikern stellen. Man wünscht auch einige kleinere Gedichte, die zuerst das Buch einleiten und nachher die beiden größeren Stücke trennen sollen; ich finde das wohl passend, habe aber kaum zwei oder drei, die ich dazu wählen möchte; so muß ich mich wirklich entschließen, den guten Pegasus zu satteln in diesem schlechten, unpoetischen Wetter, wo Alles voll Schnee liegt, und selbst mein lieber Rebenhügel nichts darbietet, als zahllose dürre Stöcke und ein weites, wolligtes Nebelmeer." Sie übersendet sogleich ein Gedicht, „Die rechte Stunde", das sie Tages vorher „dem anzuwerbenden Hofstaate der beiden größeren als Grundstein gelegt habe". Aber wieder traten Hindernisse ein, und es vergingen noch drei Jahre, bis 1838 in Münster ein kleiner Band „Gedichte von Annette Elisabeth v. D.-H." erscheinen konnte. Ueberſieht man den Inhalt, so wird man den Aufschub nicht bedauern. Denn das bedeutendste Stück wurde erst unmittelbar vor dem Druck, Ende 1837 und zu Anfang des folgenden

Jahres gedichtet. Es ist die Schlacht im Loener Bruch oder der „Christian von Braunschweig“, wie sie es früher nannte nach dem berufenen Freischaarenführer des dreißigjährigen Krieges, der auf dem Rückzuge durch Norddeutschland am 7. August 1623 auf der Haide oder dem Bruch bei Stadtloen von Tilly zum Stillstand gezwungen und bis zur Vernichtung geschlagen wurde.[1] Christian, „der tolle Herzog“, der frühere Bischof von Halberstadt, der Anbeter der Kurfürstin von der Pfalz, tritt in der That in den Vordergrund, aber die später gewählte Benennung ist gleichwol die einzig richtige. Denn die Schlacht ist es, worin Mittelpunkt und Einheit des Gedichtes beruhen. Um sie zu schildern, mußte auch die Zeit, in der sie geschlagen wurde, mußten die Menschen, die sie schlugen, geschildert werden. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt das Ganze den Zusammenhang, und jede einzelne Episode ihre Berechtigung. Ja es ist ein Vorzug, daß das eine, scharf hervortretende Ereigniß von dem Hintergrunde einer nicht erfreulichen, aber doch merkwürdigen, gewaltig bewegten Zeit sich abhebt. Wie schöpferisch auch die Phantasie der Dichterin in der Schilderung des St. Bernhard hervortritt, immer war es für sie ein Gewinn, nunmehr auf heimathlichem Boden fest und sicher nach eigener Anschauung sich bewegen zu können; die Localfarbe hat dadurch nicht allein eine Wahrheit, sondern zugleich eine Wärme und Feinheit erhalten, die man in dem früheren Gedichte nicht in gleichem Maße findet. Aber auch das große Gemälde des Zeitalters ist mit Treue und Sicherheit ausgeführt. Annette hatte sorgfältige Studien gemacht. Wie sehr sie in den Ton der Zeit sich eingelebt hatte, beweist das Lied, welches sie einem der Landsknechte des Herzogs in den Mund legt. Zwei ihrer genauesten Freunde wurden dadurch zu einer Wette veranlaßt, welche derjenige verlor, der behauptet hatte, das Lied sei nicht von Annette verfaßt, sondern einer gleichzeitigen Liedersammlung entnommen. Ohne jeden gelehrten Prunk ist die Erzählung im besten Sinne historisch. Tilly und sein Lager, der Herzog mit seinen Hauptleuten, die Leidenschaften der Parteien, die Greuel, die man gegeneinander verübte, Alles ist mit sprechender Wahrheit gezeichnet, mit bestimmten, kräftigen Zügen, und doch nicht ohne ein gewisses Zartgefühl, welches unter allen Eigenschaften des Gedichtes vielleicht allein eine weibliche Hand bei der Abfassung vermuthen läßt. Zu den wilden Ausbrüchen kriegerischer Zügellosigkeit bilden die edleren Regungen auch des Soldaten, die treue Neigung eines Brautpaars und die friedliche Ruhe der Landschaft einen um so anmuthigeren Gegensatz. Das Schönste bleibt immer der Eingang: Die Schilderung des Abends am Weiher, wo die Kinder ohne Ahnung der nahen Gefahr dem Sprunge hinabgeschleuderter Steinchen nachsehen, und der Gruß, den die Dichterin der geliebten Heimath darbringt:

Seh' ich dich so, mein kleines Land,
In deinem Abendfestgewand:
Ich meine, auch der Fremdling muß
Dir traulich bieten Freundesgruß.

[1] Es ist eine poetische Licenz, wenn in dem Gedichte (II, 121) bis zu diesem Zeitpunkt „fast dreißig Kriegsjahre entschwunden sind“.

Du bist nicht mächtig, bist nicht wild,
Bist deines stillen Kindes Bild,
Das, ach, mit allen seinen Trieben
Gelernt vor Allem dich zu lieben!
So daß auch keines Menschen Hohn,
Der an des Herzens Fäden reißt,
Und keine Pracht, wie sie auch gleißt,
Dir mag entfremden deinen Sohn.
Wenn neben ihm der Gletscher glüht,
Des Berges Ahr sein Haupt umzieht,
Was grübelt er? Er schaut nach Norden!
Und wo ein Schiff die Segel bläht
An würzereichen Meeresborden,
Er träumerisch am Ufer steht.
Ich meine, was so heiß geliebt,
Es darf des Stolzes sich erkühnen.
Ich liebe dich, ich sag' es laut!
Mein Kleinod ist dein Name traut.
Und oft mein Auge ward getrübt,
Sah ich in Südens reichen Zonen,
Erdrückt von tausend Blumenkronen,
Ein schüchtern Haidekräutchen grünen.
Es wär' mir eine werthe Saat,
Blieb ich so treu der guten That,
Als ich mit allen tiefsten Trieben,
Mein kleines Land, dir treu geblieben!
So sei dir Alles zugewandt,
Mein Geist, mein Sinnen, meine Hand,
Zu brechen die Vergessenheit,
Der rechtlos dein Geschick geweiht.
Wacht auf, ihr Geister früher Zeit!
Und mögt an jenen Himmelsstreifen
Ihr Schatten gleich vorüber schweifen.
Wacht auf! wacht auf! der Sänger ruft.

Es lohnte sich, um solcher Verse willen die erste Ausgabe einer Gedichtsammlung einige Zeit hinauszuschieben. Unter Annettens epischen Gedichten scheint mir die Schlacht im Loener Bruch unzweifelhaft das vorzüglichste. Hätte es gefehlt, so würde die Sammlung gewiß nicht dürftig, aber zu wenig umfangreich erschienen sein. Sie enthält außerdem die beiden epischen Gedichte: „St. Bernhard" und „Vermächtniß des Arztes", die Lieder auf den Säntis, die schöne Ballade „Der Graf von Thal" und einige geistliche Lieder; Alles zusammen würde kaum hundert und dreißig Seiten gefüllt haben. Selbst mit der Zugabe fand das kleine Buch wenig Beachtung, und auch darüber braucht man nicht zu erstaunen. Denn die drei epischen Gedichte zeigen bei großen Schönheiten große Härten, und erfordern eine aufmerksame Theilnahme, welche die Menge nicht leicht den ersten Erzeugnissen einer schriftstellernden, nicht einmal genannten Dame zuzuwenden pflegt. Zum großen Nachtheil der Dichterin hatte man die unzweifelhaft schon vorhandenen lyrischen Gedichte bei der Herausgabe größtentheils übergangen, einen so anmuthigen Cyklus wie „Die Woche des Pfarrers" gerade zu derselben Zeit in einem unbedeutenden Taschenbuch

verschwinden lassen. – Die wenigen geistlichen Lieder gehören freilich zu den vorzüglichsten ihrer Art, aber gerade die Art war nicht sonderlich geeignet, in der Literatur eine durchschlagende Wirkung zu erzielen. Die Publication blieb beinahe unbemerkt; eine wenig günstige Recension der „Kölnischen Zeitung" ist vielleicht das einzige, was der Verfasserin als gedruckte Beurtheilung innerhalb des nächsten Jahres vor Augen gekommen ist. Sie ließ sich aber nicht dadurch beirren. „Es ist merkwürdig," schreibt sie am 17. November 1839 mit Bezug auf jene Recension ihrem Freunde Junkmann, „wie sehr der Gegenstand anhaltender Beschäftigung auf den Menschen wirkt. Vor einem Jahre würde mich dieses Blatt wahrscheinlich verstimmt haben; jetzt kam ich mir wie eine Todte vor und habe es ohne den mindesten Eindruck aus der Hand gelegt." Der „Gegenstand anhaltender Beschäftigung" war das „Geistliche Jahr", ein Cyklus geistlicher Gedichte in der Folge des christlichen Kalenders. Den Sommer über, während des Aufenthalts bei ihrem Onkel Friedrich von Haxthausen in Apenburg, hatte sie sich diesem Werke, in welchem sie eine Lebensaufgabe erkannte, anhaltend gewidmet. Sie selbst gibt sich das Zeugniß: „Ich bin diesen Sommer sehr fleißig gewesen, habe an dem geistlichen Jahr dermaßen nachgearbeitet, daß ich bei meiner Abreise mit der laufenden Zeit gleich war und dem Jahresschluß bedeutend vorzueilen hoffte." Aber wenn sie sich dabei dem irdischen Dasein beinahe entrückt, ja wie eine Todte fühlte, so war in der That ihre Leistungsfähigkeit niemals größer gewesen, und zu gutem Glück trat eben damals der Mann in ihre Nähe, dessen sie als Schriftstellerin bedurfte, der denn auch, nicht gerade auf ihre geistige Entwickelung, aber auf ihre literarische Productivität von Allen den wirksamsten Einfluß ausgeübt hat.

Aus einem der Briefe an Sprickmann haben wir ersehen, welchen tiefen Eindruck Catharina Schücking auf die jugendliche Dichterin ausübte. Die Freundschaft hatte, auch nachdem die begabte Frau ihrem Gatten nach Clemenswerth gefolgt war, die Entfernung überdauert. Levin Schücking hat anmuthig geschildert, wie er im Jahre 1830 als sechzehnjähriger Gymnasiast mit einem Briefe seiner Mutter dem Fräulein in Rüschhaus sich vorstellte. Am 2. November 1831 starb Catharina; Annette widmete der Freundin eines ihrer schönsten Gedichte und nahm sich des Sohnes seitdem mit mütterlicher Sorgfalt an. 1837 kam Schücking nach Beendigung seiner Universitätsstudien wieder nach Münster. Ein glückliches Mißgeschick — man wollte ihn als Hannoveraner zu keinem preußischen Examen zulassen — bewog ihn, die juristische Laufbahn mit der schriftstellerischen zu vertauschen. Bald trat er Annetten sehr nahe und in der nützlichsten Weise. Gerade eine Anregung solcher Art war ihr unentbehrlich. „Es ist gut," schreibt sie einmal in früherer Zeit, „daß andere Leute für mich handeln; ich selbst weiß doch allzuwenig mir zu helfen; bald bin ich schüchtern, bald zuversichtlich, und beides ohne Gründe; Ehrgeiz hab' ich wenig, Trägheit im Uebermaß." Unter der Trägheit hat man gewiß mehr eine körperliche als eine geistige zu verstehen; ihre leidende Gesundheit, die Kurzsichtigkeit machten ihr die mechanische Arbeit des Schreibens schwer und lästig. Nimmt man hinzu, daß sie kein eigentliches Publicum besaß, daß Niemand sie drängte, daß ihr völlig die Anregung abging, welche der Schriftsteller in dem Wetteifer mit

anderen, in der öffentlichen Beurtheilung seiner Arbeiten findet, so begreift man, wie oft Jahre vergehen konnten, ohne daß etwas Bedeutendes zum Abschluß gelangte. Schücking, der sich mit dem raschen Eifer der Jugend in eine literarische Thätigkeit stürzte, regte sie schon durch sein Beispiel an, und nicht weniger durch den Wunsch, sie möchte ihm bei seinen eigenen Unternehmungen behilflich sein. Für „das malerische und romantische Westphalen", das er in Verbindung mit Freiligrath herausgab, dichtete sie eine Anzahl Balladen, für eine Schrift über den Kölner Dom den „Meister Gerhard". Den Winter von 1839 auf 1840 verlebte sie einsam auf Rüschhaus, da die Mutter zum Besuch der Schwester an den Bodensee gegangen war. Manche von den ergreifenden Bildern ihres Heimathlandes mögen damals, wenn nicht zu Papier gebracht, doch in ihrem Geiste entstanden sein. Auch beschäftigte sie sich ernstlich mit einem Plane, den zwei Jahre früher, bei einem Aufenthalte auf dem Haxthausen'schen Gute Apenburg, Amalie Hassenpflug, eine Freundin der Familie, angeregt hatte. Eine Schilderung Westphalens im Geschmack des Braco-bridgehall sollte an den Faden einer humoristischen Geschichte sich anreihen. Das Schema war schon entworfen, aber die Ausführung ist leider nicht über das allerliebste Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande" hinausgekommen. Im April klagt sie wieder über ihre Unthätigkeit; auch der Sommer 1840 scheint nicht gerade fruchtbar gewesen zu sein; es war der Herbst des folgenden Jahres 1841, der in ihrem Leben eine neue entscheidende Wendung herbeiführte. Ein Besuch, den die Schwester in Westphalen abstattete, brachte Annette zum Entschluß, die Rückkehrende in die Schweiz zu begleiten, oder vielmehr an die Grenze der Schweiz, denn der Freiherr von Laßberg hatte Eppishausen im Jahre 1838 veräußert und dagegen die alte Meersburg auf der Höhe Constanz gegenüber angekauft. Ein Aufenthalt, wie ein Dichter, wie gerade Annette ihn sich wünschen mochte. Unter dem reinsten Himmel die Herrlichkeit einer beinahe südlichen Natur, jenseits über dem See ihr alter Freund, der Säntis, die Appenzeller Alpen und das Thurgau, und in dem Schlosse König Dagobert's, dem Schauplatz mehr als tausendjähriger Sage und Geschichte, ein Familienkreis, in welchem Wissenschaft und Poesie seit lange heimisch waren. Zum guten Glück konnte auch Schücking im October der Freundin folgen, da er den Auftrag übernahm, die kostbare Bibliothek des Freiherrn zu ordnen. Bis Ostern 1842 verweilte er auf der Meersburg, gerade während der Zeit, welche für die Dichterin entscheidend wurde. Wir haben gesehen: es bedurfte eines äußeren Antriebes, um ihre schaffende Kraft in Thätigkeit zu setzen. Eine ihrer Balladen, und nicht die schlechteste, „Der Geierpfiff", ist dadurch entstanden, daß sie sich vermessen hatte, auf den ersten Titel, der ihr in dem Catalog einer Leihbibliothek in's Auge fiele, ein Gedicht zu machen. Auch jetzt wurde wieder durch eine Art von Wette eine unendlich bedeutendere Productivität hervorgerufen, nur daß wir dieselbe nicht als Zufall, sondern als eine durch zufälligen Anlaß herbeigeführte, aber längst vorbereitete, nothwendige Entwickelung betrachten müssen. Bei den nachmittäglichen Spaziergängen am Ufer des Sees war nicht selten die Frage aufgeworfen, in welcher Form der Poesie das eigenste Talent der Dichterin am vollkommensten zum Ausdruck gelangen könnte, ob in prosaischer Darstellung,

oder in der Lyrik oder im Epos. Schücking pflegte dann der Lyrik den Vorzug zu geben, aber zugleich auseinanderzusetzen, daß man die Stimmung, aus welcher lyrische Gedichte hervorgehen, „wie ein gutes Weinjahr mit Geduld und Demuth erwarten müsse", während Annette, in dem Gefühle ihres noch ganz unerschöpften inneren Reichthums, nicht übel geneigt schien, nach einem andern Goethe'schen Ausdruck als Poet die Poesie zu commandiren. Eines Morgens, als sie auf der Bibliothek den Arbeiten ihres Freundes zusah, versicherte sie nach einem solchen Gespräch mit großer Zuversicht: einen Band lyrischer Gedichte werde sie, wenn sie gesund bleibe, mit Gottes Hilfe in den nächsten Wochen leicht schreiben können. „Als ich widersprach," erzählt Schücking, „bot sie mir eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Thurm hinauf, um sofort an's Werk zu gehen. Triumphirend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und mir vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, glaub' ich; meine Doctrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohlausgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf, in jenem Winter von 1841 bis 1842, die sicherlich weitaus größere Zahl der lyrischen Poesien, welche den Band ihrer „Gedichte" füllen." Freiligrath, der durch Schücking von dieser raschen Production Nachricht erhielt, erwiderte ungläubig am 22. Februar 1842: „Alle Tage ein Gedicht! das ist stark. Non multa sed multum, meine Gnädige! Schauen Sie auf mich, der ich froh bin, wenn mir alle Wochen eins entsteht." Außerordentlich ist die Fruchtbarkeit allerdings, aber nicht so unglaublich, als es scheinen könnte. Denn man darf mit Sicherheit annehmen: Annette dichtete nicht immer ganz Neues, was sie erst schaffen mußte, sondern brachte häufig nur zu Papier, was seit Jahren vor ihrem Geiste stehend nur des lösenden Wortes oder sogar nur der schriftlichen Fixirung bedurfte.

Ist es Schücking's Verdienst, den vielleicht unentbehrlichen letzten Antrieb gegeben zu haben, so erwarb er sich ein neues, indem er für die Veröffentlichung der Gedichte Sorge trug. Er hatte Ostern 1842 die Meersburg verlassen und nach einem Aufenthalte in der Familie des Fürsten Wrede sich an der Herausgabe der „Augsburgischen Zeitung" betheiligt. Die Verbindung mit Cotta benutzte er auch zu Gunsten seiner Freundin. Im Jahre 1843 erhielt er ein von ihr selber sauber geschriebenes Manuscript, überwachte von Augsburg aus den Druck, und im Laufe des Jahres 1844 erschien in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ein stattlicher Band „Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff". Er enthält die drei schon früher gedruckten Erzählungen, jetzt durch eine vierte „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers" vermehrt, ferner, die Sammlung eröffnend, lyrische Gedichte und Balladen, zum großen Theil erst in letzter Zeit entstanden, aber auch Manches aus früherer Zeit, das schon in der ersten Ausgabe nicht hätte fehlen sollen. Auch die neue Ausgabe brachte längst nicht Alles, was sie hätte bringen können. Im Jahre 1860 wurde ein Nachtrag, nach Inhalt und Umfang bedeutend, doch noch immer nicht ganz erschöpfend, unter dem Titel „Letzte Gaben" von Schücking veröffentlicht. Aber bereits aus dem Nachlaß der Dichterin. Sie hatte die Anerkennung, welche der Ausgabe von 1844 zu Theil wurde, nur um wenige Jahre überlebt.

Seit der Kindheit zart und oftmals leidend war Annette von Droste nach

einem dauernden Unwohlsein, das sie im siebzehnten Jahre befiel, wol niemals wieder zum Gefühle vollkommener Gesundheit gelangt. Aus Briefen der frühesten wie der späteren Zeit erkennt man, wie sehr sie besonders von congestiven Blutwallungen zu leiden hatte. Da sie in Folge ihrer Kurzsichtigkeit beim Schreiben eine stark gebückte Stellung einnehmen mußte, wurde das Uebel doppelt lästig, es wurde auch Ursache, daß sie zu ihrem großen Nachtheile die sonst so eifrig betriebenen Spaziergänge, das Sammeln von Blumen und Mineralien allmälig einstellte, ja sich eine Reihe von Jahren hindurch des Gehens mehr und mehr entwöhnte. Schon in jenem Briefe an Junkmann vom 17. Novbr. 1839 gibt sie der Ahnung eines baldigen, plötzlichen Todes in rührenden Worten Ausdruck. Vornehmlich um ihrer Gesundheit willen rieth auch der Arzt, die drückende Atmosphäre ihrer Heimath mit der frischeren Luft am Bodensee zu vertauschen. Der Wechsel blieb in den ersten Jahren nicht ohne glücklichen Erfolg. Sie fühlte selbst, dies sei die Luft, in der sie allein frei athmen könne, und gewöhnte sich an den Gedanken, hier ihren bleibenden Aufenthalt zu wählen. In dem Familienkreise ihres Schwagers, in der Nähe ihrer Schwester und zweier heranwachsenden Nichten fand sie nichts, was sie nicht erheitert und erfreut hätte, und das Gefühl einer zweiten Heimath wurde noch erhöht, als sie für mäßigen Preis in der Nähe der Meersburg einen Weinberg mit einer Gartenwohnung an dem schönsten Aussichtspunkte erwerben konnte. Aber dauernd war das Leiden nicht zu beseitigen. Im Sommer 1846 verweilte sie zum letzten Male längere Zeit in Westphalen; auf der Rückreise verfiel sie in schwere Krankheit. Noch einmal schien sich ihre Gesundheit wieder herzustellen; im Winter 1847 auf 1848 gewann sie Kraft, das geistliche Jahr zum Abschluß zu bringen. Noch ahnte Niemand für ihr Leben unmittelbare Gefahr, als der Frühling von 1848 herankam. Das obere Baden, die Gegend am Bodensee wurden Schauplatz der heftigsten Bewegungen. Freischaaren durchzogen die Stadt und forderten Quartier auf dem Schloß; vor dem Rathhaus wurde die Republik proclamirt. Dem ahnungs- und phantasievollen Geist der Dichterin schienen diese Ereignisse den Umsturz alles Bestehenden vorherzusagen, und der Eindruck wurde eher verstärkt als vermindert, wenn der alte Freiherr allen Stürmen und Gefahren einen unerschütterlichen Gleichmuth entgegensetzte. Am 21. Mai stellte sich in der Nacht ein leichter Bluthusten ein. Der herbeigerufene Arzt wollte noch keine Gefahr erkennen, aber am 24. Mai zwei Uhr Nachmittags wiederholte sich der Anfall, und wenige Stunden später machte ein Herzschlag ihrem Leben ein Ende.

III.

Ueberblickt man dieses Leben, so muß es im Ganzen genommen als ein selten begünstigtes erscheinen; denn selten finden sich vorzüglich begabte Menschen in der Lage, ganz ohne äußeres Hinderniß ihre innere Entwickelung zur Reife zu bringen. Für Annette könnte man beinahe wünschen, ihre Existenz wäre weniger unabhängig, weniger sorgenfrei gewesen, hätte darin die Nöthigung gelegen, die Ausbildung ihres Talents entschiedener als die Aufgabe ihres Lebens zu betrachten. Wo wäre es wieder vorgekommen, daß einer so frühen Reife ein

so vieljähriger Stillstand und erst so lange nachher eine neue, gewaltige Aeußerung dichterischer Kräfte gefolgt wäre? Sie hat später wol empfunden, wie viel sie versäumt hatte, und in dem Gedicht „der zu früh geborene Dichter" selber darüber geklagt. Einem Andern würde es übel anstehen, zu klagen, wo so vieles zu bewundern ist. Denn wenn ihre Leistungen nicht völlig befriedigen, so liegt der Grund vornehmlich darin, daß man an ein so bedeutendes Talent beinahe unbegrenzte Ansprüche zu stellen geneigt ist. Auch ihre Zweifel, in welcher Dichtungsart sie vorzugsweise sich versuchen solle, gingen nicht aus einer Schwäche, sondern gerade aus der Vielseitigkeit ihres Talentes hervor, das den verschiedensten Formen mit gleicher Leichtigkeit sich anbequemte. Sie hat mit einem epischen Gedicht angefangen, und selbst wenn man nicht in Betracht zieht, daß die Verfasserin ein zwanzigjähriges Mädchen war, ein entschiedenes Talent wird Niemand in dem „Walther" verkennen. Wie viel weniger in den drei epischen Gedichten ihrer reiferen Periode. Der „Schlacht im Loener Bruch" folgte aber bald noch ein viertes „der Spiritus familiaris des Roßtäuschers", nach einer deutschen Sage aus der Sammlung der Gebrüder Grimm, vielleicht aus dem Exemplar, welches Jacob Grimm am 7. Juni 1816 ihrer Tante Ludowine von Harthausen zur Mittheilung an ihre Schwester Jenny geschickt hatte. Es ist die immer wiederkehrende Erzählung, die im Faust ihren höchsten Ausdruck gefunden hat: der Pakt mit dem Bösen. Der Roßtäuscher, dem seine ganze Koppel gefallen ist, verschreibt, um völligen Ruin zu vermeiden, seine Seele. Er erhält dafür in einem Fläschchen den spiritus familiaris, der ihn reich macht, aber jeden frommen Gedanken verwehrt und in keinerlei Weise sich wieder entfernen läßt. Vergebens sucht der von Angst und Reue gequälte Mann des gefährlichen Helfers wieder ledig zu werden; nur ein Mittel bleibt, und er entschließt sich, es anzuwenden und das Fläschchen zu zerschlagen. Dem Teufel ist er dadurch entronnen; aber nun bricht zur Sühne des Vergangenen die ganze Fluth des Unglücks herein, und vor der Zeit zum Greis gealtert, ein verlassener, elender und doch beglückter Mann endet er unter der Linde, die seiner jugendlichen Spiele Zeugin gewesen war. Wir kennen bereits die Neigung der Dichterin, sich öfter, als man wünschen möchte, dem Grausenhaften zuzuwenden. Mit Rücksicht darauf kann der Gegenstand glücklich gewählt erscheinen. Die Sage beruht zwar auf dem Walten finsterer und geheimnißvoller Mächte, aber wir hören doch nicht von dem leeren Treiben bloßer Spukgestalten, sondern von den Thaten und Drangsalen eines Mannes von Fleisch und Bein und von dem uralten Problem der Sünde und der Sühnung. Man hat behauptet, das Gedicht ermangele der Steigerung, weil der Roßtäuscher von Anfang an seine Verbindung mit dem Bösen bereue; aber dieser Vorwurf trifft nicht zu. Die Steigerung liegt darin, daß derselbe Mann, der um zeitlichen Vortheils willen seine Seele preisgegeben hat, die Kraft gewinnt, zur Rettung seines ewigen Theiles auf jedes irdische Glück zu verzichten. Dem trübe-mysteriösen Inhalt entspricht der Ton des Vortrags vollkommen. Die eigenthümlich gebauten Strophen von sieben Zeilen sind mit großem Geschick verwendet, und die kleinen Züge der Volkssage, darunter manche, von Grimm nicht angegebene, wirkungsvoll der Handlung eingewebt. Mit einer Meisterschaft, die an Rembrandt er-

innert, wird die Nacht geschildert, in welcher der unglückliche Mann den Pakt eingeht, und die andere Nacht, in welcher er sich befreit. Jeder Zug ist bedeutend, jeder Ausdruck berechnet; das Gedicht nimmt denn auch volle Aufmerksamkeit in Anspruch und wird vielleicht deshalb weniger geschätzt, als es verdient. Wer es zum ersten Male liest, mag kalt bleiben, wer es öfter liest, wird es, wie ich glaube, für ein Meisterwerk erklären.

Bei allen Vorzügen sind es aber doch nicht diese umfangreichen Erzählungen, welche den Ruhm Annettens begründen, sondern die kleineren Gedichte, welche meistens in der Ausgabe von 1844 zuerst veröffentlicht wurden. Einen nicht unbeträchtlichen Theil bilden auch hier Balladen und Erzählungen, freilich nicht alle von gleichem Werth. Gedichte, wie der Graf von Thal, die beschränkte Frau, würden jeder Gedichtsammlung zur Zierde gereichen; von den Gespenster-Geschichten würde ich ohne Bedauern eine Anzahl fahren lassen. Mündlich, wie Annette sie vorzutragen verstand, mögen sie sich vortrefflich ausgenommen haben; aber die poetische Bearbeitung läßt zuweilen Talent und Mühe bedauern, die an so unerfreuliche Stoffe gewendet wurden. Ueberhaupt scheint die Verfasserin und vielleicht auch Schücking das, was in Westphalen dem „second sight“ der Schotten vergleichbar ist, einigermaßen zu überschätzen. Ein Menschenalter kann freilich Manches verändern; aber es ist mir auffallend, daß ich selbst von dergleichen Dingen nur wenig bemerken konnte, obgleich ich doch in meiner Knabenzeit alle Sommer auf dem Lande im nächsten Verkehr mit Landleuten verlebt habe. Auch die für das „Malerische und romantische Westphalen“ bestimmten Balladen sind vielleicht dem Stoffe nach nicht immer glücklich gewählt, unterscheiden sich aber wesentlich von der Masse ähnlicher Erzeugnisse in einer Zeit, in der es zur Gewohnheit geworden war, Sagen nicht sowol poetisch zu bearbeiten, als in Verse zu bringen. Ueber „die Ermordung des Erzbischofs Engelbert“ schreibt Freiligrath in dem früher erwähnten Briefe: „Sie ist superbe, das muß wahr sein, und wenn die meersburger Lieder eben so schön sind, so werf' ich mein Barett vor Freuden an die Decke.“ Man darf annehmen, daß dieser Vorsatz zur Ausführung gelangt sei. Denn es sind unzweifelhaft jene Lieder, die am unmittelbarsten zum Herzen dringen. Ich glaube, deshalb, weil sie das Wesen der Dichterin am deutlichsten wiederspiegeln, ein Herz so warm, so ganz ohne Falsch, einen Geist so umfassend, so eigenartig, daß nicht leicht Jemand diesem Zauber sich entziehen wird. Jeder der sich ihr nähert, hat sogleich das Gefühl, daß er nichts Gemachtes, Aufgeputztes, auf den Effect Berechnetes vor sich sieht, sondern den Ausdruck wahrer Empfindungen, die aus dem festen Boden der Wirklichkeit ihre Nahrung ziehen. Man erinnert sich der Worte, durch welche Merck seinen Freund Goethe im Unterschied von den Brüdern Stolberg charakterisirte. „Dein Bestreben,“ sagte er, „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug.“ Etwas Aehnliches hätte er von Annette sagen können. Sie sagt es sogar selbst, wenn sie an Schlüter über eine Controverse mit ihrer Freundin Amalie Hassenpflug berichtet, welche als eifrige Anhängerin der romantischen Schule Annette auf einem „wider-

haarigen Terrain" zu erblicken glaubte und „mit Bitten, die einen Stein erweichen sollten, sie von ihren Irrwegen abzubringen" suchte. „Aber," setzt Annette hinzu, „sie wird mich nie in ihre Manier hineinziehen. Sie wissen selbst, liebster Freund! daß ich nur im Naturgetreuen durch Poesie veredelt etwas leisten kann; Malchen hingegen ist ganz Traum und Romantik, und ihr spuken unaufhörlich die Götter der Alten, die Helden Calderon's und die krausen Mährchenbilder Arnim's und Brentano's im Kopfe."

Wenn Annette der romantischen Schule so geringen Einfluß zugesteht, so hat sie auch von anderen Dichtern im Grunde nur wenig in sich aufgenommen. Der Stolberg'sche Einfluß, falls er in einzelnen Jugendgedichten hervortritt, ist bald verschwunden. An die Tonart Schiller'scher Gedichte erinnern die Strophen in dem zweiten Briefe an Sprickmann; in einer Zeile des Walther (II. 252) vernimmt man die Kraniche des Ibycus, und noch in weit späterer Zeit läßt das 1846 veröffentlichte Gedicht „Durchwachte Nacht" gerade wie Schillers „Erwartung" die Stanzen mit einer kürzeren Strophe wechseln. In Annettens Briefen wird mehrmals der Name Freiligrath erwähnt, und in ihren Gedichten zeigt mehr als eine Stelle etwas von dem Colorit und den metrischen Eigenheiten dieses Dichters. Aber das Alles sind nur Aeußerlichkeiten. In dem Vermächtniß des Arztes erscheint der begünstigte Nebenbuhler nach einem Goethe'schen Ausdruck „mit Sitten, die beleidigen und verführen"; im Uebrigen kann gerade dieses Werk den Beweis geben, wie wenig ein fremder Einfluß, selbst wenn er vorhanden war, Annettens eigentliche dichterische Production zu bestimmen vermochte. Denn obgleich die Schelling'schen Terzinen, wie Schücking andeutet, ihr als Anregung dienten, so weist doch das ganze Gedicht nach Inhalt und Behandlungsweise nicht im Geringsten auf diesen Ursprung zurück. Die bedeutendste Einwirkung muß man wol den Erzeugnissen Walter Scott's und verwandter englischer Dichter zugestehen. Am 22. August 1839 schreibt Annette, sie lese noch gern die alten Romane von Walter Scott; „freilich," setzt sie hinzu, „ist's verlorene Zeit, aber sie haben für mich einen individuellen Reiz. Fünfzehn Jahre sind es nun hin, als diese Bücher zwei Winter nacheinander — also 1823 und 1824 — in unserem nun so gesprengten Familienkreise täglich Abends vorgelesen wurden. Wie viel wurde darüber nicht gesprochen, disputirt? Jeder hatte seine Lieblinge; Hunde und Vögel wurden nach dem Helden benannt." Wahrscheinlich noch früher las sie Walter Scott's episches Gedicht „Das Fräulein vom See", welches 1819 in der Uebersetzung von Ludwig Storch in Essen erschienen war. Ich lasse dahin gestellt, ob die Beschreibung der Jagd, welche das Werk des schottischen Dichters eröffnet, auf Annettens Jugendwerk, den Walther, von Einfluß gewesen ist. Mit Gewißheit ersehe ich aus einer gütigen Mittheilung Schlüters, daß Annette bei der ersten Bearbeitung des St. Bernhard das Versmaß jener Storch'schen Uebersetzung zum Muster nahm und darnach die jambischen Verse vielfach mit dactylischen vermischte. Erst als sie das Original und die bessere Uebersetzung von Willibald Alexis kennen lernte, unterzog sie ihr Gedicht einer Ueberarbeitung, um reine jambische Verse wieder herzustellen. Begreiflich genug, daß ihrem Sinne die Schilderung der Natur und die Darstellung historischer Ereignisse bei den englischen Dichtern mehr zusagten,

als bei den deutschen Romantikern, aber auch hier beschränkt sich das Gleichartige wesentlich auf die Form, und immer muß man sagen: Was Annettens Gedichten den bestimmten Charakter gibt, was sie beinahe auf den ersten Blick nach Vorzügen und Mängeln als Gedichte Annettens von Droste kennzeichnet, ist ganz und gar aus ihrem Eigenen geschöpft.

Sie hat die verschiedensten Töne angeschlagen, beinah alle mit Erfolg. Nicht ohne Verwunderung hat man wol bemerkt, daß in so viel lyrischen Gedichten, in den Herzensergießungen eines weiblichen Wesens die Liebe gar keine Erwähnung finde. Ganz fehlt sie freilich nicht; um sich zu überzeugen braucht man nur einzelne Gedichte wie die „Taxus-Wand" und „Brennende Liebe" aufmerksam zu lesen. Auch folgt daraus, daß eigentliche Liebesgedichte bisher nicht bekannt geworden sind, keineswegs, daß sie niemals geschrieben wurden. Schücking erzählt von der Neigung zu einem jungen Arzte, die aber in Folge der verschiedenen gesellschaftlichen Stellung nicht zum Ziele führte. Sollte dies Erlebniß, wie ein Gedicht „Kinderspiele" aus dem Sommer 1820 vielleicht bezeugen könnte, in Annettens frühe Jugend fallen, so wäre die Annahme erlaubt, sie habe in ihrem ersten epischen Gedicht der unglücklich liebenden Alba und dem Ritter viel von ihrem Eigenen geliehen. Es würde sich dann auch erklären, daß ein so ernstes, tiefes Gemüth an der verwundeten Stelle sich für immer verschlossen und nur selten einem Nachklang früherer Zeiten eine Aeußerung erlaubt hätte.

Wenn sie der Liebe selten eine Huldigung brachte, so hat sie dagegen der Freundschaft einen Tempel erbaut, wie er selten würdiger errichtet wurde, nicht in dem Stile der Gleim'schen Allerweltsfreundschaft, sondern ausgestattet mit wenigen, aber von ihrer Hand unvergänglich gezierten Bildnissen. Bei ihrem Gemüth, bei ihrer schriftstellerischen Zurückgezogenheit begreift man, daß in ihren Gedichten das Persönliche eine bedeutende Stelle erhielt. Was sie Freunden und Freundinnen, sei es Lebenden gewidmet, sei es Abgeschiedenen auf den Grabeshügel gelegt: die Gedichte an Junkmann, Levin Schücking, Amalie Hassenpflug, die Denkblätter an Catharina Schücking, Clemens von Droste und Henriette von Hohenhausen, gehören zu dem Besten, was unsere Literatur in dieser Art besitzt. Am meisten gelingt ihr überhaupt der Ausdruck einer gehaltenen, nicht leidenschaftlichen, aber deshalb nicht weniger starken reinen Empfindung. Sie hat die Gabe, die recht eigentlich den bedeutenden Dichter kennzeichnet: mit den einfachsten Worten die tiefsten Gefühle aufzuregen. Ich glaube, wer die Schlußstrophe der „beschränkten Frau" längst auswendig kennt, wird sich doch beim Wiederholen dieser anspruchslosen Verse der Rührung schwerlich erwehren. Als Meisterin eines humoristisch scherzenden Tones erscheint sie dagegen in den allerliebsten Gedichten, „Dichters Naturgefühl" und das „Gastrecht". Wenige haben besser verstanden, das, was man ein Stimmungsbild nennen könnte, zu entwerfen. Man erlaube mir, zwei Strophen herzusetzen, weil sie zugleich von der Kraft und dem Wohllaut ihrer Sprache Zeugniß geben:

Steigt mir in diesem fremden Lande
Die allbekannte Nacht empor,
Klatscht es wie Hufesschlag vom Strande,
Rollt sich die Dämmerung hervor,

Gleich Staubeswolken mir entgegen
Von meinem lieben, starken Nord,
Und fühl' ich meine Locken regen
Der Luft geheimnißvolles Wort —

Dann ist es mir, als hör' ich reiten
Und klirren und entgegenziehn
Mein Vaterland von allen Seiten,
Und seine Küsse fühl' ich glühn;
Dann wird des Windes leises Munkeln
Mir zu verworrnen Stimmen bald,
Und jede schwache Form im Dunkeln
Zur tiefvertrautesten Gestalt.

Nicht weniger ausgezeichnet ist der „Mondes-Aufgang" und ein Gedicht, das unter Allem, was sie geschrieben hat, in erster Reihe zählt: „Im Moose". Sie benutzt die Natur nicht zu Allegorien, auch nicht eben häufig als Spiegel bestimmter Gemüthsbewegungen, sondern recht eigentlich zeichnet sie ein Bild mit so scharf bestimmten Strichen, so eigenthümlicher Beleuchtung, daß es unauslöschlich wie von der Hand eines bildenden Künstlers sich einprägt. Wenn man die „Mühle" von Ruysdael und „Das öde Haus" von Annette von Droste vor Augen hat, kann man zweifeln, wer von Beiden der größere Maler sei. Unter dem Eigenthümlichen das Originellste sind vielleicht die Haidebilder und was sonst einen ausgesprochen westphälischen Charakter trägt. Hier fühlt man, wie die schönen Worte zu Anfang ihres epischen Gedichts ihrem tiefsten Herzen entquollen sind. Sie kannte ihre Heimath, wie man auf einem geliebten Antlitz jede Linie und jede Falte kennt. Mit Rousseau hatte sie nicht allein die Kurzsichtigkeit gemein, sondern auch den durchdringenden Blick in die Tiefen der Natur, die der Auserwählten ihre schönsten Geheimnisse enthüllte und mit tausend Stimmen zu ihrem Herzen sprach.

Fremde haben ihr wol als besonderes Verdienst angerechnet, daß sie einer nur mit bescheidenen Reizen ausgestatteten Landschaft so treue Anhänglichkeit bewahrt habe; Eingeborene erblicken gewiß nicht ohne Dankbarkeit ihre Heimath in dem Schmucke dichterischer Farben, welche selbst dem Unscheinbaren Leben und Anmuth verleihen. Aber als einem, der selbst in diesem Lande geboren ist, sei mir die Bemerkung gestattet, daß jene Reize, wenn auch bescheiden, deshalb nicht minder anziehend und einer dichterischen Beschreibung vielleicht mehr als weit anspruchsvollere Landschaften würdig sind. Die eigenthümliche Anziehungskraft liegt, wenn ich nicht irre, darin, daß man in wenig anderen Ländern so ganz in der Natur lebt. An Fernsichten fehlt es bei dem Mangel erhöhter Punkte beinahe ganz, aber die Ebene ist keineswegs formlos oder einförmig, sondern durchschnitten und belebt von unzähligen Wäldern, Wiesen, Wallhecken, eingefriedigten Feldern und einzelstehenden Ansiedelungen. Alles was man sieht, sieht man in der Nähe; eine üppige Vegetation drängt sich auf den engen Wegen und Steigen an den Wanderer heran, und beinahe jede Wendung läßt ein neues in sich abgeschlossenes Bild hervortreten, zu welchem sich dann auch jeder Einzelne in einem eigenthümlichen, persönlichen Verhältniß fühlen kann.

Annette liebt es, wie wir schon beim Walther gesehen haben, durchaus

nicht, am unrechten Orte aufdringlich zu moralisiren; aber wie sehr sie die Aufgabe des Dichters als eine schwere und zugleich als eine hohe, heilige erfaßte, zeigen die Gedichte „Mein Beruf", „An die Schriftstellerinnen in Deutschland und Frankreich". Sie hat über die tiefsten und höchsten Fragen nachgedacht, und in einer eingehenden Biographie wäre es lohnend genug, ihre Ansichten im Einzelnen darzulegen. Durch Geburt in einen Kreis gesetzt, der, in gesellschaftlichen wie in politischen und religiösen Dingen innerhalb fest bezeichneter Grenzen verharrte, hat sie die Enge wol empfunden. Man bemerkt es zuweilen, auch wenn sie es nicht offen ausspricht, in ihren Briefen; aber um die Schranken gewaltsam zu durchbrechen, war sie viel zu selbstlos, viel zu sehr von Ehrfurcht und Liebe zu dem Altüberkommenen erfüllt. Sie erscheint als eine durchaus historische Natur, das heißt mit der geschichtlichen Entwickelung verwachsen, und es war ihr eine Herzenssache, das, was sie als tüchtig, verehrungs- und liebenswerth in ihrer Nähe erkannte, auch in ihren Schriften zur Geltung zu bringen. Aber niemals findet man, daß Vorurtheile des Standes ihren freien Blick getrübt, oder den Umgang mit Anderen gestört hätten, niemals läßt sie Schroffheit oder Unduldsamkeit gegen andere Meinungen oder Bekenntnisse hervortreten. In der „Schlacht im Loener Bruch", wo sie eine Episode des Religionskrieges schildert, hat sie die Person Christians von Braunschweig so sehr in den Vordergrund gestellt, daß zwar nicht das überlegende Urtheil, aber vorwiegende Neigung für ihn Partei zu nehmen scheint. Auch in dem geistlichen Jahr tritt das dogmatisch-Confessionelle wenig hervor, gewiß zum Vortheil der Gedichte, indem es Gefühlen und Erwägungen Raum läßt, die jedem tiefer empfindenden Gemüth, jedem schärfer prüfenden Verstand beinahe unabweislich sich entgegen drängen. Indem diese aber bei einer so eigenthümlich entwickelten Persönlichkeit zum Ausdruck kommen, gewinnt das Allgemeine wieder seinen besonderen Reiz. Freilich, man findet keine Lieder für gemeinschaftlichen Sonntags-Gesang, es sind die individuellsten Aeußerungen eines Geistes, der in gewaltigem, oft schmerzlichem Ringen seine heiligsten Besitzthümer aus der Fluth des Zweifels gerettet hat, und noch unter dem Eindruck der bestandenen Gefahren seine Sorgen und Hoffnungen, seine Freuden und Drangsale in mannichfaltig wechselnden, beinah immer eigenthümlichen Worten offenbart. Welche ursprüngliche Frische der Empfindung! Wie originell, wie echt weiblich zugleich sind ihre Betrachtungen am Himmelfahrtstage! Sie beklagt die Erde, die den Heiland nunmehr verloren hat, und preist die Menschen selig, die ihm begegnen konnten. Warum, fährt sie fort,

> Warum durft' ich nicht leben, als dein Hauch
> Die Luft versüßte, als dein reines Aug'
> Gesegnet jedes Kraut und jeden Stein?
>
> Dir nachgeschlichen wär' ich überall
> Und hätte ganz von fern,
> Verborgen von gebüschesgrünem Wall,
> Geheim betrachtet meinen liebsten Herrn.
> Zu Martha hätt' ich bittend mich gewandt
> Um einen kleinen Dienst für meine Hand:

Vielleicht den Herd zu schüren dir zum Mahl,
Zum Quell zu gehn, zu lüften dir den Saal —
Du hättest meine Liebe wol erkannt.

Die Versetzung des „gebüschesgrünen Walles", das heißt einer westphälischen Wallhecke, in die sandigen Ebenen von Palästina erinnert hier an die naive Auffassung ihres alten westphälischen Landsmannes im „Heliand", andere Gedichte, wie das herrliche Lied am Palmsonntag, athmen die ganze Süße mittelalterlicher Mystiker; hoffnungslose Klage ertönt in der Parabel vom verdorrten Feigenbaum, und wiederum klingt es wie die Stimme eines gottbegeisterten Propheten, wenn sie ausruft:

Ich hebe meine Stimme laut,
Ein Wüstenherold für die Noth.
Wacht auf, ihr Träumer, aufgeschaut!
Am Himmel steigt das Morgenroth.
Nur aufgeschaut!
Nur nicht zurück, dort steht der Tod!

Länger als zehn Jahre hat sie an dem geistlichen Jahr gearbeitet; mehrere der schönsten Gedichte finden sich bereits in der Ausgabe von 1838, und mit der Beendigung dieses Lebenswerkes ging auch ihr Leben zu Ende. Auf drei Bogen fanden sich in ihrem Nachlaß die siebenundvierzig Gedichte des zweiten Theiles zusammengedrängt, in kleinster, kaum zu entziffernder Schrift wie in größter Eile auf das Papier geworfen und mit Verbesserungen übersäet. Man sieht, sie hat es an Fleiß für diese Arbeit nicht fehlen lassen. Gleichwol schreibt sie einmal — am 17. November 1839 — an Junkmann: „Es kümmert mich wenig, daß manche der Lieder weniger wohlklingend sind, als die früheren; dies ist eine Gelegenheit, wo ich der Form nicht den geringsten nützlichen Gedanken opfern darf. Dennoch weiß ich wol, daß eine schöne Form das Gemüth aufregt und empfänglich macht, und nehme so viel Rücksicht darauf, als es ohne Beeinträchtigung des Gegenstandes möglich ist, aber nicht mehr." Diese Auffassung führt zu einer Bemerkung, die, wie ich glaube, im eigenen Interesse der Dichterin nicht fehlen darf.

Schon die wenigen bisher mitgetheilten Stellen lassen erkennen, daß sie den Wohllaut des Verses mit dem glücklichsten Ausdruck des Gedankens zu verbinden weiß. Wie erklärt es sich, daß man gleichwol in ihren Schriften Unklarheiten und Härten begegnet, welche manchen Leser abgestoßen, wenn nicht auf immer ihr entfremdet haben? Geklagt wurde darüber schon, als Annette noch lebte, ja als ihre Gedichte noch nicht einmal gedruckt waren. In dem Fragment eines Lustspiels, in welchem sie sich und den Kreis ihrer Bekannten redend einführt, läßt sie einen Verleger über die Hartnäckigkeit einer „Frau von Thielen" zürnen, in welcher man leicht die Dichterin wieder erkennt. „Es scheine ihr gar nichts daran gelegen," heißt es, „ob sie verstanden werde oder nicht; mit ein paar Worten, mit einer Zeile könne sie zuweilen das Ganze klar machen, aber sie wolle nicht." Später auf der Meersburg suchte Schücking oftmals den Wunsch nach emsigerer Feile geltend zu machen. Aber sie antwortete ihm selbstbewußt: Sint ut sunt, und verspottete ihn in dem Gedicht von einem Schimmel, der sich nach Anweisung eines Kritikers in einen Esel umgestaltet. „Heute,"

schreibt Schücking, „würde ich den Wunsch nicht wiederholen, weil die Form viel mehr zum Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehört, als ich damals einsah.“ Meines Theils kann ich nur bedauern, daß die Dichterin den schwerlich zu weit gehenden Rath ihres Freundes nicht befolgte. Gewiß ist der Schriftsteller nicht verpflichtet, sich dem ersten besten oberflächlichen Leser anzubequemen. Er mag ein hohes, ja das höchste Maß von Aufmerksamkeit und Kenntnissen in Anspruch nehmen, wenn es der Gegenstand erfordert und verdient. Er mag sogar absichtlich in einer Erzählung ein Halbdunkel verbreiten, wie es Annette mehrmals mit vortrefflicher Wirkung, und selbst in dem Vermächtniß des Arztes ohne sonderlichen Nachtheil verbreitet hat. Aber etwas Anderes ist es, wenn durch ungeschickten oder fehlerhaften Satzbau das Verständniß öfters erschwert, zuweilen unmöglich, zuweilen nur im Widerspruch gegen den grammatischen Sinn durch logische Combination zu erreichen ist. Schücking rechnet es Annetten zum Lobe an, daß sie die poetische Phrase wie jedes aufgeputzte und geschminkte Gefühl verachte und von zwei Worten immer das derbste und schmuckloseste wähle. In vielen Fällen ist das Lob berechtigt, und die Ursprünglichkeit des Ausdrucks einer der schönsten Vorzüge der Dichterin. Aber es sind nicht die treffenden, kräftigen Worte, die man anders wünschte, sondern gerade die matten, halbbezeichnenden, welche lediglich dem Reim oder dem Vers zu Liebe gewählt oder eingeschoben wurden. Von ihren Eigenschaftsworten finden sich einzelne so oft wiederholt, daß sie nicht viel mehr bezeichnen, als wenn Homer von der „rosenfingerigen“ Eos oder den „hauptumlockten“ Achäern redet. Es läßt sich, scheint mir, nicht in Abrede stellen, daß jenes Schönheitsgefühl, welches dem echten Künstler bis zur vollen Befriedigung keine Ruhe läßt, ihr nicht in dem Maße eigen war, wie es ihrer übrigen Begabung entsprochen hätte. Diesem Mangel fallen auch die Mängel ihrer Schriften weit mehr zur Last als einer eigensinnigen Nachlässigkeit. Denn nichts wäre ungerechter, als zu sagen, es habe ihr an Fleiß gefehlt, oder sie habe sich leicht genuggethan. Das Manuscript des geistlichen Jahres ist, wie erwähnt, mit Verbesserungen übersäet, Werke, deren die Meisten sich rühmen würden, hat sie niemals des Druckes werth gehalten, ganze Gesänge unterdrückt, den St. Bernhard und die Schlacht im Loener Bruch unbarmherzig, wie sie es nennt, „mit der Heckenscheere beschnitten“. Aber, wenn sie in dem Brief an Junkmann erklärt, daß sie der Form keinen irgend nützlichen Gedanken opfern wolle, so hätte sie sich zugleich des Schiller'schen Wortes erinnern sollen, daß bei dem Schönen das Gefäß den Gehalt macht. Nützliche Gedanken kann man auch in Prosa aussprechen; in einem Gedicht sollen sie gerade durch ihre Schönheit wirken. Es heißt also geben und nehmen zu gleicher Zeit, wenn man die Form doch wieder dem Nutzen opfern will.

Aber Mängel solcher Art bilden gewiß keinen Grund, von einem Quell edelster Poesie sich abzuwenden, der, je näher man ihm kommt, um so reicher zu fließen scheint.

Denn wir haben bisher nur von ihren Gedichten gesprochen. Was wir in Prosa von ihr besitzen, ist nicht viel, aber gleichwol ein Zeugniß seltener Fähigkeiten. Sie hat nur eine Novelle geschrieben, aber diese eine, „die Juden-Buche“, gehört in dem „deutschen Novellen-Schatz“ unzweifelhaft zu den vorzüglichen.

Man darf ohne Gefahr Jedem, der sie noch nicht gelesen hat, den Rath geben, sie bald zu lesen. Gleich hier möchte ich aber die thatsächliche Grundlage der Dichtung mittheilen: ein für den Culturhistoriker, wie für den Novellisten merkwürdiges Ereigniß, von dem Annette auf den Gütern ihrer paderbornischen Verwandten öfters reden hörte. Im Herbste 1782 hatte ein Ackerknecht aus dem Dorfe Ovenhausen, Hermann Winkelhannes, einen jüdischen Händler, der ihn vor Gericht gezogen, erschlagen, alsdann die Flucht ergriffen, so daß man seiner nicht habhaft werden konnte. Da traten bei dem Begräbniß der Bruder des Ermordeten und einige Glaubensgenossen zu dem Drosten des Ortes, einem Herrn von Haxthausen, mit der Bitte, er möge gestatten, daß der Rabbiner in die Rinde des Baumes, unter welchem der Leichnam gefunden war, eine Inschrift einschneide, von welcher sie eine besondere Wirkung erwarteten. Der Winkelhannes hatte unterdessen die holländische Grenze erreicht; als Matrose diente er auf holländischen Schiffen, wurde dann im Mittelmeer von Piraten gefangen und nach Algier geschleppt. Aus der Gefangenschaft richtet er am 8. November 1787 eines der sonderbarsten Schreiben an seinen Landesherrn, den Fürstbischof von Paderborn: ein Gesuch, man möge ihn auslösen. Aber man ging nicht darauf ein; der Drost bemerkt in seinem Gutachten, man werde den Menschen nur befreien, um ihn in der Heimath den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Zwanzig Jahre später, im April 1807, erschien der Winkelhannes unerwartet wieder im Dorfe. Er verdankte seine Freiheit einer Expedition, welche Hieronymus Napoleon, damals noch Großadmiral von Frankreich, im Jahre 1806 gegen den Dei von Algier unternommen hatte. An der italienischen Küste war der Befreite an's Land gesetzt, mit einem Reisegelde von acht Kronen beschenkt und von da seiner Heimath zugewandert. Kein Gericht beunruhigte ihn mehr, das Verbrechen war verjährt; aber Niemand, nicht einmal der Bruder wollte mit einem Mörder freundlichen Umgang pflegen. Und nun erfolgt das Merkwürdige: Der Mensch, der länger als zwanzig Jahre ungebeugt die härteste Sklaverei ertragen hatte, ertrug nicht die Freiheit und die Straflosigkeit und die Mißachtung in der Heimath oder vielleicht in der eigenen Brust. „Als ihm einst der Drost die Geschichte mit dem Baum und den Zeichen, die die Juden darein geschnitten, erzählte, und wie sie bedeuteten, daß der Mörder keines rechten Todes sterben solle, hat er geantwortet: „O das sollte ich doch nicht denken; ich habe doch so lange dafür Buße gethan und fest an meinem Glauben gehalten, als sie mich überreden wollten, ihn abzuschwören." Aber er kam nicht mehr zur Ruhe. Ehe der Herbst verging, fand man ihn erhängt nicht fern von demselbigen Baume, welchen die Juden fünfundzwanzig Jahre früher zum Rächer des Verbrechens geweiht hatten. Annetten's Erzählung, die zuerst 1842 im Morgenblatt, dann in den „Letzten Gaben" 1860 zum Druck gelangte, ist im Sommer 1839 nicht angefangen aber beendigt worden. Am 22. August schreibt die Dichterin an Schlüter: „Ich habe jetzt wieder den Auszug aus den Acten gelesen, den mein Onkel August schon vor vielen Jahren in ein Journal rücken ließ und dessen ich mich nur den Hauptumständen nach erinnerte. Es ist schade, daß ich nicht früher darüber kam; er enthält eine Menge höchst merkwürdiger Umstände und Aeußerungen, die ich jetzt nur zum Theil benutzen kann,

wenn ich die Geschichte nicht ganz von neuem schreiben will. Vor Allem ist der Charakter des Mörders ein ganz anderer; was zwar an und für sich nicht schadet, aber mich nöthigt mitunter das Frappanteste zu übergehen, weil es durchaus nicht zu meinem Mergel passen will. Das Journal wird mir übrigens nicht schaden, es ist gar nicht aufgekommen und schon nach drei Monaten Todes verblichen, auch zwanzig Jahre darüber hingegangen. Herr Carvacchi [kurhessischer Oberfinanzrath und Bevollmächtigter beim Zollverein in Münster] ist der einzige Mensch, der sich dessen erinnert, weil einer seiner Bekannten (Herr Straube aus Kassel) es herausgab; so fürchte ich die Vergleichung nicht, die sonst jedenfalls zu meinem Nachtheile ausfallen würde, denn einfache Wahrheit ist immer schöner, als die beste Erfindung."

Das Journal, von welchem sie redet, ist die „Wünschelruthe", herausgegeben von H. Straube und Dr. J. P. von Hornthal, welches in der That nur sechs Monate, von Januar bis Juni 1818, in Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht erscheinen konnte, in der kurzen Zeit aber Manches Interessante von den Brüdern Grimm, Achim von Arnim, E. M. Arndt, Graf Löben, dem Maler M. Müller, sodann von August und Werner von Haxthausen und andern, die dem früher erwähnten Kreise angehörten, gebracht hat. In diesem Blatte, in den Nummern 11. bis 15. vom 5. bis 19. Februar, findet sich unter der Aufschrift: „Geschichte eines Algierer Sklaven" der Auszug aus den Acten, dessen Annette gedenkt und welchem ich die eben mitgetheilten Thatsachen entlehnte [1]). Wenn aber Annette meint, die Vergleichung würde zu ihrem Nachtheile ausfallen, so redet die Bescheidenheit; die Vergleichung stellt gerade ihre bildende Kraft in das hellste Licht. Sie hat nur nach einer ungenauen Erinnerung gearbeitet. Alle Jahreszahlen sind verändert oder verwechselt. Die ganze Entwickelungs-Geschichte des Helden, die Schilderung des Landes, der Zustände, in denen er aufwuchs, gehören ihr allein, nicht weniger das wirkungsvolle Halbdunkel über der Person des Mörders und seines Doppelgängers, und, wie man denken kann, die ergreifende Schilderung des Weihnachts-Abends, an welchem der unglückliche Mensch gealtert, elend, gebrechlich in seinem Heimaths-Dorfe wieder anlangt. Die Darstellung ist durchweg des größten Lobes werth, die Sprache klar, kraftvoll und von wunderbarer Frische und Originalität. Hätte sie diese so seltenen Gaben häufiger benutzt und sorgfältiger ausgebildet, man darf glauben, daß sie im Roman, in der Novelle noch Vorzüglicheres als in gebundener Rede geleistet hätte. Kaum weniger vortrefflich als „die Judenbuche", ist das novellenartig gehaltene Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Die Frage, ob ihr für humoristische Darstellung ein Talent verliehen sei, eine Frage, die sie in einem Briefe an Schlüter zu verneinen geneigt ist, entscheidet sich dadurch gegen ihr eigenes Urtheil, aber durchaus zu ihren Gunsten. Man liest nicht leicht etwas Anmuthigeres als diese „Aufzeichnungen des lausitzer Edelmanns", der seine

[1]) Der Auszug findet sich vollständig in meinem Aufsatze „Annette v. Droste und ihre Novelle „Die Judenbuche" in der Monatsschrift für die Geschichte des westlichen Deutschlands von R. Pick, VI, 39; auch mit geringen Abweichungen in Schücking's „Westphäl. Antiquarius", im westphäl. Merkur vom 11. und 12. Januar 1866.

katholischen Verwandten in Westphalen, man könnte sagen auf dem Hülshofe, besucht, denn Annette hat hier Gelegenheit genommen, nicht allein der Heimath, sondern auch dem väterlichen Hause, den Ihrigen, sich selber ein Denkmal zu setzen, dichterisch, liebevoll, aber ohne Schmeichelei, das neben den Vorzügen die Schwächen nicht verhehlt. Auch die eingewebten Scherze und Anekdoten sind großen Theils wirklichen Vorfällen entlehnt, sogar die Erzählung von dem Mohren, der von dem Bauern für den Teufel gehalten und vor dem nahen Kreuze gewarnt wird. Es war der Kammermohr des Grafen Merfeld, welchem dieses sonderbare Abenteuer begegnete.

Von der Leichtigkeit ihres prosaischen Ausdrucks zeugen auch ihre Briefe. Schon die an Sprickmann gerichteten sind für ein so jugendliches Alter ungewöhnlich gut geschrieben, die späteren an Schlüter zum Theil so vortrefflich, daß man sie für Abschriften eines sorgfältig ausgearbeiteten Entwurfes halten könnte, wenn nicht eingestreute Provinzialismen und andere Nachlässigkeiten diese Annahme meistens wieder ausschlössen. Der höchste Reiz liegt aber bei den Briefen wie bei den Gedichten in dem Einblick, den sie in den Charakter und das Geistesleben der Dichterin eröffnen. Es gibt wenig Beispiele, daß von einem Schriftsteller so Viel und doch nur Gutes bekannt wäre. In allem, was sie gesagt oder geschrieben hat, findet sich nicht ein Wort, dessen sie sich schämen müßte, nicht ein Gedanke, der den reinen Spiegel ihres Wesens trüben könnte. Wenn hervorragende, besonders poetisch begabte Menschen nur zu häufig mit Sitte und Gesetz in Zwiespalt gerathen, wenn wiederum in den ordnungsmäßigen Geleisen so leicht der freie Blick für eine höhere Entwickelung verloren wird, so finden wir in Annetten eine Schriftstellerin, welche mit offenem Herzen für Natur und Kunst, für Wissenschaft und Literatur ihren eigenen Weg geht, ohne doch mit einem Schritt die Grenze zu verletzen, welche das feinste weibliche Zartgefühl gezogen hat. Je näher man sie kennen lernt, um so mehr wächst das Gefühl einer persönlichen Zuneigung. Und muß ihren Werken gegenüber nicht dasselbe gelten? Sie gehört durchaus zu den Schriftstellerinnen, die eine dauernde Theilnahme in Anspruch nehmen, aber auch belohnen. Je länger man sich mit ihr beschäftigt, um so weniger wird man von ihren Gedichten sich etwas nehmen lassen, und um so weiter den Kreis der Dichterinnen ausdehnen, unter welchen man den Ehrenplatz ihr zugestehen möchte. Für Westphalen, für Deutschland, kann eigentlich kein Zweifel sein; aber ich glaube, man darf mit guter, ruhiger Ueberlegung auch den Ausspruch der begabten österreichischen Dichterin wiederholen, welchen Schücking der Gesammtausgabe vorgesetzt hat. Anmuthige und gefühlvolle, auch leidenschaftliche und tiefsinnige Gedichte sind nicht selten einer weiblichen Hand gelungen, aber von so bestimmter Originalität, so ganz aus sich selber schöpferisch gestaltend kenne ich in der modernen Literatur keine zweite Dichterin, und man müßte vielleicht auf das Alterthum zurückgehen und aus den wenigen uns erhaltenen Fragmenten der lesbischen Sappho ein Bild ihrer gesammten Persönlichkeit zu gewinnen suchen, um neben Annette von Droste eine Dichterin von gleicher Begabung hinzustellen.

Durch die Gesammt-Ausgabe der Werke hat sich Schücking ein neues Verdienst erworben. Jeder weiß, und wir haben es bei Kleist und Grillparzer erfahren, wie sehr es der Würdigung eines Dichters zum Vortheil gereicht, wenn man seine Leistungen ohne Mühe im Zusammenhang übersehen kann. Auch die Mängel früherer Ausgaben sind jetzt zum großen Theil verbessert. Sehr correct war die erste, freilich nur einen Theil der Gedichte umfassende Ausgabe, Münster 1838; Annette schreibt am 19. Juli, sie habe nur einen einzigen Druckfehler darin gefunden. Mehr Fehler hätte sie in den vollständigeren Ausgaben, Stuttgart 1844, 1861, 1873 und 1877 finden können; die meisten in der ersten Auflage der „Letzten Gaben", Hannover 1860, und zwar in Folge eines besonderen Uebelstandes. Der Abdruck erfolgte nach einer Abschrift, die sich, von der Hand der Schwester angefertigt, in Annettens Nachlaß gefunden hatte. Später zeigte sich, daß ein beträchtlicher Theil der Gedichte bereits früher, insbesondere im Morgenblatt 1844 und in rheinischen Taschenbüchern veröffentlicht war, unverkennbar in einer weit vorzüglicheren Form, so daß die dem Abdruck von 1860 zu Grunde gelegte Handschrift nur als eine frühere, unvollkommene Aufzeichnung gelten kann. Es ist das Verdienst des Dr. Gustav Eschmann, in einem Programm des Gymnasiums von Burgsteinfurt (Neun Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff, Elberfeld 1873), auf den älteren Abdruck hingewiesen und eine genaue Vergleichung der Lesarten angestellt zu haben. Mehrere Gedichte, z. B. „Durchwachte Nacht", „Das Gastrecht", konnten erst dadurch in ihrer wahren Gestalt erscheinen. Die Eschmann'sche Arbeit ist der Gesammt-Ausgabe wesentlich zu statten gekommen. Schücking hat sich freilich nicht unbedingt an diese spätere Form gebunden, sondern zwischen den verschiedenen Lesarten frei gewählt, und man muß zugestehen, daß in mehr als einem Falle die spätere Form in der That nicht als Verbesserung erscheint. Unter dem werthvollen Neuen der Gesammt-Ausgabe habe ich schon hervorgehoben den Walther und einen Theil des dritten Gesanges des St. Bernhard. Ungern vermißt man unter den Jugendarbeiten „Das befreite Deutschland". Ein Commentar könnte bei Gedichten, die so viel Persönliches enthalten, von großem Nutzen sein; für eine Stelle, die allerdings die Geduld des eifrigsten Scholiasten ermüden könnte, hat Schücking eine Andeutung gegeben. In dem Gedicht „Instinct" (I., 166) heißt es mit nicht eben glücklicher Wendung:

> Was ist Instinct? — tiefsten Gefühles Herd;
> Instinct trieb auch die Mutter zu dem Kinde,
> Als jene Fürstin, von der Gluth verzehrt,
> Als Heil'ge ward posaunt in alle Winde.

Schücking deutet in einer Anmerkung richtig auf ein „Fest des Fürsten Schwarzenberg"; nur hat Annette nicht ein Fest „beim Wiener Congreß" im Sinne, sondern das berufene Pariser Fest zur Feier der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise am 1. Juli 1810, bei welchem der Festsaal durch eine entsetzliche Feuersbrunst zerstört wurde, wie es Varnhagen von Ense in seinen Denkwürdigkeiten (Leipzig 1843 II., 215) beschrieben hat. Die „Fürstin" ist die Gemahlin des Festgebers Joseph von Schwarzenberg, welche in den Flammen ihren Tod fand. In damaligen Zeitungen und späteren Memoiren ist mit

vieler Phantasie geschildert, wie die schon gerettete Fürstin, um ihre noch vermißte Tochter aufzusuchen, aus dem Garten in den brennenden Saal zurück eilte, was freilich Varnhagen als Augenzeuge für etwas ganz Unmögliches erklärt. Bei dem Walther würde eine Vergleichung der Handschriften wahrscheinlich eine interessante Verschiedenheit der Lesarten herausstellen, gleich in der ersten Zeile fordert das Versmaß statt „Mondschein“ nothwendig „Mondenschein“. In dem Gedicht „Schloß Berg im Thurgau“ hat die Gesammt-Ausgabe (I, 414) wie alle früheren zu Anfang der zehnten Strophe den Vers „Nur einsam nicht ... Dort taucht es aus den Wolken.“ Statt „Wolken“ ist aber „Wellen“ zu lesen, das fordert nicht blos der Reim auf „schwellen“ sondern auch der Sinn, denn es ist in den vorhergehenden Zeilen von der „weiten weißen Wolkenfluth“ die Rede, und von „Dem weiten, weiten Meere“, in welchem „das Haupt des Säntis wie die Arche schwimmt“. Bei einer Dichterin, welche ungewöhnliche Wortstellungen nicht vermeidet, ist auch die Interpunction sehr wesentlich, zuweilen entscheidend für den Sinn. In dem Gedicht „Der Fischer“ (I, 424) ist nicht zu lesen „Kleider, reiche, Sandalen auch“, sondern: „Kleider reiche, Sandalen auch“, denn es handelt sich nicht um reiche Kleider sondern darum, daß der Vater dem armen Fischerknaben Kleider reichen soll. Der Herausgabe des geistlichen Jahres haben zuerst Junkmann und Schlüter, in den spätern Auflagen Gustav Eschmann eine liebevolle Sorgfalt und eine so unermüdliche wie unentbehrliche Ausdauer zugewendet. Denn das einzige noch erhaltene Manuscript bietet Schwierigkeiten, wie sie nur in den seltensten Fällen ein Herausgeber überwinden muß. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Versen war noch nicht zu entziffern, auch an der Berechtigung einzelner Lesarten könnte man zweifeln. Ich möchte aber für jetzt nicht darauf eingehen und nur über die Briefe noch Einiges bemerken. Die zweite Ausgabe ist eine sogenannte Titel-Auflage. Sie wiederholt deshalb die, meistens schon in den Anmerkungen des Herausgebers verbesserten Druckfehler der ersten, hat aber interessante Beilagen erhalten, darunter den früher erwähnten Brief Annettens an die Generalin von Thielmann und einen neuen Brief an den Herausgeber. Daß der merkwürdige Brief aus Eppishausen in den Herbst 18[illegible] nicht 18[illegible] gehört, ist gleichfalls schon erwähnt. Statt „unerträgliche“ würde ich S. [illegible], Z. [illegible] lieber „untrügliche Zeichen der Armuth“ lesen. Das Wort, welches den von Annette in der Ausgabe von 18[illegible] bemerkten einzigen Druckfehler „Nach [illegible] Thräne kam“ S. [illegible], Z. [illegible] v. u. verbessert, lautet nicht kam, sondern „kann“. Der Verfasser des [illegible] S. 114 heißt nicht Jens, sondern Jean. In Annettens Gedicht S. [illegible] Z. 1 sollte nicht von dem „[illegible]“, sondern von dem „[illegible]“ die Rede sein. Die richtige Bedeutung der in den Anmerkungen S. [illegible] mitgetheilten Verse Goethe's erfährt man aus seinem Briefwechsel mit Marianne von Willemer (2. Auflage von Th. Creizenach, Stuttgart 18[illegible], S. [illegible]). Die Verse wurden in ein Exemplar der Wanderjahre geschrieben, das ursprünglich für Adele Schopenhauer bestimmt, in Folge einer Verwechslung an Marianne v. Willemer abgegangen und von dieser an Goethe zurückgeschickt war. — Für Annettens Biographie gibt es keine wichtigere Quelle als die Briefe. Der Herausgeber hat sich ein beson-

peltes Verdienst erworben, das erste, größte, indem er bewirkte, daß solche Briefe geschrieben wurden, das zweite, indem er sie zur allgemeinen Kenntniß brachte. Eine schöne Ergänzung bilden die gleichfalls von Schlüter herausgegebenen Lieder mit Pianofortebegleitung, componirt von Annette von Droste-Hülshoff, Münster 1877. Sie erwecken nicht gerade besonderes Verlangen nach den verlorenen Opern, enthalten aber eine Anzahl volksmäßiger Melodien von unvergänglichem Reiz. Erwähnung verdient noch das anonym (in der That von Claasen) veröffentlichte Buch: Annette Elisabeth von Droste-Hülshoff, ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens, Gütersloh 1879. Es bringt für die Biographie einzelnes Werthvolle. Angenehm berühren auch der Ernst und die Wärme, mit welchen der Verfasser in die Werke der Dichterin einzudringen und ihr Wesen sich selbst und seinen Lesern näher zu bringen sucht. Ich zweifle aber, ob die Art, wie abweichende Meinungen von ihm abgefertigt werden, der Verfasserin „des geistlichen Jahres" zusagen könnte. Die Gedichte von Heyse und Rittershaus auf Annette werden, das erstere im ganzen Wortlaut, das zweite mit Veränderungen abgedruckt, aber von den Namen der Autoren nur die Anfangsbuchstaben. Dem sicheren Ton der Behauptungen entspricht es wenig, wenn der Inhalt des Walther S. 134 so unrichtig angegeben wird, daß die Annahme, der Verfasser habe ihn gar nicht, oder seit langer Zeit nicht gelesen, als eine Entschuldigung erscheinen könnte. Der „Judenbuche" wird S. 155 sogar der Inhalt einer ganz anderen Novelle zugeschrieben, welche Annette nach Aussage ihrer Briefe (S. 91) allerdings entworfen, aber niemals ausgeführt hat. Gegen den S. 44 ihm beigelegten Titel eines ersten Herausgebers des Nibelungenlieds würde der Freiherr von Laßberg sicher Einsprache erheben. Auch die Gedichte sind nicht ohne Fehler gedruckt; in der Schlußzeile des Gedichtes „Abschied von der Jugend" (S. 215) wird sogar in dem schönen Ausdruck: „Uebermorgen so wie heute," das erste Wort ebenso unpassend als eigenmächtig durch „Allewege" ersetzt. Immerhin beweist diese rasch anwachsende Literatur, welcher noch inhaltreiche Aufsätze von Betty Paoli, Herbst, Scherr, Jacoby, Schumacher und Anderen sich einreihen ließen, wie sehr das Interesse für die Dichterin und die Schätzung ihres Werthes im Steigen begriffen sind [1]).

---

[1]) In dem ersten Theile dieses Aufsatzes, S. 223, Z. 4 v. u. ist statt der drei Punkte (...) zu lesen: „! So."

Die Schlacht bei Waterloo.

Novellette
von
Alexander L. Kjelland [1]).

I.

Im Allgemeinen ist man der Ansicht, daß es ebenso unterhaltend wie mit Gebrauch und Sitte übereinstimmend ist, sich zu verlieben. Wenn noch dazu die Verhältnisse das Aufflammen des Feuers begünstigen, wie es in unserm harmlosen Norwegen der Fall, so ist ein junger Mann ohne Neigung eigentlich etwas Unbegreifliches, Unfertiges. Weder wachsame Väter noch händelsüchtige Brüder verhindern die Annäherung, und eine Verlobung erscheint als ein reizendes Mittelding zwischen Ehe und Freitisch in einer guten Familie, als ein süßes Band, das sich ebenso leicht löst, wie knüpft

So dachte auch Vetter Hans, und doch wollte es ihm nicht gelingen, das ersehnte Ziel zu erreichen. Schon war ein volles Jahr vergangen, seit er die runde Mütze des Studenten trug, und immer noch hatte er Nichts von dem fieberhaften Zustande an sich verspürt, der nach Aussage der Sachverständigen ein sicheres Symptom der wahren Liebe ist.

---

[1]) Der Schriftsteller, welchen wir hier unsern Lesern vorstellen, ist am 18. Febr. 1849 in Stavanger in Norwegen geboren, einer kleinen Handelsstadt, wo die Kjelland's, eine alte Kaufmanns-Patrizierfamilie, seit langer Zeit eine große Rolle gespielt haben. Er studirte in Christiania die Jurisprudenz und wurde Rechtsanwalt, hat aber nie prakticirt, sondern lebt in Stavanger als Eigenthümer einer Ziegelei. 1879 trat er, kurz nach einer für seine Entwickelung entscheidenden Reise nach Paris, zum ersten Male mit einem Bande „Novelletten" als Schriftsteller auf. Es waren kurze, kecke, scharf sarkastische und witzige Bilder des norwegischen Lebens. Sie hatten viel Erfolg. 1880 folgte außer einer neuen, ebenso feinen Sammlung „Novelletten" und einem Bande kleiner Arbeiten „Für die Bühne" der anziehende, in der norwegischen Literatur alleinstehende Roman „Garman et Worse", der das Leben und Treiben in einer norwegischen Küstenstadt so schildert, daß die Ideen der neuen Zeit, das geistige Ringen des Volkes, das Verhältniß zwischen der älteren und neueren Generation sich darin spiegeln. Bei Kjelland vereint sich Weltton mit Frische, heitere Laune mit einer schneidenden Satire. Er verdient wol, von dem deutschen Publicum, das Björnson, Ibsen, Magdalene Thoresen so gut aufgenommen hat, gekannt zu sein.

Er konnte mit einem Fischer verglichen werden, der genau auf jeden Ruck der Angel merkt, in der Hoffnung, es müsse doch endlich einmal Etwas anbeißen. So oft er einer Dame ansichtig wurde, hielt er den Athem an und achtete genau auf sein Herz. Vergebens! Der ersehnte Zustand wollte sich nicht zeigen, die Metamorphose seines Aeußern, die er von dem großen Moment erwartete, nicht vor sich gehen. Sein rothes Haar blieb roth, ohne einen Schimmer von braunen Reflexen, und sein Antlitz lang und bleich.

Eines Vormittags hatte er die Richtung nach der Festung eingeschlagen und nahm ermüdet auf einer Bank Platz, um einige Soldaten zu beobachten, die in der Sonnengluth allerlei gymnastische Uebungen anstellten.

„Welcher Unsinn,“ dachte er. „Unser armes Land könnte wahrlich bessere Verwendung für sein Geld finden, als es in dieser Weise zu vergeuden!“ — — „Adieu, auf Wiedersehen!“ unterbrach eine Mädchenstimme seine Betrachtungen.

„Adieu, Kind,“ erwiderte ein tiefer Baß.

Hans wandte sich langsam um. Er erblickte einen alten Herrn von militärischem Aussehen, der eben im Begriff war, sich von einer jungen Dame zu verabschieden. Nachdem sie sich getrennt hatten, setzte der alte Herr seinen Spaziergang über die Wälle fort, während das junge Mädchen rasch den Rückweg nach der Stadt antrat. Hans folgte der kleinen, zierlichen Gestalt mit den Augen, und er mußte sich gestehen, daß er noch nie einen so sicheren und doch so graziösen Gang bei einer Dame bemerkt habe.

Plötzlich zuckte er, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen. Die Unbekannte hatte sich umgewandt, wahrscheinlich um dem alten Herrn noch einmal zuzunicken, und ihr Blick war unversehens dem seinigen begegnet. Das Blut stieg ihm siedend heiß zu Kopf — kein Zweifel! Auch er war endlich in den Banden der Liebe gefangen! Jetzt galt es, den richtigen Zeitpunkt nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Schnell raffte Hans Handschuhe, Stock und Mütze, die er neben sich auf die Bank gelegt hatte, zusammen und eilte der Dame mit beflügelten Schritten nach.

Was kümmerten ihn die erstaunten Blicke der Vorübergehenden, die unsanften Begegnungen derjenigen, mit denen er zusammenstieß! Er folgte ja der Stimme des Herzens, und seine Gedanken waren bei der Geliebten, deren häusliche Tugenden er sich bereits in den schönsten Farben ausmalte. Er wußte genug; hatte er doch gesehen, wie sie auf den Spaziergang mit dem Vater verzichtete, um nach Hause zu eilen, wo das Mittagsbrod ihrer sorgenden Hand harrte.

Sie war unzweifelhaft ein Ideal der Weiblichkeit! Vielleicht hatte sie keine Mutter mehr; das war so rührend, und obendrein hielten die meisten Schriftsteller es für einen großen Vorzug. Er war scharfsichtig, der eine Blick hatte ihm genug offenbart; jetzt blieb ihm nur noch übrig, ihre Wohnung und ihren Namen in Erfahrung zu bringen. Vor dieser Aufgabe schreckte er nicht zurück, denn jede wahre Neigung liebt es, Hindernisse zu überwinden.

Als die Verfolgung eine Weile vor sich gegangen war (immer auf der Sonnenseite), verschwand die junge Dame in einem Hause, eigentlich zur geheimen Befriedigung des Jünglings, der bei der Temperatur des Tages schon zu er-

matten begann. Er merkte sich die Hausnummer und blieb in einiger Entfernung stehen, um sich von der überstandenen Anstrengung zu erholen.

Ein seliges Lächeln umschwebte seine Lippen, während er so dastand und seine Toilette in Ordnung brachte. Er befand sich in jener Stimmung, in welcher man von der Außenwelt Nichts hört und Nichts sieht, und halblaut sagte er vor sich hin: „Die Liebe duldet Alles, sie trägt Alles!“ —

„Und macht sehr warm!“ schloß ein kleiner dicker Herr, dessen weiße Weste plötzlich innerhalb seines Gesichtskreises auftauchte.

„Du bist es, Onkel Friedrich,“ sagte Hans etwas verlegen.

„Wie Du siehst,“ erwiderte der Angeredete und faßte ihn beim Arm, um ihn nach der schattigen Seite der Straße hinüberzuführen. Es gab nämlich zwei Dinge, welche der gute Onkel vorsichtig vermied, die Sonnenseite und unmäßiges Lachen; beides aus Gründen, die man in Ansehung seiner Gestalt leicht errathen wird.

„Wenn ich nur wüßte, wer in jenem Hause wohnt,“ seufzte Hans, indem er sich widerstrebend der Führung des Alten überließ.

„Das kann ich Dir sagen,“ meinte der Onkel, als sie glücklich aus der Sonnengluth heraus waren. „Es ist mein alter Freund, der Hauptmann Schrappe, den die halbe Stadt von der Festung her kennt.“

„Dann habe ich auch diesen, dem Ansehen nach höchst interessanten alten Herrn gesehen,“ rief Hans eifrig. „Wie sehr würde ich wünschen, seine Bekanntschaft zu machen!“

„Nichts leichter, als das,“ sagte der Onkel. „Wenn Du Dich nur irgendwo auf den Festungswällen hinpostirst und Linien in den Sand ziehst, so wird er ganz von selbst kommen und Dich anreden. Nimm Dich aber in Acht, er kann gefährlich werden.“

„Wie so, Onkel?“ fragte Hans betreten.

„Je nun, mich hat er einmal fast um's Leben gebracht — natürlich nur durch seine Beredtsamkeit, verstehst Du,“ fuhr der alte Herr fort. „Er pflegt nämlich zwei Geschichten zu erzählen, von denen die eine ungefähr eine halbe Stunde in Anspruch nimmt, die andere dagegen fast zwei. Und letztere habe ich nicht weniger als drei Mal mit anhören müssen,“ fügte er seufzend hinzu.

„Die beiden Geschichten sind also sehr langweilig,“ fragte Vetter Hans kleinlaut.

„Wie man es nimmt, ein Mal geht es schon an. Für den Fall, daß Du Dich wirklich in ein Gespräch mit dem Hauptmann einlassen willst, werde ich Dir indessen einen kleinen Wink geben. Kommst Du mit der kurzen Geschichte davon, welche von einem Feldmanöver in Schonen handelt, so hast Du nichts zu thun, als mit dem Kopfe zu schütteln, oder beifällig zu nicken. Der Hauptmann hat die Gewohnheit, das Operationsfeld durch Zeichnungen im Sande anschaulich zu machen, und wenn Du nur auf A und B Achtung gibst, wirst Du Dich schon zurecht finden. Auf einen Punkt muß ich Dich aber noch besonders aufmerksam machen.“

„Der Hauptmann wird wahrscheinlich ungeduldig, wenn man nicht gleich Alles versteht,“ warf Hans ein.

„Im Gegentheil! Sobald er merkt, daß sein Zuhörer seinen Worten nicht folgt, fängt er gleich wieder von vorn an. Die Pointe der Erzählung bildet nämlich die Beschreibung einer vom Hauptmann selbst gegen den Befehl des Generals vorgenommenen Bewegung, durch welche er Freund und Feind in gleich große Verlegenheit brachte. Unter uns gesagt, war dieser Geniestreich die Veranlassung zu seiner Verabschiedung. Sobald er diesen Punkt berührt, mußt Du nicht vergessen, eifrig mit dem Kopfe zu nicken und die Worte zu wiederholen: ‚Natürlich — das einzig Richtige — der Schlüssel der Position'. Merke Dir dieses. Hast Du aber das Unglück, die lange Geschichte, die von der Schlacht bei Waterloo anhören zu müssen, so bleibt Dir keine Wahl, als entweder ganz stillzuschweigen, oder genau Acht zu geben. Eins muß ich Dir übrigens noch sagen," schloß der Onkel mit feierlicher Miene. „Hüte Dich vor Blücher! Ich wiederhole es, hüte Dich vor dem alten Blücher! — — Doch weshalb nimmst Du eigentlich einen solchen Antheil an dem originellen Alten? Hast Du etwas mit ihm vor?"

„Sage mir noch, ob er nur des Vormittags spazieren geht?" unterbrach ihn Hans ungeduldig.

„Jeden Vormittag von elf bis eins, und jeden Nachmittag von fünf bis sieben. Warum willst Du das aber wissen?"

„Hat er viele Kinder?" setzte der Neffe seine Fragen unbeirrt fort.

„Nur eine Tochter; aber was zum Teufel —"

„Adieu, Onkel! Ich muß nach Haus, zu meinen Büchern."

„Warte doch noch einen Augenblick; hast Du nicht Lust, heute mit mir zu Tante Maren zu gehen? Ich bin beauftragt, Dich einzuladen."

„Danke, ich habe keine Zeit," rief Hans, der sich schon einige Schritte entfernt hatte.

„Es ist Damengesellschaft dort, junge Damen," rief der Onkel, während Vetter Hans rasch enteilte.

„Was ist denn in den gefahren," murmelte der alte Herr, ihm verwundert nachblickend. „Entweder ist der junge Mann verliebt, oder er ist toll. Er schien sich besonders lebhaft für den alten Hauptmann zu interessiren; oder wäre vielleicht Fräulein Betty der Gegenstand seiner heimlichen Liebe? Doch nein," schloß er kopfschüttelnd seine Betrachtungen, „so viel Verstand hat mein Neffe Hans bei Gott nicht."

II.

Das Mittagsmahl war rasch beendigt, und zwar aus zwei verschiedenen Gründen. Erstens wußte Vetter Hans aus alten Dichtern, daß verliebte Menschen niemals Hunger haben, und zweitens waren Fleischklöße nicht seine Passion. Mit Ungeduld harrte er der bestimmten Stunde. Endlich schlug es fünf.

Er hatte schon seinen Posten auf dem Wall eingenommen, von wo aus er den ganzen Festungsplatz übersehen konnte. Ganz richtig. Da kam die wohlbekannte Gestalt mit dem schwarzen Rock, den hellen Beinkleidern und dem sorgfältig gebürsteten Hute.

Vetter Hans konnte sich nicht eines leichten Herzklopfens erwehren. Erst glaubte er, es sei eine Art von Beschämung, sich in dieser hinterlistigen Weise

dem braven Hauptmann zu nähern. Bald hatte er aber herausgefunden, daß es nur der Anblick des Vaters seiner Geliebten war, welcher sein Blut in Wallung brachte. Beruhigt durch diese Betrachtung begann er Striche und Winkel in den Sand zu zeichnen, während er von Zeit zu Zeit die Festung Akershus mit Aufmerksamkeit betrachtete.

Es war einsam und still auf den Wällen. Hans hörte den sichern Schritt des Hauptmanns sich nähern, blickte aber nicht auf und zog einen langen Strich mit seinem Stocke. Da konnte der Alte nicht länger an sich halten.

„Ei, ei, junger Herr!" sagte er freundlich, indem er grüßend den Hut lüftete, „nehmen Sie einen Plan von unseren Festungswerken auf?"

Vetter Hans sah aus wie Jemand, der aus tiefen Betrachtungen geweckt wird, und höflich grüßend, erwiderte er etwas verwirrt: „Nein, es ist nur so meine Gewohnheit, daß ich überall, wo ich auch sein mag, mich zu orientiren suche."

„Eine vortreffliche Gewohnheit," rief der Hauptmann mit Wärme.

„Das Gedächtniß wird dadurch gestärkt," warf Vetter Hans hin.

„Ganz gewiß — ganz gewiß — Herr Student!" versetzte der Hauptmann, welcher an dem schüchternen jungen Menschen Gefallen zu finden begann.

„Besonders bei mehr complicirten Situationen," fuhr der bescheidene Jüngling fort, indem er mit dem Fuße seine Striche wieder auswischte.

„Das wollte ich eben sagen," rief der Hauptmann entzückt, „vornehmlich sind Zeichnungen und Pläne ganz unentbehrlich in der Kriegswissenschaft — zum Beispiel ein Schlachtfeld."

„Ja, das sind leider Dinge, die mir zu verwickelt erscheinen," unterbrach ihn Hans mit einem demüthigen Lächeln.

„Sagen Sie das nicht, junger Herr," erwiderte der wohlwollende Alte. „Wenn man nur eine orientirende Uebersicht über das Terrain und die Stellungen der Armeen gewonnen hat, so kann selbst eine ziemlich verwickelte Schlacht anschaulich gemacht werden. Sehen Sie nur das Terrain, das wir jetzt vor uns haben; es könnte uns einen Begriff geben — en miniature — zum Beispiel von — von der Schlacht bei Waterloo."

„Ich bin mit der langen Geschichte 'reingefallen," dachte Vetter Hans; „aber, never mind, — ich liebe sie ja!"

„Wenn Sie gefälligst auf dieser Bank Platz nehmen wollen," versetzte der Hauptmann, welcher sich von Herzen auf einen so intelligenten Zuhörer freute, „so werde ich versuchen, Ihnen in kurzen Umrissen ein Bild dieser verhängnißvollen Schlacht zu geben. Das heißt, falls es Sie interessirt."

„Bitte, bitte — Herr Hauptmann," erwiderte Hans, „was könnte mich mehr interessiren? Ich fürchte nur, daß ein armer unwissender Civilist Ihnen zu viel Mühe verursachen wird."

„Keineswegs; das Ganze ist sehr leicht zu verstehen, wenn man sich nur im Voraus auf dem Felde orientirt," versicherte der liebenswürdige alte Herr, indem er neben Vetter Hans Platz nahm und seine Blicke prüfend umherschweifen ließ.

Während sie so sprachen, betrachtete Vetter Hans den Hauptmann genauer,

und er mußte gestehen, daß dieser trotz seiner sechzig Jahre noch ein schöner Mann war. Die Spitzen des kurzen, grau gesprenkelten Schnurrbarts waren kühn nach oben gedreht, was ihm einen gewissen jugendlichen Schwung verlieh.

Als sich der alte Herr erhob, um seine Erklärung zu beginnen, war Vetter Hans mit sich darüber einig, daß er allen Grund hatte, mit dem Aeußern seines zukünftigen Schwiegervaters zufrieden zu sein. Der Hauptmann blieb in der Ecke des Walles, einige Schritte von der Bank entfernt stehen, während er mit dem Stock ringsumher deutete.

Vetter Hans folgte aufmerksam seinen Worten und gab sich alle erdenkliche Mühe, dem Vater seiner Zukünftigen zu gefallen.

„Nun müssen Sie sich denken, daß ich hier bei dem Gehöft Belle-Alliance stehe, wo der Kaiser sein Hauptquartier hat, und gegen Norden — zwei Meilen von Waterloo — haben wir Brüssel — also ungefähr dort an der Ecke der Turnhalle. Der Weg da — den Wall entlang — ist die Chaussee, welche nach Brüssel führt, und hier" — der Hauptmann eilte schnell über die Ebene von Waterloo — „hier im Grase haben wir den Wald von Soignes. Auf der Landstraße nach Brüssel, vor dem Walde, stehen die Engländer. Sie müssen sich den nördlichen Theil des Terrains etwas höher denken. Auf dem linken Flügel Wellington's — also gegen Osten — haben wir das Schloß Hougomont; das muß markirt werden," sagte der Hauptmann und sah sich suchend um.

Der hilfreiche Vetter Hans fand gleich ein Stückchen Holz, welches an diesem wichtigen Punkte in die Ecke gesteckt wurde.

„Vortrefflich," rief der Hauptmann, welcher begriff, daß er einen Zuhörer mit Interesse und Einbildungskraft vor sich hatte. „Von dieser Seite nämlich müssen wir die Preußen erwarten."

Vetter Hans bemerkte, daß der Hauptmann einen Stein, den er aufgehoben hatte, mit geheimnißvoller Miene in's Gras legte.

„Hier bei Hougomont," fuhr der Alte fort, „begann die Schlacht. Jérôme befehligte den Angriff. Er eroberte den Wald; das Schloß jedoch wurde von den besten Truppen Wellington's vertheidigt. Napoleon, welcher hier bei Belle-Alliance hielt, wollte dem Marschall Ney Ordre geben, den Hauptangriff gegen das Centrum Wellington's zu führen, als er einige Truppenmassen entdeckte, die sich von Osten her näherten — hinter der Bank — dort am Baume."

Vetter Hans sah sich um, er fing an unruhig zu werden: sollte Blücher schon im Anmarsch sein?

„Blü— Blü—" begann er versuchsweise mit leiser Stimme.

„Es war Bülow," sagte glücklicherweise der Hauptmann, „welcher sich mit 30,000 Preußen nahte. Napoleon traf in aller Eile seine Dispositionen, um dem neuen Feinde zu begegnen. Er zweifelte nicht daran, daß Grouchy wenigstens den Preußen auf den Fersen sei. Grouchy sollte Blücher und Bülow entgegen gehen, aber statt dessen — doch dies Alles werden Sie schon aus der Weltgeschichte wissen —" unterbrach sich der Hauptmann.

Vetter Hans nickte zustimmend.

„Ney begann also den Angriff mit seiner gewohnten Unerschrockenheit. Die englische Cavallerie stürzte sich über die Franzosen, durchbrach ihre Reihen und

zwang sie, den Rückzug mit einem Verlust von zwei Adlern und mehreren Kanonen anzutreten. Milhaud eilt ihm mit seinen Kürassieren zu Hilfe, und der Kaiser, welcher die Gefahr erkennt, spornt sein Pferd an und jagt im Galopp den Abhang hinunter nach Belle-Alliance."

Der Hauptmann sprang in großen Sätzen vorwärts, den Galopp des Pferdes nachahmend, während er schilderte, wie der Kaiser durch Dick und Dünn dahineilt, unter Ney's Leuten die Ordnung wieder herstellte, und zu einem neuen Angriff Befehl ertheilte.

Ob es nun war, weil etwas von einem Poeten in Vetter Hans steckte, oder ob die Schilderung des Hauptmanns wirklich eine so lebendige war, oder war es — und dies ist sicherlich das Richtige — weil er die Tochter des Hauptmanns liebte — kurzum: Vetter Hans wurde ganz von der Situation mit fortgerissen. Er sah keinen schnurrigen alten Hauptmann mehr, er sah den Kaiser selbst auf seinem weißen Pferde mit den schwarzen Augen, welche uns von Kupferstichen her so gut bekannt sind. Er setzte über Gräben und Hecken, ritt durch Aecker und Gärten, kaum vermochte ihm die Suite zu folgen.

Ruhig und kalt saß er wie angewurzelt im Sattel, mit dem halbgeöffneten grauen Rock, den weißen Beinkleidern und dem kleinen Hut. Sein Gesicht drückte weder Müdigkeit noch Spannung aus; glatt und bleich wie Marmor, verlieh es der ganzen Gestalt in der einfachen Uniform etwas Erhabenes, fast Geisterhaftes. So sauste er dahin, der kleine blutbefleckte Mann, welcher im Laufe dreier Tage drei Schlachten geliefert hatte. Alles wich vor ihm zurück, fliehende Bauern, Truppen, ja selbst Verwundete und Sterbende schleppten sich bis an den Rand des Weges, und blickten mit einer Mischung von Schrecken und Bewunderung zu ihm auf — während er wie ein kalter Blitzstrahl an ihnen vorbeijagte.

Kaum erschien er unter den Soldaten, so ordnete sich Alles gleichsam von selber; und einen Augenblick nachher konnte der unermüdliche Ney sich wieder in den Sattel schwingen, um den Angriff auf's Neue zu bewerkstelligen. Und diesmal gelang es ihm, die Engländer zurückzuwerfen und sich in dem Gehöft La Haie-Sainte festzusetzen.

Napoleon hielt wieder still bei Belle-Alliance.

„Nun kommt also Bülow von Osten — hier unter der Bank hervor; der Kaiser schickt den General Mouton ihm entgegen. Um halb fünf (die Schlacht hatte um ein Uhr begonnen) macht Wellington einen Versuch, den Marschall Ney von La Haie-Sainte zu vertreiben. Dieser sieht aber ein, daß Alles von dem Besitze des Terrains vor dem Walde abhängt — hier im Sande vor dem Rasen," der Hauptmann warf seinen Handschuh auf die bezeichnete Stelle — „Ney ruft eine Reservebrigade von Milhaud's Kürassieren zu Hilfe und marschirt auf den Feind los. Bald wurden seine Leute auf den Höhen sichtbar, und um den Kaiser herum rief man schon „Victoire!"

„Dies kommt eine Stunde zu spät," erwiderte Napoleon.

„Da er aber einsah, daß der Marschall viel vom Feuer des Feindes in der neuen Position zu leiden hatte, beschloß er, ihm mit den berühmten Dragonern Kellermann's und der schweren Cavallerie der Garde zu Hilfe zu kommen.

Nun kommt einer der Hauptmomente der Schlacht. Sie müssen sich auf das Schlachtfeld herausbegeben!"

Vetter Hans erhob sich sogleich von der Bank und nahm den Posten ein, den ihm der Hauptmann anwies. „Nun sind Sie Wellington!" Vetter Hans richtete sich auf.

„Sie stehen auf der Ebene mit dem größten Theil der englischen Infanterie. Hier kommt die französische Cavallerie angesauft. Milhaud hat sich mit Kellermann vereinigt; es ist eine unübersehbare Menge von Pferden, Harnischen, Helmbüschen und blanken Waffen. Umgeben Sie sich mit einem Carré!"

Vetter Hans stand einen Moment rathlos, plötzlich begriff er, was der Hauptmann wollte: er zog in aller Eile mit tiefen Strichen ein Viereck im Sande um sich herum. „Richtig!" rief der Hauptmann freudestrahlend, „nun hauen die Franzosen ein, die Reihen werden durchbrochen, schließen sich aber wieder; die Cavallerie biegt ab, sammelt sich indessen auf's Neue. Wellington muß sich jeden Augenblick in ein neues Carré einschließen."

Die französischen Reiter schlagen sich wie Löwen. Die stolzen Erinnerungen an die Feldzüge des Kaisers erfüllen sie mit diesem siegesgewissen Muthe, welcher seine Armeen unüberwindlich machte. Sie kämpfen für den Sieg, für die Ehre, für den französischen Adler, für den kleinen kalten Mann, welcher, wie sie wissen, dort oben auf der Höhe hinter ihnen hält, dessen Auge jedem einzelnen Soldaten folgt, der Alles sieht und nichts vergißt.

Heute haben sie aber einen Feind vor sich, der nicht so leicht zu bewältigen ist. Sie stehen, wo sie stehen — diese Engländer, und werden sie einen Augenblick zurückgedrängt, so erobern sie das verlorne Terrain im nächsten wieder. Sie haben keinen Adler, und keinen Kaiser; wenn sie kämpfen, denken sie weder an Kriegesehre noch an Rache, sie denken aber an die Heimath. Die Eichen Alt-Englands nicht wiederzusehen, ist für den Engländer der traurigste Gedanke — doch nein, es gibt etwas, was noch viel schlimmer ist, mit Schande in die Heimath zurückzukehren. Und wenn sie daran denken, daß die stolze Flotte, welche, wie sie wissen, im Norden ihrer harrt, veranlaßt sein könnte ihnen den Ehrensalut zu verweigern, daß „old England" seine Söhne nicht wiedererkennen sollte — so fassen sie das Gewehr fester. Sie vergessen ihre Wunden und das Blut, das in Strömen fließt, schweigsam und ernst, mit verbissenen Zähnen, vertheidigen sie ihren Posten und sterben, wie es einem Manne geziemt.

Zwanzig Mal werden die Carrés durchbrochen und wieder geschlossen, und es fallen mehr denn 12,000 brave Engländer. Vetter Hans konnte jetzt verstehen, daß Wellington weinend ausrief: „Die Nacht oder Blücher!"

Der Hauptmann hatte einstweilen Belle-Alliance verlassen und blickte spähend im Grase hinter der Bank umher, während er in seiner Auseinandersetzung immer lebhafter wurde: „Wellington war nun im Grunde genommen total geschlagen, er hatte eine völlige Niederlage erlitten, dann aber" — rief der Hauptmann mit dumpfer Stimme, „dann aber kam dieser hier!"

Und im selben Augenblick gab er dem Steine, den er, wie Vetter Hans gesehen, bisher sorgfältig versteckt hatte, einen Stoß mit dem Fuße, so daß er auf das Schlachtfeld hereinrollte.

„Jetzt oder niemals," dachte Vetter Hans. „Blücher!" rief er.

„Gut getroffen," erwiderte der Hauptmann, „es ist Blücher, der alte Währwolf, welcher in der Ebene mit seinen Preußen herangerückt kommt."

Es kam also kein Grouchy; Napoleon stand, seines ganzen rechten Flügels beraubt, 150,000 Mann gegenüber. Mit seiner nie fehlenden Kaltblütigkeit gibt er den Befehl zu einer großen Aenderung der ganzen Front.

Es war zu spät, die Uebermacht zu groß.

Wellington, welcher durch die Ankunft Blücher's veranlaßt wurde, die Reserve zu gebrauchen, ließ nun seine ganze Armee avanciren.

Noch einmal wurde das Heranrücken der Alliirten durch einen wüthenden Angriff gehemmt; er wurde von Ney, dem Löwen des Tages, geführt.

„Sehen Sie ihn!" rief der Hauptmann mit leuchtenden Augen.

Vetter Hans sah ihn, diesen abenteuerlichen Helden, den Herzog von Elchingen, den Prinzen von der Moskwa, Sohn eines Böttchers von Saarlouis, Marschall und Pair von Frankreich. Er sah, wie er an der Spitze der Colonnen dahineilte — fünf Pferde waren unter ihm erschossen worden — den Degen in der Hand, ohne Hut, während das Blut über das Gesicht in Strömen herunterfloß. Die Colonnen ordneten sich und stürmten vorwärts.

Sie folgten ihrem Prinzen von der Moskwa, dem Retter von der Beresina, in den hoffnungslosen Kampf für den Kaiser und für Frankreich. Keine Ahnung sagte ihnen, daß Frankreichs König nach dem Verlaufe weniger Monate ihren geliebten Prinzen als Landesverräther im Garten des Luxembourg erschießen lassen würde. Er rannte umher, ordnete und commandirte, bis für den Feldherrn nichts mehr zu thun blieb; dann führte er den Degen als tapferer Soldat, bis alles aus war, und er selbst mit in die Flucht gerissen wurde — denn die französische Armee flüchtete.

Der Kaiser stürzte sich in das Gedränge hinein; aber der entsetzliche Lärm übertönte seine Stimme und im Halbdunkel erkannte Niemand den kleinen Mann auf dem weißen Pferde. So nahm er Platz in einem Carré seiner alten Garde, welche noch auf der Ebene Stand hielt: er wollte sein Leben auf seinem letzten Schlachtfeld endigen. Die Generäle scharten sich um ihn, die alten Grenadiere riefen: „Ziehen Sie sich zurück, Sire! Der Tod will Sie noch nicht!"

Halb widerstrebend ließ er sich fortführen, und von seiner eigenen Armee nicht erkannt, ritt er hinweg in der dunklen Nacht, nachdem er Alles verloren hatte.

„So endigte die Schlacht bei Waterloo," sagte der Hauptmann, indem er auf der Bank Platz nahm und sein Halstuch ordnete.

Vetter Hans dachte mit gerechter Erbitterung an Onkel Friedrich, welcher so spöttisch des Hauptmanns erwähnt hatte. Dies war doch eine ganz anders interessante Persönlichkeit, als ein alter Staatsbeamter wie der Onkel. Während er sich nun auf dem Schlachtfelde umhertrieb in der Absicht, Handschuhe und andere Kleinigkeiten aufzuheben, welche die Feldherren in der Hitze des Gefechts überall herumgeworfen hatten, um die Positionen zu markiren, stieß er auch auf den alten Blücher. Er hob ihn auf und unterwarf ihn einer genauen Musterung.

Es war ein hartes Stück Granit, knorrig wie Candiszucker, und sah beinahe dem alten „Marschall Vorwärts“ selbst ähnlich.

„Gestatten Sie mir, Herr Hauptmann, daß ich diesen Stein als Erinnerung an die lehrreiche Unterhaltung aufbewahre,“ sagte Hans mit einer höflichen Verbeugung, indem er Blücher in die Rocktasche steckte. Der Hauptmann betrachtete seinen jungen Zuhörer mit stillem Wohlgefallen und erklärte, daß es ihm ein großes Vergnügen gewesen, das Interesse zu beobachten, mit dem er der Erzählung gefolgt sei.

Vetter Hans setzte sich nach seiner Aufforderung wieder zu ihm auf die Bank und betastete ängstlich seinen Halskragen. Zum Glück hielt er sich noch einigermaßen; er fühlte aber die Wahrheit von Wellington's Worten: „Die Nacht oder Blücher.“

Es war auch ein günstiger Zufall, daß die heiße Nachmittagssonne die Spaziergänger von den Wällen ferngehalten hatte. Sonst hätte sich vielleicht ein zahlreiches Publicum um diese beiden Herren versammelt, welche mit den Armen fochten und allerlei wunderliche Sprünge machten.

Sie hatten nur einen Zuschauer gehabt, und dies war die Schildwache, welche an der Ecke der Turnhalle zu stehen pflegt. Diese hatte sich aus Neugierde ungebührlich weit von ihrem Posten entfernt, indem sie fast anderthalb Meilen der Chaussee von Brüssel nach Waterloo herunter marschirt war. Der Hauptmann hätte dem Soldaten auch längst eine militärische Zurechtweisung ertheilt, wenn die neugierige „Mannschaft“ nicht von so großer strategischer Bedeutung gewesen wäre. Wie sie so dastand, repräsentirte sie nämlich die ganze Reserve Wellington's; und als nun die Schlacht vorbei war, zog sich diese in guter Ordnung zurück gegen Norden, nach Brüssel zu und nahm wieder „la poste perdue“ an der Ecke der Turnhalle ein.

III.

Das Herz des glücklichen Vetters Hans pochte laut in freudiger Erregung, als ihn der Hauptmann freundlich zum Abendessen einlud.

Wie war ihm heute Alles nach Wunsch geglückt! Nur wenige Stunden waren verflossen, seit er die Geliebte zum ersten Mal erblickt hatte, und schon kam er als erklärter Liebling des Vaters, um mit ihr zusammen den Abend zu verbringen. Je mehr sie sich dem Hause näherten, desto lebhafter stand ihr Bild vor seiner Seele; die blonden, krausen Haare, welche ihr über der Stirne herunterhingen, die zierliche Figur und dann diese schelmischen hellblauen Augen!

Sein Herz klopfte so ungestüm, daß er kaum sprechen konnte, und während sie die Treppe hinaufstiegen, mußte er sich an dem Geländer festhalten; sein Glück machte ihn schwindlig.

In dem großen Eckzimmer trafen sie Niemanden. Der Hauptmann ging hinaus, um das Fräulein zu suchen und Hans hörte ihn rufen: „Betty!“

Betty! Welch reizender Name, und wie paßte er zu dem holden Wesen! Der glückliche Liebhaber stellte sich schon vor, wie schön es sein würde, wenn er am Mittag von seiner Arbeit heimkehrte und in die Küche hinausrufen könnte: „Betty, ist das Essen bald fertig?“

Im selben Augenblick trat der Hauptmann in Begleitung seiner Tochter ein. Sie ging unbefangen auf Vetter Hans zu, reichte ihm die Hand und hieß ihn freundlich willkommen, verschwand aber gleich wieder, um nach dem Abendessen zu sehen.

Der Hauptmann zog sich auch zurück, um seine Toilette in Ordnung zu bringen, und Vetter Hans befand sich abermals allein in der Stube.

Die ganze Begegnung hatte nur wenige Sekunden gedauert, und doch schien es ihm, als ob er in diesen Augenblicken von Stufe zu Stufe viele Klafter in einen tiefen, schwarzen Abgrund hinuntergestürzt sei. Er hielt sich mit beiden Händen an einem Stuhl fest. Er hörte nichts und sah nichts, sein ganzes Denkvermögen schien erschlafft, nur halb mechanisch sagte er einmal über das andere vor sich hin: „Sie ist es nicht ... sie ist es nicht!“

Nein, „sie“ war es wirklich nicht. Diese Dame, also das wirkliche Fräulein Schrappe, hatte schwarze Haare, die zu beiden Seiten glatt heruntergekämmt waren, und ernste dunkelgraue Augen. Mit einem Wort, sie hatte mit der Geliebten auch nicht die geringste Aehnlichkeit.

Nachdem der erste lähmende Schrecken vorüber war, fing sein Blut an zu kochen. Ein wilder Schmerz bemächtigte sich seiner; er wüthete gegen den Hauptmann, gegen seine Tochter, gegen Onkel Friedrich, Wellington und die ganze Welt. In der ersten Aufregung hätte er gern den großen Spiegel und sämmtliche Möbel zertrümmert und wäre zum Fenster hinausgesprungen, dann wollte er Stock und Mütze nehmen, die Treppe hinunterlaufen, das Haus verlassen, um es nie wieder zu betreten, ... oder, er wollte sich wenigstens nicht länger aufhalten, als absolut nöthig war.

Seine Stimmung wurde allmählig ruhiger, er konnte sich aber einer tiefen Schwermuth nicht erwehren. Der unaussprechliche Schmerz, in der ersten [illegible] getäuscht zu sein, war ihm zu Theil geworden, und [illegible] schüttelte er den Kopf beim Anblick seines eigenen Bildes im Spiegel. Als der Hauptmann wieder eintrat und ein Gespräch über die Tagespolitik einzuleiten begann, [illegible] machte Vetter Hans ihm kaum die einfachste Antwort zu geben. [illegible] an dem Hauptmann interessant gewesen war, [illegible] und mit Schrecken erinnerte sich Hans, daß der alte Herr [illegible] hatte, das ganze Manöver im Schwanen nach dem Abendessen zum Besten zu [illegible]

[illegible]

[illegible]

„Dies kann nur Fräulein Bech gewesen sein. Das arme Mädchen, ich bedaure sie wirklich!"

„Aus welchem Grunde?" fuhr Hans theilnehmend fort.

„Sie war verlobt und der Bräutigam hat in diesen Tagen die Verlobung aufgehoben," war die Antwort. „Sie geht deshalb fort, um einige Zeit bei Verwandten auf dem Lande zu verbringen."

„Wenn es die Dame ist, die ich heute gesehen habe, so scheint sie die Sache ziemlich leicht zu nehmen," sagte Hans, der Menschenkenner genug war, um sich zu sagen, daß die Gefühle der Angebeteten für den Bräutigam nicht die der wahren Liebe gewesen sein konnten. Aus diesem Grunde kam er auch leichter über die Enttäuschung hinweg, daß sie schon einmal ihr Herz verschenkt hatte.

„Dies machte ich ihr gerade zum Vorwurf," sagte Betty. „Es wäre ein Beweis größerer Charakterstärke gewesen, wenn sie mehr Empörung über das Betragen ihres Bräutigams an den Tag gelegt hätte."

„Im Gegentheil," rief Hans, der seine Beredtsamkeit bei der Vertheidigung der Geliebten wiederfand. „Viel schöner ist es, weder Groll noch Zorn zu hegen; die Stärke des Weibes liegt ja im Verzeihen."

Mit stillem Aerger hörte er die Antwort Betty's, daß sie es für Unrecht halte, wenn junge Leute sich so zu sagen versuchsweise verloben, in der Erwartung, die wahre Liebe würde sich schon einfinden.

Ueberhaupt hatte die junge Dame Etwas an sich, was Hans nicht leiden konnte. Er mußte gestehen, daß sie nicht allein sehr schön, sondern auch klug und voller Zärtlichkeit gegen den alten Vater war; und doch hegte er die feste Ueberzeugung, daß Betty sich nie verheirathen würde. Sie hatte gar nichts von dieser Schüchternheit, von diesem Unbestimmten, Verschleierten, welches die schönste Zierde des Weibes ist.

Wenn sie sprach, war es mit einer fast empörenden Ruhe und Sicherheit. Dazu kam, daß Hans sie in Verdacht hatte, gelehrt zu sein.

Die Uhr zeigte erst auf acht, und obgleich Vetter Hans sich in der schlechtesten Laune befand, wollte er sich doch Anstands halber erst gegen halb zehn verabschieden. Nachdem der Hauptmann die Tafel aufgehoben hatte, nahm er an einem Tische Platz und bereitete sich darauf vor, seine Geschichte vorzutragen. Hans mußte sich zu ihm setzen, während Fräulein Betty sich ihnen gegenüber in ein Buch vertiefte.

Hans erkannte einen neuen deutschen Roman, den er in hohen Tönen zu preisen pflegte, wenn er seine modernen Anschauungen entwickelte. Es verdroß ihn aber, das Buch in den Händen einer Dame zu sehen und obendrein in deutscher Sprache. Er hatte es in einer Uebersetzung gelesen. Auf Betty's Frage, wie ihm der Roman gefalle, erwiderte er daher schnell, daß ein solches Werk keine Damenlectüre sei und nur von Männern mit reifen Begriffen und soliden Grundsätzen gewürdigt werden könne.

Das junge Mädchen erröthete, und jetzt erst fiel ihm seine Unhöflichkeit ein. Seine Stimmung wurde dadurch nicht besser, und um das Maß seiner Leiden voll zu machen, fing der Hauptmann an, das Corps B, von der Dunkelheit beschützt, vorrücken zu lassen.

Vetter Hans sah, wie er Zündholzschachteln, Federmesser und andere Kleinig-

leiten über den Tisch marschiren ließ. Er nickte ab und zu, folgte aber der Erklärung gar nicht. Sehnsüchtig gedachte er des schönen Fräulein Bech, das er vielleicht nie wiedersehen sollte und bisweilen betrachtete er verstohlen Fräulein Schroppe, gegen die er unartig gewesen war.

Plötzlich fuhr er erschrocken zusammen. Der Hauptmann gab ihm einen Schlag auf die Schulter. „Und diesen Punkt sollte ich also besetzen. Was meinen Sie dazu?"

Da erinnerte sich Hans der Weisung, die ihm Onkel Friedrich am Vormittag ertheilt hatte, und indem er eifrig mit dem Kopf nickte, sagte er: „Natürlich ... das einzig Richtige! — Der Schlüssel der Position!"

Der Hauptmann prallte zurück, und sein Gesicht legte sich in ernste Falten. Als er aber die verblüffte Miene seines Zuhörers wahrnahm, gewann seine Gutmüthigkeit die Oberhand, und er sagte lachend: „Nein, Verehrtester! Da irren Sie sich gründlich. Uebrigens," fügte er mit einem feinen Lächeln hinzu, „ist dies eine Ansicht, die Sie mit vielen unserer ersten militärischen Autoritäten theilen. ... Nein, jetzt werde ich Ihnen die Schlüssel der Position zeigen."

Und nun begann er eine weitschweifige Erklärung, wie die Stellung, welche er zu besetzen Befehl gehabt, ganz ohne strategische Bedeutung gewesen sei, wogegen das Manöver, das er auf eigene Faust vorgenommen, den Feind in die größte Verlegenheit gebracht und das Vorrücken des Gegners um mehrere Stunden aufgehalten habe.

Obgleich Vetter Hans müde und [illegible] war, mußte er doch das weise Verfahren der [illegible] bewundern. Denn war das eigenmächtige Manöver im strategischen [illegible] ein [illegible] Zug, so war es ganz in der Ordnung, daß man ihm den [illegible] verliehen hatte. [illegible]

[illegible]

nie wieder den Fuß in dieses Haus setzen wolle. Während er schnellen Schrittes die Straße hinaufwanderte, dachte er bald an Fräulein Schrappe, die ihm das unliebenswürdigste Wesen schien, das er je gesehen, bald an die Geliebte, die morgen scheiden wollte.

Sein ganzes schweres Schicksal stand ihm lebhaft vor der Seele, und er fühlte ein unwiderstehliches Sehnen, seinen Schmerz in der treuen Brust eines Freundes auszuschütten. Es war aber nicht so leicht, einen Freund in der passenden Stimmung zu dieser Tageszeit zu finden. Onkel Friedrich war eigentlich in manchen Dingen sein Vertrauter, er wollte ihn aufsuchen.

Da er wußte, daß der Onkel bei Tante Maren war, begab er sich auf den Weg, welcher hinauf zum königlichen Schloß führt, in der Hoffnung, dem alten Herrn zu begegnen, wenn er von der Homannsstadt herunterkam. Er suchte sich eine der Alleen rechts aus, wo er wußte, daß der Onkel gewöhnlich zu gehen pflegte, und als er einen Theil der Anhöhe erstiegen hatte, nahm er auf einer Bank Platz, um ihn hier zu erwarten.

Die Gesellschaft mußte sich sehr gut unterhalten, wenn Onkel Friedrich bis nach zehn Uhr dort aushalten sollte. Endlich erblickte er einen kleinen weißen Punkt hoch oben in der Allee; es war die weiße Weste des Onkels, welcher sich nahte. Hans erhob sich und sagte ernsthaft: „Guten Abend!"

Der Onkel hatte es nie gern, wenn er einsamen Männern in den finstern Alleen begegnete; es war ihm daher eine große Erleichterung den Neffen zu erkennen. „Ach, Du bist es nur, Hänschen!" sagte er freundlich, „warum liegst Du denn da auf der Lauer?"

„Ich erwartete Dich, Onkel," erwiderte Vetter Hans.

Dies würde zu jeder andern Zeit genügt haben, um bei Onkel Friedrich eine wahre Sündfluth von Fragen hervorzurufen; heute Abend war er indessen zu sehr von seinen eigenen Erlebnissen erfüllt, um denen des Neffen die gewohnte Aufmerksamkeit zu schenken. „Du warst übrigens dumm," sagte er, „daß Du mich nicht zu Tante Maren begleitet hast. Wir haben uns prächtig amüsirt, das wäre gerade etwas für Dich gewesen. Es war eine Art Abschiedsgesellschaft für eine junge Dame, welche morgen verreist." Eine entsetzliche Ahnung durchzuckte Vetter Hans.

„Wie hieß sie?" schrie er und faßte krampfhaft Onkel Friedrichs Arm.

„Au!" rief dieser, „Fräulein Bech!"

Da warf sich Hans rücklings auf die Bank. Im selben Augenblick sprang er aber mit einem lauten Schrei wieder auf, und nahm aus der Rocktasche einen kleinen knorrigen Gegenstand, den er heftig die Allee hinunterschleuderte.

„Was ist geschehen?" rief Onkel Friedrich. „Was hast Du da weggeworfen?"

„Ach, es war der verfluchte Blücher," sagte Vetter Hans, dem Weinen nahe!

Kaum vermochte Onkel Friedrich die Worte hervorzustammeln: „Habe ich es Dir nicht gesagt: hüte Dich vor Blücher," dann brach er in ein lebensgefährliches Gelächter aus, und konnte sich auf dem ganzen Weg vom Schloßplatz bis weit unten in der Wallstraße nicht wieder beruhigen.

Literarische Rundschau.

Neuere deutsche Dichtung.

einer großen Anzahl neuerdings erschienener lyrischer und epischer Gedichte nach bestem Meinen herausgegriffen; sie zeigen, ob sie gleich verschiedenartig genug nach Inhalt und Form sich präsentiren, dennoch in gewissen verwandten Zügen, in Beziehungen, die sich hinüber und herüber verfolgen lassen, in gewissen „Strömungen", um ein modernes Schlagwort anzuwenden, daß sie Producte einer und derselben Epoche sind. Sie haben bestimmte Tendenzen gemeinsam, sie folgen bestimmten literarischen Vorbildern. Heinrich Heine und Joseph Scheffel sind es vor Allem, die ihren Einfluß geltend machen; dem ersten folgen — stärker oder schwächer — Heyse, Theobald Kerner und Scherenberg, allen beiden Allmers, Baumbach und Stieler. Die unter Scheffel's Einfluß Stehenden sind dann weiter zu scheiden in die Verehrer des „Gaudeamus" und des „Trompeter" und in die Nachahmer des „Ekkehard"; Baumbach und Allmers gehören zu den ersten, Stieler — und in seinem neuen Werk dem „Tannhäuser" auch Julius Wolff — zu den zweiten. Schwächer wirkt die schwäbische Schule, die für unsere Lyrik einst so Werthvolles geleistet hat: auf seiner Seite verleugnet Theobald Kerner den Sohn des Justinus, den Landsmann Uhland's, und in schwächerem Maße ist auch Scherenberg von den Tendenzen der Schwaben berührt.

Nur in Einzelheiten, nur hie und da in dem gewaltsamen Unterdrücken der Empfindung, welche, statt rein und voll auszuklingen, sich selbst ironisch auflöst, treten bei Kerner und Heyse Heine'sche Elemente hervor; bei Kerner, wenn ihm etwa träumt, er sei in's Meer gefallen, zu den Perlen und Korallen; und er die Situation hübsch ausmalt, um dann zu schließen:

Auch seh' ich Lilien und Rosen —
Und kurz, poetisch gestimmt
Bin ich heut' beim Küssen und Kosen.

Oder wenn Heyse im Colosseum die Zwerghaftigkeit und Vergänglichkeit des Menschen gegenüber dieser stolzen Trümmerwelt empfindet; und doch, sich selbst ironisirend, ausruft:

Und während mich umrauscht das ew'ge Fließen
Des uferlosen Meers, in dessen Bette
Spurlos versinkt, was hoch und herrlich war,
Kann wie ein schweres Unheil mich verdrießen
Ein ungefügig Reimwort im Sonette —
O Widerspruch, dein Nam' ist Mensch fürwahr!

So hatte Heine ein Sonett an die Geliebte feierlich begonnen: „Der Ganges rauscht, der große Ganges schwillt" und gleich darauf, poetische Bilderarmuth affectirend, sich unterbrochen: „Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!"

Nur selten indessen treten solche muthwilligen Töne in **Heyse's** Versen hervor; der eigentliche Grundton des Werkes ist tiefster Ernst. Das schöne Buch ist die Frucht einer italienischen Reise, welche der Dichter vor mehreren Jahren unternommen hat, um in dem stets geliebten Lande Trost für den Verlust eines theuren Kindes zu suchen; die Trauer um den entrissenen Liebling klingt in allen Theilen der Sammlung bald leise, bald lauter wieder, ein großer Abschnitt, das **Tagebuch**, ist einzig der schmerzvollen Erinnerung an ihn geweiht.

Ein Cyklus von Gedichten, den aus ähnlichem Anlaß vor einiger Zeit **Adolf Wilbrandt** hat erscheinen lassen, „**Tod und Trost**", gäbe Gelegenheit zu einem interessanten Vergleich, bei dem freilich Wilbrandt in entschiedenem Nachtheil wäre, da ja sein bestes Können auf einem ganz anderen Gebiete zu suchen ist. Von dem gedankenhaften Zerfasern der Empfindung, das in Wilbrandt's Versen vorherrscht und etwa an Hebbel's überhitzte und doch frostige Dialektik erinnern mag, ist bei Heyse auch keine Spur; ein Moment starker Subjectivität spricht aus seinen Liedern zu uns, das bei Wilbrandt durchaus fehlt und das man vielleicht ein wenig als zudringlich empfinden würde, wenn nicht die wundervolle Tiefe und Reinheit der

Empfindung und der glückliche poetische Ausdruck alles reichlich wieder gut machen könnte.

Erst an der Bahre des Kindes beginnt der Sang, der erste Schmerz macht den Dichter verstummen, langsam nur löst sich die Spannung, mälig erst gibt ihm ein Gott, zu sagen, wie er leidet:

Die andern Saiten alle sind zersprungen,
Nur eine klingt noch den Erinnerungen.

Indem [illegible] an Erlebtes, an kleine Vorkommnisse des Tages anknüpft, weiß er das Eine, nicht sehr ergiebige Thema immer neu zu variiren: so wenn er des Tages denkt, wo er in Rom den [illegible] Palast besuchen will und zum ersten Mal den winterlichen Mantel umhängt, er „zwei winzig kleine Handschuh weich und ledern" [illegible] und nun des Knäbleins sich erinnert, der sie in seine Tasche gebracht hat, oder wenn es ihm ist, als hörte er an der Thür pochen und er [illegible], als wäre sein Knabe wieder da und spräche,

wie er oft gesprochen:
Mit Schmeicheln: Darf ich herein, Papa?

Und da ich Abends ging am stillen Strand,
Fühlt' ich dein Händchen warm in meiner Hand.

Und wo die Fluth Wellen [illegible]
Sagt' ich ganz laut: „Gib Acht, daß du nicht fällst!"

Durchgehend läßt sich dieses echt dichterische Anlehnen an das Wirkliche, Gegenständliche [illegible] beobachten, zuweilen heben die Gedichte, wie das Volkslied, mit der Angabe eines Thatsächlichen an, z. B. das erste Gedicht des Tagebuches, welches anhebt:

Dem Weihnachtsbaum [illegible]
[illegible] Herbstwind [illegible] durch die Welt

oder das wunderbar ergreifende Nachtgedicht „Der Mond stand überm Palatin", das nach unserm Gefühl das bedeutendste unter allen ist. Mit jener bewunderungswürdigen [illegible], die wir schon aus dem „letzten Centauren" kennen, ist die traumhafte Stimmung vom Anfang an erzielt, so daß das Erwachen durchaus als etwas Natürliches erscheint und nicht dazu dient, den [illegible] Effect einer Ueberraschung herbeizuführen.

Die werthvollsten Gaben, neben dem Tagebuch, enthalten die „Sonette aus Rom" und die „Briefe". Die letzteren, neun an der Zahl, sind durch die große Buntheit des Inhalts und durch reichen Wechsel des Tones ausgezeichnet. Da erinnert der Dichter in dem Briefe an Scheffel den Freund an die alten [illegible] [illegible] und [illegible] im [illegible] und der Art des „[illegible]" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einmal [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] unter dem [illegible]

einer großen Anzahl neuerdings erschienener lyrischer und epischer Gedichte nach bestem Meinen herausgegriffen; sie zeigen, ob sie gleich verschiedenartig genug nach Inhalt und Form sich präsentiren, dennoch in gewissen verwandten Zügen, in Beziehungen, die sich hinüber und herüber verfolgen lassen, in gewissen „Strömungen", um ein modernes Schlagwort anzuwenden, daß sie Producte einer und derselben Epoche sind. Sie haben bestimmte Tendenzen gemeinsam, sie folgen bestimmten literarischen Vorbildern. Heinrich Heine und Joseph Scheffel sind es vor Allem, die ihren Einfluß geltend machen; dem ersten folgen — stärker oder schwächer — Heyse, Theobald Kerner und Scherenberg, allen beiden Allmers, Baumbach und Stieler. Die unter Scheffel's Einfluß Stehenden sind dann weiter zu scheiden in die Verehrer des „Gaudeamus" und des „Trompeter" und in die Nachahmer des „Ekkehard"; Baumbach und Allmers gehören zu den ersten, Stieler — und in seinem neuen Werk dem „Tannhäuser" auch Julius Wolff — zu den zweiten. Schwächer wirkt die schwäbische Schule, die für unsere Lyrik einst so Werthvolles geleistet hat: auf keiner Seite verleugnet Theobald Kerner den Sohn des Justinus, den Landsmann Uhland's, und in schwächerem Maße ist auch Scherenberg von den Tendenzen der Schwaben berührt.

Nur in Einzelheiten, nur hie und da in dem gewaltsamen Unterdrücken der Empfindung, welche, statt rein und voll auszuklingen, sich selbst ironisch auflöst, treten bei Kerner und Heyse Heine'sche Elemente hervor; bei Kerner, wenn ihm etwa träumt, er sei in's Meer gefallen, zu den Perlen und Korallen; und er die Situation hübsch ausmalt, um dann zu schließen:

Auch seh' ich Lilien und Rosen —
Und kurz, poetisch gestimmt
Bin ich heut' beim Küssen und Kosen.

Oder wenn Heyse im Colosseum die Zwerghaftigkeit und Vergänglichkeit des Menschen gegenüber dieser stolzen Trümmerwelt empfindet; und doch, sich selbst ironisirend, ausruft:

Und während mich umrauscht das ew'ge Fließen
Des uferlosen Meers, in dessen Bette
Spurlos versinkt, was hoch und herrlich war,
Kann wie ein schweres Unheil mich verdrießen
Ein ungefügig Reimwort im Sonette —
O Widerspruch, dein Nam' ist Mensch fürwahr!

So hatte Heine ein Sonett an die Geliebte feierlich begonnen: „Der Ganges rauscht, der große Ganges schwillt" und gleich darauf, poetische Bilderarmuth affectirend, sich unterbrochen: „Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!"

Nur selten indessen treten solche muthwilligen Töne in Heyse's Versen hervor; der eigentliche Grundton des Werkes ist tiefster Ernst. Das schöne Buch ist die Frucht einer italienischen Reise, welche der Dichter vor mehreren Jahren unternommen hat, um in dem stets geliebten Lande Trost für den Verlust eines theuren Kindes zu suchen; die Trauer um den entrissenen Liebling klingt in allen Theilen der Sammlung bald leise, bald lauter wieder, ein großer Abschnitt, das Tagebuch, ist einzig der schmerzvollen Erinnerung an ihn geweiht.

Ein Cyklus von Gedichten, den aus ähnlichem Anlaß vor einiger Zeit Adolf Wilbrandt hat erscheinen lassen, „Tod und Trost", gäbe Gelegenheit zu einem interessanten Vergleich, bei dem freilich Wilbrandt in entschiedenem Nachtheil wäre, da ja sein bestes Können auf einem ganz anderen Gebiete zu suchen ist. Von dem gedankenhaften Zerfasern der Empfindung, das in Wilbrandt's Versen vorherrscht und etwa an Hebbel's überhitzte und doch frostige Dialektik erinnern mag, ist bei Heyse auch keine Spur; ein Moment starker Subjectivität spricht aus seinen Liedern zu uns, das bei Wilbrandt durchaus fehlt und das man vielleicht ein wenig als vordringlich empfinden würde, wenn nicht die wundervolle Tiefe und Reinheit der

Empfindung und der glückliche poetische Ausdruck alles reichlich wieder gut machen könnte.

Nicht an der Bahre des Kindes beginnt der Sang; der erste Schmerz macht den Dichter verstummen, langsam nur löst sich die Spannung, mälig erst gibt ihm ein Gott, zu sagen, wie er leidet:

Die andern Saiten alle sind zersprungen;
Nur eine tönt noch, von Erinnerungen.

Indem Heyse an Erlebtes, an kleine Vorkommnisse des Tages anknüpft, weiß er das Eine, nicht sehr ergibige Thema immer neu zu variiren; so wenn in dem Augenblicke, wo er in Rom den Borghesischen Palast besuchen will und zum ersten Mal den winterlichen Mantel umhängt, er „zwei winzig kleine Handschuh, weich und seiden", vorfindet und nun des Anlasses sich erinnert, der sie in seine Tasche gebracht hat; oder wenn es ihm ist, als hörte er an der Thür pochen und er emporfährt, als wäre sein Knabe wieder da und spräche,

wie er oft gesprochen
Mit Schmeichelton: Darf ich hinein, Papa?

Und da ich Abends ging am steilen Strand,
Fühlt' ich Dein Händchen warm in meiner Hand.

Und wo die Fluth Gestein herangewälzt,
Sagt' ich ganz laut: „Gib Acht, daß du nicht fällst!"

Durchgehend läßt sich dieses, echt dichterische Anlehnen an das Wirkliche, Gegenständliche, Locale beobachten; zuweilen setzen die Gedichte, wie das Volkslied, mit der Angabe eines Thatsächlichen ein, z. B. das erste Gedicht des Tagebuches, welches anhebt:

Vom Rosenstrauch die letzte Blüthe fällt,
Ein böser Herbstwind schauert durch die Welt,

oder das wunderbar ergreifende Nachtgesicht: „Der Mond stand über'm Palatin", das nach unserm Gefühl das bedeutendste unter allen ist. Mit jener bewunderungswürdigen Virtuosität, die wir schon aus dem „letzten Centauren" kennen, ist die traumhafte Stimmung von Anfang an erzielt, so daß das Erwachen durchaus als etwas Natürliches erscheint und nicht dazu dient, den wohlfeilen Effect einer Ueberraschung herbeizuführen.

Die werthvollsten Gaben, neben dem Tagebuch, enthalten die „Sonette aus Rom" und die „Briefe". Die letzteren, neun an der Zahl, sind durch die große Buntheit des Inhalts und durch reichen Wechsel des Tones ausgezeichnet. Da erinnert der Dichter in dem Briefe an Scheffel den Freund an die alten Sorrentiner Erlebnisse und berichtet, im Versmaß und der Art des „Trompeters" — in die er also gleichfalls, wenn auch nur zum Scherze einmal einstimmt — wie er das Urbild seiner Arrabiata als ehrsame Matrone wiederfand; da schildert er, wie er auf einer Fahrt in „Sprühedunst und Wasserkunst" für den Nebelsagenforscher Laistner vergeblich Geschichtlein klug oder albern, kurz und lang aufzuspüren trachtet und führt sehr hübsch aus, weshalb unter dem goldenen Himmel Italiens für das Spukgebilde kein Raum ist; da erzählt er in einem äußerst frischen Schreiben „An die zu Hause Gebliebenen" von dem Tode des König Ehrenmann und des Pio Nono und setzt in dem Briefe an Otto Ribbeck auseinander, wie er von der Philologie, deren große, des Schweißes der Edle werthe Bedeutung er in treffenden Worten zu preisen weiß, zur Dichtkunst gekommen sei, wie es ihm verhängt ward „ein unverfälschter Sohn des Heute zu sein, des gegenwärtigen Weltlaufs buntes Gebilde zu verewigen mit nachdenklichem Wort". Der prächtigste unter allen Briefen ist der an Wilhelm Hertz, welcher das Recht des Dilettantismus — „dafern man's nur in Züchten treibt" — launig ver-

theidigt; die schnurrige Epistel ruft unwillkürlich die Erinnerung an die humoristischste Figur Heyse's, den köstlichen Maler und Flötisten Rosenbusch aus dem „Paradiese" wach.

In einem „Anhang" gibt Heyse vortreffliche Uebertragungen aus der neueren italienischen Lyrik; Verse von Zendrini, Imbriani, Carducci, Tarchetti und Stechetti; er setzt dadurch seine höchst dankenswerthen, aber leider viel zu wenig beachteten Bestrebungen, uns die modernen italienischen Poeten bekannt zu machen, mit Glück fort. Die werthvollsten Gedichte gehören Stechetti und Carducci an; am hervorragendsten von den Versen des letzteren, der jetzt wol allgemein als der bedeutendste Dichter Italiens anerkannt ist, erschienen uns seine Ode „ruit hora", die von antiker Sinnengluth und Plastik erfüllt ist und das Gedicht „Auf dem Bahnhof an einem Herbstmorgen", in welchem der Eindruck der Stimmung — Trauer um die scheidende Geliebte — durch die Schilderung der Umgebung, der unheimlichen Novembernacht, des Regens, der Finsterniß, sehr glücklich vertieft wird. Carducci, wie alle die andern Genannten, ist unter Byron's und Heine's Einfluß weltschmerzlich angehaucht; am meisten gilt das von Stechetti, einem Dichter von bedeutender Potenz, dessen Heinifiren aus jeder beliebigen Strophe bewiesen werden kann. Sein Sonett „An Venedig" beispielsweise, das die Schönheit der einzigen Stadt begeistert preist, beschließt der Dichter:

> Ich weiß des Morgenlands Trophä'n zu schätzen, —
> Vor allem schwärm' ich für gebackne Schollen
> Und für den edlen Wein von Conegliano,

und in einem Gedicht an die Geliebte gibt er ihr, echt Heinisch, den Abschied mit den Versen:

> Kind, laß uns friedlich scheiden!
> Das Zanken wäre vergebens:
> Wir haben uns nicht verstanden.

Ein anderer Italiener, Bernardino Zendrini, greift das Heine'sche Motiv der betrogenen Jugendliebe auf: sein Herz blutet, vom Verrath gebrochen, er irrt umher in düsterem Groll, da er die Geliebte frisch und roth und fröhlich sieht.

So finden wir den Einfluß des deutschen Dichters selbst bei fremden Völkern sichtbar und es nimmt uns nicht Wunder, wenn er auch bei uns noch immer sich geltend macht. Dasselbe Motiv der betrogenen Liebe, denselben etwas unklaren und conventionellen Liebesgram im Allgemeinen, der nicht präcis anzugeben weiß, worin der Betrug denn eigentlich bestanden, wie der Verrath sich näher vollzogen hat, finden wir bei Stieler und bei Scherenberg. „Der Würfel fiel", ruft Stieler, „ihr jubelt laut, Sie wird noch heut des Fremden Braut" — aber wir erfahren so wenig von ihm, weshalb nun die Geliebte „des Fremden Braut" wurde, wie wir von Scherenberg erfahren, weshalb ihm seine Herzenskönigin „die Treue brach". Wie ein mittelalterlicher Minnesänger fort und fort das Motiv der nicht erhörten Liebe variirte, so singt Scherenberg immer wieder von neuem das Eine große Unglück seines Daseins; zwei ganze Cyklen seiner Sammlung, die Abschnitte „Jugendliebe" und „Dunkle Stunden", gelten dem Erinnern an jenes Mädchen. Wir wünschten dem Dichter, welcher sein Leben nicht nach „frohverbrachten Tagen" zählt, sondern nach „schmerzdurchwachten Nächten" und der als der Menschen bester Freund den Schmerz preist, etwas weniger Empfindsamkeit und Weichheit, wir wünschten ihm auch für seine lyrischen Gedichte die schwungvolle Energie, welche seine patriotischen Lieder auszeichnet. Mit dem ganzen kräftigen Pathos des politischen Sängers für Freiheit und für Vaterland hat Scherenberg in jenen Liedern die schöne Begeisterung und den ehrlichen Zorn des warm empfindenden Patrioten ausgesprochen; ihr poetischer Gehalt wird erhöht durch die Gabe der natürlichen Bildlichkeit, welche dem Dichter im hohen Maße eignet. In reicher Fülle stehen ihm die treffendsten Vergleiche völlig zwanglos zu Gebote; selbst den einfachsten Bildern aus dem Naturleben weiß er

eine eigenthümliche, individuelle Wendung zu geben. Am kunstvollsten dort, wo das Bild und die Sache einfach nebeneinander gestellt werden, ohne daß eine directe Beziehung zwischen beiden ausgesprochen würde, z. B. in dem Gedicht „Hüte dich!":

Kennst du im Wald des Räubers alten Brauch,
Wenn er im Dickicht bahnt geheime Stege?
Hier knickt er einen Zweig, dort einen Strauch,
Wodurch er wiederfindet seine Wege.
O hüte dich! — brach durch dein volles Herz,
Drin Glück und Jugend blühend sich umwinden,
Einmal den Weg sich erst des Lebens Schmerz: —
Wird er ihn immer, immer wiederfinden!

Eine ähnliche Kunstform liebt auch Heyse, wie das ergreifende Gedicht aus Pompeji zeigen mag:

Die Sonne gleitet still hinab
In's Wellengrab.
Ein feiner falber Schleier fällt
Rings auf die Welt,
Am blauen Bergeshorizont
Glüht auf der Mond,
Es hellt sein düsterwildes Licht
Die Trübe nicht.

Wir wandeln traurig Hand in Hand
Durch's Todtenland.
Was Jedes denkt so weit von Haus,
Spricht Keines aus.
Ein Nachglanz von verlornem Glück
Blieb uns zurück.
Es hellt sein roth verweintes Licht
Die Trübe nicht!

Zur Natur steht Scherenberg in einem nahen Verhältniß, bei ihr findet er stets den Frieden, mag er auch grollend hinausgezogen sein. „Wenn durch die Blüthen deiner Brust Ein herbstlich Stürmen fuhr", singt er, „O flieh' hinaus und birg dein Leid Am Busen der Natur!" Dies ist der Punkt, wo Scherenberg mit der schwäbischen Schule sich berührt und mit ihrem späten Nachkömmling, als welchen man wol Theobald Kerner, der in einem reichen Bande die liebenswürdige Dichtung seines Lebens niedergelegt hat, ohne Weiteres bezeichnen darf.

Es wäre nicht ohne Interesse, im Einzelnen nachzuweisen, wie der Sohn des Justinus auf den Spuren des Vaters wandelt, wie er in der innigen Liebe zur Natur, in der Geringschätzung der Bücherweisheit und der todten Gelehrsamkeit, in der Entgegensetzung von kirchlich-formelhafter Frömmigkeit und hingebender Andacht in der heiligen Einsamkeit des Waldes der Schwabenschule innerlichst verwandt ist. „Natur allein ist mein Prophet, in ihrem Dienste bin ich stolz" ruft Kerner, er sucht nach immer neuen Formen für die eine große Forderung: zurück zur Einfachheit, zurück zur Natur! Die Natur ist gut, aber die Menschen sind schlecht, Wald und Flur bringen den Frieden, den man bei den Menschen vergeblich sucht. Das Problem der dichterischen Vererbung, die Frage, in wie weit künstlerische Eigenschaften so gut wie menschliche, ein bestimmtes künstlerisches Pathos so gut wie Instincte, vom Vater auf den Sohn sich übertragen, sich erhalten und sich wandeln, ließe sich hier an einem besonders prägnanten Falle studiren.

Aber nicht nur in seinem Verhältniß zur Natur vergleicht sich Kerner den Meistern der Schule: er theilt auch ihre schwäbische Empfänglichkeit für liebenswürdigen, anspruchslosen Humor, ihre Neigung zum Grotesken, er besitzt die Unbefangenheit, welche

unbedenklich zu dem Alltäglichen oder selbst Vulgären greift, wenn es ihr bezeichnend erscheint. So begnügt er sich nicht damit, sein Herz, in der conventionellen Art, als „verwundet" zu bezeichnen, sondern er malt drastisch aus, in einem allerliebsten Gedichte, wie Amor, der Schelm, unversehens hineingeschlüpft ist, wie er den blinden Wicht an's Bein gefaßt hat und gezogen, und gezogen, ihn wieder zu entfernen, wie aber der Gott sich dagegen gleich einer Katze stemmt und ein Gekratze und ein Krallen anfängt, daß des armen Dichters Herz nun wirklich, im eigensten Sinne, „schmerzt und blutet". Um einen schlechten Dichter zu verspotten, der ihm meuchlings seine Gedichte versetzt hat, greift er gar zu noch derberen Bildern: er glaubt mit künstlich gedörrten Zwetschgen geworfen zu werden und stets tiefer und tiefer in Syrup zu sinken, da er jene Verse hört. Und wie Uhland einst „von Schweinen" gesungen hat, in der Meinung, es knüpften „Kraftgedanken sich oft an geringe Dinge", so gibt Kerner eine „Apotheose" der Gurke und „Alles Andere verdunkelnd, An dem deutschen Dichterhimmel, Hängt er sie als Sternbild auf".

Wie Kerner sich in dieser sozusagen schwäbischen Plastik als ein echter und rechter Alemanne zeigt, wie wir seine Landsmannschaft nicht außer Acht lassen dürfen, wenn es gilt, seine Art zu kennzeichnen, so müssen wir auch die Dichtungen von zwei anderen Autoren, von Kruse und Allmers, bestimmt an einen localen Hintergrund anknüpfen. Man ist in der Herleitung dichterischer Eigenheiten von örtlichen und provinziellen Einflüssen, in dem Betonen des landschaftlichen Momentes, in neuester Zeit vielfach zu weit gegangen und besonders in Frankreich hat Taine diese Methode auf die Spitze getrieben; aber, wie es hieße, des Guten zu viel thun, wollte man eine vorwiegend nord- oder mitteldeutsche Art bei Heyse oder Scherenberg herausconstruiren, so hieße es auf der anderen Seite zu wenig thun, wollte man nicht den Schwaben in Kerner erkennen, nicht den Pommern in Kruse, den Friesen in Allmers.

Kruse's Dichtungen machen vor Allem unbedingt den Eindruck des „Echten"; diese kleinen Geschichten von der See, diese einfachen Schiffermärchen und Schnurren und Matrosenschwänke werden mit einem schlichten seemännischen Humor und einer biederen Derbheit vorgetragen, daß Land- und Wasserratten die gleiche Freude daran haben können. Wären die Gedichte in der Form etwas sorgfältiger, wären nicht die Hexameter holpriger, als es nach Goethe und Platen erlaubt ist, man könnte einige unter ihnen, wie das „große Schiff" oder den „Seedienst" als Muster in ihrer Gattung bezeichnen. Das Local der „Seegeschichten" sind norddeutsche Küsten- und Seeplätze, Emden, Norderney, Stralsund und das Meer; in Stralsund, dem Geburtsort des Autors, spielt unter Anderem der „Dänholm", eine Dichtung zu Ehren der Heimath, die von der großen Vergangenheit der Stadt, ihrem Kampf gegen die Dänen, ihrer Treue für Karl den Zwölften mit patriotischem Stolze erzählt.

Ganz ähnlich wie Kruse singt auch Allmers mit freudigem Gefühl von den Thaten seiner Landsleute, er singt zu Ehren der freien Männer vom Friesenstamm. Er gibt Proben aus einem Friesenepos „Die Stedinger", er dichtet den hübschen „Friesengruß" und verherrlicht den stolzen Wahrspruch seines Stammes: „Lieber todt als Sclav". Auch für sein Dichten gibt die Heimath und das Meer die Motive, er preist die Strandluft, er erzählt von der Hallig, von der Marsch und der Haide, wie Storm oder Hebbel. Seine Gedichte sind von mannigfaltigem und reichem Gehalt; neben rein Lyrischem, Liebesliedern, Liedern auf Frühling und Natur finden sich Spruch- und Gelegenheitspoesie, Verse aus Italien, Themen aus der classischen Welt. Ein ernstes und gereiftes Gemüth spricht aus ihnen, eine gewisse Kühnheit der Phantasie, die sich auch an heiklere Stoffe ungestraft wagen darf, wie die Gedichte „Antinous" und „Kleopatra" zeigen. Am stärksten macht sich ein antikirchliches Pathos geltend, ein entschiedener pantheistischer Zug, der Verzicht auf die jenseitigen Freuden und ein Genügen mit der gegenwärtigen Welt. „Ganz aufzugehen in das große Schweigen und Eins zu werden ganz mit der Natur" ist des Dichters innigster Wunsch.

Dieser Zug ist bei Allmers am stärksten ausgeprägt, aber schon früher, in Kerner's, Heyse's, Scherenberg's Versen hätten wir ihn gleichfalls aufweisen können. Kerner z. B. polemisirt gegen die Unsterblichkeit, er weiß einen schöneren Glauben als das Wiedersehen im Jenseits, das ist: „nie verlieren", und des Todten Spur in der Natur, deren er ein Theil ist, in jedem Lüftchen, jedem Halme finden.

Am bezeichnendsten treten Allmers' antikirchliche Tendenzen in dem Gedicht „Die Capitolslöwen" hervor, einer Art von religionsgeschichtlichem Excurs zweier ägyptischer Löwenbilder über den Pfaffentrug, dessen Refrain lautet: „In Aegypten wie in Rom Immer doch derselbe Blödsinn"; gleichfalls am bezeichnendsten tritt hier der Verehrer Scheffel's hervor, der seine Löwen in demselben Tone reden läßt und in denselben vierfüßigen Trochäen — scheinbar sind es freilich achtfüßige —, die wir vom Kater Hiddigeigei her kennen. Oder könnte nicht, ebensogut wie das ägyptische Steinbild, Hiddigeigei die Verse sprechen: „Niemals den Humor verlieren Muß man, ist die erste Regel der Philosophie des Lebens"? Ebenso hat Allmers in anderen Gedichten von dem urgermanischen Durste in Scheffel'scher Weise gesungen und, wie jener seiner „letzten Hose", einem „alten Plaid" den wehmüthigen Scheidegruß auf den Weg gegeben.

Dieselben Scheffel'schen Töne, nur wesentlich verstärkt, kehren in Baumbach's lustigen „Liedern eines fahrenden Gesellen" wieder. Es sind die liebenswürdigen, flotten und anspruchslosen Verse eines glücklichen, heiteren Naturells, sorgfältig in der Form, nicht übermäßig reich und originell im Inhalt, eine Art Erneuerung der mittelalterlichen Vagantenpoesie, versetzt mit Motiven aus Scheffel, Heine, Uhland und Lenau. Einige der Gedichte setzen eine gewisse Empfänglichkeit für harmlos-studentische Scherze voraus; man darf nicht eben anspruchsvoll sein, wenn man sich an diesen etwas wohlfeilen Nachdichtungen und Parodien erfreuen will, an der Mär von Tristan und Isolde etwa und ihrer Schlußmoral: „Nimm, Dürstender, nie zu leicht die Wahl Des Labung spendenden Trankes!" Früher begnügte man sich, dergleichen Producte in Bierzeitungen zum Besten zu geben, aber seit Scheffel's „Gaudeamus" ist es freilich Mode geworden, sie auch als literarische Erzeugnisse anzusehen. Das hübscheste in diesem Genre ist Baumbach's „Lied von der Kreide", das sich mit Scheffel's „Pumpus von Perusia" berührt, oder das Gedicht „'Naus", welches die Vertreibung der frechgewordenen Römer schildert und den Schluß zieht: wenn der Feind sich allzu breit macht, so

> wahre dir dein Hausrecht
> Und wirf ihn aus dem Haus
> Selbst oder mittelst Hausknecht
> 'Naus, 'naus, 'naus.

Bei weitem prätentiöser als die Nachahmer des „Gaudeamus" und des „Trompeters" geben sich die Nachahmer des „Ekkehard", zu denen wir neben Stieler auch Julius Wolff in seinem „Tannhäuser" rechnen dürfen. Beide, Stieler wie Wolff, sind mit Recht beliebte Autoren, die in früheren Werken allgemeinen Beifall gefunden haben und es wird dem Kritiker nicht leicht, ihnen zu sagen, daß ihr Versuch die Weise des historischen Romans, wie ihn Scheffel und Freytag pflegen, in die Epik zu übertragen, gänzlich gescheitert ist.

Stieler's Gedichte zerfallen in größere und kleinere Cyklen, deren Zusammenhang häufig recht unklar bleibt; sie sind im Hochland gedichtet und durchdrungen, wie der Poet — irrig — meint, von Bergesluft und Almenschnee: „ich sang euch", ruft er, „wo gesungen Wernher von Tegernsee". Diesen Wernher, den Mönch des Klosters Tegernsee, läßt er im ersten Cyklus und einen Mönch Eliland in einem späteren Liebesabenteuer erleben, die ihrem Mönchthum widerstreiten; er fügt die angeblichen Lieder Eliland's in seine Gedichte ein, wie Scheffel das Waltharilied in den „Ekkehard". Denselben Wernher hatte einst Alfred Meißner besungen und auch er hatte, wie Stieler, den Dichter fälschlich identificirt mit dem Pfaffen Wernher, dem Dichter

des Marienliedes. Solche Verknüpfungen und auf einer beliebigen, inzwischen vielleicht längst aufgegebenen wissenschaftlichen Hypothese beruhenden Combinationen und Contaminationen sind ja seit Scheffel beliebt. Man denkt Wunder, was man Großes gethan, wenn man ein überliefertes Gedicht mit seinen Helden in Verbindung gebracht und sich dabei obendrein auf die Vermuthung irgend eines Gelehrten stützen kann. Das gibt dem Helden einen Nimbus der Ehrwürdigkeit und der Leser mag es sich zur Ehre anrechnen, daß man ihn in so gute Gesellschaft geführt. So hatte Scheffel, auf eigene Faust, seinem Ekkehard das von einem anderen Ekkehard niedergeschriebene Waltharilied angehängt, so fügt Stieler gelegentlich in ein Gedicht den früher einmal mit Wernher in Verbindung gebrachten Vers „du bist mîn, ich bin dîn" ein, und belehrt in einer Anmerkung ausdrücklich über den Sachverhalt, so macht gar Wolff seinen Tannhäuser zunächst zum Heinrich von Ofterdingen, um ihn dann, im Anschluß an eine vage Vermuthung von August Wilhelm Schlegel, zum — Nibelungendichter avanciren zu lassen. Schon Scheffel hatte sich wenig darum gekümmert, daß die Erlebnisse Ekkehard's doch mit dem Inhalt des Walthariliedes herzlich wenig zu thun hatten und nur nothdürftig einen Zusammenhang aufrecht erhalten; aber gegenüber dem belastenden Widerspruch, der zwischen dem Pathos des Venusritters und seinem vorgeblichen Liede, zwischen den entscheidenden Lebenserfahrungen des Tannhäusers und dem Nibelungenlied besteht, ist Scheffel's maßvolleres Vorgehen fast zu bewundern.

Man mag sich überhaupt zu dem modernen historischen Roman stellen, wie man will — gegenüber der vollständig willkürlichen und haltlosen Art, mit der unsere „Neuesten" verfahren, kann man die verständige und auf einem gesicherten Wissen beruhende Methode von Scheffel und Freytag, ihre maßvolle und allen wohlfeilen Wirkungen vornehm abgewandte Kunstübung nur immer von Neuem höchlich anerkennen.

Hadrian und Antinous.

Der Kaiser. Roman von Georg Ebers. 2 Bde. Stuttgart und Leipzig. Druck und Verlag von Eduard Hallberger. 1881.

Nachdem sich Ebers als hervorragenden Fachgelehrten erwiesen, trat er in die Zunft der Dichter, ohne sein wissenschaftliches Gebiet zu schmälern oder gar zu verlassen, und errang — wenigstens unter seinen Zeitgenossen — einen so großen und durchschlagenden Erfolg, wie ihn die Annalen unserer Literatur kaum zu verzeichnen haben. Seine poetischen Schöpfungen lehnen sich eng an die Studien und Forschungen und sind gleichsam eine zweite Ernte der gelehrten Aussaat des Aegyptologen: und wie er sich bestrebte, in „Uarda" die Glanztage der Pharaonen darzustellen, wie er in der „Königstochter" den Sturz Aegyptens durch die Perser, in den „Schwestern" die hellenistische Epoche unter dem Herrscherhaus der Lagiden, und in „Homo sum" das Treiben der Anachoreten in den dem Pharaonenlande benachbarten Wüsten dem deutschen Publicum vorführte, so soll der „Kaiser" ein Bild der Römerzeit und des jungen, im Nillande aufkeimenden Christenthums bieten. Ueber die Treue der historischen und culturhistorischen Momente können wir hier nicht urtheilen; wir berufen uns auf das Zeugniß der vorzüglichsten deutschen, englischen, französischen und holländischen Fachgenossen des Autors, die mit ihrem ungetheilten Lobe nicht zurückgehalten haben. Das aber muß man ohne Einschränkung zugeben, daß der Verfasser den reichen Stoff mit geschickter Hand zu gliedern und ordnen verstand und den dürren Stamm mit vielen und anmuthigen Blüthen zu

überkleiden gewußt hat, indem er das von der Geschichte Gebotene gewandt und besonnen heranzog und da, wo die Ueberlieferung nicht ausreichte, mit guter Erfindungsgabe in den Riß getreten ist. Er beabsichtigte ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen, das als solches erfreut und erhebt und in welchem das Stoffliche dermaßen überwältigt wäre, daß jede Belehrung des Lesers und jegliche Bereicherung seines Wissens unbemerkt und unmerklich vor sich gehen sollte. Immerhin ist der „Kaiser" der Hauptsache nach ein Zeit- und Sittenbild, es handelt sich vorweg nicht um die Lösung eines psychologischen, moralischen oder ästhetischen Problems: der Verfasser will uns das Leben der Aegypter zur Zeit Hadrians in möglichst reichem und farbigem Bilde vorführen. Die Wahl des Schauplatzes, die Gruppirung und Wechselbeziehung der Handelnden, ihre Charakteristik, der fesselnde, verschlungene und doch übersichtliche Gang der Handlung, die anschauliche und vielseitige Schilderung der Kulturverhältnisse — alles vereinigt der Autor, um seine Aufgabe in möglichst vollendeter Weise zur Lösung zu bringen. Welch' bunten und bewegten Anblick bietet die reiche Handels- und Weltstadt Alexandria, wo sich asiatische, ägyptische und griechisch-römische Cultur begegnen, bestreiten und vereinen; wo ägyptischer, römischer und jüdischer Cultus herrscht und die Lehre des Nazareners heimlich, aber gewaltig ihr Haupt erhebt! Dazu bedenke man den Reichthum historischer Erinnerungen und die Menge großer und ehrwürdiger Gebäude, mit denen der Name irgend eines Herrschers oder einer Gottheit verknüpft ist.

Eines dieser alten, halb verwahrlosten Gebäude, die Lochias, bezieht unerwartet Hadrian unter der Maske eines römischen Baumeisters, und zwar vor der festgesetzten Zeit seiner Ankunft, so daß er mitten in den Lärm und das Treiben der restaurirenden Bauleute und Künstler hineingeräth. Um ihn gruppiren sich in ungezwungener Weise sein Liebling Antinous, der Sklave Mastor, der Baumeister Pontius, die Familie des Thorhüters und des Schloßverwalters, und der Verfasser weiß die Fäden nach allen Seiten hin geschickt zu verweben, alte Liebesgeschichten wieder an den Tag treten zu lassen und neue anzuspinnen. Im Caesareum, wo man für den Kaiser, der sein Incognito bald ablegt, Gemächer in Bereitschaft gesetzt, hat seine Gemahlin Sabina sammt ihrem Hofstaat den Wohnsitz aufgeschlagen; um sie bewegt sich Verus, die Dichterin Balbilla und andere mehr. Wir sehen Grammatiker, Historiker, Dialektiker, reiche alexandriner Fabrikanten, reiche und gebildete jüdische Kaufleute, Kunsthändler, Cyniker, die sich in die Christengemeinde hineinschmarotzen, wir treffen verschiedene Vertreter der neuen Lehre, die damals von ihrer ursprünglichen Reinheit und gewinnenden Einfachheit noch wenig eingebüßt hatte.

All' diese Personen und dieses Leben, dessen ohnehin bewegte Wogen durch die Anwesenheit des Kaisers noch höher schlagen, überblickt und durchschaut der seltene Mann, den der Verfasser mit besonderer Liebe und Sorgfalt gezeichnet hat. Es war kein geringes Unterfangen, die vielen an inneren Widersprüchen so reichen Nachrichten über Hadrian zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen. Ebers hat die Aufgabe gelöst, und wenn auch der Historiker eine gewisse Idealisirung vielleicht mißbilligt, so wird man doch gestehen, daß das geniale, von kleinlichen und schlimmen Zügen getrübte Wesen des Helden, seine Rastlosigkeit, seine innere Unruhe und der unersättliche Wissensdurst gut und harmonisch zur Darstellung gebracht sind. Nur in einem Punkte widersprechen wir, den übrigens, vielleicht nicht ganz zufällig, die Vorrede berührt. Hadrian sagt u. a. im ersten Capitel zu Antinous, nachdem er den Berg Kasius erstiegen: ... „ich fühle mich da oben so ganz verschmolzen mit dem Geschaffenen, das mich umgibt, daß es mir oftmals scheinen will, als wäre es m e i n Athem, der es bewegte. Wie die Kraniche und Schwalben, so zieht es auch mich in die Weite, und wo wäre es dem Auge wol eher gestattet, das erreichbare Ziel wenigstens ahnend zu erspähen, als auf dem Gipfel eines Berges? Die unbegrenzte Ferne, welche die Seele sucht, scheint hier eine mit den Sinnen erfaßbare Form zu gewinnen und der Blick berührt ihre Schranken. Erweitert, nicht erhoben nur fühlt sich da mein ganzes Wesen ..." Derartige montane lyrische Ergüsse sind das

Geistesproduct des 18. Jahrhunderts, dem Alterthum ist diese Empfindung gewiß fremd gewesen. Freilich bestieg Hadrian Berge, „um" — wie Ebers in der Vorrede sagt — „sich am Glanz der aufgehenden Sonne zu freuen". Aber die Freude am Aufgang dieses Gestirns, von der schon die Poesien der alten Inder Zeugniß ablegen, bedingt noch keine schwärmerische Empfindung für eine schöne Berglandschaft; diese beiden Dinge sind erst der Generation eines Haller und Rousseau in Eins verwachsen. Ebenfalls modern berührt es uns, daß nicht zum Wenigsten unglückliche Liebe den Selbstmord des Antinous verursacht. Die dieser Figur verliehenen Züge geben sonst ein abgerundetes Bild; nur hält es schwer, die vom Dichter betonte geistige Leere des Jünglings mit dem überlieferten schönen Aeußern so geradezu vereinbar zu halten. Ansprechender jedenfalls erscheint seine heimlich Geliebte, Selene, sowie ihre Schwester Arsinoe, und äußerst ergötzlich der dicke Schloßverwalter Keraunos. Die schärfste, sauberste Charakteristik aber zeigt vielleicht Sabina, und dieser Gestalt möchten wir in erster Linie den Preis zuerkennen. Auch sie ist freilich, wie diese ganze Gesellschaft, in ein ideales Licht gerückt, was hier nur deswegen erwähnt sein soll, weil auf der geschichtlichen und culturgeschichtlichen Seite dieses Romans ein so großer Nachdruck liegt. Da indessen der Verfasser alles irgendwie moralisch Bedenkliche durchgehends ferne hält, so sind dadurch der belehrenden Tendenz des „Kaisers" die weitesten Kreise geöffnet. Ein gefüger Stil, dessen ebenmäßiger Fluß nur im ersten Kapitel durch etliche unerlaubte Wortstellungen gehemmt wird, gehört auch zu den Vorzügen dieses Buches, durch welches der Verfasser den langgehegten Wunsch in Erfüllung gehen sieht, die wichtigsten Abschnitte aus der Geschichte des Aegyptervolkes dichterisch zusammenzufassen.

Antinous. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von George Taylor. Mit dem Bildniß des Antinous. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1880.

Darf den Geliebten Hadrian's Angesichts der heutigen Begriffe von Moral und Sittlichkeit ein Dichter überhaupt zum Vorwurf wählen? Und wenn ja — in welcher Weise ist die Verwerthung desselben nach möglichster Ausscheidung Alles ethisch Anstößigen denkbar? Die erste Frage hat der Verfasser durch die Wahl des Stoffes bejaht; über die zweite durch die Art der Behandlung des Thema's Auskunft gegeben, auf welche ihn der Gegensatz in den Köpfen Hadrian's und Antinous' führte; „wie eine gesunde Natur (Antinous) an dem Umgang mit einer kranken (Hadrian) zu Grunde ging: „das ist die Geschichte des Antinous mit seinem Caesar".

Ebers und Taylor sind auf denselben Stoff gerathen und zeigen im Großen und Ganzen ein und dasselbe Bild des Imperators; wol ein Beweis, daß sie beide das Richtige getroffen, da gegen eine selbständige Arbeit auf jeder Seite nichts spricht. Wir möchten Taylor's Zeichnung indessen den Vorzug geben, ob sie gleich eine weniger sorgliche Ausbeutung der Quellen verräth. Seine Schilderung nähert sich dem Menschen Hadrian entschieden mehr, als diejenige des Aegyptologen. Seine Umrisse sind durchgehends schärfer, seine Farben satter und die Schatten dunkler, das Bild verräth mehr psychologische Divinationsgabe. Es ist kein idealisirtes, aber gerade darum packenderes: es gibt Menschen, die durch Idealisirung an Reiz verlieren, und zu diesen scheint auch Hadrian zu gehören. Taylor weiß ihm das Unheimliche, Unglückliche eines Vertreters der fallenden antiken Cultur in hohem Grade zu verleihen; wir sehen, wie der selten gebildete und beanlagte Mann in Folge dieser Bildung hauptsächlich kaum noch an Götter zu glauben vermag und doch, um in seiner Ungewißheit keinen zu verletzen, selbst den fremdesten gerecht zu werden strebt, während er sich dem Christenthum gegenüber durchaus ablehnend, ja feindlich verhält. Neben ägyptischen Priestern und Betrügern treten auch gute und schlimme Jünger der neuen Lehre auf, die letzteren allermeist; schnödes Gesindel nistet sich in das Haus des kaiserlichen Geheimschreibers Phlegon ein und zerstört den behaglichen Frieden der Familie und den Glanz der reichen und schimmernden Räume: es ist

ergreifend geschildert, wie die alten Götter gleich hilflosen Sterblichen von diesem unnützen Lumpenvolke in den Staub gerissen werden.

Und Antinous? — — er ist unter der Hand des Autors zu einem so gewöhnlichen, schwächlichen Menschen geworden, daß er diesen selbst wenig zu interessiren scheint, denn Taylor führt uns durch lange Capitel, ohne von seinem Titelhelden etwas verlauten zu lassen, den er ungefähr behandelt, wie man der Höflichkeit halber vor den Leuten mit einem nahen, aber gleichgiltigen Verwandten umgeht. Die Hauptgewichte liegen einerseits auf Hadrian, andrerseits auf Phlegon und den Seinen; Antinous hat nur mit dem Kaiser, mit dem Geheimschreiberkreis so ziemlich gar nichts zu thun und fällt zwischen Stuhl und Bank. Der Verfasser wollte wie andre auch der starken Nachfrage nach culturhistorischen Romanen genügen und hat seine Aufgabe theilweise vorzüglich gelöst; aber er versteht im Ganzen die Elemente nicht zu verbinden, er versteht mit einem Worte nicht zu componiren. Es gibt überhaupt kaum ein literarisches Laster, mit dem er nicht behaftet wäre. Er weiß stellenweise nicht recht zu erzählen, er begeht auf Schritt und Tritt den Fehler directer Charakterisirung, er überlädt mitunter in der Ausmalung der Charaktere und Situationen und fehlt gelegentlich auch gegen das historische Colorit; so sagt z. B. Phlegon über die Epistel des Paulus: „Lese ich aber in eurer Schrift, so weht es mich an wie Offenbarung der Urzeit".

Für alle diese Mängel entschädigen uns die bedeutenden Vorzüge des Buches nicht vollständig. Aber dasselbe bietet, namentlich nach culturhistorischer Seite hin, so viel Gutes, daß wir dem Verfasser aufrichtig Dank wissen; und da er entschiedenes dichterisches Talent gezeigt hat, dürfen wir von ihm, wenn er in den Besitz einer richtigen Technik gelangt ist, dereinst vielleicht noch Treffliches und Vorzügliches erwarten. A. Frey.

Eine Liszt-Biographie.

Franz Liszt. Von L. Ramann. Erster Band. Die Jahre 1811 bis 1840. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880.

Es gibt Schicksale, denen man nicht entrinnt. In Liszt's Leben haben die Frauen eine verhängnißvoll große Rolle gespielt: eine Frau schreibt jetzt seine Biographie und ich habe die begründete Vermuthung, daß eine zweite ihr nachfolgen wird. Gegen schriftstellernde Frauen soll damit nichts gesagt sein; es gibt sehr begabte unter ihnen. Aber ich glaube, daß Liszt's Leben zu erzählen aus mehr als einem Dutzend Gründen die Sache eines Mannes gewesen wäre. Es gibt vielleicht keine Persönlichkeit, in der sich die letzten fünfzig Jahre der Musikgeschichte so prägnant novellisirten, als in ihm. Er könnte einer breit angelegten Culturdichtung als Held gesessen haben. Nun urtheilen Frauen sehr fein, so lange sie aus nächster Nähe beobachten können; sowie es sich aber um große Verhältnisse handelt, um große Gesichtspunkte und um Anschauungen, die sich nur aus einer bestimmten Weite gewinnen lassen, so tritt an die Stelle des spontanen Begreifens die nachgeschichtliche Ereiferung, die, wie in dem vorliegenden Buche, nur zu oft den Eindruck des eben confirmirten Wissens macht.

Lebenden Monumente setzen und ihre Lebensgeschichte schreiben, ist eine unzweifelhafte Unsitte. Man kann dabei das Gefühl einer Vorausnahme der letzten Stunden eines Menschen nie unterdrücken. Ein Eingriff außerdem in die Angelegenheiten des nachlebenden Geschlechts! Mit welchem Gefühl des Verstorbenen, frage ich, soll Jemand seine eigene Biographie lesen oder an seiner Statue vorübergehen? Eine Unsitte verliert dadurch nichts an ihrer Sinnwidrigkeit, daß sie zur Sitte wird, und es ist ein folgenschwerer Irrthum, wenn man sicherer ernten zu können meint, weil man die Aehren vor ihrer letzten Reife geschnitten hat.

Liszt's Leben ist eine moderne Odyssee. Eine so vielseitige und bunte Begabung wie die seine mußte zu einem vielseitigen und bunten Leben führen. Ich brauche das Wort bunt nicht ohne Absicht. Es waren der Farben zu viele, als daß das Gesammtbild seines Lebens ruhige Schönheit ausstrahlen konnte. Um seine Stirn schlingt sich nicht der stille und classische Lorbeer; brennende Granaten und heiß duftende Tuberosen flechten sich in seinen Siegeskranz. Ein Siegeskranz aber war es, errungen im Kampfe gegen die Philister, gegen Zopf und Schlendrian.

Nichts ist falscher und führt zu haltloseren Gedankenverbindungen, als das Leben eines bedeutenden Menschen nur einheitlich verstehen, in all seinem Denken und Thun nur den Ausdruck einer providentiellen Bestimmung erkennen zu wollen. Solcher Lebensläufe gibt es einige, aber nicht viele. Es muß der Verfasserin nachgerühmt werden, daß sie diesen Fehler vermieden hat. Sie urtheilt und empfindet oft treffend, sie ist nicht wie Glasenapp in einer kürzlich erschienenen Biographie Rich. Wagner's nur Ruhmesherold. In seinem Buche kracht jede Zeile unter der ihr aufgebürdeten Last von Verzückung. Von dem Weihrauch, der in seinem Buche verbrannt wird, könnte die Peterskirche ein Jahr lang räuchern. Für solche Begeisterung aus einem Stück ist die Verfasserin zu fein; sie ist mehr Intarsia. Hier kommt ihr das Geschlecht zu Hilfe, aber auch nur hier. Dagegen verfällt sie in einen anderen Fehler, der ihr Buch zu einer Frühpredigt macht, an der sich der betrogene Morgenschlaf bitter rächen wird. Alle Berührungen Liszt's mit den Elementen seiner Zeit benutzt sie zu den ausgedehntesten Monographien, die in einer Mädchenschule sehr an ihrem Platze wären, in der Hand eines gebildeten Lesers aber unerträglich sind. Julirevolution, Chateaubriand, Saint-Simonismus, Lamennais, die romantische Schule in Frankreich, das gibt zu ebenso vielen Abhandlungen Veranlassung, von denen ich weder sagen möchte, daß sie etwas Falsches, noch daß sie etwas Neues enthielten. Das Buch wird dadurch zu Blei; denn wer wäre über diese Dinge nicht unterrichtet, oder hätte Lust, sich darüber von der Verfasserin unterrichten zu lassen?

Erst mit dem Auftreten Paganini's in Paris wird das Buch lebendig. Zwar fehlt es auch später nicht an unliebsamen und endlosen Unterbrechungen, denn die Verfasserin gehört zu den Leuten, welche, wenn sie ein Taschentuch holen wollen, eine Treppe hinauf und eine herunter steigen, dabei eine Bemerkung über Leinenindustrie aber nicht unterdrücken können.

Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, über Liszt ein langweiliges Buch zu schreiben. Man braucht nur zur Octave zu werden, um sein melodisches Dasein in rascheren Schwingungen nachzuleben. Alles an ihm trägt den Accent des guten Tacttheils. Ein Buch über ihn, von der rechten Hand geschrieben, müßte wie ein Gesang Ariost's wirken. Es lag etwas so reizend Unberechnetes, festlich Ueberraschendes in ihm, ich meine, in seiner Jugend und in seinem Mannesalter; der Greis ist uns das Berechnete vielleicht nicht immer schuldig geblieben. Als Jüngling und Mann aber war Liszt, seine Menschlichkeiten voll mitgewogen, eine der bezauberndsten Gestalten, welche jemals Herz und Sinnen der Menschen als fahrender Sänger gewonnen haben. Seiner außerordentlichen Kunst gesellte sich, nicht wie bei Paganini die diabolische Legende, sondern der prickelnde und spannende Reiz eines angefangenen Romans. Jedermann, namentlich jede Frau, glaubte Anspruch auf ein Capitel darin zu haben. Sein Erscheinen hatte etwas von einem in zwanglosen Heften weiter spielenden schönen Schicksal. Alle Pulse schlugen höher, wenn die nächste Stunde seinen Namen trug. Er warf wol auch wie die Welle Steine und Sand auf, immer aber brachte er, wie sie, Bewegung und Erfrischung.

Bei einer solchen Natur ist der Verbrennungsproceß ein außerordentlich rascher. Kein Wunder, wenn bei der Heftigkeit des Stoffwechsels ein erhöhtes Temperaturgefühl habituell wird. Liszt ist ohne starke Erregung kaum zu denken. Nun gibt es aber in der moralischen Welt, wie in der physischen das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, ohne welches die Erregungskreise blind durcheinander wüthen und das Individuum entweder aufreiben oder verzerren würden. Ein übermenschliches Maß

von Lebenskraft hat Liszt vor der Aufreibung bewahrt; vor der Verzerrung konnte es ihn nicht ganz bewahren. Ein kleiner aber tragischer Anflug von Caricatur, so geistreich freilich, als er gedacht werden kann, liegt über der ganzen Figur, theilt sich Allem mit, was von ihr ausgeht. Es ist wahr, dieser kleine Zug in's Satirhafte ist nicht ohne Reiz, weil er zum Theil der bildliche Ausdruck von überschüssiger Kraft ist; allein er verträgt sich nicht mit unserer Vorstellung von höchster Kunst. Das Höchste in der Kunst ist jener große Stil, den nur die Ruhe hat, der nicht den wirklichen Kampf, sondern nur sein Bild, das erhabene Spiel, ausdrückt. Diese Ruhe fehlt Liszt; ich glaube sogar, er hat sie niemals als Ideal betrachtet und daher auch niemals erstrebt. Er ist wie das ewige Feuer. Drohen die Flammen zu erlöschen, so wird er unmuthig und in seinem Unmuth raffinirt. Im Raffinement greift er zu Gegensätzen, er geräth vom Süßen in's Saure und bei diesem Uebergang in die Grimasse.

Liszt's Entwickelung ist nicht zu verstehen, ohne daß man seinen autodidaktischen Bildungsgang und seine Internationalität in Rechnung zieht. Er war in einem Alter berühmt, wo Andere noch auf der Schulbank sitzen. Diese hatte er eigentlich übersprungen. Schon in der frühesten Jugendzeit war er das Genie mit allen seinen Attributen, mit der Fähigkeit im Fluge zu erhaschen, wozu gewöhnliche Menschen der harten Arbeit bedürfen, mit dem Spürsinn für unentdeckte Quellen, dem Instinct für das, was dem jeweiligen Bedürfniß seines Geistes am günstigsten war, dem Mutterwitz des Unterscheidens und der fürstlichen Gelassenheit, welche unerschöpflichen Hilfsmitteln eigen ist. Die Schilderung, wie der junge Liszt sich in Paris im Kreise bedeutender Männer und Frauen in seiner vernachlässigten Bildung aufzubessern suchte, halte ich für die beste Partie im Ramann'schen Buche. Ein gewöhnlicher Mensch geht in solchem Kreuzfeuer zu Grunde, ein Genie fühlt sich wohl darin und prosperirt. Nur Eins ist zu bedenken. Bildungsnäthe, welche allzu kraus durcheinander laufen, verwachsen nie ganz. Man kann auf diesem Wege ein großes Original werden, aber kein Classiker, unter classisch hier nur eine bestimmte Zeitdauer unbestrittener Herrschaft in der Kunst verstanden.

Den Mißstand unmethodischer Erziehung hätte Liszt bei seinen ungewöhnlichen geistigen Anlagen vielleicht überwunden, wäre nicht etwas Anderes hinzugetreten, wogegen sich schwerer ankämpfen ließ, die internationale Kreuzung. Von Geburt Ungar, hat er große Abschnitte seines Lebens in Frankreich, Deutschland und Italien verbracht, und zwar nicht nur äußerlich. Er hat viel von dem Erdreich dieser Länder in sich aufgenommen, so daß es oft den Eindruck macht, als kelterten sich die vier Trauben derselben zu einer Art von Weltwein in ihm, welcher die Eigenschaften aller umfaßte. Ein solches Weltarom ist sehr pikant, erschlafft aber auf die Dauer, weil es kosmopolitische Nerven voraussetzt.

Die Verfasserin hat das Verhältniß Liszt's zur Gräfin d'Agoult, „la dernière grande Dame", wie sie sich gern nennen hörte, sehr eingehend geschildert; ob richtig, kann ich nicht beurtheilen. Aus Allem geht indeß hervor, daß ihre Schilderung wesentlich der Auffassung Liszt's gefolgt ist. Die Gräfin ist todt, zwei ihrer Kinder, ein Sohn und Blandine Ollivier ebenfalls; es war also nicht peinlich, die volle Wahrheit über sie zu sagen. Wie will die Verfasserin es aber mit einer anderen Frau halten, welche in dem Leben Liszt's eine ungleich wichtigere Rolle gespielt hat, und welche noch lebt? Das sind die traurigen Folgen von verfrühten Unternehmungen, wie diese Biographie eine ist. Man kann über diese Frau nicht sprechen, ohne in ein Privatleben zu greifen; und die Entschuldigung, daß diejenige, welche sich zur Gefährtin eines Mannes wie Liszt vor den Augen der ganzen Welt gemacht, die Rechte eines Privatlebens verwirkt hätte, deckt nur halb. Etwas Anderes ist es mit Liszt selbst. Große Männer sind vogelfrei; sie haben eigentlich kein Privatleben und müssen sich, wie Gott, jede Confession gefallen lassen.

Wieviel Urtheil die Verfasserin hat, das wird sie erst im zweiten Buche zeigen können, wo der große Wendepunkt in Liszt's Leben eintritt und der

Clavierspieler sich in den Componisten verwandelt. Ueber jenen sind wir Alle ebenso einig, wie über den Charakter des Mannes. Eine Kritik des Componisten, welche zugleich eine Auseinandersetzung mit der neudeutschen Schule wäre, liegt nicht in der Absicht dieses Referates. Nur einige Randbemerkungen gestatte man mir. Wenn man die musikalische Paradoxie einer Partitur damit erklären will, daß diese Paradoxie schon in dem der Partitur zu Grunde liegenden Programm vorgezeichnet war, so ist das ungefähr so, als ob Jemand die Dürftigkeit seiner Gedanken damit entschuldigen wollte, daß er dieselben bereits in Form einer Partitur auf dem Leihhaus verpfändet hätte. Der Kern der Sache ist doch dieser: Programm, also dichterische Idee, oder nicht; was wir wollen, das ist schöne und poetische Musik. Welche Umstände bei ihrer Erschaffung mitgeholfen, das hat nur ein genealogisches Interesse und gehört mehr vor das Standesamt, als in die Kirche. Es scheint übrigens, daß die Neudeutschen von dem Darwin'schen Gedanken der natürlichen Zuchtwahl ausgehen, indem sie meinen, ein unvollkommenes Organ, wie das philosophisch oder dichterisch musikalische Denken offenbar ist, ließe sich durch zweckeifrige Anpassung schließlich in ein zweckdienliches verwandeln, welches die Einheit von Gedanken und Ton, physiologisch verbrüdert, herstellte. Will man durchaus unorganische Kritik treiben und Gallerte für Begriffe geben, so kann man Niemand daran hindern.

Andeutungen, wie die Verfasserin über diese Materie denkt, fehlen nicht. Man braucht nur ihre Betrachtungen über die Jugendcompositionen des Meisters, der „pensée des morts" und andere zu lesen. Es ist eine Art philosophischer Milchstraße, aus der man sich die einzelnen Sterne herauslesen muß. Liszt ist — ich weiche hierin von vielen der bedeutendsten Musiker der Gegenwart ab — auch eine für die Composition entschieden beanlagte Natur. Was er aus diesen Anlagen gemacht, soll eine spätere Kritik ermitteln.

So schroff die Ansichten über diesen Punkt auseinander gehen, so einig sind sie über den Mann als solchen. Wie es unter den Fürsten hin und wieder künstlerische Naturen gibt, so unter den Künstlern fürstliche. Liszt war eine solche. Sein Edelmuth und seine Hilfsbereitschaft sind sprichwörtlich geworden und nichts illustrirt sie besser, als daß er in seinen alten Tagen zum armen Mann geworden ist, er, der als Krösus hätte enden können. Er mochte mit dem Dichter denken, daß sich opfern, nur sich gestalten heißt. Am verehrungswürdigsten in ihm war ein apostolischer Zug. Was er für Schubert und Wagner gethan, weiß jedes Kind; aber nicht Alle wissen, mit welch schönem und erhabenem Muth der Ueberzeugung er durch sein ganzes Leben für ausgezeichnete und unberühmte Künstler eingetreten, wie er oft Spießruthen für sie gelaufen ist, durch nichts belohnt, als das Gefühl, einer guten Sache gedient zu haben. Man hat das Eitelkeit und Vorsehung spielen genannt. Welcher bedeutende Mensch wäre denn nicht eitel? Eitel sein heißt nichts Anderes, als sich einer bestimmten Wirkung auf die Menschen bewußt sein; und wie hätte das Liszt nicht sein sollen, dem der halbe Erdkreis zu Füßen gelegen? Es gehörte viel mehr Muth als Eitelkeit dazu, für Berlioz und Wagner seiner Zeit einzutreten, wie er es gethan hat. Er war ein Charakter und hatte ein makelloses Herz. Sein wundervoller Brief an das Bonner Beethoven-Comité, in welchem er, den filzigen Gang der Subscription für das Monument des großen Mannes zu enden, den ganzen Rest der noch ungedeckten Summe in Höhe eines kleinen Vermögens zeichnete, ehrt ihn ebenso wie seine stolze Zurückhaltung gegen Louis Philipp, und wie ihn hundert andere Züge ehren, die man aus seinem Leben kennt. Louis Ehlert.

Thomas Carlyle.

Geb. 4. December 1795, gest. 5. Februar 1881.

Obwol die Nachricht vom Tode Carlyle's nicht unerwartet gekommen ist, so hat sie doch erschütternd gewirkt auf weite Kreise. Seit längerer Zeit leidend und über 85 Jahr alt, hat er mehr als die Zeit erfüllt, welche nach den Worten des Psalmisten unser Leben währet; aber nun, da er gegangen, haben selbst wir, die wir ihn nur aus seinen Büchern kannten, das Gefühl eines persönlichen Verlustes. Denn es war nicht möglich, seine Bücher zu lesen, ohne stark ergriffen zu werden von der Persönlichkeit, die hinter denselben stand; noch war es möglich, sie jemals wieder zu vergessen. Wie mit Flammenschrift schrieb er sich in das Gedächtniß seiner Leser ein. Er war der subjectivste und einer der gewaltigsten Schriftsteller; als Biograph und Historiker, als Philosoph und Moralist immer nur von einer Idee beherrscht, die ganz die seine war, und der er Ausdruck gab in einer Sprache, die vor ihm Niemand gesprochen — zuweilen dunkel und geheimnißvoll und in Worten, die er selbst geprägt, zuweilen wie mit einem Blitzstrahl weite Strecken der Geschichte, Höhen und Abgründe, beleuchtend, so daß man sie fortan nur noch unter seinem Lichte sieht — zuweilen von einer sanften und tröstenden Beredtsamkeit, zuweilen erbarmungslos, herbe, hart, bitter, richtend und verwerfend: immer aber hindeutend auf das Eine, was die Wahrheit seines Lebens war. Ein Mann, der von Allem, was sich zum Vergleiche bietet, die meiste Aehnlichkeit hatte mit den Propheten des Alten Bundes. Sie verkündeten den einen, einzigen und lebendigen Gott; er verkündete die großen und gottbegeisterten Männer, die Helden, die sichtbaren Führer und Leiter ihres Geschlechtes. Er war kein Ungläubiger; aber sein Glaube war derjenige der modernen Menschheit, in eine Formel gebracht, die Jeder und von jeder Confession annehmen kann. „Der Mensch soll sein Werk thun: die Frucht desselben ist die Sorge eines Anderen als er." Noch weniger war er ein Skeptiker: mit dem Zweifel allein, wenn man ihr nichts Anderes zu geben vermag, ist der Welt nicht geholfen.

Einer seiner Landsleute, Mr. Grant, hat vor Kurzem an eben dieser Stelle [1]) nachgewiesen, was in einer denkwürdigen Krise des englischen Geisteslebens Carlyle als Lehrer und Moralist seinem Zeitalter gewesen. Auch dort waren in zahllosen Gemüthern, namentlich der Jugend, die Fundamente des alten Glaubens erschüttert; aber der neue Glaube, den Carlyle predigt, ist sehr verschieden von dem, welchen einer unserer eignen ernsten Denker uns als sein Vermächtniß hinterlassen hat. Für Carlyle ist das Göttliche nicht todt; es lebt, lebt ein ganz individuelles Leben und offenbart sich immer wieder in den großen Menschen, mögen sie nun Cromwell oder Friedrich heißen. Sie sind es, die die Geschichte machen; sie, die das Geschick der

[1]) Deutsche Rundschau, 1880, Band XXIV, S. 417 ff.: „Thomas Carlyle als Moralist", von Charles Grant.

Menschen und der Völker auf weit hinaus bestimmen. Der Eindruck, den sie gemacht, kann nie mehr verwischt werden. Carlyle ist ein Verächter des profanum volgus; in zürnender Rede fährt er her über die Diener des Baal, wie Jesaiah, und er klagt, wie Jeremiah, über die Hartnäckigkeit Derer, die nicht glauben an die Botschaft und Lehre der Gottgesandten. Er verurtheilt zum Untergang eine Gesellschaftsordnung, die auf Falschheit und Lüge gebaut ist. Aber er ist kein Pessimist. Er glaubt an eine Bestimmung und Zukunft des Menschen. Das Leben ist, nach ihm, ein kurzer Lichtblick zwischen zwei Ewigkeiten; jeder Tag der Zusammenfluß von zwei Ewigkeiten. Er hat ein tiefes Sehnen nach dem Unendlichen.

In der schönen Gedächtnißrede, welche Dean Stanley dem berühmten Todten in Westminster-Abtei hielt, findet sich aus einem noch unveröffentlichten Werke Carlyle's folgende Stelle: „Vor drei Nächten, als ich nach Mitternacht hinaustrat und aufwärts nach den Sternen blickte, welche klar und zahlreich waren, da erfaßte mich's mit einer seltsamen neuen Art von Empfindung. In einer kurzen Weile werde ich auch euch zum letzten Male gesehen haben — Gott des Allmächtigen eigenes Theater der Unermeßlichkeit, des Unendlichen, das mir greifbar und sichtbar gemacht ist. Auch das wird geschlossen, mir in das Gesicht geschleudert sein und ich werd' es niemals mehr schauen! Der Gedanke dieser ewigen Beraubung, selbst dieser, wiewol sie nur ein Nichts ist im Vergleich, war traurig und schmerzlich für mich. Und dann erhob sich ein zweites Empfinden in mir: Was aber, wenn die Allmacht, welche in mir diese Frömmigkeit, diese Ehrfurcht und unbegrenztes Vertrauen entwickelt hat, in Wirklichkeit gesagt haben sollte: „Ja, arme Sterbliche, denjenigen von Euch, die so weit gegangen sind, soll es gestattet sein, weiter zu gehen. Hoffet; verzweifelt nicht."

Als Emerson vor fünfzig Jahren Carlyle besuchte, zu der Zeit, wo dieser noch in seinem Hochlandheim weilte, da machten sie zusammen einen weiten Spaziergang über lange Hügel. „Dort setzten wir uns nieder und sprachen über die Unsterblichkeit der Seele. Es war nicht Carlyle's Fehler, daß wir über diesen Gegenstand sprachen; denn er hatte die natürliche Abneigung jedes regen Geistes, gegen Mauern zu rennen, und liebte nicht, sich dahin zu stellen, wo man nicht vorwärts schreiten kann. Aber er war ehrlich und wahr, und erkannte die feinen Glieder, welche Zeitalter verbinden und sah, wie jedes Ereigniß die ganze Zukunft beeinflußt. „Christus starb am Kreuze; das baute die Kirche von Dunscore dort unten; das brachte Sie und mich zusammen. Die Zeit hat nur ein relatives Dasein."

Vergessen wir über Dem, was Carlyle seinem Volke war, nicht das, was er — der Biograph Schiller's, der Uebersetzer Goethe's, der Geschichtschreiber „Friedrichs, genannt des Großen" — unserem Volke gewesen ist: ein treuer und zuverlässiger Freund in der Stunde der Noth. Als beim Ausbruch des Krieges von 1870 die öffentliche Meinung Englands einen Augenblick schwankte, da stand er auf und erhob seine mächtige Stimme und verkündete unser gutes Recht und wünschte uns den Sieg. Groß und weit und allgemein in Deutschland war die Sympathie für Carlyle; darum ziemt es sich wohl, daß auch wir einen Kranz auf sein Grab niederlegen. Wir werden seine Stimme nicht wieder hören. Wo Carlyle war, da herrscht nun Schweigen. Aber — wie er gesagt — dieses „Schweigen ist göttlich und vom Himmel." Silence is divine and of Heaven.

---

o. β. **Deutsche Illustrirte Volksbücher** von Berthold Auerbach. Mit 400 Bildern nach Originalzeichnungen von W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, L. Richter, M. v. Schwind, P. Thumann u. A. 3 Bände. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung. (Ohne Jahr.)

In drei stattlichen Bänden hat Auerbach eine dankenswerthe Auslese seiner reichen Erzählungen aus alter und neuer Zeit veranstaltet, welcher wir die weiteste Verbreitung in unserem Volke wünschen. Denn wirklich gute „Volksbücher“ sind in Deutschland noch immer selten und unter den Schriftstellern von Rang, welche stets und mit größtem Erfolg eine Wirkung auf breite Schichten der Nation erstrebt haben, steht Auerbach an erster Stelle. Ueber den poetischen Werth dieser Dichtungen ist kaum etwas Neues zu sagen: wie in so vielen Auerbach'schen Werken muß sich auch hier der scharf beobachtende, realistische Erzähler, der die einfachen Empfindungen der niederen Stände in aller Treue und ohne jedes Plus wiederzugeben strebt, häufig gegen den klugen, geistreichen Kopf zur Wehre setzen, der unvermerkt das eigene Fühlen in seine Personen hineinträgt, der tausend Reflexionen an den Mann zu bringen hat, tausend weise und gute Worte zu sagen weiß, — und der Ausgang dieses Kampfes ist nicht immer für den Dichter so günstig, wie beispielsweise in der prächtigen Geschichte von „Adam und Eva“. Auch eine gewisse Sentimentalität, die sich insbesondere in der allzu weichen und empfindungsseligen Charakteristik der historischen Persönlichkeiten kundgiebt, in der Charakteristik von Franklin und Joseph dem Zweiten, von Gellert und Rückert, und eine ausgesprochene Neigung, alle, auch die kleinsten Lebensvorgänge, den Händedruck zwischen Gellert und einem Bauern, den ersten Trunk aus dem Schulbecher, symbolisch auszudeuten, finden wir in diesen Erzählungen wieder; aber ebenso finden wir den warmen Idealismus des Dichters in ihnen wieder, die mannhaft patriotische Gesinnung, seine Begeisterung für Humanität und wahre Religiosität, das schöne ethische Pathos im Kampfe gegen Lüge und Heuchelei. Auf alle Interessen des Volkes richtet er sein mildes und doch so scharfes Auge und unbarmherzig deckt er die kleinen und die großen Schäden auf, die er bei seinen Fahrten durch das Land, im Gespräch mit Angehörigen aller Stände, da und dort und überall gefunden hat. Am liebsten nehmen seine Mittheilungen den Ton von Memoiren an: Denkwürdigkeiten eines Familienvaters, Aufzeichnungen einer Mutter oder eines Abgeordneten, Erinnerungen eines Pfarrers, Briefe von Officieren, Turnern und Schützen — alles das findet sich in dem schönen Buche vereinigt, und es legt von dem weiten und freien Blick seines Autors ein beredtes Zeugniß ab.

oβ. **Kain** von **Gustav Kastropp.** Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1880.

Gedankenepen von der Art des vorliegenden pflegen von Publicum und Kritik mit einem gewissen scheuen Respect aufgenommen zu werden, der sich begnügt, vor dem „Ernste der Arbeit“, dem „hohen Flug der Intentionen“ seine Reverenz zu machen, und über den poetischen Werth bescheiden die Meinung zurückhält. Um so nöthiger wird es für eine unbefangene Betrachtung, ein rücksichtsloses Urtheil auszusprechen, das heißt in unserm Falle das Urtheil, daß ein hölzernes und seelenloses Product, wie dieser „Kain“, für die deutsche Literatur ganz und gar bedeutungslos ist. Jeder gebildete Mann, der sich täglich etwa von neun bis elf an den Schreibtisch setzen mag, ist befähigt, allmälig einen solchen Koloß auf thönernen Füßen zu errichten. Das kleinste lyrische Gedicht, die einfachste Erzählung irgend eines beliebigen Autors kann reicheres Talent beweisen, als dieses Werk von 376 Seiten, das sich mittelst Lesefrüchten aus Milton und Byron, aus Geßner und Klopstock mühselig genug zusammensetzt und jeglicher Gestaltungskraft und jeglichen poetischen Lebens baar ist. Der fromme Abel und die taubensanfte Ada, die an schäferliche Vorsündfluthlichkeiten erinnern, der gute Adam und seine Eva, die sich hausmütterlich beschäftigt „den Staub von jeglichem Geräth zu wischen“ (221), Adonai und Lucifer, und der prometheische Kain — alle sind ohne Individualität und ohne Farbe. Ein Zusatz von Richard Wagner („wehende Feuerlohe“ 181, „Götterdämmerung“ 331, Geschwisterliebe, unklarer Pessimismus, brennende Sinnlichkeit und schlaffe Frömmelei) und von Hamerling'scher Philosophasterei („Versuchung bin ich, bin die Sünde, ich bin der Taumel, bin das Entzücken“) vermögen die Anziehungskraft der reizlosen Mischung nicht zu erhöhen. Nicht einmal in formeller Beziehung können wir das Werk gelten lassen, denn auf Schritt und Tritt begegnen die häßlichsten Wortstellungen und aus dem getragenen Tone, den der Dichter anschlägt, fällt er alle Augenblicke heraus in die reinste Prosa. Daß man im Jahre 1880 Verse schreiben darf, wie: „Willst du niemals denn von Kindern sein umgeben“ oder „Nimmer will jemals ich den bösen Mächten wieder gewähren Einlaß in mein Herz“ — ohne nimmer jemals allgemein zu werden ausgelacht, ist als Phänomen immerhin bemerkenswerth.

βκρ. **Bericht** über die Verwaltung der königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden, in den Jahren 1878 und 1879. Dresden. 1880.

Eine genaue Zusammenstellung aller der Daten, welche man in einer Publication, die obigen Titel trägt, irgend zu suchen geneigt wäre. Die Gebäude, das Personal, das Budget, die Erwerbungen, die Statistik des Besuches sind gleichmäßig berücksichtigt. Die neuen Erwerbungen für die Gemäldegalerie haben 1878 rund 58,000 Mark, 1879 69,000 Mark gekostet, für die Kupferstichsammlung wurden 7000 resp. 6000, für die Gypsabgüsse 2000 resp. 5000 Mk. ausgegeben 2c. Wie in Berlin sind auch in Dresden eine Reihe von Kupferstichen und Radirungen in Auftrag gegeben worden. Interessant ist der Besuchsstundenplan. Die Dresdener Gemäldegalerie wird Montag gezeigt: an diesem Tage kostet der Eintritt $1\frac{1}{2}$ Mark. Dienstag freier Eintritt, Mittwoch 50 Pf., Donnerstag und Freitag frei, Sonnabend 50 Pf., Sonntag frei. Wir möchten diese Einrichtung mit dem Zusatze auch für Berlin empfehlen, daß Mittwoch und Sonnabend

als die Tage festgesetzt würden, an denen die, bei der heutigen unumschränkten Besuchsmethode der Indiscretion des großen Publicums wegen fast unmöglichen gelehrten Vorlesungen abgehalten werden könnten. Universität, Kunstakademie, Bauakademie, Gewerbeschule zc. haben ebensogut wie das allgemeine Publicum ein Recht, die öffentlichen Kunst-Sammlungen für ihre Zwecke rationell zu verwerthen.

βxy. **Stil-Lehre der architektonischen Formen der Renaissance.** Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht verfaßt von Alois Hauser, Architekt, k. k. Professor für Stillehre an der Vorbereitungsschule und an den Fachschulen zc. zc. Mitglied der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, Conservator für Wien. Mit 100 Original-Holzschnitten. Zweite Auflage. Wien. 1880.

Eine ganz ausgezeichnete Arbeit, von der nur zu wünschen wäre, daß nicht Wien 1880, sondern Berlin 1880 am Schluß des Titels stände. Daraus würde folgen, daß wir eine Central-Commission für Erforschung und Erhaltung unserer Denkmäler, sowie einen Conservator für Berlin hätten. Der Text ist knapp, übersichtlich und sorgfältig geschrieben, die Holzschnitte, von Günther, Grois und Rücker in Wien sind vorzüglich.

βxy. **Gottfried Semper.** Ein Bild seines Lebens und Wirkens mit Benutzung der Familienpapiere von Hans Semper, Prof. der Kunstgeschichte in Innsbruck. Berlin, Calvary & Co. 1880.

Der Schluß der leider nur 35 Seiten langen Schrift sagt: „Wenn diese biographische Skizze lückenhafter ausgefallen ist als sie von einem Sohne vielleicht erwartet wird, so sei darauf hingewiesen, daß Zeit und Raum ein tieferes Eingehen nicht gestatteten, sowie daß eine eingehende Biographie zwar vorbereitet wird, das Material hierzu jedoch sich vorwiegend in den Händen des ältesten Sohnes Manfred befindet und ein erschöpfender Austausch hierüber bei der Kürze der Zeit, die dieser vorliegenden Arbeit zugemessen, nicht möglich war. Zugleich sei zu wissen gegeben, daß auch der wissenschaftliche Nachlaß des Verstorbenen, der sich vorwiegend in des Unterzeichneten Händen befindet, für die Publication vorbereitet wird."

Möchten diese Versprechungen und Aussichten sich recht bald erfüllen. Einstweilen bleibt Hans Semper's kurze Biographie seines Vaters sehr dankenswerth.

βxy. Livre d'Esquisses de Jaques Callot dans la collection Albertine à Vienne, avec 50 Héliogravures en fac-simile et 8 Vignettes publié par Moritz Thausing. Wien, H. O. Miethke. 1880.

Die Heliogravuren gehören zu den besten, die wir kennen. Sehr interessant sind Callot's Federzeichnungen nach Holbein's Todtentanz. Darunter der von zwei Gerippen überfallene Weinfuhrmann. Dieses Blatt haben wir hier in ausführlicherer Gestalt vor uns als der Holzschnitt es zeigt, so daß Thausing's Vermuthung eine durchaus gerechtfertigte ist, es hätten Callot für diese Blätter vielleicht Holbein's eigne Zeichnungen vorgelegen.

βxy. **Evangeliorum codex graecus purpureus Rossanensis,** litteris argenteis sexto ut videtur saeculo scriptus picturisque ornatus. Seine Entdeckung, sein wissenschaftlicher und künstlerischer Werth dargestellt von Oscar v. Gebhardt (Göttingen) und Adolf Harnack (Gießen). Mit 2 facsimilirten Schrifttafeln und 17 Umrißtafeln. Folio. Leipzig, Giesecke und Devrient. 1880.

Fügen wir dem ausgiebigen Titel hinzu: auf brillantem Papier und in würdigster Ausstattung.

Zwei junge Gelehrte, welche eine in einem kleinen Neste Calabriens so gut wie unbekannt daliegende Handschrift zu Ehren bringen. Die Liebe zur Sache, mit der hier vorgegangen ist, die Sorgfalt, mit welcher die zu trockener, sogenannter streng wissenschaftlicher Behandlung einladende Beschreibung zu einer stilistisch angenehmen Lectüre gemacht worden ist, verdient die entschiedenste Anerkennung. Wer für die neuere Kunstgeschichte in ihren Anfängen Interesse hat, kann diese Publication mit der Ueberzeugung in die Hand nehmen, Viel aus ihr zu lernen. Die Illustrationen, welche im Codex selbst, wie wir lesen, sorgfältig und glänzend ausgemalt sind, werden zwar nur in Umrissen gegeben, ihre farblose Beschaffenheit jedoch durch die Beschreibung ergänzt. Einige dieser Scenen wirken wie Illustrationen aus dem öffentlichen Leben der antiken Zeit. So die Verhandlungen vor Gericht und überhaupt diejenigen, wo der Inhalt des Ereignisses durch lebhafte Gesticulation angedeutet werden konnte. Ueber den Werth der Handschrift für die Kritik der Evangelien haben wir hier nicht zu entscheiden. Zwei Blätter des Evangeliums des Matthäus sind in voller Reproduction des originalen Aussehens gegeben: violetter Grund mit silbernen Buchstaben.

ρ. **Rabelais' Gargantua und Pantagruel.** Aus dem Französischen von F. A. Gelbcke. 2 Bde. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Durch diese Neu-Uebertragung von Rabelais' Werk wird unser Bücherschatz in der erfreulichsten Weise vermehrt. Die Regis'sche Uebersetzung ist eine Rarität geworden und kaum noch zu haben; zudem ging sie von antikisirenden Voraussetzungen aus, welche durch Künstelei den Sinn verdunkelten, anstatt durch Natürlichkeit das Entlegene näher zu bringen, wie sie ihrerseits durch Anhäufung des Notenmaterials das Verständniß mehr erschwert als erleichtert. Die vorliegende Uebersetzung von Gelbcke liest sich ganz bequem und kommt dem Wunsche weiter Kreise nach einem Buch entgegen, welches für das 16. Jahrhundert von großer Wichtigkeit ist und in Deutschland — außer in der gelehrten Welt — eigentlich nur vom Hörensagen bekannt war. Daß das Buch darum heutigen Tages und bei uns viele geduldige Leser finden, und wenn es sie findet, dieselben besonders amüsiren wird, bezweifeln wir. Denn es widerspricht gar zu sehr nicht nur unsern Anschauungen in Bezug auf das, was ästhetisch

zulässig, sondern sein grotesker Humor ist auch von einer Art, der wir ziemlich fremd gegenüberstehen. Aber Jedem ist doch nun Gelegenheit gegeben, den berühmten Roman kennen zu lernen, welcher seit dreihundert Jahren seine Stellung in der Weltliteratur behauptet und in Frankreich noch immer zu den Büchern gehört, die beständig neugedruckt und gelesen werden. Herr Prof. Gelbcke hat seine äußerst schwierige Arbeit gut gethan und die Verlagsbuchhandlung die beiden Bände sehr geschmackvoll ausgestattet. Die Sitte, die Bücher gebunden auszugeben, bricht sich in Deutschland immer mehr Bahn und das Bibliographische Institut geht mit gutem Beispiele voran.

ρ. **Perles de la Poésie française contemporaine.** 2me édition, revue et augmentée considérablement. Sneek, H. Pijttersen T. fils. 1880.

Nach Form und Inhalt ein ausgezeichnetes Buch, welches uns aus Holland zukommt; wol aber verdient, auch in Deutschland anerkannt zu werden und ganz geeignet, in eine fühlbare Lücke zu treten. Wir haben keine Sammlung, welche so resolut in die neueste Bewegung französischer Dichtung sich mitten hineinstellt, wie diese: sie beginnt ungefähr da, wo unsere Sammlungen abzuschließen pflegen. Sie gibt uns die drei Dichtergenerationen der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, in welche Victor Hugo mit der „légende des siècles“ und der „art d'être grand-père“ noch hineinragt. In der zweiten Generation finden wir, neben Leconte de Lisle, Theodore de Banville, Henri de Bornier und André Theuriet, besonders Sully Prudhomme, der ihr gewissermaßen den unterscheidenden Charakter gibt; und in der dritten, die mit François Coppée beginnt, eine ganze Plejade neuer Namen, von denen Paul Déroulède augenblicklich am meisten genannt sein mag. Das Jahr 1870 macht sich laut vernehmlich in dieser dritten Abtheilung; allein wir stehen den Ereignissen fern genug, um den Schmerz der Besiegten würdigen zu können, und wir müssen dem Tacte des Herausgebers die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Nichts aufgenommen hat, was unsere Empfindlichkeit zu reizen vermöchte. Sehr werthvoll sind die biographischen Notizen, welche — namentlich bei den Dichtern jüngsten Datums — sonst kaum zu haben sind. Warum aber, da diese französisch gegeben, sind die nur seltenen Anmerkungen zum Text in holländischer Sprache verfaßt? — Die Ausstattung zeugt vom feinsten Geschmack.

ε. **Der moderne musikalische Zopf.** Eine Studie von Emil Naumann. Berlin, Rob. Oppenheim. 1880.

Der Verfasser geht in dieser Sammlung von Aufsätzen den Verächtern der Sonate, den Programmatikern und Leitmotivlern mit scharfen Waffen zu Leibe. Ein Aufsatz über das dynamische Raffinement bei der Darstellung classischer Musikwerke und eine Schutzrede für das einzuhaltende, althergebrachte Da Capo in Instrumentalsätzen eröffnen den Feldzug. Den Schluß bildet natürlich die unvermeidliche Wagnerfrage. Naumann gehört zu den Moderados; er vertritt überall den gesunden Kunstverstand und wendet sich mit gleicher Lebhaftigkeit gegen beide extreme Parteien. Am gelungensten erscheint der Aufsatz über das „Leitmotiv“, welches mit vielem Geist bis auf die Hieroglyphen — und Keilschrift zurückgeführt wird, welche der Verfasser sehr treffend „Ideographie“ nennt. Naumann hat ein ausgesprochenes Talent für die Parallele, aber er läßt sich durch die Hypertrophie der Vergleichsucht leicht zu gewagten Schlüssen hinreißen. Am schlimmsten hat hierunter der erste Band seiner „Die Tonkunst in der Culturgeschichte“ gelitten, wo der an sich glückliche Gedanke, dem Gesetz des goldenen Schnittes auch in der Architektonik der musikalischen Kunst nachzuspüren, zu phantastischen Conclusionen geführt hat. Wäre Naumann in diesem seinem Beruf, Berührungspunkte zwischen den Bewegungen der einzelnen Künste zu suchen, vorsichtiger, besäße er namentlich das Talent, sich niemals zu wiederholen und Alles, was er sagt, auf der Hälfte des Raumes zu sagen, so wäre ein kleines Buch wie das vorliegende sowol wegen seines Reichthums an Stoff, wie der vielseitigen Bildung des Verfassers recht schätzbar.

γ. **K. A. Kaltenbrunner's Geschichten aus Oberösterreich.** Herausgegeben von Hedwig von Radics-Kaltenbrunner. Mit einer Biographie. Preßburg und Leipzig, Gustav Heckenast Nachfolger. 1880.

Als Dialectdichter war Kaltenbrunner einst neben Stelzhamer und Seidl vielgenannt und er verdiente als solcher die Sympathie seiner österreichischen Landsleute. Als Erzähler war er, wie sich aus der von seiner Tochter veröffentlichten Nachlassenschaft ergibt, weder originell noch gewandt. Diese fünf Geschichten könnten ebenso gut Geschichten aus Bayern, Franken, Thüringen sein; sie besitzen keinen Localcharakter. Außerdem aber sind sie auch in Erfindung, Durchführung und Charakteristik äußerst einfach, um nicht zu sagen simpel und dem Andenken des trefflichen Mannes wäre zu wünschen gewesen, daß seine Tochter ihre Pietät in anderer Weise als durch die Publication dieser Erzählungen bethätigt hätte. Am gelungensten ist noch die erste Geschichte „Bäuerin und Majorin“, womit aber nicht gesagt sein soll, daß sie in irgend welcher Weise über das Maß eines naiven Dilettantismus hinausreiche.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. Februar zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Annuaire de L'Institut de Droit International. Troisième et quatrième annees. II. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Ariost's Rasender Roland. Illustrirt von Gustav Doré. Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten. Metrisch übersetzt von Hermann Kurz. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse. Lfg. 9. 10. Breslau, S. Schottlaender.

Aristophanes. — Des Aristophanes Werke. Uebersetzt von Joh. Gust. Droysen. 3. Aufl. 1. 2. Theil. Leipzig, Veit & Comp. 1881.

Bauer. Verschollene Herzensgeschichten. Nachgelassene Memoiren von Karoline Bauer. Bearbeitet von Arnold Wellmer. III. Berlin, L. Gerschel. 1880.

Beaconsfield. — Endymion. Von Earl of Beaconsfield. (Benjamin D'Israeli.) Aus dem Englischen von Professor Dr. G. Böttger. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Béranger. — Lieder von P. J. von Béranger. Uebersetzt von Georg Weber. Kiel, Lipsius & Tischer. 1881.

Bericht über die vom Deutsch-österreichischen Lesevereine der Wiener Hochschulen veranstaltete Feier des hundertjährigen Gedenktages der Thronbesteigung Kaiser Joseph II. Wien, Deutsch-österreichischer Leseverein.

Berichte, Literarische aus Ungarn. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. IV. Band. 4. Heft. Budapest, C. Knoll. 1880.

Bismarck. — Ausgewählte Reden des Fürsten von Bismarck. Gehalten in den Jahren 1862—1880. 2. Theil. Reden aus den Jahren 1871—1880. Mit Anhang: Reden aus den Jahren 1847—1852. 1. Heft. Berlin, Fr. Kortkampf. 1880.

Booch-Arkossy. — Ausführliches Lehr- und Lesebuch zum fertigen Sprechen und Schreiben der französischen Sprache. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht Gebildeter bearbeitet von Director Dr. F. Booch-Arkossy, unter Mitwirkung von Emile Labaite. II. Cursus. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Booch-Arkossy. — Supplement zum ausführlichen Lehr- und Lesebuche der französischen Sprache. Herausgegeben von Director Dr. F. Booch-Arkossy und Emile Labaite. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Bucher. — Der Parlamentarismus wie er ist. Von Lothar Bucher. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Cassel. — Für ernste Stunden. Betrachtungen und Erinnerungen, gesammelt von Dr. Paulus Cassel. 2. Aufl. Berlin, J. A. Wohlgemuth's Verlagsbuchhandlg. (M. Herdig.) 1881.

Corrodi. — Der Sang vom Aerger. Von August Corrodi. Zürich, Trüb'sche Buchhdlg. 1881.

Dichtungen des Auslandes. Band IX. Rumänische Dichtungen. Deutsch von Carmen Sylva. (Fürstin Elisabeth von Rumänien.) Herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881.

Dipold, Georg. — Roman aus der Zeit des Bauernkrieges. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881.

Dittmer. — Die deutsche Wasch- und Plättkunst. Handbuch zur Erlernung der Wäschebereitung in ihrem gesammten Umfange von F. Dittmer. Berlin, F. Lange. 1881.

Dom-Album. — Der Dom zu Köln im Kranze deutscher Dichtung. Mit einem Anhange: Geschichte und Beschreibung des Kölner Domes. Herausgegeben von Nicolaus Hocker und Carl Arenz. Köln, Jul. Püttmann.

Elze. — Lord Byron. Von Karl Elze. 2. vermehrte Ausgabe. Berlin, R. Oppenheim. 1881.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. van Zech. 1. Abthl., 15. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 6. Lfg. — 16. Lfg. Enthält: Handbuch der Mathematik. 6. Lfg. — 17. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie, 5. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880/81.

Effelborn. — Arrest in Hymens Fesseln. Lustspiel in 1 Aufzug von Karl Effelborn. Leipzig, O. Mutze. 1881.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 6. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Freese. — Kaiser Karl der Fünfte. Drama in fünf Acten von Arthur Freese. Berlin, F. Luckhardt. 1881.

Friedmann. — Don Juan's letztes Abenteuer. Drama in 2 Acten von Alfred Friedmann. Leipzig, C. Reissner. 1881.

Geflügelhof, Der. — Wochenschrift für Geflügelliebhaber, -Züchter und -Händler, zugleich Organ für bezügliche Acclimalisations-Bestrebungen. Unter Mitwirkung der hervorragendsten Fachkenner, herausgegeben von Dr. Karl Ruß. 1. Jahrg. Nr. 1. Berlin, L. Gerschel. 1881.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen 2c. 2c. Herausgegeben von Wilh. Oncken, 24.—28. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhdlg. 1880.

Geschichtslexikon. — Tagebuch der Geschichte und Biographie. Supplement zu Meyer's Conversations-Lexikon. Heft 3. Berlin, Aug. Bolm. 1881.

Gewerbehalle. — Redigirt von Adolf Schill in Stuttgart. 19. Jahrg. Lfg. 2. Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Glaß. — Gedichte von Richard Glaß. Altenburg, O. Bonde. 1881.

Goffel. — Sprichwörtliche Redensarten mit ihren Erklärungen, herausgegeben von J. Goffel, Prediger und Lehrer. Berlin, Adolf Stubenrauch. 1880.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwittw. Gräfin von Bernstorff. 2. Aufl., mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

H. — Conservativ und Liberal. Von A. H. Karlsruhe, J. J. Reiff. 1881.

Haunhorst. — Ueber den Einfluß der Ueberbürdung unserer Jugend auf den Gymnasien und höheren Töchterschulen mit Arbeit auf die Entstehung von Geistesstörungen. Ein Wort an das gebildete Publicum von Dr. Jul. Haunharst, Irrenarzt. 2. Auflage. Greifswald, Jul. Abel. 1881.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift herausgegeben von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 5. Jänner 1881. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Lfg. 3. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Hensel. — Die Familie Mendelssohn. 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Von S. Hensel. Mit 8 Portraits, gez. von Wilhelm Hensel. Zwei Bände. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, B. Behr's Buchhandlg. (E. Bock). 1880.

Heyse. — Die Weiber von Schondorf. Historisches Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Hertz. 1881.

Hillebrand. — Zeiten, Völker und Menschen von Karl Hillebrand. 5. Band. Aus dem Jahrhundert der Revolution. Berlin, R. Oppenheim. 1881.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 6—10. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1880.

Huth. — Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Von Alfred H. Huth. Auszugsweise umgearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1881.

Josefowitz. — Cromwell. Drama in 5 Aufzügen von H. Josefowitz. Berlin, Stuhr'sche Buchhdlg. 1880.

Jugend-Zeitung, Germanische. — Illustrirte Wochenschrift für Jugend und Haus. Heft 2. 3. Danzig. 1880.

Kirchmann, Katechismus der Philosophie. Von J. H. v. Kirchmann. 2. durchgesehene Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Kleinpaul. — Kreuziget ihn! Welsche Reiseabenteuer nach den Papieren eines Verstorbenen herausgegeben von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1881.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé. Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 28—36. Stuttgart, W. Spemann.

Kossuth. — Meine Schriften aus der Emigration. II. Band. Lfg. 17. 18. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pressburg, O. Stampfel. 1881.

Kraszewski. — Ausgewählte Werke von J. J. Kraszewski. 4.—6. Band: Die Sphinx. Roman. — 7. Bd.: Der dritte Mai. Historisches Drama in 5 Aufzügen. — Stahl und Eisen. Dramatisches Sprichwort. — 8. Band: Wie Herr Paul freite. — Wie Herr Paul heiratete. 2 Erzählungen. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von

Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 8. 9. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kunkel. — Der Consonant G in Deklamation und Gesang. Ein Beitrag zur Polemik in dieser Frage von Gotthold Kunkel. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 1881.

Kutzen. — Das Deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Von Prof. Dr. J. Kutzen. Dritte verbesserte und vielfach umgearbeite Auflage. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. Breslau, Ferd. Hirt, Verlags- & Kgl. Univ.-Buchhdlg. 1880.

Laufer. — Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien von W. Laufer. Berlin, A. Hofmann & Co. 1881.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 11—14. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Lenormant. — La Grande-Grèce. Paysages et histoire par François Lenormant. Professeur d'archéologie près la Bibliothèque Nationale. I. Paris, A. Lévy. 1881.

Lessing's Werke. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Lfg. 1. Wien, S. Bensinger's Verlag. 1881.

Litteraturdenkmale, Deutsche, des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 1. Otto. Trauerspiel von F. M. Klinger. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881.

Löher. — Ludwig Spach. Von Dr. Franz von Löher, Reichsarchiv-Director in München. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Loehnis. — Briefe meines Vaters. Herausgegeben von Ch. A. Loehnis. London, Trübner & Co. 1880.

Marchand. — Moines et Nonnes. Histoire Constitution, Règle, Costume et Statistique des Ordres Religieux. I. Paris, G. Fischbacher. 1881.

Martin. — Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England, von Theodore Martin. Mit Genehmigung ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. V. Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881.

Mernell. — Anna von Cleve oder die Gürtelmagd der Königin. Drama in fünf Aufzügen von E. Mernell. Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhdlg. 1881.

Mernell. — Otto der Große. Drama in fünf Aufzügen von E. Mernell. Stuttgart, C. Greiner'sche Verlagsbuchhdlg. 1881.

Möser. — Schauen und Schaffen. Neue Gedichte von Albert Möser. Stuttgart, Levy & Müller. 1881.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 23—25. (Schluss). Stuttgart, J. Engelhorn. 1881.

Naturkräfte, Die. — Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. XXX. Band. Die Schmarotzer mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen. Von Dr. Arnold Heller, o. ö. Professor der Medizin in Kiel. Mit 74 Holzschnitten und einer Karte in Farbendruck. München, R. Oldenbourg. 1880.

Nordlandfahrten. — Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Schenbe, H. von Wobeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen, von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. 3. Lfg. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Perels. — „Meine Krankheitsgeschichte!“ Aus dem Tagebuche eines Irren! Von Dr. Martin Perels. Loebau, R. Skrzeczek.

Pröhle & Euler. — Friedrich Ludwig Jahn's Leben von Dr. Heinrich Pröhle. Neu bearbeitet von Prof. Dr. Karl Euler. 8. 9. Lfg. Stuttgart, C. Krabbe. 1881.

Putlitz. — P. J. Proudhon, Sein Leben und seine positiven Ideen. Von St. Gans Edler Herr zu Putlitz. Dr. jur. et phil. Berlin, Wilh. Hertz. 1881.

Raimund. — Ferdinand Raimund's sämmtliche Werke. Nach den Original- und Theater-Manuscripten nebst Nachlaß und Biographie herausgegeben von Dr. Carl Glossy u. Dr. August Sauer. Mit Raimund's Porträt nach dem Original-Gemälde von Lampi, radirt von L. Michalek. II. Band. Wien, C. Konegen. 1881.

Religionsgebräuche. — Die abergläubischen, den talmudischen Juden von ihren Rabbinen vorgeschrieben, aber nur hie und da durchwegs noch beobachtet. Aus ältern und neuern Schriften. Neue Ausgabe. Bern, Rud. Jenni's Buchhdlg.

Report, Annual, of the Board of Regents of the Smithsonian Institution, showing the Operations, Expenditures, and Condition of the Institution for the year 1878. Washington. 1879.

Revue, Ungarische. Mit Unterstützung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy. Heft 1. Budapest, Franklin-Verein. 1881.

Reymond. — Das Buch vom bewußten und unbewußten Herrn Meyer. Humoristisches Supplement zu Hartmann's „Philosophie des Unbewußten“. In zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond. Mit 95 Illustrationen von H. G. Ströhl. 3. Aufl. Bern, G. Frobeen & Cie. 1880.

Reymond. — Das neue Laienbrevier des Häckelismus von M. Reymond. II. Theil: Exodus oder der Auszug des Menschengeschlechts aus Lemurien. Eine kritisch-analytische Komödie als Commentar zu Häckel's „Natürlicher Schöpfungsgeschichte“. 3. Auflage. Mit Illustrationen von F. Steub. Bern, G. Frobeen & Cie. 1879.

Reymond. — Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Des Pentateuch dritter und letzter Theil: Leviticus — Numeri — Deuteronomium oder das Entwickelungs-Evangelium und seine Propheten. In zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond. Mit Illustrationen von F. Steub. Bern, L. Frobeen's Verlag. 1880.

Reymond. — Neuer freier Parnaß. Bausteine zur culturhistorischen Reform der deutschen Nationalliteratur und Begründung einer exacten Dichtkunst. Aus den gemeinverständlichen Vorträgen des Herrn Magisters Vorwärts P. D. zusammengetragen und in zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond. Mit Illustrationen von H. G. Ströhl. I. Schiller und Goethe. Bern, L. Frobeen's Verlag. 1881.

Rosegger. — P. K. Rosegger's ausgewählte Schriften. Lfg. 3—6. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1881.

Roßmäßler. — Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. 3. Aufl. Durchgesehen und verbessert von Professor Dr. Moritz Willkomm. Mit 17 Kupferstichen, 90 Holzschnitten und 1 Bestandskarte in lith. Farbendruck. Lfg. 3. 4. Leipzig. C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1880.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 4. 5. Wien, A. Hartleben. 1881.

Rundschau, Philologische, Herausgegeben von Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig in Bremen. I. Jahrg. Nr. 1. Bremen, M. Heinsius.

Sacher-Masoch. — Galizische Geschichten von Sacher-Masoch. Neue Folge. Bern, L. Frobeen's Verlag. 1881.

Sacher-Masoch. Neue Judengeschichten von Sacher-Masoch. Leipzig, E. L. Morgenstern. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 63. Aus der Welt des Verbrechens. Von F. Gernerth, k. k. Oberlandesgerichtsrath in Wien.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XV. Serie. Heft 357. Die öffentliche Gesundheitspflege im alten Rom. Von Dr. J. Uffelmann. — Heft 358. Der Tempel zu Jerusalem während des letzten Jahrhunderts seines Bestandes nach Josephus. Von F. Spieß. Mit einer lithographirten Tafel. — Heft 359. Klimaänderungen in historischen Zeiten. Von Dr. Ludwig Pollage in Oels. — Heft 360. Der Tanz bei den Griechen. Von Prof. Dr. H. Flach in Tübingen. Berlin, C. Habel. 1881.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Nr. 20. Peter Cornelius von Hermann Kretzschmar. — Nr. 21. 22. Faustina Bardoni-Hasse von A. Niggli. — Nr. 23. 24. Johannes Brahms von H. Deiters. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Sanders. — Deutsche Sprachbriefe von Daniel Sanders. 2. Aufl. Brief 1. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg. 1880.

Sanders. — Neugriechische Grammatik nebst Sprachproben für die Fortbildung und Umgestaltung des Griechischen von Homer bis auf die Gegenwart. Rechtmäßige deutsche Bearbeitung des Handbook to

Modern Greek by Edg. Vincent and T. G. Dickson von Prof. Dr. Daniel Sanders. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Scherr. — Allgemeine Geschichte der Literatur. Ein Handbuch in 2 Bänden, umfassend die national-literarische Entwickelung sämmtlicher Völker des Erdkreises von Dr. Johannes Scherr, Professor der Geschichte. 6. neubearbeitete und stark vermehrte Auflage. Lfg. 1—8. Stuttgart, C. Conradt. 1880.

Schulze. — Skizzen Hellenischer Dichtkunst von Ernst Schulze. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1881.

Siegmund. — Aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus. Eine populäre Physiologie für gebildete Leser aller Stände. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Mit 500 Abbildungen. Lfg. 3—6. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Sperber-Niborski. — Krieg mit Rußland von Leon Sperber-Niborski. 1. Theil. Loebau, R. Skrzeczek.

Steuer's musikalisches Conversations-Lexicon. Ein Handbuch der Tonkunst. Theil 1. Tonkünstler-Lexicon. Herausgegeben zum Gebrauche für Musiker und Musikfreunde. Berlin, Schlesinger'sche Buch- & Musikhdlg. 1881.

Tennyson. — The poetical works of Alfred Tennyson. Copyright edition. Vol. VIII. Ballads and other poems. Leipzig, B. Tauchnitz. 1880.

Universal-Lexikon der Kochkunst. Wörterbuch aller in der bürgerlichen und feinen Küche und Backkunst vorkommenden Speisen und Getränke, deren Naturgeschichte, Zubereitung, Gesundheitswerth und Verfälschung. Zweite, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. 1. Lfg. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Universum, Das neue. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Lfg. 3. Stuttgart, W. Spemann.

Vischer. — Altes und Neues. Von Friedr. Theod. Vischer. 1. Heft. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1881.

Weißbrodt. — Gattenpflichten, christlich und ärztlich beleuchtet. Ein Hochzeitsbrevier für Brautleute und Vermählte. Nach dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkte bearbeitet von Dr. Karl Weißbrodt. Bern, L. Frobeen's Verlag. 1881.

Weißbrodt. — Luft und Duft als wahre Lebensquellen, oder wie wird und bleibt man munter, gesund und seuchenfest? Grundsteine zu einer einfachen und praktischen Gesundheitslehre nach Professor Gustav Jäger's neuester „Entdeckung der Seele" und anderen Autoritäten niedergelegt von Dr. Karl Weißbrodt. Bern, G. Frobeen & Co. 1880.

Wolff. — Konrad von Marburg. Drama in 5 Aufzügen von Louis Wolff. Kassel, G. Klaunig. 1881.

Zeichen der Zeit. Eine Monatsschrift für Religion, Philosophie und Gesellschaft in ihrer Zusammengehörigkeit. Von Prediger Dr. Chronik. 3. Jahrg. Dezemberheft. Berlin, W. Ißleib. 1880.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XV. Band. 6. Heft. Berlin, Dietrich Reimer. 1880.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. 1881. Heft 2. München, R. Oldenbourg.

Zeitschrift für Orthographie. Unparteiisches Centralorgan für die orthographische Bewegung im In- und Ausland. Unter Mitwirkung namhafter Fachmänner herausgegeben von Dr. Wilhelm Vietor, Wiesbaden. Nr. 1—3 October—December 1880. Rostock, W. Werther.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers &c. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 144. Ueber den Chorgesang in der evangelischen Kirche. Von R. v. Liliencron in Schleswig. Berlin, C. Habel. 1881.

Verlag von Gebrüder Paetel in [illegible]. Druck der [illegible] Hofbuchdruckerei in [illegible].
Für die Redaction [illegible]twortlich: Elwi[illegible] in Berlin.





